Eur 387 l

Hoffmann

Geschenk Fresenius

Digitized by Google

Digitized by Google

Lan 382 L

Hoffmann

Geschenk Fresenius

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Europa

und

seine Bewohner.

Ein

Hand- und Lesebuch

für alle Stände.

In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben

von

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann,

auswärtigem Ehren-Mitgliede der Royal Geographical Society of London, Mitgliede der pariser Société de Géographie, so wie mehrer anderer gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes.

In acht Bänden,

mit drei Karten, neun Städtegrundrissen und vielen andern Abbildungen.

FÜNFTER BAND,

enthält: Die Königreiche Frankreich und England.

bearbeitet von Dr. W. T. A. Zimmermann.

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

1837.

Digitized by Google

Die

Königreiche

Frankreich und England.

Von

Dr. W. T. A. Zimmermann.

Erste Abtheilung.

Das Königreich Frankreich enthaltend.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.
1837.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Seinem

vieljährigen Freunde

dem

Professor

August Zeune

in Berlin

Stuttgart, den 1. April 1837.

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann.

Digitized by Google

I.

Frankreich.

Digitized by Google

I.

Frankreich.

Geschichtliche Einleitung.

Frankreich, durch seine gedrängte, in sich gerundete, nach allen Seiten gut begränzte Lage, ist, bei seiner bedeutenden Bewohnerzahl, eines der mächtigsten Reiche von ganz Europa; denn wenn auch Rußland dasselbe an Seelenzahl um Vieles überragt, so macht doch seine ungeheure Ausdehnung über die volle Hälfte zweier Welttheile (da das europäische Rußland fast so groß ist, als das ganze übrige Europa, und das asiatische Rußland fast so groß, als das ganze übrige Asien) seine Kräfte weit weniger furchtbar, als es wäre, wenn dieselben auf einen mäßigen Raum konzentrirt wären; und wenn auch Deutschland an Größe und an Seelenzahl Frankreich gleichkommt, und an innerer Kraft dasselbe weit übertrifft, so ist es doch selbst jetzt, nachdem seine 360 Staaten auf 36 reduzirt, noch so zertheilt und zerrissen, daß, wenn einmal die Feldzüge von 1813 und 1814 vergessen sind (deren Wichtigkeit das südwestliche Deutschland ohnedieß nicht einmal anerkennt, indem es lächelt, wenn Norddeutschland von dem heiligen Kriege spricht), welche den alten Denkspruch der holländischen Dukaten: „concordia res parvæ crescunt," versiehen lehrten — Frankreich bei einer etwa projektirten Eroberung viel leichteres Spiel haben würde, als der Koloß Rußland, vor dessen schwerfälligen, sich langsam nur regenden Gliedern viele Politiker zittern.

Es gab eine Zeit, in welcher Frankreich so zerrissen war, wie Deutschland zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und früher; es gab eine Zeit, in welcher nicht bloß der Norden und Süden, nicht bloß ein

katholisches und protestantisches Frankreich sich schroff gegenüber standen, sondern in welcher das Faustrecht herrschte, wie jemals vor Kaiser Maximilian und seiner faulen Grete (so hieß die ungeheure, selbst auf festem Wege nur durch 48 Paar Ochsen fortzuschaffende Kanone, mit welcher man zwar täglich nur drei Schüsse thun konnte, von denen, bei einer fünfhundertpfündigen Steinkugel, jedoch schon zwei genug waren, um die Mauern der stärksten Burgen, die nur auf Bogen und Pfeil eingerichtet waren, niederzuwerfen); denn es gab in demselben so viele Staaten als Stämme, und diese alle befehdeten, beraubten, verschlangen einander, bis einige sich von dem Raube der übrigen gemästet hatten und diese, immer weniger werdend, sich auch noch bekriegten, bis endlich Einer der Herrscher über Alles wurde und so ein mächtiger, großer Staat sich bildete, der allen anderen Trotz zu bieten vermag und dem nur Deutschland die Stange halten kann, wenn es einig ist in seinen Elementen.

Die ältesten Bewohner Galliens waren zweifelsohne die Kimmerier; diese aber wurden einige Jahrhunderte vor Kristi Geburt durch die von Osten einwandernden Kelten nach den Pirenäen zu gedrängt, von wo sie nach Spanien übergingen, dessen nördlichen Theil bevölkernd und in den Kantabrern und Basken wieder erscheinend, als welche offenbar ein, den eigentlichen Spaniern des Südens, fremder Stamm sind. Den Kelten verwandt sind die den Norden bewohnenden Belgen.

Helenen, Karthager und Phönikier siedelten sich an der südlichen Küste an und gründeten, etwa 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung, Kolonien, von denen Massilia (Marseille) zuerst aus dem Alles umhüllenden Nebel jener Zeiten auftaucht. Damals stand Gallien unter einem Oberhaupte, Ambigatus, und seine beiden Neffen unternahmen, nach der Sage, gewaltige Heereszüge. Der eine, Sigovesus, eroberte Germanien (wenn's wahr ist! denn das alte Germanien war nicht nur sogleich erobert, was die kriegserfahrenen Römer zu ihrem Schrecken einsehen lernten); der zweite, Bellovesus, eroberte Italien. Beide stifteten Kolonien, der eine an der Donau, von wo aus durch die Galater späterhin Griechenland bedroht wurde — diese Kolonie verliert sich aus der Geschichte, sie geht in Asien spurlos unter — der andere setzte sich in Italien fest und schuf ein neues Reich, für die Römer Gallia cisalpina (für uns wäre es transalpina). Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Sigovesus und Bellovesus keineswegs aus Gallien kamen, sondern daß sie, Anführer keltischer Stämme, sich nach Süden und Osten gewendet hatten, wie andere nach Westen, und daß späterhin ihr gemeinschaftlicher Ursprung die Geschichtschreiber verleitete, zu sagen, sie seien aus Gallien gekommen.

Den Römern, welche nur Gallia cisalpina kannten, machten sich

diese Völker furchtbar; mehre Einfälle wurden von ihnen gegen Rom und das südlichere, damals weder so menschen- noch so pflanzenleere Italien gemacht, und Rom, auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, hatte die größten Anstrengungen und einen sechszig Jahre dauernden Krieg nöthig, um Gallien zu überwinden und zu einer römischen Provinz zu machen. Cäsar beendigte diesen Krieg und lehrte die Römer auch dasjenige Gallien kennen, welches sie, von sich ausgehend, transalpina nannten und welches für uns cisalpina sein würde, das ungefähr den Raum einnahm, den das jetzige eigentliche Frankreich ohne die Reinländer umfaßt.

Als Cäsar nach Gallien eindrang, fand er dasselbe von drei Nationen besetzt, von den Kelten, den Aquitaniern (welche auch zu dem keltischen Stamme gehörten) und von den Belgiern, einem germanischen Stamme, welcher den Norden bewohnte. Unter Augustus ward Gallien in vier Provinzen getheilt: Belgien, Keltiberien, Aquitanien und Narbona. Probus theilte es in sieben — Belgien, erstes und zweites Germanien, Lyon, Vienna, Narbona und Aquitanien. Diokletian machte zwölf Provinzen daraus, indem er Belgien und Lyon theilte und Maxima Sequanorum und die Meeralpen hinzufügte. Valentinian schuf vierzehn Provinzen durch Unterabtheilung von Aquitanien in ein erstes, zweites und in die Novem populania. Unter Kaiser Gratianus stieg die Zahl gar auf siebzehn, indem die beiden Lugdunensis prima und secunda (Lyon) in vier und Narbona in zwei getheilt wurden.

Nach Malte Brun waren die Provinzen folgendermaßen vertheilt und besetzt.

Narbonensis prima umfaßte Roussillon und einen großen Theil der Grafschaft Foix und war bewohnt durch die Sardonier (vielleicht eine illirische Kolonie) und durch die Volsker. Diese letzteren theilte man in östliche, welche ihre Niederlassungen bis zur Rhone ausdehnten und Anecomici genannt wurden, und in westliche, Tectosages genannt, ein kriegerisches Volk, das seine Waffen nach Germanien, durch dasselbe sogar nach Asien trug, Ankira gründete und den Namen der Galater bis in jene ferne Gegenden verpflanzte.

Narbonensis secunda umfaßte den größten Theil der Provence und war bewohnt durch die Tricorii, deren Titus Livius erwähnt, durch die Salyvier, ein kriegerisches, von den Nachbarn gefürchtetes Volk, und die Oxibier, welche sich gegen die Römer in vielen Gefechten hervorthaten.

Alpes maritimae, die Meeralpen, umschlossen einen Theil der Dauphinee, der Provence und von Piemont. In dem Theile, der

zu Gallien gehörte, wohnten die Katuriger, welche dem Cäsar den Uebergang über ihr Gebirge streitig machen wollten.

Novempopulania umfaßte die Gegend der Gascogne, von Armagnac, Bearn und von Unter-Navarra. Es war durch die Bojer bewohnt, welche Auson Pinten nennt, durch die Auscii, welche die Gegenden von Auch inne hatten, durch die Bigeronen um Bigorre und um Bearn (sie hüllten sich während des Winters in Thierfelle), endlich durch die Tatbelli und Tarusates, welche dem Cäsar und dem Crassus Widerstand leisteten.

Aquitania prima war eine der wichtigsten Provinzen von Gallien; sie umfaßte Querci, Rouergue, die Auvergne, Bourbonais, Marche, Limoussin, Velai, Gevaudan, einen Theil von Languedoc, Berri und einen Theil von Poitou. Dort wohnten die Cadurci, deren Hauptsitz Cahors war, die Averni oder Auvergnaten Lemovices oder Limoussins, welche ein Heer von 10.000 Mann aufstellten, und die Bituriges Cube, welche lange vor Cäsar's Siegen einen großen Raum Landes besaßen.

Aquitania secunda (la seconde Aquitaine) schloß in seine Gränzen einen Theil von Poitou, Saintonge, Perigord und einen Theil der Guienne. Das Land war bevölkert durch die Piktonen oder Piktavis, durch die Santonen in Loignac und Angouleme, die Petrocorier, Vorfahren der Perigourdins, die Medulier, Bewohner von Medoc, und die Bituriges vivisci, um Bordeaux, ansäßig.

Viennensis (Vennoise) umfaßte einen Theil der Provence und der Grafschaft Vennassin, einen Theil der Dauphiné mit dem Fürstenthume Orange, von Languedoc und Savoien mit der Gegend von Genf. Seine vornehmsten Völker waren die Anatolier an beiden Seiten der Rhone, die mächtigen Kavaren und Allobrogen, auf der rechten Seite dieses Flusses, und die Vocontier, eine gebildete und kriegerische Nation, welche Rom zu seinen Verbündeten, so gut wie die Helvetier, zählte.

Maxima Sequanorum vereinigte einen Theil der Bourgogne, der Franche-Comté, der Landschaft Bassigni und einen Theil der Schweiz. Der ganze französische Antheil dieser römischen Provinz lieferte den Römern das beste gesalzene Schweinfleisch.

Lugdunensis prima (première Lionnaise) enthält einen Theil von Burgund, von der Franche-Comté und der Champagne. Bedeutende Völker wohnten daselbst. Die Ambarii, welche unter der Regierung des ältern Tarquinius Kolonien nach Italien schickten, und die Aedui, eine der keltischen Nationen, welche mächtig, den Römern

alliirt waren, bevor Cäsar nach Gallien kam. Sie bildeten eine Republik, deren erwähltes Oberhaupt den Staat nicht verlassen durfte.

Lugdunensis secunda umfaßte das französische Vexin, die Normandie und einen Theil der angränzenden Länder und war durch neun verschiedene Völkerschaften bewohnt, deren Namen sich, wenn auch mitunter sehr verstümmelt, noch wiederfinden. Die Caleti wohnten in der Gegend von Caux, die Ebarovices um Evreux, die Lexovier um Lizieux, die Saji um Seez, die Baiocasses um Bay'eux, die Venelli in Valogne, die Avrincatä wohnten in der Gegend von Avranches, die Viducasses in Vieux und die Veliocasses in dem französischen und normännischen Vexin.

Lugdunensis tertia umfaßte die Bretagne, Maine, Anjou und Touraine. Die Redonen wohnten auf dem Gebiete von Rennes, die Veneter auf dem Gebiete von Vannes. Dieses war ein mächtiges, Schifffahrt und Handel treibendes Volk. Die Namnetes wohnten um Nantes, die Arvii an den Ufern der Arve, die Cenomani in der Umgegend von Mans und die tapferen Andecavi auf dem Gebiete von Angers.

Lugdunensis quarta umfaßte Isle de France, Brie, einen Theil der Champagne, von Burgund von Nivernois und Orleans. Dort wohnten die Karnuten in der Landschaft Chartrain, die Parisii auf dem Gebiete von Paris, die Tricassen in der Umgegend von Troyes, die Sannonen um Sens und Auxerre, von wo sie bewaffnete Kolonien nach Italien sandten, und endlich die Aurelianer auf der Hochebene von Orleans.

Belgica prima bestand aus dem Herzogthume Luxemburg, einem Theile des Gebietes von Treves und der Provinz Geldern. Auf dem jetzt französischen Gebiete hausten die Mediomatrici, die Verodunenser (zu Verdun) und die Leuci, welche einen beträchtlichen Landstrich von Bar und Toul und einen Theil der Lorraine inne hatten.

Belgica secunda war bewohnt von den tapferen und stolzen Nerviern, welche in keinem Kampfe wichen. Sie bewohnten einen Theil des Königreichs der Niederlande, Hennegau und Cambresis. Die Morinier (ein gewerbfleißiges Volk, berühmt durch seine feinen Leingewebe) besaßen einen Theil der Picardie und das jetzige Flandern. Die Ambiani, bekannt durch ihre treffliche Reiterei, wohnten auf dem Gebiete von Amiens, die Suessionen, eine mächtige Völkerschaft, hatten Soissons und einen Theil der Champagne inne, um das Gebiet von Chalons.

Germania prima endlich dehnte sich auf beiden Seiten des Reins aus. Dort wohnten die Treverier, die Nemeten, die Vangionen

und die Tribokken (angeblich die um die drei Buchen wohnenden). Diese germanischen Volksstämme werden selbst nicht einmal nach der Eintheilung der Römer zu Gallien gezogen, und nur die große Eitelkeit der Franzosen konnte dieses Land als ursprünglich ihnen gehörig bezeichnen. Die Tribokken bewohnten das heutige Elsaß am linken Reinufer; sie befanden sich in dem Heere des Ariovist, welches von Cäsar geschlagen wurde. Im fünften Jahrhunderte mußten sie den Einfällen der Allemannen weichen. Auch ein Theil von Savern war von diesen Völkern besetzt, und es gehörte ferner zu Germania prima: Neu-Brissac, woselbst die Rauraci, Bundesgenossen der Helvetier, wohnten.

Diese vielen verschiedenen Völker hatten zum Theile Sprache und Sitten mit einander gemein, wichen jedoch zum Theile in beiden sehr von einander ab. Ihre Regierungsform war, wie bei allen durchaus kriegerischen Völkern, republikanisch. Jeder Volksstamm hatte einen, entweder auf kurze Zeit erwählten, oder für seine Lebenszeit eingesetzten Anführer, Häuptling, welchen man wohl König nannte, wie ja in dem sechsmal kleinern Griechenland zu eben der Zeit sechsmal mehr Könige existirten, indem jeder Gutsbesitzer, der nebst seinen zwölf Söhnen dreißig Mann in's Feld stellen konnte, um einem seiner Nachbarn die Heerden wegzutreiben, sich König nannte. Diese Herrscher aber hatten, gleich den amerikanischen Kaziken, nur im Kriege ausübende Gewalt, im Frieden gehorchte ihnen wer wollte — gegen die Widerspenstigen hatten sie keine Macht.

Bei jeder Erneuerung des Frühjahrs versammelten sich die Völker an großen, vorher bestimmten, Plätzen, um sich gemeinschaftlich über Krieg und Frieden und das Beste des Staats zu berathen. Jeder freie Mann war verpflichtet, sich zu dieser feierlichen Versammlung zu begeben. Diese rein republikanische Verfassung ging unter in der Herrschaft des Adels und der Priester, denen das Volk bald als Sklave untergeben war. Unter furchtbarem Drucke hielten es die Druiden, welche Glück oder Unglück, Leben oder Tod in Händen hatten, welche, da einmal der Aberglaube ihre Würde begründet, ihnen Unantastbarkeit, Unnahbarkeit gesichert, sich so furchtbar machten, wie nie ein Priester des Alterthums in Asien oder Afrika gewesen, denn die Menschenopfer, welche sie bestimmten, setzten sie in den Stand, sich gleich für jede Beleidigung auf das schrecklichste zu rächen, und darum scheuten selbst die eigentlichen Herren, die sogenannten Edlen, ihre Macht, und nicht selten wurde ein widerspenstiger Fürst, welcher nicht gesonnen war, sich unter den eisernen Willen der Priester zu beugen, ein Opfer ihrer Rachsucht.

Die Krieger, welche das gesammte Gallien umfaßte, schlägt Cäsar

auf drei Millionen an. Nach der gewöhnlichen Annahme hätte die Gesammtbevölkerung dann neun bis zehn Millionen betragen; da jedoch nur der Familienvater Krieger war, nicht die unvermählten Söhne in den Krieg zogen, da nur dem Hausvater der Schutz seiner Familie oblag, so läßt sich fast auf eine Bevölkerung von fünfzehn Millionen schließen.

Cäsar bemächtigte sich anfangs der Gallia cispadana und transpadana, d. h. Ober-Italiens, bis wohin die gallischen Stämme sich erstreckten; hiedurch erst war er im Stande, in die Gallia transalpina, in unser heutiges Gallien oder Frankreich zu dringen; denn so lange er die italischen Völkerschaften nicht unterworfen, fehlten ihm die Alppässe. Nun erst ging er nach den nördlich nnd westlich von denselben gelegenen Provinzen, und mit seinem sieggewohnten Heere und mit seiner gewöhnlichen Raschheit, der er die mehrsten Siege dankte, schlug er nicht das Volk, nicht die Gallier, sondern einen gallischen Stamm nach dem andern, und hatte immer schon wieder einen neuen besiegt, sich mit seiner ganzen Macht auf ihn werfend, bevor derselbe noch daran dachte, daß auch ihn die Reihe treffen könne, noch bevor er sich nach einem Bundesgenossen umgesehen.

So ward, 59 Jahre vor Kristi Geburt, die Unterjochung Galliens begonnen und zehn Jahre darauf, 49 vor Kristi Geburt, war sie vollendet. Gallien nahm römische Sitten, Sprache, Kultur und Religion an, römische Städte uud Kunstwerke entstanden; nach und nach ging alles unter, was von den früheren Denkmalen der Kelten existirte. Die Römer, welche wohl wußten, daß ein mächtiger Vortheil aus der Tapferkeit der Gallier für sie erwachsen könne, wenn das unterjochte Volk ihnen freundlich gesinnt werde, hüteten sich jene Umgestaltung gewaltsam zu bewirken; sie rüttelten auch nicht an den alten Einrichtungen desselben, ließen die bisherige Regierungsform bestehen, gaben den kleinen Fürsten und Herren Titel römischer Bürger und machten sie zu Statthaltern Roms. Nur von dem Joche der Druiden suchten sie das Volk durch Ueberredung oder Gewalt zu befreien, indem sie die Wälder lichteten, die heiligen Eichen, die geheiligten Haine niederstreckten, die Menschenopfer aufhoben, und das Volk gewöhnten, in Tempeln seinen Gottesdienst zu halten.

Die Druiden, zu klug, um nicht zu sehen, daß in dem völlig unterjochten Lande offener Widerstand thöricht sein würde, vermischten ihren Dienst mit dem römischer Götter, wurden die Priester des neuen Kultus, und ihre Weiber bewohnten die Tempel, wie sie einst die Gott geweihten Haine bewohnt hatten.

Noch lange hätten die Druiden eine große Gewalt sich erhalten, sich im Ansehen des Volks behauptet, wenn nicht die kristliche Religion die

Sieger und die Besiegten überwunden hätte. Die Druiden, deren Macht schon gebrochen war und die weniger gefürchtet als verhaßt, als Diener böser Geister dargestellt wurden, wozu ihr geheimnißvolles Treiben im nächtlichen Dunkel der Wälder den Vorwand hergab, wurden verfolgt, wie ihre Anhänger; sie konnten dem Eifer der Neubekehrten nicht widerstehen, entflohen und verschwanden endlich, man weiß nicht wohin, wenn nicht die Druiden in England die aus Gallien entwichenen oder ihre Nachkommen sind.

Die Zivilisation schritt rasch vorwärts, nur die Völkerwanderungen vermochten hie und da momentan dieselbe zu unterbrechen. Germanische Völker überschritten häufig den Rein, wie schon zu Cäsars Zeiten Ariovist dieses gethan.

Im Jahre 265 durchzog ein Schwarm Deutscher das angränzende Gallien. Ihre Waffen waren gerade, lange Schwerter, zweischneidige Streitäxte und Wurfspieße, deren dreigetheilte zackige Spitze die spätere Wappenblume des französischen Reichs, die Lilie wurde. Sie kämpften mit wechselndem Glücke, schlugen aber endlich im Jahre 287 die Römer gänzlich, und zwangen dieselben, ihnen Wohnsitze in der Gegend von Cambrai einzuräumen. Diese Deutschen nannten sich Franken und gaben, sowie das Wappen, später dem Reiche Herrscher, und seinen noch jetzt bestehenden Namen.

Verschiedene Stämme hatten sich vereint, um das große Reich zu besiegen, und so waren es auch verschiedene Beherrscher, welche sich darin theilten, seit dem fünften Jahrhunderte aber behaupteten die Salier, d. h. die an der Saale wohnenden Franken, die Herrschaft über alle anderen, was denn, nach der Analogie der französischen Ansprüche, auf einen Theil von Deutschland, umgekehrt die Deutschen berechtigen würde, Frankreich als einen Theil ihres Reiches anzusehen.

Diese Salier waren ein lebhaftes, unruhiges Volk, welches oft Kriege begann, und darin immer von den Stammverwandten dießseits des Reins unterstützt wurde, doch, da sie ihre Kräfte in vielen unnützen Kriegen zersplitterten, sich nicht oft des Sieges freuten. So besiegte auch Aetius dieselben unter ihrem, mehr der Fabel als der Geschichte angehörigen Könige Faramund, dessen Reich im Norden von Gallien lag und durch eine Linie gegen Süden begränzt wurde, welche von der Mündung der Somme durch Amiens gehen und etwas unterhalb Mainz den Rein berühren würde.

Um jene Zeit, in der Mitte des fünften Jahrhunderts kristlicher Zeitrechnung, regierte Merovig die Franken. Er war Klodios Nachfolger, doch ist es ungewiß, ob er dessen Sohn gewesen. Von ihm stammt das erste fränkische Herrscherhaus, das der Merovinger. Er kam mit

seinem Bruder Klaudebold in Erbstreit, weil ihm vorgeworfen wurde, er sei ein Bastard, den seine Mutter beim Baden im Meere von einem Ungeheuer des Neptun empfangen. (Er soll lange schwarze Borsten auf dem Rücken gehabt haben, wahrscheinlich eine Auszeichnung des Helmkammes, welche weit bis auf den Rücken herabreichte und vielleicht wie unsere jetzigen Kürassierhelme mit Roßhaaren besetzt war — vielleicht auch nur eine entstellende Fabel wegen des langen Haares, das er, als königliche Auszeichnung, über den Nacken herabrollend, trug).

Der Streit der Brüder zog den gewaltigen Attila nach Gallien, Merovig aber besiegte ihn in Verbindung mit dem römischen Feldherrn Aetius bei Chalons für Marne, und obwohl durch seines Verbündeten List abgehalten, den Sieg in seiner ganzen Ausdehnung zu benützen, setzte er sich und seine Nachfolger in seinem Reiche fest und dehnte seine Eroberungen weit aus. Sein Stammland, Franken, soll er vorzüglich geliebt und dort, wie in dem angränzenden Thüringen und Sachsen, viel zur Gründung und Sicherung von Städten beigetragen haben. Man schreibt ihm unter andern die Erbauung der Burg auf dem Petersberge bei Erfurt zu, macht ihn zum Gründer von Nordhausen, von Merseburg u. a.

Viele andere germanische Stämme waren über den Rein gewandert und hatten nach und nach ganz Frankreich und einen Theil von Spanien sich zu eigen gemacht. Die Visigothen gründeten im Herzen von Gallien zwei nebeneinander liegende Reiche. Eines derselben umfing einen Theil der Schweiz, von Sapoien und in Frankreich selbst die Franche-Comté, Bresse, die Dauphiné, Lyon, einen großen Theil von Nivernois und die Gegend, welche von dem Volke, das sie besetzte, von den Burgundionen, noch jetzt den Namen Burgund führt; das zweite dieser deutschen Reiche hatte zur nördlichen Gränze die Loire, umfaßte das Herz des mittäglichen Frankreich, die Provence, ja einen Theil von Spanien. Dort wohnten die Westgothen und die Alanen.

Alle diese standen, mehr dem Namen nach, als in der Wirklichkeit, unter römischer Herrschaft, deren Macht überhaupt seit der Theilung in ein ost- und weströmisches Reich sehr gesunken war und deren Joch Chlodowig (da sein Vater, Merovigs Sohn, sein Reich bis an die Loire einerseits und an der Schelde andererseits ausgedehnt hatte) abschüttelte, nachdem er sich mit allen in Gallien wohnenden Franken verbunden. Er besiegte den Syagrius, der noch einen Schatten von Herrschaft, zu Soissons residirend, ausübte, in der Schlacht bei Royon, und vernichtete so die letzten Trümmer der Macht der Römer in Gallien. Zehn Jahre später ging er zum Kristenthume über, und vereinigte dadurch die Armoriker zwischen der Seine und Loire mit seinem Reiche, besiegte die

Burgunder und dann die Westgothen bei Poitiers, nahm ihnen ihr großes Land bis auf einen Theil von Languedoc ab, ermordete mehre ihm verwandte Anführer der Franken, um durch ihr Eigenthum seinen Besitz zu vergrößern, und dehnte so das in Gallien gegründete Reich der deutschen Franken oder Salier über beinahe das ganze jetzige Frankreich, mit Ausnahme von Burgund, Provence und einem Theile von Languedoc, aus.

Als der König starb, theilten seine Söhne das Reich in vier Theile, Kildebert, Klodmar, Klothar und Theodorich, jeder mit der Zubezeichnung des Ersten (I.), nahmen dasselbe in Besitz, besudelten sich jedoch mit den furchtbarsten Gräueln, mit den unerhörtesten Grausamkeiten, bis das getheilte Reich 558 wieder unter Klothar zu einem Reiche vereint wurde, um durch dessen vier Söhne, Charibert I., Kilperich I., Guntram und Sigbert abermals getheilt zu werden. Kilperichs Gemahlin, Fredegunde, überbot an teuflischer Grausamkeit und Bosheit noch ihren Gatten und dessen Bruder, und gräuliche Verbrechen, schauderhafte Mordthaten, immerwährendes Blutvergießen schmückten die Regierung dieser fürchterlichen Könige.

Frankreich bestand damals aus Austrasien, Neustrien, Soissons, und Aquitanien. Alle vier Reiche wurden wieder unter Guntram vereint, der seine Brüder überlebte und die Vormundschaft über deren Kinder an sich riß. Klotar II. erhielt, nach langen Kriegen, die Herrschaft, und war vielleicht unter allen der einzige, der weise herrschte, obschon auch er sich schwere Verbrechen zu schulden kommen ließ.

Dagobert, der älteste Sohn dieses Königs, folgte ihm in der Regierung, gab seinem Bruder Aribert einen beträchtlichen Theil des Reichs, Aquitanien, nahm es demselben doch bald wieder ab, um den eigenen Sohn Sigbert II. damit zu beschenken, der ihm nebst seinem Sohn Klodowig II. in Neustrien folgte.

Bis zu Pipin waren alle diese Könige nur Instrumente eines mächtigen Willens in den Händen ihres ersten Kronbeamten, des Majordomus, welcher nach eigenem Belieben Könige ab- und Könige einsetzte. Klothar III., Theodorich, Klodowig III., Dagobert II., Dagobert III., Kilperich II. hatten kaum mehr als den Titel der Könige. Allein obwohl mehre dieser Ersten des Reichs nach der Krone selbst strebten, so hielt die Anhänglichkeit des Volkes an das Herrscherhaus sie doch zurück vor einer gewaltsamen Maßregel, und wie oft sie auch einen oder den andern König entfernten, sie setzten doch wieder stets einen neuen König aus dem Geschlechte der Merovinger ein.

Pipin von Heristal, anfangs Statthalter von Austrasien, dann Majordomus von Neustrien, hielt, unter einem schwachen Kö-

nige mit Muth das Reich zusammen und besiegte dessen äußere Feinde. Sein Sohn folgte ihm in seiner Würde (Karl Martell), indem er aus der Gefangenschaft, in welcher ihn die Königin Plektrudis gehalten, entsprang, sich an die Spitze des Heeres stellte, den König von Neustrien, Kilperich II., mehrmals schlug und endlich, nachdem er ihn zur Flucht gezwungen, Theodorich von Chelles zum Könige ernannte. Unter der scheinbaren Regierung dieses Fürsten gewann Karl Martell die entscheidende Schlacht bei Poitiers (732) über die Araber, welche den Sieg des Kristenthums über den Muhamedismus in Europa sicherte.

Nachdem dieser König 739 gestorben war, ernannte der Majordomus Karl Martell keinen König mehr, sondern betrachtete sich als das Oberhaupt des Landes, bezwang den Aufruhr in Burgund, gewann Arles und Marseille, stiftete die Statthalterschaft Provence, besiegte die Sachsen und wollte nach Italien gehen, um dieses dem griechischen Kaiser zu entreißen, als er 741 starb.

Ohne Widerspruch theilten seine Söhne, Karlman, Pipin und Grippo, das Reich. Der erstere erhielt Austrasien und die deutschen Länder, Pipin Neustrien und die Provence, Grippo aber bekam nur einen kleinen Antheil und verlor auch diesen sehr bald, indem seine Brüder ihn zu Laon belagerten und gefangen nahmen. Noch einmal setzte Pipin einen Sprößling aus dem Stamme der Merowinger, den Sohn Theodorichs, Kilderich III., auf den Thron, als aber Karlmann Mönch geworden, verbannte Pipin denselben in ein Kloster, und ließ sich nun vom Papste als König der Franken krönen.

Das Reich der ersten deutschen Dinastie auf französischem Throne erlosch nun, und eine zweite Dinastie deutschen Stammes, die der Karolinger, begann. Pipin besiegte die Baiern und Aquitanier, schlug die Longobarden unter König Aistulph, setzte den verjagten Papst Stefan wieder auf seinen Thron und schenkte ihm den Kirchenstaat, besiegte die Sachsen, und hinterließ sein Reich den beiden Söhnen Karlman und Karl dem Großen. 771 starb der erstere und Karl der Große übernahm auch dessen Reich. Unter diesem thatkräftigen, mächtigen Fürsten erhielt, durch fortgesetzte Eroberungen, unter dem Vorwande der Ausbreitung des kristlichen Glaubens, das fränkisch-deutsche Reich eine Ausdehnung, wie es dieselbe noch nicht gehabt. In das Ost- und Westreich getheilt, enthielt das Letztere die Provence, Septimania oder das Land der Gothen (Languedoc), Gascognien, Aquitanien, Burgund, Neustrien (die Bretagne, die Normandie und Flandern) und endlich Austrasien; das Ostreich enthielt aber das Land südlich und nördlich der

Alpen, vom rechten Ufer des Reins bis nach Böhmen, Ungarn und Slavonien, bis an die Ufer der Sau und der Donau, der Elbe nordwärts, südwärts aber bis zum Garigliano, im Königreiche Neapel — kurz der mächtigste der Herrscher, der größte und talentvollste Feldherr war im Begriffe, das römische Reich in umgekehrter Ordnung, von seiner letzten Provinz angefangen, wieder herzustellen, denn er besaß Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien und Dacien, und es fehlte ihm nur noch Konstantinopel, um auch nach Asien und Afrika siegreich vorzudringen, woran ihn vielleicht allein die Unruhen in Sachsen hinderten, die er zum Kristenthume zwang, und deren Herzog Wittekind er mit dem Schwerte in der Hand bekehrte.

Im Jahre 800 ließ er sich durch Papst Leo zum römischen Kaiser krönen, von wo an diese Würde dem deutschen Reichsoberhaupte verblieb. Das deutsche Aachen ward sein Lieblingssitz. Er theilte das mächtige Reich unter seine drei Söhne, hatte jedoch Kraft genug, sie in festem Zügel zu halten, sie nicht über den Kopf wachsen zu lassen, wie es seinen Nachfolgern geschehen, denn seine Söhne waren eigentlich nur Statthalter des großen Karl mit dem Königstitel — Ludwig der Fromme aber, der nach seinem Tode das Reich erbte, und das nämliche versuchte, verlor bald die Autorität über seine, sich selbst befreienden Söhne. Lothar, den er zum Mitregenten angenommen, Pipin, dem er Aquitanien, und Ludwig, dem er Baiern gegeben hatte, erhoben sich gegen ihn. Lothar nahm ihn gefangen und er starb, eines Thrones verlustig, den zu behaupten er nicht kraftvoll genug gewesen war. Noch bevor er todt war, hatte Pipins frühzeitiges Hinscheiden eine andere Eintheilung des Reiches veranlaßt, nach welcher des Kaisers Ludwig jüngster Sohn Karl der Kahle, Neustrien erhielt. Nun begann ein Krieg zwischen den Brüdern, worin Karl von Lothar angegriffen wurde, sich mit Ludwig, dem Baiernkönige, verband, den König Lothar besiegte und einen Theilungsvertrag bewirkte, welcher 843 zu Verdun geschlossen wurde. Nach diesem erhielt Lothar den Kaisertitel; Italien, das Land zwischen der Rone, dem Reine und der Savone, der Maas und der Schelde, Ludwig die deutschen Länder und Karl der Kahle Aquitanien, Languedoc und Neustrien, also das jetzige Frankreich, unter welchem Namen es damals zuerst in der Geschichte vorkommt.

Dieser Karl der Kahle war demnach der eigentliche Stifter der französischen Monarchie, als welcher er jedoch viel mit den Unruhen im Innern des Reiches zu thun hatte. Die Normänner begannen sich gegen die Seine und Loire hin auszubreiten, die Reichsbarone, die Großen

erhoben sich, die Herzogthümer wurden erblich, die Vasallen erbauten sich feste, unbezwingliche Schlösser, ihre Macht stieg zum Nachtheile des unterdrückten Volkes, wie die Macht des Königs sank.

Als Lothar starb, erhielt Karl Brabant, Lotharingen und einen Theil von Burgund und ließ sich zum Kaiser krönen, starb aber 2 Jahre darauf 877. Die spanische Mark Barcelona und Navarra, ferner Burgund rissen sich los von Frankreich, als Ludwig der Zweite (der Stammler) und Karlmann den Thron bestiegen; die Gewalt der Großen stieg so hoch, daß der König ganz von ihnen abhing, daher sie denn auch Karl den Dicken (den II. deutschen Kaiser) zum Könige erwählten, welcher nun alle Besitzungen der Karolinger wieder vereinigte, bis auf Navarra und Burgund. Er regierte von 884 bis 887, da er abgesetzt ward.

Die Karolinger erhielten sich nun ein Jahrhundert im Besitze von Frankreich, Karl der Einfältige, Ludwig IV. Lothar, Ludwig V. folgten aufeinander, obschon mehre Gegenkönige ihre Macht schwächten, und die immer steigende Gewalt, welche sich die Herzoge und Reichsbaronen anmaßten, sie außerordentlich einschränkte, ja sie wohl gar gefangen hielten, und an ihrer Stelle Regentengewalt ausübten. Während dieser Zeit trennte sich Oberburgund, ferner Lotharingen von Frankreich und ein normännischer Abenteurer, Rollo, bemächtigte sich der Normandie, sie zu einem Herzogthum für sich machend, und die Gewalt der französischen Könige sank bis zu einem Nichts herab. Sie waren wohl dem Titel nach Könige, sonst aber nur Herzoge von Isle de France, unter Herzogen von ganz gleichem Range und oft viel größerer Macht, so in der That die Ersten unter Gleichen, wie der Papst, der römische Bischof, der Erste unter seines Gleichen sein sollte.

An Ludwig V. (des Faulen) Stelle, ließ sich Hugo Kapet 987 zum Könige krönen, und mit ihm beginnt die dritte Dinastie in Frankreich, die der Kapetinger. Seine Nachkommen führten das Recht der Erstgeburt ein, und nahmen ihre ältesten Söhne zu Mitregenten an, wodurch ihre Macht und ihre Erbfolge gesichert wurde. So führte von 996 bis 1031 Robert eine ruhige Regierung, Heinrich der Erste regierte bis 1060, trotz vieler Kriege mit seinen hochmüthigen Vasallen, glücklich. Er führte den Gottesfrieden ein. Während seiner Regierung ging das Arelat an Deutschland über. Filipp I. regierte bis 1108 und vergrößerte das königliche Ansehen bedeutend. Doch benahm er sich in Flandern nicht zum klügsten; er wollte dasselbe dem rechtmäßigen Erben erhalten, und machte sich viele der mächtigsten Fürsten dabei zu Feinden. Während seiner Regierung hatte Herzog Wilhelm von der Normandie im Jahre 1066 England erobert, er besaß nun außer

dem großen Inselreiche, noch eine bedeutende Provinz auf dem Festlande von Gallien, und dieses war die Ursache zu immerwährenden Kriegen, durch welche denn auch, da sie schon unter Filipp begonnen, mehre Provinzen verwüstet wurden. Sein Nachfolger hatte einen treuen Staatsdiener, den Abt von St. Denis, Suger, zur Seite, und so wurde Ludwigs VI. Regierung segensreich für das Land, denn die Macht der Geistlichkeit und des Adels wurde beschränkt, die der Städte dagegen gehoben und den Leibeigenen auf ihren Grundstücken eine gewisse Freiheit zugesichert, davon ihnen selbst der Schatten gemangelt. Unter Ludwig VII. begannen die Kreuzzüge und wirkten vortheilhaft auf Frankreich, indem sie den Handel, den Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen erhoben, indem diese Völker einander kennen und das Gute, was sie gegenseitig hatten, schätzen lernten; die Wissenschaften erhoben sich, und es ward die erste Universität gestiftet.

Während der Regierung Filipps II. August von 1180 bis 1223 gewann das Königthum ein bedeutendes Uebergewicht. Die erledigten Lehen wurden eingezogen und die englischen Besitzungen bis auf die Guienne erobert, welche Eroberungen durch den Sieg bei Bovines befestigt wurden. Unter ihm entstand die Pairswürde, aus den sechs mächtigsten geistlichen und sechs weltlichen Fürsten bestehend.

Ludwig VIII. wußte durch Ertheilung von Privilegien die Städte immer mehr an sich zu fesseln, sie zum Nachtheile des Adels auf seine Seite zu ziehen. Noch mehr that dieß Ludwig IX. der Heilige. Er vereinte mehre Vasallenländer mit seinen Erbstaaten, regelte den Gang der Justiz, setzte ein oberstes, königliches Gericht, einen höchsten Appellationshof ein, und nahm so indirekt, und ohne daß sie es bemerkten, den Großen des Reichs die oberste Richtergewalt. Kreuzzüge und die Ausrottung der Albingenser waren nicht das Rühmlichste, was er unternahm. Filipp III. verlor durch die sizilianische Vesper diese Insel. Filipp IV., der Schöne, gab dem Gerichtshofe der Pairs in Paris (später das Parlament) festen Sitz, hob den Tempelherrenorden auf, befestigte die Macht der Krone durch tüchtige Maßregeln im Innern des Reichs, befleckte aber seine ruhmvolle Regierung durch viele Grausamkeiten. Ludwig X. gab allen Leibeigenen das Recht, sich loszukaufen. Filipp V. vermehrte seine Länder durch die Champagne und machte gegen seine Nichte Johanna das salische Gesetz geltend, nach welchem in Frankreich nie ein Weib zum Throne gelangen konnte. Mit Karl IV. starb 1328 der Grundstamm der Kapetinger aus, und eine Nebenlinie, die von Valois, gelangte auf den Thron.

Filipp VI., Sohn Karls von Valois, des Bruders Filipps des Schönen, war der nächste Erbe, und nach dem salischen Gesetze

gegen seine Erbfolge nichts einzuwenden. Doch machte König Eduard III. von England, weil er ein Schwestersohn des letzten Königs und ein Enkel von Filipp dem Schönen war, Ansprüche auf die Krone, und die Heere der Franzosen wurden zu Wasser und zu Lande von den Engländern geschlagen, welche auch Calais eroberten. Dagegen gewann Filipp die Dauphiné (zuerst so genannt nach Gui VIII., einem der größten Helden, welcher als Helmschmuck einen Delfin trug, davon er den Beinamen der Delfin erhielt und ihn auf sein Reich, das Delfinat, übertrug) und die Grafschaft Montpellier (1349). Von da an hieß der jedesmalige Kronprinz von Frankreich der Dauphin.

König Johann der Gute dankte diesen Beinamen großer Schwäche und mangelnder Thätigkeit. Er ward in der Schlacht bei Poitiers gefangen und das verwaiste Reich, das bei dem unruhigen Geiste der Franken eines tüchtigen Herrschers bedurfte, ward durch einen Bauernaufstand, die Jacquerie, und durch revolutionäre Umtriebe der Pariser zerrüttet und zugleich unsicher gemacht, indem zahlreiche Banden abgedankter Soldaten es räuberisch durchzogen. Zu Bretigni wurde zwischen den Engländern und Franzosen ein Friede geschlossen, der gegen drei Millionen Livres König Johann befreite. Als jedoch die Großen des Reichs ihre Zustimmung zu diesem Frieden versagten, kehrte derselbe wieder in seine Gefangenschaft zurück (1363). Unterdessen blieb der Dauphin Karl Reichsverweser und Johann verlieh seinem jüngsten Sohne, Filipp dem Kühnen, Burgund.

Karl V., welcher von 1366 bis 1380 regierte, führte die Zügel der Regierung mit Kraft, die aufrührerische Nation ward unterworfen; der Konnetable Gues entriß nach und nach den Engländern alle ihre Eroberungen, bis auf Calais und Bordeaux; allein sein Bruder, der Vormund seines Sohnes Karls VI., zerrüttete durch Bedrückungen wieder das Reich, machte das Volk aufrührerisch, und als Karl im Jahre 1382 zur Regierung kam, vermochte die sehr willkührliche Handhabung seiner Macht, nicht des Reiches wankende Stütze zu befestigen. Er verfiel darob in Melancholie und zuletzt in völlige Geistesschwäche und Wahnsinn, während dessen er nur einzelne lichte Momente hatte, in denen man ihn wie zur Schau herumführte.

Des Königs Bruder und sein Oheim, Filipp von Burgund, machten sich die Regentschaft streitig, worüber Frankreich selbst in zwei Theile zerfiel: in die Partei, welche sich zu Orleans, und in die, welche sich zu Burgund hielt, woraus späterhin ein förmlicher Krieg entstand, in dem der Herzog von Orleans ermordet wurde und der Schwiegervater des Letztern, der Graf von Armagnac, an der Spitze

der orleans'schen Parthei in Paris einzog und sich gegen Johann von Burgund behauptete.

Diese Unruhen gaben Heinrich V. von England Gelegenheit, seine Ansprüche auf Frankreich zu erneuern. Er ging mit einem bedeutenden Heere auf das feste Land und schlug die Franzosen, welche ihn und seine verhungerten Soldaten übermüthig verspotteten, in der Schlacht bei Agincourt (oder Azincourt), eroberte die Normandie und machte reißende Fortschritte, welche um so weniger zu hemmen waren, als der Bürgerkrieg in aller Wuth fortbrannte, und die Macht, welche dem Feinde entgegenzusetzen gewesen wäre, zersplitterte. Der Dauphin (Reichsverweser) hielt sich zu Orleans, die Königin Isabella hielt sich an Burgund. Nach der Ermordung Johanns von Burgund fielen mehre Anhänger von Orleans ab, Burgund verband sich mit den Engländern, die Schwester des Dauphin ward mit Heinrich V. von England vermählt, und er zum Erben und Regenten von Frankreich ausgerufen, starb jedoch einige Monate vor Karl VI. Für seinen Nachfolger, Heinrich VI., der noch ein Kind war, führte der Herzog von Bedfort die Regentschaft, und Karl VII., der Erbe von Frankreich, kam anfangs nur in den Besitz eines kleinen Theils seines Reiches. Orleans war die einzige bedeutende Festung, die er besaß, und obwohl der tapfere Bastard von Orleans dasselbe vertheidigte, stand es doch auf dem Punkte, durch den Herzog von Bedfort genommen zu werden, als Karl, der in den Armen der schönen Agnes Sorel vom Nichtsthun ausruhte, durch die plötzlich im Lager bei Tours erscheinende Johanna d'Arc, bekannter unter dem Titel der Jungfrau von Orleans, gerettet, Orleans entsetzt, im reißenden Fluge Rheims erobert und er zum Könige von Frankreich gekrönt wurde, wofür der dankbare Karl sie zu Rouen öffentlich verbrennen ließ.

Die im bürgerlichen Kriege entzweiten Franzosen versöhnten sich und die Engländer, der Gesammtmacht des großen Reiches nicht gewachsen, schlossen 1444 einen Waffenstillstand, der bis 49 dauerte, und wurden von da bis 1453 aus allen ihren französischen Besitzungen verdrängt, behielten nichts als Kalais und die Insel Jersei. Frankreich wurde von Neuem der Gewalt der Könige unterthan, wozu ein stehendes Heer von — man könnte fast sagen — Polizeisoldaten (Ordonnanzkompagnien und Freischützen genannt) das Mehrste beitrug.

Ludwig XI., der finstere, menschenscheue Heuchler, der seinen Hut mit bleiernen Heiligenbildern kränzte und jede Stunde vor einem andern Heiligen betete, regierte durch ein bis dahin noch nicht bekanntes Schreckenssistem und wußte durch Unterstützung der Städte die Macht der Priester und der Edlen so zu schwächen, daß bald kein eigentlich souve-

rainer Fürſt mehr in den Gränzen von Frankreich lebte. Um zu dieſem Ziele zu gelangen, war ihm nichts zu ſchlecht, kein Verbrechen zu groß; der Ligue du bien public, an deren Spitze ſein eigener Bruder ſtand (Herzog Karl von Berry) hatte er im Frieden zu St. Maur 1468 eidlich verſprochen, allen Beſchwerden abzuhelfen, weil er ſich damals in Noth befand — ſo wie er ſich befreit ſah, ward er meineidig und widerrief dieſe Verträge. Er umgab ſich mit einer Schweizergarde, mit ſchottiſchen Schützen, mit 4000 Lanzenträgern und einer nicht unbedeutenden Artillerie, war, eiferſüchtig auf die Macht, welche ſein eigener Sohn einmal bekommen konnte, thöricht genug, eine Verbindung deſſelben mit Maria, Karls des Kühnen Tochter, Erbin von Burgund, auszuſchlagen, indem er hoffte, durch Gewalt der Waffen zu ſiegen, mußte aber dem tapfern deutſchen Helden Maximilian, der ſich mit Maria vermählte, weichen und verlor ſo gänzlich, was er thöricht ausgeſchlagen.

Unter Karl VIII. dachte Frankreich ſchon auf auswärtige Eroberungen, es galt Neapel und Mailand, ja Griechenland und die Türkei, indem der letzte Abkömmling der griechiſchen Kaiſer, Andreas Paläologus, ihm ſeine Rechte förmlich abgetreten hatte; allein obſchon Karl den Titel eines orientaliſchen Kaiſers angenommen, ſcheiterten doch alle ſeine Plane, und erſt ſein Nachfolger ſetzte etwas weniges davon ins Werk.

Dieſer, Ludwig XII., beginnt eine neue Regentenreihe, denn mit ihm tritt die jüngere Linie der Valois auf den Thron, da mit ſeinem Vorgänger die ältere ausſtarb. Er nahm Mailand, verlor es jedoch nach zehn Jahren wieder; rings von Feinden bedroht, mußte er Partikularverträge mit den einzelnen Mächten eingehen, welche ihn außer ſeiner Eroberung noch manches Opfer koſteten. Eben ſo unglücklich war er bei dem projektirten Raube an Neapel, welches er gemeinſchaftlich mit Spanien unter Ferdinand dem Katholiſchen mit Krieg überzog — bei der Theilung entſtanden Zwiſtigkeiten, die Franzoſen wurden geſchlagen und Spanien blieb in alleinigem Beſitz von Neapel. Franz der Erſte begann wieder mit der Einnahme von Mailand und endete, wie Ludwig, mit dem Verluſte deſſelben, ja er war ſogar ein Jahr lang gefangen. Der ganze Vortheil, den die franzöſiſche Krone aus dieſen verluſtreichen Gewinnſten zog, war, daß die Großen des Reichs, vielfach auswärts beſchäftgit, nicht hindern konnten, daß die franzöſiſchen Könige ſich die Souverainität, ſich eine völlige Unabhängigkeit von den Baronen des Reichs erwarben. Die alte ſtändiſche Verfaſſung ging unter, die Etats generaux wurden nicht mehr, wohl aber Notables berufen, die der König notirte, berief, die alſo ſeine Kreaturen waren und aus denen nach und nach das Parlament hervorging. Die Reformation drang von der

Schweiz her nach Frankreich und die Hugenotten gewannen bedeutenden Anhang.

Heinrich II. entriß den Engländern den Rest ihrer Besitzungen in der Picardie und mischte sich auch in die Angelegenheiten Deutschlands. Die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun nahm Frankreich in Besitz, wodurch ein blutiger Krieg entstand, bei welchem die Spanier in Frankreich und Italien eindrangen und Heinrich bewogen wurde, seinen alten Vorsatz, sich jenseits der Alpen festzusetzen, gänzlich aufzugeben. Er stattete an Spanien alle in den Niederlanden gemachte Eroberungen zurück, zog von Italien ab und erhielt dafür ein paar von den Spaniern gewonnene Gränzörter wieder. Unter Franz dem Zweiten spaltete sich der Hof in zwei Parteien; an der Spitze der einen stand die Königin Mutter, Katharina von Medicis, an der andern Prinz Ludwig von Condé, dem die königlichen Prinzen aus dem Hause Bourbon, welche sich von der Regierung gänzlich ausgeschlossen sahen, den Oberbefehl anvertraut hatten. Sie schlossen sich, um ihre Macht zu verstärken, an die Hugenotten und traten, so verstärkt durch den Admiral Coligny, gegen die Guisen.

Die Sachen veränderten sich anfangs bei der Regierung Karls IX. wenig. Katharina von Medicis regierte, der König übte sich im Scheibenschießen, eine Kunst, welche er später bei der furchtbaren pariser Bluthochzeit an den armen Hugenotten mit großem Glück exerzirte. Die Parteien standen einander bis zu diesem Schlage erbittert gegenüber und zerfleischten einander gegenseitig; die Macht der Hugenotten war verringert, doch hielten sie muthig Stand. Unter Heinrich IV. bestiegen die Bourbons den Thron und segensreich hätte dieses großen Königs Regierung und die Verwaltung der Finanzen durch seinen trefflichen Minister Sully werden müssen, wenn nicht, bevor noch die Ruhe überall befestigt, der Wohlstand zurückgekehrt gewesen war, verruchte Mörderhand (Ravaillac) dem Leben des edelsten der französischen Könige zu früh ein Ende gemacht hätte. Es entstanden unter der Regentschaft der Königin Maria, der Mutter Ludwigs XIII., neue bürgerliche Unruhen, welche selbst fortdauerten, als der zur Regierung gelangende König seine Mutter und deren Anhang vom Hofe entfernte. Der Kardinal Richelieu begann zu regieren, die Reformation ging für Frankreich verloren, ihr wohlthätiges Licht ward mit Gewalt unterdrückt, La Rochelle der Hauptsitz der Hugenotten erobert, die Reformirten wurden entwaffnet und der strengste Despotismus eingeführt, der bis zu den berüchtigten Lettres du Cachet ging, auf welche man verhaftete und für immer begrub in den Gefängnissen der Bastille oder auf den Schlössern und Zitadellen der vielen kleinen Festungen. Wer diesem oder jenem im Wege war.

Ludwig XIV. und Kardinal Mazarin, sein Premierminister, treten noch heftiger gegen Oesterreich auf. Die vielen Eroberungen, welche Ludwig machte, vergrößerten, rundeten sein Reich nach allen Seiten ab, und sicherten seinem Hause auch den spanischen Thron. Die Regierung war glänzend und es hoben sich unter ihr Künste und Wissenschaften zu einem bisher in Frankreich nicht erreichten Grade; doch leider gab dem erblühenden Staate die Aufhebung des Ediktes von Nantes einen gewaltigen Stoß; die Reformirten verloren ihre Glaubensfreiheit, die fleißigsten thätigsten Bürger entflohen und halfen Deutschlands, im dreißigjährigen Kriege erlittene Wunden heilen, im Innern von Frankreich aber entstanden Unruhen und der glorreiche Louis quatorze endete kleinlich, umgeben von Mönchen und alten Maitressen (Maintenon), die ihn ganz dominirten. Er starb, nachdem er eine für jene Zeit enorme Schuldenlast von 2.500 Millionen auf sein Reich gehäuft, von welcher Filipp von Orleans und der staatskluge Kardinal Dubois das Reich durch kühne Finanzspekulationen befreiten und es so vor einem völligen Staatsbankerut retteten. Unter Kardinal Fleuri wurden für Frankreich die Herzogthümer Lothringen und Bar, später Korsica gewonnen, allein durch die Unthätigkeit des Königs sank Frankreich doch unaufhaltsam immer tiefer; seine Heere, seine Flotten wurden geschlagen, seine Kolonien gingen verloren und es war zuletzt politisch ohne alle Bedeutung, denn Ludwig XV. hatte nur Freude an schönen Weibern, ließ sich von diesen lenken, verschwendete die pekuniären Kräfte des Reichs in kostspieligen Lustbarkeiten, das Volk wurde beispiellos gedrückt, und Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot, welche eine Revolution der Meinungen bewirkt hatten, gaben vielleicht den ersten Anstoß zu der unter Ludwig XVI. ausbrechenden politischen, deren Gräuel zu bekannt sind, (da die Hälfte der jetzt lebenden Generation noch Zeuge derselben war), als daß ich sie hier wiederholen dürfte. Napoleon ergriff die Zügel der Regierung, zur ungeheuern Größe schwoll das von ihm beherrschte Reich, bis es durch seinen Sturz im Jahre 1814 wieder in seine alten Gränzen zurücksank und in Ludwig XVIII und Karl X. die Bourbons abermals auf den Thron kamen, von dem der jetzige König Ludwig Filipp sie ablöste, die orleans'sche Linie zur regierenden machend.

So entstand, so stieg und sank das ursprünglich den Deutschen stammverwandte Land, so ward das Reich, aus vielen kleinen Fürstenthümern zusammengesetzt, zu einem großen Ganzen, das, abgerundet nach allen Seiten, eines der mächtigsten Reiche des Kontinents bildet.

Allgemeine Beschaffenheit des Landes.

Das große Land, das etwa ein Drittheil von Westeuropa einnimmt, erstreckt sich in einer Länge von 14 und von Norden nach Süden in einer Breite von 9 Graden über einen der glücklichsten, gesegnetsten Landstriche. Er reicht vom 12ten Grade, 11 Min. bis zum 26° 4′ östlich von Ferro und vom 42° 23′ bis zum 51° 3′, und ist im Süden von dem mittelländischen Meere und den Pirenäen, im Westen von dem atlantischen Ozeane, im Norden von dem Pas de Calais, der Nordsee, dem Königreich der Niederlande, Belgien, dem Herzogthume Luxemburg, den preußischen Reinlanden, im Osten aber von den baierischen Reinlanden, dem Großherzogthume Baden, der Schweiz, Sardinien und Savoien begränzt. Das ganze Land ist von allen Seiten genau zusammenhängend, nicht zerstückelt, was seine Intensität bedeutend erhöht; nur die Insel Korsica liegt außerhalb dieses Kontinuums.

Mehr bergig als flach — was nur im Norden vorherrschend wird, — durchziehen bedeutende Gebirge theils sein Inneres, theils sind sie als mächtige Gränzhüter gegen Osten und gegen Süden, in den Alpen und den Pirenäen aufgestellt. Das letztgenannte Gebirge zieht sich von dem Mittelmeere, worin es seine Füße wascht, quer durch den schmalsten Theil der Halbinsel Spanien bis zum Meere von Biscaia, an welchem es als kantabrisches Gebirge zum atlantischen Ozean fortstreicht. Die Franzosen theilen das ihnen zugehörige Gebirge, dessen Wasserscheide die Gränze gegen Frankreich macht, in die Basses Pyrenées, Hautes Pyrenées und Pyrennées orientales. Die Niederpirenäen sind nicht, wie man glauben dürfte, die Vorberge derselben, sondern es sind die westlichen, an

das Meer von Biscaja stoßenden; sie gehören zu den schönsten Gegenden, nicht nur von ganz Frankreich, sondern vielleicht von Europa. Mehre Hügelreihen erheben sich vom Meere aus immer höher und höher, bis sie in ewigem Schnee erglänzen und von ihren Gipfeln die Bäche herabrieseln, welche, von allen Seiten Nahrung findend, zu Flüssen werden und dem Meere als Lasten tragende Ströme zueilen; malerische Berggegenden, durchstürmt von wasserreichen Waldbächen mit prächtigen Kaskaden, reihen sich an die lachenden Meeresufer, die Hügel sind mit Wein gekränzt, die Berge mit Wald gekrönt. Wohl bevölkerte Thäler erstrecken sich weit hinein in diese Höhenzüge, fette Aecker- und Gartenländer, üppige Wiesen und Triften geben ihnen hinlängliche Nahrung, doch auffallen muß einem jeden beim ersten Anblick des Landes, daß Hutwaiden die Hauptsache sind, und daß die Agrikultur noch in ihrer Kindheit begriffen ist. Es scheint sonderbar, daß die Leute durch sorgfältige Pflege und Bewässerung ihrer Wiesen zuerst für die Thiere gesorgt haben, allein es verliert sich diese Sonderbarkeit, wenn man bedenkt, daß die Bewohner der Pirenäen keinen größern Reichthum haben als ihre Heerden, darum sind die großen fruchtbaren Strecken, welche treffliche Zerealien tragen könnten, nur scheinbar unbenutzt, sie tragen Rinder, Ziegen, Schafe in großer Menge, und diese bringen dem Landmanne mehr Vortheil, und, was die Hauptsache ist, mit weniger Mühe.

Auch ist der Ackerbau nicht ganz vernachläßigt, man baut nur nicht mehr Waizen, Gerste, Hafer, als man braucht. Der Mais gedeiht vorzüglich, der Flachs gibt die geschätzte Leinwand von Bearn, alle fruchttragenden Bäume, welche Frankreich hat, gelangen dort zu einer seltenen Vollkommenheit, Tannen und Fichten erlangen eine außerordentliche Höhe und Stärke und bieten für die Marine ein reichhaltiges Magazin dar. Die Seiten der Hügel und Berge sind während des Sommers mit einem schimmernden Teppich tausendfältiger Pflanzen überdeckt und bieten dem Botaniker eine reiche Ausbeute.

Eine Merkwürdigkeit zeigt man den Reisenden häufig. Bei Biariz, unfern Baionne, ist eine Höhle, welche durch das Meerwasser ausgewaschen scheint. Sie hat den Namen der Brautkammer, ist fast immer mit Moos, mit grünendem Seegras und mit frischen Muscheln und Korallen geschmückt, und hat ihren Namen davon, daß zwei Liebende, welche kurz vor ihrer Vermählung dieselbe besuchten, sich vergaßen und von der Flut, welche sie regelmäßig bespült, überrascht wurden und zugleich den Tod fanden. Man will übrigens behaupten, daß sie noch jetzt häufig Zufluchtsort bedrängter Liebe ist, und daß das abschreckende Beispiel, welches jene Unglücklichen gegeben, Niemand abhalte, sie zu Zeiten der Ebbe zu besuchen.

Die hohen Pirenäen bilden ein noch weit mannigfaltigeres Bild dar als die westlicheren; das Terrain ist höchst durchschnitten, im nördlichen Theile laufen die Hügel in sandigem, flachen, scheinbar verlassenen Meeresboden aus. Die höher gelegene Region bietet auf den Wölbungen der Berge magern Boden dar, nur dürftig Kräuter zu Ernährung der Heerden, dagegen an andern Stellen, in ebenen Lagen prächtige Wälder zeigend. Die Thäler dieser Region haben einen fruchtbaren Boden, zusammengesetzt aus dem zertrümmerten Gestein der von den Bergen herniederrollenden Felsmassen und aus der Laubdecke der Wälder, welche fast immer in die Thäler geführt wird, die Fruchtbarkeit vermehrend, sie sind stark bevölkert von einer zusammengedrängten Menschenmenge. Die höchsten Gegenden der mittleren oder hohen Pirenäen sind durchgängig Schneegebirge, von denen viele die Gränze des ewigen Schnee's um tausend Fuß und mehr überragen. Viele Spitzen steigen hoch in den dunkelblauen Himmel hinauf und scheinen den Alpen ganz gleich, von denen sie auch nur in der Höhe übertroffen werden. Sie sind der Kultur unfähig, theils haftet auf dem felsigen Boden keine Pflanze, theils würde die Kälte solche auch nicht einmal aufkommen lassen.

In diesen höheren Regionen kommen auch die Lauinen vor. Wenn der Schnee sich erweicht und eine ungeheure Masse über die Felsendämme herabhängt, dann ist die geringste Ursache genug, um diese schreckliche Erscheinung in's Leben zu rufen; ein Steinchen, das sich von einem höher gelegenen Pic losmacht, ein Windstoß, der aus einer Felsenspalte pfeift, reicht, um eine ungeheure Masse von Schnee in Bewegung zu setzen, deren Umfang und Schnelligkeit mit jedem Schritte der Bahn, die sie zurücklegt, zunimmt. Nichts vermag einem solchen Schneesturze zu widerstehen, Häuser, ja ganze Dörfer werden darin aufgerollt und drehen sich mit der sich weiter wälzenden Masse um, — die mächtigsten Tannen werden schon durch den Druck der Luft, gegen den alles, was man sonst Sturm und Orkan zu nennen gewohnt ist, unbedeutend wird, zerbrochen, gesplittert, gedreht wie ein Strohseil, — Felsen von fünfzig Fuß Durchmesser werden abgebrochen wie Pfeifenstiele. Erst in der Tiefe der Thäler bleiben diese Schneemassen liegen, gewöhnlich sie verdämmend und so hinter sich durch das gestauete Wasser des Thales einen See bildend, der sich wohl mehre Jahre hält, bis er die Schneemasse durchdringt, ein Dammbruch die Folge ist und nun eine tiefere Strecke des Thales überschwemmt wird, der plötzlich aufreißende See, eine Wassermasse, die während eines Jahres hätte durch das Thal strömen sollen, binnen fünf Minuten hindurchfährt. Der Druck solcher Masse ist dann auch so gewaltig, daß die mächtigsten Felsblöcke hinweggespült werden wie Holzspäne und meilenweit mit Blitzesschnelle fortrollen — fliegen.

Nicht minder fürchterlich sind die Grundlauinen. Massen von Steinen, Schlamm, aufgeweichter Erdboden, welche von den schrägen Felsenlehnen heruntergleiten und theils die fetten Triften der Heerdenbesitzer vernichten, theils die fruchtbaren Thäler thurmhoch mit Gerölle, Sand und Schlamm füllen. Dieses sind nicht die einzigen Uebel, denen das Land ausgesetzt ist, die häufigen Bergstürze und Erdbeben vermehren die Schrecken jener Gegend. Obschon es keinen thätigen Vulkan in den Pirenäen gibt, so sind viele französische Naturforscher doch geneigt, entweder wirkliche vulkanische Kräfte oder einen Zusammenhang dieses Gebirges mit fernen vulkanischen Gegenden anzunehmen; denn die Erdbeben sind häufig und lassen durch ihre schrecklichen Folgen das Andenken an ihre Existenz lange nicht vergehen. Das Erdbeben von 1660 veränderte den Lauf der Quellen, veränderte die Beschaffenheit der Gewässer selbst; bei dem von 1678 schwoll die Garonne und der Adour, wie durch unterirdische Kräfte gehoben, zu mächtiger Höhe und die vielfach reichlicher fließenden Quellen machten die Flüsse auf Hunderte von Quadratmeilen übertreten. Bei dem entsetzlichen Unglücke, welches Lissabon traf, öffnete sich die Erde bei Juncadas, stürzte die Häuser von Lourdes zusammen und wurde zum Theil völlig auf den Kopf gestellt, verschwand ein Berg und machte einem tiefen See Platz. Es ist ferner gewiß, daß bei jedem Erdbeben in Sicilien oder Calabrien auch die Pirenäen von den Erschütterungen wiederhallen, daß Berge einstürzen, Thäler mit ihrem Schutt ausgefüllt werden, kurz die ganze Natur in einem Aufruhre ist, welcher nur zu deutlich den gefährlichen Zusammenhang der vulkanischen Kräfte dieser entfernten Länder beweist.

Reich an Merkwürdigkeiten ganz eigenthümlicher Art ist das Gebirge. Zu diesen gehören die großen, sonst nirgends vorkommenden Amfitheater. Viele derselben sind auf der ganzen Kette zerstreut. Die Beschreibung eines der größten, dem alle anderen mehr oder minder gleichen, möge hier Platz finden.

Bei Gavarnie, im Thale von Burreges, unterhalb des Mont Perdu, erhebt sich eine halb-kreisförmige Felsmauer von 1.600 Fuß Höhe und beinahe 12.000 Fuß Umfang. Breite, prächtige Stufen führen zu derselben hinan, kolossal, so daß sie, gleich den Stufen der Piramiden, nicht zu übersteigen sind, ohne daß man Leitern zu Hülfe nimmt. Auf ihnen ruhet ein ewiger Schnee. Thurmähnlich gestaltete Felsen überragen diese hohen Stufen und scheinen den Zirkus zu krönen; sie erheben sich bis zu neuntausend fünfhundert Fuß über dem Meere und sind selbst noch überragt von der höchsten Spitze des Mont Perdu. Zwölf Kaskaden stürzen schäumend von diesen Stufen herunter; ihre Zahl und ihre Stärke wechselt nach der Jahreszeit, doch zwei derselben bleiben stets lebendig. Eine

derselben, die Quelle der Gave du Pau, stürzt von der Höhe eines überhängenden Felsens und trifft bei zwei Fünftel seiner Höhe einen Vorsprung desselben, von welchem sie in einem schönen Bogen abprallt, um ganz unten auf demselben herniederstreichenden Felsen in Staub zu zerschellen. So außerordentlich, so majestätisch ist die erhabene Umgebung, daß dieser Sturz, dessen Höhe die Reisenden zu übertreiben glauben, wenn sie ihm 300 Fuß zugestehen, das Vierfache, nämlich 1.266 Fuß, geometrisch gemessen, hat, und daß er dennoch beinahe verschwindet in den riesigen Felsgebilden, deren Zierde er ist.

Der tiefste Theil dieses Amfitheaters enthält eine feste Schneedecke, unter welcher sich die Quelle mit ihrem Wasser ein Bette gräbt, um später durch das Thal von Barrèges zu fließen. Diesen untersten Theil des Zirkus nennt man die Schnee- oder Eisbrücke. Mehr oder minder sind alle Zirkus so gestaltet, theils halb, theils ganz kreisförmig, als ob sie durch Kunst vollendete Trichter von Vulkanen wären. Der eben genannte aber ist am zugänglichsten und wird von Barreges aus oft besucht.

Eine andere Merkwürdigkeit bildet die berühmte Rolandspforte, eine dreihundert Fuß hohe und eben so weite Aushöhlung, ein Thor zu dem Theater von Gavernie. Es ist sehr schwierig und gefahrvoll, dahin zu gelangen, doch ist dieser Weg einer der Hauptpfade für die Schleichhändler. Er scheint durch Kunst in einen halbmondförmigen, mit den Spitzen aufwärts gekehrten Felsen gesprengt, und die Fabel sagt, der gewaltige Roland, auf seinem Schlachtrosse gegen die sechshundert Fuß hohe Mauer, welche Frankreich von Spanien scheidet, anrennend, habe mit seinem Alles zertheilenden Schwerte diese Pforte gehauen, welche seitdem offen ist. Die Mauer hat keine übermäßige Dicke, doch dort, wo sie schmal wird und sich senkt, ist sie steil abgerissen und ein schäumender Wildbach bespült ihren Fuß, auf der andern Seite aber dehnt sie sich aus und ist überragt durch die sogenannten Thürme von Marboré, zwei mehre tausend Fuß hohe, thurmähnliche Felsen, welche symmetrisch an beiden Seiten der Pforte aufgestellt, die Vorwächter derselben scheinen.

Alles ist öde und wüst an diesem schauerlichen Orte, nirgends zeigt sich eine Spur von Vegetation, mächtig aufgehäufter Schnee, besonders auf französischer Seite, scheint sich selbst wieder zu Bergen aufthürmen zu wollen, und wo er hier oder auf spanischer Seite durch die brennende Sonnenhitze geschmolzen ist, da sieht man nur weite Flächen von Erde entblößten Gesteins, Felsen auf allen Seiten, mit denen die Flächen übersäet scheinen, Berge, auf eine gefährliche Art Schrecken erregend, den Einsturz drohend, weit überhängend, zum Theil ganz mit durchsichtigem

Eis überzogen und des Meeres Wogen in ihrem wild esten Zorn versteinert festhaltend.

Die Bauern jener Gegenden nennen Oule jene kesselförmigen Vertiefungen, deren eine wir unter dem Namen des Circus von Gavarnie bereits betrachtet haben. (Mehre Naturforscher schreiben ihr Entstehen dem Einsturz großer, über weite Höhlen ausgebreiteter Gewölbe zu). Unter diesen, doch von einer durchaus verschiedenen Natur, ist der Kessel von Heas (l'oule de Heas), in der Mitte eines Hochplateaus gelegen. Zwei Felsgebirgsreihen bilden ein schmales Thal, das immer mehr an Breite abnimmt und zuletzt nur noch ein ungeheurer Riß scheint, der bei der Schöpfung entstanden, noch nicht ausgefüllt ist. Plötzlich breiten sich diese Feldzüge wieder aus, gewinnen an Umfang, das Thal an Breite, halbmondförmig umschlingen sie zwei Seiten einer großen Fläche. Eine Hälfte dieses Bogens wird begrenzt durch zwei ungeheure Felsen, zwischen denen der Weg hinaufführt zu einer beträchtlichen Höhe. Die blendende Weiße der Schneemassen sticht auffallend ab von den bräunlichen oder ergrauten, verwitterten Abhängen. Der andere Arm des Bogens ist ein langer dürrer Bergrücken, beraubt alles Schmuckes der Pflanzenwelt, dessen Gipfel überragt wird durch einen thurmartigen Felsen, welcher zwar nicht so ungeheuer ist, wie die Thürme an der Rolandspforte, doch höher scheint, weil er ganz isolirt steht. Der Berg von Troumousse, mit Eis beladen, umgeben von spitzigen, zackigen Felsen, vereinigt die beiden Bogen des Halbmondes. Jeder andere so eingeschlossene Raum würde ein furchtbarer Abgrund sein, doch dieser Raum ist so ungeheuer, daß er gar nicht bedeutend vertieft erscheint; nirgends ist die Tiefe des Thales unter 3.000 Fuß, allein es hat mehr als zwei Lieus im Umfange, die Luft ist frei, der Himmel offen, der Boden mit grünen, frischen Kräutern geschmückt, zahlreiche Heerden verirren sich in diesen Gefilden, deren Gränzen schwer zu finden sind, drei Millionen Menschen würden auf der Arena Platz haben und zehn Millionen Zuschauer würde dieses Theater fassen können, wenn sie als Zuschauer auf den sich höher und höher thürmenden Felsensitzen Platz nähmen; und dieser Zirkus liegt auf dem höchsten Kamme der Pirenäen, sein niedrigster Punkt ist sechstausend Fuß hoch über dem Meere, liegt am Ende einer Schlucht, durch welche des Wanderers Fuß sich nur mit Grauen windet, und dient den Heerden Basken zum Weideplatz.

Die östlichen Pirenäen bilden einen weiten Halbkreis, der sich gegen das Mittelmeer senkt. Der Boden steigt von der Küste bis zu den höchsten Gipfeln der Berge amfitheatralisch und terrassenförmig an. Die eigentliche Bergkette, welche in Südosten von Perpignan beginnt, und die Berge von Salces sind die Endpunkte des Halbzirkels; sie erheben

sich allmälig und vereinigen sich mit dem Kanigou, der im Mittelpunkte steht. Der ganze Raum theilt sich in drei große Becken, in welche von Westen nach Osten drei Flüsse gehen, welche alle Gewässer von den Bergen empfangen und in der Ebene ein zu wenig vertieftes Bette haben, so daß sie leicht austreten und man oft den Agli und die Tet ihre Wellen in der Fläche von Salonque mischen sieht. Alle Ländereien, welche um diese Flüsse herliegen, sind von Kanälen durchzogen, durchkreuzt und abermals durchschnitten; sie sollen ersetzen, was ein eherner Himmel dem Lande verweigert, und sie bewirken, daß bei der bedeutenden Wärme des Klima's das reizende Grün niemals die Felder verläßt. Grell sticht dagegen die höher gelegene Ebene ab, welche einer solchen Bewässerung entbehrt; dort versengt eine glühende Sonne vom Anfange des Juli jedes Gräschen, jede Pflanze, und man würde glauben, die Menschen hätten einen Boden verlassen, welcher unfähig ist, sie zu nähren, wenn man nicht hin und wieder Olivenwäldchen bemerkte und Weinberge inmitten eines steinigen, unfruchtbaren Bodens, dessen Staub dürftig die nährende Erde ersetzen muß, in deren Schooß die köstlichste Frucht doch Nahrung genug findet, um sich mit erquickendem Safte zu füllen.

Diese Gegend besitzt eine große Menge natürlicher Höhlungen von verschiedener Größe, welche prächtige Stalaktiten enthalten. Berühmt sind die von Britchut, von Siracto, von Corberi, die Cova d'en Pey zu Wontferrer und die Cova Basterna unfern Villefranche.

Die Einsiedelei des heiligen Anton von Galamus ist durch Stalaktitenhöhlungen gebildet, in deren einer eine, mit vielem Geschmacke verzierte Kapelle befindlich ist. Sie liegt in einem Thale, welches höchst malerisch und romantisch aus seinem Schooße dem Agli entspringen läßt

Die intermittirende Quelle von Caielle, in dem Berge Llo (spr. Ljo) wiederholt eine Erscheinung, deren Ursache seit lange bekannt ist; ihr Ueberquellen ist mit einem heftigen unterirdischen Geräusche verbunden. Man bedient sich ihres Wassers zu Befeuchtung der Wiesen.

Zu nahe liegen uns die Alpen, die zweite Hauptgruppe von Gebirgen, als daß wir nicht im Allgemeinen sie als bekannt voraussetzen könnten und deßhalb, wie wegen der Höhen des Pirenäengebirges und der geognostischen Beschaffenheit desselben, auf den ersten Band dieses Werkes verweisen dürften; nur dieß will ich noch hinzufügen, daß der Kamm der See- oder Meeralpen und der kottischen Alpen die Ostgränze gegen die sardinischen Staaten bildet. Jene flächen sich gegen Marseille hin ab, nachdem sie das Var-Departement durchzogen haben, parallel mit der Meeresküste streichend, unter dem Namen der Bergketten des Maures und von Estrelle. Der Hauptkamm der kottischen Alpen zieht von der Quelle des Var und des Stura über den

Mont Genevre bis zur Rhone hin, bildet den größten Theil des Departements der hohen und der niederen Alpen, der Drome und Iserre zu wahren Alpgegenden, indem er sich zu eilftausend Fuß und darüber erhebt, ja in einzelnen Punkten 13.000 Fuß übersteigt (Pelioux de Valouvisse 13.237 u. s. w., wie man aus Seite 5 des ersten Bandes von Europa sehen kann)

Der mächtigste Nebenzweig ist der Leberon im Luregebirge, zwischen der Durance und der Drome, und welches im Ventoux bis zur Höhe von 6.220 pariser Fuß ansteigt, von welcher Höhe es steil nach dem Rhonethal abfällt.

Als die wichtigsten Pässe und Uebergänge waren schon im Alterthume bekannt der Paß über den Mont Cenis in Savoien, welcher aus dem Thale des Areflusses (zum Gebiete der Iserre gehörig) nach Susa führt. Unbegreiflich ist es, wie Hannibal die Alpen damals mit einem so zahlreichen Heere, mit einem ungeheuren Troß und mit Elefanten übersteigen konnte, deren letzten er nicht früher als in den Sümpfen der Lombardie verlor; unbegreiflich ist es, wenn man die Schwierigkeiten kennt, die Napoleon bei diesem Passe fand, den er zu einer der herrlichsten Straßen geebnet hat, obwohl sie sich bis 6.360 Fuß über das Meer erhebt. Jetzt befahren dieselbe freilich mit leichter Mühe jährlich 17.000 Fuhrwerke, überschreiten sie jährlich 48.000 Saumthiere.

Ein zweiter Paß führt über den Mont Genevre; er ist nur um 550 Fuß niedriger, denn er steigt bis zu 5.810 Fuß an und führt ebenfalls nach Susa, doch von Briançon durch das Thal der Durance. Südlicher liegt ein dritter Paß, welcher aus dem Durance-Thale zu den Quellen des Po leitet.

Von viel geringerer Bedeutung sind alle übrigen Gebirge, welche Frankreich hat. So scheint ein Verbindungsglied zwischen den Alpen und Pirenäen das Sevennengebirge zu sein; es steigt aber in seiner größten Höhe noch nicht einmal so hoch an, als die niederen Pässe, welche durch die niederen Einsattelungen der Alpen führen; der Mont Mezène erreicht nämlich nur 5.400 Fuß. Das ganze Gebirge liegt also mehre tausend Fuß unter der Schneegränze, und ist demnach, wenn der Boden günstig ist, geschickt zu Hervorbringung aller Bäume und Pflanzen, welche das Klima duldet.

Ein nordöstlicher Zweig der Sevennen ist das Rhonegebirge, welches seinen Gipfel im Mont Tárare (4350) hat und sich dann in den Bergen des Departements von Cote d'or und in den Hochebenen von Velai, Gevaudan und Vivarais verliert. Die Gebirge der Auvergne erheben sich bis zu 5.800 Fuß. Man findet dort viele aus-

gebrannte Vulkane und Spuren einer frühern sehr verbreiteten und heftigen Thätigkeit.

Durch das Juragebirge gränzt Frankreich östlich an die Schweiz; zu dem erstern aber gehört nur der sanftere Abhang, die Hochgebirge ragen in die Schweiz hinein. Die französischen Departements Ain, Doubs und Jura gehören zum Gebiete dieses Gebirges, dessen höchste Spitzen alle noch zwei- bis dreitausend Fuß unter der ewigen Schneegränze liegen. Auch hier hat Napoleon sich um die Kommunikation zwischen seinem und den angränzenden Ländern verdient gemacht, indem er die beschwerlichen Straßen, welche von Lyon über Nantua nach Genf, von Dole über Peligni nach Genf und von Besançon über Pontarlier nach Lausanne führen, fahrbar und bequem und sicher gemacht hat, da sie sonst von gefährlichen Schlünden durchschnitten, von engen Pässen stets unterbrochen waren, während sie jetzt jedem, auch dem größten Frachtfuhrwerke die Passage erlauben.

Vom Jura läuft ein Nebenzweig, das Laumontgebirge, aus, die reizenden, üppigen Thäler der Saone, des Doubs und der Ain bildend und in die Vogesen oder das Wasgau (franz. les Vosges) übergehend, worin sich die Quellen vieler, dem Reine oder dem Meere unmittelbar zueilender Flüsse verbergen. Die obere Mosel theilt dieses Gebirge in 2 Hauptzüge, in einen östlichen und westlichen, die nirgends Alphöhe, noch weniger die Schneegränze erreichen. Die größten Höhen liegen um die Quellen der Mosel, und haben nicht mehr als 4.400 Fuß (Grand Ventrou 4314, Ballon de Sulz 4415). Nach Deutschland zu senkt sich dieses Gebirge schroff nieder, nach Frankreich hinein verläuft es sich sanft ohne bedeutende Abhänge; es verliert sich in den wellenförmigen Gegenden der Champagne und der Pikardie, in der Hochebene von Langres zwischen 1.500 und 1.100 Fuß, in den gleich hohen Monts de Faucille und in der lotharingischen Ebene 800 Fuß über dem Meere.

Fast ununterbrochen schließt sich an die Vogesen der Argonner- und an diesen der Ardennerwald. Beide sind aus dicht gedrängten Hügeln zusammengesetzte, reich bewaldete Gegenden, denen man daher auch mit Recht den Titel „Gebirge“ versagt. Sie steigen nirgends über 1.300 bis 1.500 Fuß (das letztere nur in den Ardennen) an und stehen überdieß auf einer hohen Unterlage, was ihnen viel, ja alles Imposante nimmt. Höchst rauh, felsig, schroff ist das Gränzland zwischen Frankreich und Belgien, eben der Ardennerwald, und es hat überall der Kunst bedurft, um die beschwerlichen Wege in fahrbare Straßen zu verwandeln. Doch war dieses, im Vergleiche mit den Hochgebirgsstraßen, nur Spielerei, auch fand sich überall das Materiale zum Bau der Straßen nahe genug, und man durfte die im Mittelalter schon vielfach als Handelsstraßen benutzten Wege nur ebnen,

ihnen hin und wieder eine andere Richtung geben, um sie in breite Chausseen oder Paveen zu verwandeln. Von Paris führt eine Hauptstraße über Rheims, Mezieres und Rocroi nach Köln, wie von Paris über Verdun und Metz nach Mainz, von Nancy über Thionville und Metz nach Luxemburg; ferner über die Vogesen von Nancy nach Straßburg über den Paß von Zabern, von Nancy nach Basel durch das Moselthal nach dem südlichen Frankreich durch das Thal des Doubs und der Saone.

Abgesondert von allen diesen Gebirgen, selbst wie es scheint in keinem unterseeischen Zusammenhange, da das Meer um die Insel sehr tief ist, sind die Höhen von Korsika. Sie durchschneiden in zwei Hauptzügen das Land und machen es durchaus gebirgig, so daß sich nirgends eine ausgedehnte Ebene findet, sondern sich überall Berg und Thal an einander schließt. Die erhabensten Punkte übersteigen die Schneegränze, so der Monte rotundo von 9.294 und der Monte oro von 8.166 Fuß.

Die Flüsse von Frankreich sind ausführlich in der Hidrografie dieses Werks, in dem zweiten Bande von Hoffmann's Europa beschrieben, daher ich hier nur einiges Generelle berühren will. Trefflich vertheilt hat die Natur zum Vortheil dieses Landes die Bewässerung und die Richtung der Flüsse. Während von Deutschland alle Flüsse nordwärts strömen und nur die einzige Donau nach Osten geht, ihres starken Falles wegen an vielen Stellen aufwärts gar nicht und abwärts nur mit der größten Gefahr beschifft werden kann, gehen von dem Herzen Frankreichs aus, die Flüsse nach allen Weltgegenden hin; während in Deutschland die Alpenkette jede Verbindung mit dem Mittel- oder Adriameere unmöglich macht, gestatten die Bergzüge von Frankreich ihren Strömen überall einen freien Durchgang. In das atlantische Meer ergießt sich die wasserreiche Garonne und die weit durch das Land fließende Loire, in den Kanal strömt die Seine, in die Nordsee ergießt sich der Rein und mittelbar durch ihn die Maas (Meuse), in das Mittelmeer ergießt sich die vielfach mündende Rone und die Durance durch die vorige.

Zu diesen Flüssen kommen eine Menge andere von geringerer Bedeutung, doch zum Theile auch schiffbar. Aber außerordentlich hat neben diesen Begünstigungen von Seiten der natürlichen Beschaffenheit des Landes auch noch die Regierung für leichtere Kommunikation gesorgt, indem sie eine Menge der prächtigsten Kanäle anlegen ließ, welche den Verkehr, den Handel ungewöhnlich beleben, und die verschiedensten Provinzen des Reichs in Verbindung setzen.

Schon von Ludwig XIII. wurde der Kanal Briare angelegt, und im Jahre 1642 für die Schifffahrt eröffnet. Er ist sieben Meilen lang, verbindet die Loire bei Briare (wovon sein Name) mit einem

Nebenflusse der Seine, dem Loing und wird benützt, um alle rohen Erzeugnisse aus den Gegenden der obern Loire nach Paris zu führen. An ihn schließt sich der Kanal des Loing, welcher ihn bei Montargis fortsetzt und über Nemours nach Namers an der Seine geht. Er ist fast eben so lang als der vorige.

Der größte und prachtvollste ist der Kanal du Midi oder, nach der Provinz, in der er liegt, der Kanal von Languedoc genannt. Er ward von 1666 bis 1681 erbaut mit einem Aufwande von 17½ Million Livres. Er mißt 30 Meilen Länge, ist oben 60, unten 32 Fuß breit und überall wenigstens 6 Fuß tief. Zu seiner Speisung dienen 62 Schleusen und nicht weniger als 62 Brücken übersetzen denselben, ja er selbst besteht häufig aus Brücken. An hundert und fünfzig Stellen schwebt er hoch über Untiefen oder Bächen, welche bequem unter ihm, selbst bei ihrem höchsten Wasserstande durchfließen, ohne nur die Pfeiler zu berühren, welche ihn tragen. Durch den Malpasberg geht er (zwischen Narbonne und Beziers) in einer Länge von 550 Fuß. Die Familie des Erbauers Riequet (welcher noch vor Vollendung des Baues starb) hat die Aufsicht über denselben, hat die Verpflichtung, ihn stets in vollkommenem Stande zu erhalten, was jährlich 330,000 Franks kostet, — hat aber auch die ganze Einnahme von dem Kanal, die sehr mäßig ist und doch eine Million Franks beträgt.

Später ward der Kanal du Centre entworfen und ausgeführt. Er ward 1791 für die Schifffahrt eröffnet und verbindet die Loire mit der Saone zwischen Digoin und Chalons in einer Länge von fünfzehn Meilen.

Der Kanal Monsieur, unter Napoleon begonnen und 1806 eröffnet, verbindet die Saone durch den Doubs mit dem Reine. Der zweite Theil benützt den Doubs bis Bougeaucourt, von dort führt ein weiterer Kanal (über Mömpelgard, Mühlhausen, Neubreisach und Grafenstadt) an den Rein: er wurde unter Ludwig XVIII. gebaut und 1820 beendet. An diesen schließt sich ein Kanal, welcher Mühlhausen mit Basel und Hüningen verbindet und 1833 beendigt wurde. Alle drei Kanäle haben eine Länge von 43 deutschen Meilen.

Der Kanal von Bourgogne fängt zu Roche an der Yonne an, geht bis St. Jean de Losne an der Saone und verbindet demnach durch diese beiden Nebenflüsse die Seine mit der Rhone. Unter Napoleon entworfen, wurde er doch erst 1833 vollendet, wiewohl er von großer Wichtigkeit ist, da er die Hauptpunkte der französischen Industrie, Lion, Straßburg und Paris, oder überhaupt den Süden und Osten von Frankreich mit dem Norden und Westen verbindet. Er ist 32 Meilen lang.

Der Kanal von St. Quentin vereinigt die Schelde mit der Oise, fängt bei Cambrai an, geht über St. Quentin und endigt zu Chauny. Er hat auf seiner Ausdehnung von zwölf deutschen Meilen zwei unterirdische Gallerien, die von Tronequoy, welche 3.400 Fuß, und die von Riqueval, welche 18.000 Fuß Länge hat. Er bildet die Verbindung von Paris mit den holländischen Nordseehäfen. Von ihm, in der südlichen Hälfte, die man auch abgesondert als den Kanal von Crozat betrachtet, geht ein anderer Kanal aus, der von der Somme benannt ist. Er geht von St. Simon durch das Sommethal, über Ham, Peronne, Amiens und Abbeville, 21 deutsche Meilen lang, zum Seehafen St. Valeri, verbindet sowohl das Innere von Frankreich mit den Nordseehäfen (und ist deßhalb stark befahren) als er auch die Moräste der Somme entwässert, was noch in höherem Grade der Fall sein muß, wenn der Hafen selbst hinlängliche Tiefe erhält, woran jetzt gearbeitet wird. Dieses gibt dem Kanale mehr Fall, also den Gewässern mehr Abfluß; dazu muß es den Handel erheben, weil große Schiffe in den bis jetzt nur von Barken und kleinen Kauffahrern besuchten Hafen einlaufen können.

Der Kanal von Ille und Rance ward unter Napoleon im Jahre 1804 begonnen und ist erst jetzt beendet worden. Er durchschneidet die Bretagne, und indem er aus der Rance bei Dinan in die Vilaine bei Rennes führt, werden die inneren Gegenden der fruchtreichen Bretagne mit den Häfen des Kanals und des atlantischen Meeres in Verbindung gesetzt. Er ist elf deutsche Meilen lang. Ein zweiter Kanal der Bretagne führt von Nantes nach Brest in einer Länge von fünfzig deutschen Meilen, und bewirkt, vereint mit dem vorigen, eine Verbindung aller Seehäfen der Bretagne am atlantischen Meere sowohl als an der Straße von Kalais mit dem Innern des Landes, indem er bis an die Loire reicht.

Der Kanal von Berry ist 34 deutsche Meilen lang. Er vereinigt die Loire mit dem Cher. Der Kanal von Nivernais, beinahe 25 Meilen lang, liegt zwischen der Loire und der Yonne. Der von Ourcq verknüpft die Seine mit dem Ourcq bei Mareuil. Er ist 12 deutsche Meilen lang. Die letztgenannten drei sind hauptsächlich für Paris von Wichtigkeit, wohin der eine Holz, der andere Steinkohlen, der dritte sein Wasser selbst, als wichtiges, den Parisern fehlendes Bedürfniß führt. Sie alle versorgen die ungeheure Stadt übrigens auch mit Lebensmitteln und vielen Naturprodukten.

Zu diesen großen Kanälen kommt noch eine Unzahl kleinerer, welche einige Meilen Länge und keine beträchtliche Tiefe haben, die zu beschreiben der Raum dieses Buches bei weitem nicht groß genug sein würde. Sie vermehren sich auch jährlich. So wurden seit 1825 theils auf Kosten der

Regierung, theils als Privatunternehmungen sechszehn neue Kanäle gebaut, welche 150 Millionen Franks gekostet haben.

Nicht minder bedeutend sind die Landstraßen in Frankreich. Ein ausgebreitetes Netz verbindet alle wichtigen Punkte des Reiches mit einander, und im Vergleiche mit dem, was in Frankreich geschehen, klingen die Großthaten, mit welchen andere Länder sich rühmen, komisch und lächerlich. Frankreich hatte an Straßen im Jahre 1824 nicht weniger als 8.019 Lieues, von denen 3.572 Lieues, vollständig als Kunststraßen gebaut, einen Aufwand von 8 Millionen Franks jährlich an Unterhaltungskosten forderten. 3.587 Lieues bedurften einer Hauptreparation, welche mit 67 Millionen Franks veranschlagt war. Welcher Staat kann sich eines Gleichen rühmen!

Dazu sind die französischen Hauptstraßen, die berühmten und prächtigen Pavéen, ungemein breit, gepflastert mit ganz ebenen, viereckigen, genau aneinander passenden Steinen, die eine Wölbung bilden und auf einer festen, unzerstörbaren Unterlage ruhen; nur von oben her werden sie abgenutzt und müssen dann von Zeit zu Zeit ganz erneuert, im Laufe der Jahre aber, bis dieses nöthig ist, durch Einsetzen einzelner Steine in gutem Stande erhalten werden. Von beiden Seiten einer solchen, meistens 30 und mehr Fuß breiten Fahrbahn laufen mit Sand bestreute Fußwege, und vier Reihen prächtiger Kastanien oder Linden geben dem Wege Schatten. Eine Lieue solcher Straße kostet 50.000 Franks. Nur Preußen hat ähnliche Straßen, gleich breit, gleich fest, lediglich aus Granit und Feuersteinen gebaut und mit Pappeln oder Fruchtbäumen besetzt; sie kosten auch auf die Meile 33 bis 36.000 Thaler. Allein, wenn jetzt anderthalb tausend Meilen (von Königsberg nach Berlin mehr als 90, von Berlin nach Aachen über 100, von Berlin nach Breslau 42 Meilen) vorhanden sind, waren in Preußen im Jahre 1816 doch nur 523 $^3/_8$ Meilen vorhanden.

Die Könige von Frankreich haben ungemeine Summen auf Kommunikationswege, Brücken, Kanäle gewendet, unter allen aber am mehrsten Napoleon; von 1804 bis 1812 wurden nach Professor Schubert's Angabe für Brücken 30.650.000 Franks, für Kanäle 54.700.000, für Landstraßen 277.484.500 Franks (wovon die Straßen über den Simplon, Mont Cenis, Genevre und den Korniche über 36 Millionen kosteten), für die Seehäfen 117.328.000 (darunter 40 Millionen für Eröffnung der Schelde), 14.200.000 Franks für Austrocknung sumpfiger Gegenden und 149.108.550 für Erbauung öffentlicher Gebäude in den Provinzen, also überhaupt 160 Millionen preußischer Thaler ausgegeben, dagegen für seine Paläste nur 62 Millionen Franks und zur Wiederherstellung von Paris nach den

Gräueln der Revolution und zur Verschönerung dieser Stadt 102,421,000 Franken.

Mit solchen Summen kann man schon etwas ausrichten. Die französischen Straßen haben etwas scheinbar außerordentlich Wohlthätiges — sie sind nicht auf jedem Schritte von Chausseewächtern, von Schlagbäumen gesperrt; man fährt völlig frei darauf; der Staat trägt die Kosten der Unterhaltung. Dieß scheint sehr großartig; allein wer ist denn der Staat? Werden seine Kassen nicht durch die Abgaben der Unterthanen gefüllt, und müssen, wenn nun jährlich für den Straßen- und Brückenbau 22.873.559 Franks gefordert werden, nicht die Unterthanen diese ungeheure Last tragen? Man frage sich, ob es nicht besser und gerechter wäre, wenn, wie es in Preußen ist, der Reisende, der die Wohlthat der Straßen genießt, auch zu den Kosten derselben beitrüge und nicht viele Millionen armer Bauern ihr sauer erworbenes Geld hergeben müßten, damit der Reiche bequem fahren kann, während sie niemals die Chaussee betreten.

Die neueste Zeit hat noch eine andere Art von Straßen hervorgerufen, die 1822 begonnenen Eisenbahnen. Es sind bis jetzt deren viere ausgeführt, und scheinen die wichtigsten Punkte zu berühren. Die erste derselben, anno 1822 begonnen, 1827 beendigt, führt von der lebhaften Fabrikstadt St. Etienne bis Andresieux durch drei Meilen, um die Bergwerksprodukte fortzuschaffen. Die zweite geht von St. Etienne nach Lyon. Sie wurde von 1826 bis 1831 gebaut, hat eine Länge von 7½ Meilen, und wird mit Dampfwagen befahren. Die dritte ist eine Fortsetzung der ersten, sie führt von Andresieux nach Roanne und ist über neun deutsche Meilen lang. Die vierte geht von Epinal nach dem Kanal von Burgund in einer Länge von beinahe 4 deutschen Meilen. Zwei andere große Eisenbahnen zwischen Paris und dem Hafen von Dieppe und zwischen Paris und St. Germain sind im Jahre 1835 begonnen.

Denkt man sich diese Masse von Eisenbahnen, Wegen, Chausseen, Kanälen, in Verbindung mit 10 mächtigen Strömen, 108 Flüssen, welche alle fahrbar sind, und mehr als 5000 kleine Flüßchen, ferner mit mehr als zwanzig bedeutenden Seen, von denen einige fahrbar sind und mit fahrbaren Flüssen kommuniciren, so wird man zugestehen müssen, daß Frankreich durch Natur und Kunst mit Land- und Wasserwegen gut versehen ist.

Von drei Seiten bespült das Meer die Küsten; doch nur die Bretagne bietet bedeutende Vorgebirge. Das nördlichere ist das von La Hogue, welches in dem Departement La Manche nordwärts tief in den Kanal von Calais eindringt und um welches her die von den Engländern besetzten Inseln Jersei und Guernsei ꝛc. liegen; das andere ist das Vorgebirge Raz in dem Departement von Finisterre, welches das angebliche

finis terrae ist, die westlichste Spitze von Europa (so lange man die Kaps der pirenäischen Halbinsel noch nicht genau genug kannte).

Diese drei Küstenstriche, von Calais bis zum Kap Raz, an welchen sich die Wogen des Ozeans mit unbeschreiblicher Wuth brechen, von da bis zu dem Hafen von Bayonne und von den Pirenäen bis zu den Alpen am Mittelmeere, bilden eine Menge tiefer Einschnitte in das Land, die herrlichsten und sichersten Häfen, noch fester durch die Kunst gemacht, und selbst von den Engländern wegen ihrer imposanten Festungswerke geachtet. Sie umschließen die bedeutende Marine des Staates, welche theils zur Beschützung des Handels, theils zum Trutz gehalten, doch bisher gegen die Seemacht Britanniens nichts ausrichten konnte, weil es ihr an so talentvollen und kühnen Offizieren fehlte. Die Hauptmacht der Franzosen besteht in Fußvolk; auf den Pferden und auf den Schiffen sind sie nicht recht zu Hause.

Klima und Produkte von Frankreich.

Das schöne Land hat beinahe die glücklichste Lage in Europa; es liegt in dem mittlern Theile der gemäßigten Zone, weder zu nahe der kalten, noch auch zu nahe der versengenden südlichen, unter deren glühendem Himmel Spanien verschmachtet. Bei der starken Ausdehnung aber, welche Frankreich von Süden nach Norden hat, und bei der Richtung, welche dem Klima die Nähe des Meeres oder des zusammenhängenden Landes gibt, hat man innerhalb Frankreich vier Regionen zu unscheiden, welche sich am besten durch die Gränzen ausdrücken lassen, an welchen drei Hauptprodukte des Landes noch gebaut werden: der Wein, der Mais und der Olivenbaum. Zieht man von Brest nach Calais, an der Nordküste von Frankreich vorbei, eine Linie, welche nur in dem Kap Hogue noch das Land berührt, sonst aber ganz in das Meer fällt, so lassen sich die drei Regionen genau parallel mit dieser Linie abschneiden. Die erste würde man ziehen von der Mündung der Loire nördlich an Paris vorbei, über Soissons und Laon, dem Reine zu. Nördlich von dieser Linie ist der Lein, der Hanf, sind die Cerealien zu Hause. Die Normandie und die Bretagne bieten theils große Flächen zur Feld-, theils kleinere zur Gartenkultur dar. Die mittlere Temperatur steigt nicht viel über 8 Grad, der Sommer erreicht nie eine so starke Hitze, wie in den südlicheren Gegenden; der Winter ist in der Bretagne, in den Ardennen fühlbar genug, und oft so strenge, wie kaum in Deutschland; daß anhaltender Frost und tiefliegender Schnee die Gebirgswege völlig unfahrbar machen, ist nichts Seltenes.

Die zweite Region wird nach Süden zu, von derjenigen begränzt, in welcher man den Mais als vorzugsweise gebautes mehltragendes Gras findet, wo dann die Kultur des Waizens, Roggens ꝛc. nicht mehr so bedeutend ist. Diese Linie geht von der Mündung der Gironde parallel mit der ersten und zweiten, zwischen Epinal und Nancy hindurch und trifft

nördlich von Straßburg den Rein. Dort wird zwar noch viel Getraide erzeugt, aber des Landmanns Hauptbeschäftigung ist der Wein- und der Obstbau, aus welch' letzterem ein vortefflicher Zider bereitet wird, der an Feuer die würtembergischen und österreichischen Weine übertrifft, ein sehr gesundes, wohlschmeckendes Getränk, und darum auch, obwohl Wein in großer Menge gebaut wird, doch das tägliche Getränk des Städters und des Landmanns ist, der sich sehr bedanken würde, wollte man ihm süddeutschen Obstmost aus wurmstichigen, unreifen Saueräpfeln vorsetzen. In dieser Region ist der Winter schon viel kürzer, er dauert selten über drei Monate. Die mittlere Temperatur ist 8 bis 10 Grad. Die Wiesen in der Nähe des Meeres verlieren ihr Grün nicht, eine üppige Vegetation ziert die wasserreichen Thäler, die überaus fruchtbaren Gefilde; dies ist die Heimat des lieblich schäumenden Champagners. Der Frühling beginnt mit der Mitte des Februars, dann blühen die Mandel-, die Aprikosen- und die Pfirsichbäume, und wenn bei uns der Frühling einen Blühtenschnee bringt, so schmückt dort die Natur sich mit einem heitern rosigen Gewande und jedes Lüftchen führt Millionen Blumenblätter von den blühtenbeladenen Bäumen — ein Bild zum Entzücken, so schön, und uns doch so fremd, daß wohl kein Maler es wagen dürfte, so rosenrothe Bäume zu malen, ohne als ein Fantast ausgelacht zu werden. Der Feigenbaum dauert im westlichsten Theile dieser Region im Freien aus, das Meer mildert den Winter so sehr, daß diese und noch weniger Frost ertragende Bäume keines Schutzes gegen seine Strenge bedürfen.

Wie die erste Linie den 48. 49. 50 und 51. Grad nördlicher Breite durchschneidet, so diese zweite den 46. 47. 48. 49. Grad. Ihr läuft nicht ganz parallel die Linie, welche die Gränze des Olivenbaums bildet; sie geht nördlich von Perpignan, südlich von Grenoble zwischen den Quellen der Rone und des Reins hin. Die Region, welche zwischen den beiden letzten Linien liegt, ist die der Maiskultur; treffliche Früchte, sogar Südfrüchte werden dort gezogen. Der Maulbeerbaum liefert reiche Nahrung für den Seidenwurm, der Therebintenbaum kocht sein Harz aus, das flüssig, leicht entzündbar, in großer Menge gesammelt und als bedeutender Handelsartikel weit verschickt wird; um Bordeaux und an den Pirenäen wächst ein köstlicher, überaus feuriger Wein, Kastanien und Nüsse bilden ganze Wälder, viele Sträucher werden zu Bäumen, der Erdbeerbaum verräth das Klima der Krimm. Die Meeresküste um Bayonne und Bordeaux bietet schon Aloe, Agave, Caktus, Palmen (Chamaerops humilis) dar, welche dem gelinden Winter ohne Gefahr Trotz bieten. Die mittlere Temperatur dieses Theiles von Frankreich ist zwischen zehn und elf Grad, am Meere minder heiß im Sommer, minder kalt

im Winter, die Extreme rücken, des Seeklimas wegen, näher zusammen; Eine gleiche mittlere Temperatur haben die nördlich und östlich gelegenen Gegenden, doch ist die Sommerhitze und die Winterkälte stärker, die Extreme rücken weiter auseinander. Furchtbar hausen in diesem Theile des Reiches die Stürme, welche die oft sehr kahlen unschönen Höhen mit einer Wuth überfliegen, welche der Bora am adriatischen Meere vergleichbar ist; viele Orkane sind so entsetzlich, daß sie Häuser umwerfen, Menschen und Vieh niederwerfen und beschädigen; daß sie schwerbepackte Frachtwagen umwerfen und mit ihrem Zehngespann zum Entsetzen der Führer von den Bergen in die rauhen Abgründe, welche oft die Straßen begränzen, hinabschleudern und zermalmen.

Die südlichste Region ist die des Oelbaums. Die Gränze gegen Norden ist bereits angegeben, gegen Süden ist sie das Meer; Korsika ist darin mitbegriffen. Dort wächst nicht nur das Getraide, der Wein schon ganz ohne Säure, süß, zuckerreich und feurig, — nicht nur der Mais, welcher nur eines heißen Sommers bedarf und des Winters nicht achtet, da er vor dessen Beginn schon geärntet ist, sondern der Oelbaum, die Zitrone, die süße und die bittere Orange, die Mirthe und der Lorbeer, die Dattel und die Fächerpalme hier um Perpignan, Toulon, Montpellier, Nismes, Avignon — einst der Sitz der Päpste, die von Rom vertrieben waren — um die Mündungen der Rone, um Marseille, an der Küste des Löwengolfes (nicht Golfe de Lyon, sondern Golfe du Lion; die Stadt, von der nach Einigen dieser Meerbusen den Namen hat, liegt in gerader Linie an vierzig Meilen davon entfernt, der Busen aber hat von seiner Raubgier die Benennung; häufig peitschen denselben wilde Stürme, er ist gefürchtet von den Schiffern wie der Löwe der Wüste) wachsen diese Früchte ohne Schutz vor der rauhen Jahreszeit ganz im Freien. Die mittlere Temperatur ist zwölf bis vierzehn Grad, das erstere nördlich und östlich gegen die Schweiz zu, das andere südlicher an der Meeresküste. Schnee ist eine Seltenheit, wie in Italien, wo die Kinder den Mund aufsperren, um sich den Schnee hinein fallen zu lassen, wobei sie freudig rufen: il gelato! (Gefrornes), so auch dort, wo, wie in Nismes, binnen 16 Jahren nur 15 mal Schnee fällt, und dieser nur wenige Stunden, selten bis zum Mittage, nie darüber hinaus liegt. Als merkwürdige Abnormität wird erzählt, daß im Jahre 1789 Schnee einen Fuß tief gefallen und daß er 1799 gar eilf Tage liegen geblieben sei. Eis, das sich in der Nacht auf Dümpeln und Pfützen bildet, wird nicht leicht über einen Strohhalm dick und widersteht fast nie der Mittagssonne des nächsten Tages; aber wenn sich Eis bildet, sind meistens die Oliven erfroren: Beweis, wie selten es geschehen muß,

da das Oel der Provence ein berühmter Handelsartikel ist. Rechnet man ein Zwanzig regnerische und stürmische Tage ab, so kann man eigentlich nicht sagen, daß man einen Winter habe, denn er gleicht einem beständigen Frühlinge. Die Häuser sind darum auch gar nicht auf einen Winter eingerichtet und man wärmt sich im Dezember und Januar auf der Straße an der Sonne, nicht sowohl, weil diese sehr warm scheint, als weil es auf der Straße wärmer ist wie in den Zimmern. Vom Anfange des Monats Februar hat man dieses schon nicht nöthig, dann durchdringt die Wärme schon die Mauern.

Neben vielen Reizen hat diese südliche Region auch wieder Manches, was uns nicht gefallen würde. Im Juli ist die Hitze fast unerträglich; sie soll, was beinahe unglaublich, im Schatten bis auf 36 Grad steigen. Die Nordwinde (Bise) kühlen zwar die Luft manchmal ab, aber sie sind dann immer mit sehr heftigen Stößen, welche Explosionen gleich wirken, begleitet; die Südwinde bringen keine Erquickung, obwohl sie über das Meer kommen, denn sie führen die Glut der afrikanischen Sandwüsten herauf. Sie befördern die Fäulniß so sehr, daß Fleisch von Thieren, die so eben geschlachtet sind, nach wenigen Stunden nicht mehr genießbar ist.

Es ist begreiflich, daß ein Land, welches so große Ausdehnung hat, sich so weit von Norden nach Süden erstreckt, an drei verschiedenen Meeren liegt, Höhe und Tiefe in seinem Innern vereinigt, überaus reich an Produkten sein wird. Zu den bei den verschiedenen Regionen angeführten Früchten kommen noch köstliche Gemüse, Artischoken, Spargel, Blumenkohl von seltener Größe, den Winter im Freien ausdauernd, Kürbisse, eine afrikanische Spezies, welche oft sehr schwer werden, alle Hülsenfrüchte, Zwiebeln, Knoblauch, wovon man in den Gegenden der Pirenäen ganze Felder bedeckt sieht, die ihren starken Geruch meilenweit verbreiten, indem der Verbrauch unglaublich groß ist, und die Einwohner jener Gegenden meistens von Zwiebeln und Kastanien leben, — Melonen, welche im nördlichen Frankreich, wie bei uns, Gartengewächse sind, im südlichen aber zu den Feldfrüchten gehören.

Als Oelpflanzen werden neben der Olive benützt: der Mohn (wovon das feinste, Nelkenöl heißt, huile d'oeillette, welches jedoch nicht mit dem ätherischen, in den Apotheken verkäuflichen Oleum cariophiloe zu verwechseln ist), Lein, Nüsse, Hanf, chinesischer Rettig, Senf, Salbei, Melissen, Lavendel, Orangeblühten, Kamillen, Sonnenblumen, Ricinus, Kürbiskern, Mandeln, Kerne von den ausgepreßten Weintrauben, Bucheckern, Salatsamen und andere. Farbepflanzen werden theils gebaut, theils wild wachsend gefunden, als Krapp, Saflor, Wau, Safran, gelbe Beeren, Roccella tinctoria, Querzitronen (gelbfärbend), Lakmus u. a.

Diese letztere, aus Croton tinctorium gewonnene Pflanze ist fast ausschließlich Eigenthum des Dorfes Grand Galaque bei Lunel. Die Bewohner desselben beschäftigen sich nämlich vorzugsweise mit dem Aufsuchen dieser Pflanze, ein Erwerbszweig, der ihnen von allen anderen abgetreten scheint. Am 25. Juli jeden Jahrs, Morgens nach Anhörung der Messe, wandern die Bewohner bis auf wenige, welche die Häuser zu hüten haben, mit Weib und Kind aus, sie zerstreuen sich nach allen vier Winden, nach den Sevennen, nach den Kalkbergen des südlichen Languedoc, nach den Gebirgen der Provence, und durchwandern so einen Umkreis von 20 bis 25 Stunden. Keine Familie weiß, wo die andere ihre Hauptärnte hält, denn die Felsen und Schluchten, in denen diese Pflanze wächst, werden als ein immer reichliche Zinsen tragender Familienschatz vom Vater auf den Sohn vererbt. Man sucht mit dem Wachsthume der Familie wohl den Besitz zu vermehren, indem man seinen Kreis so weit ausdehnt wie möglich; allein keiner kommt dem andern zu nahe, jeder verschont das Eigenthum des andern, sobald er es in irgend einem Zeichen als bereits occupirt erkennt.

In wenigen Tagen ist die Aernte beendet und jeder eilt beladen mit der Pflanze nach Hause, denn sie muß noch möglichst frisch verarbeitet werden, weil sich sonst die schöne olivengrüne Farbe des Saftes, der aus der gestampften Pflanze ausgepreßt wird, verliert. Mit diesem Safte werden leinene Lumpen möglichst dick getränkt (Bezetten), diese werden dem Dunste faulenden, mit Kalk vermischten Urins ausgesetzt, bis durch das flüchtige Alkali, welches sich in Menge entwickelt, die blaue Farbe hervortritt. Man heißt dies Präparat Tournesol en drapeau. So wird es über Montpellier nach den Niederlanden geschickt; dort werden die Lappen durch Wasser extrahirt, von ihrer Farbe befreit, und diese wird eingedickt und der Lakmus in Tafeln (Tournesol en pair) bereitet, der dann als Handelsartikel überall hin verschickt wird.

Von den Gewürzen ist zu erwähnen. Anis: womit ganze Felder besäet sind, Sternanis, schwarzer und weißer Senf, Koriander, spanischer Pfeffer, Fenchel, Kardamommen, Kresse (deren Samen als feuriges Gewürz zu Salat benützt wird) u. a. Handelsgewächse sind: Süßholz, Hopfen, Kapern, Kamillen, Weberdisteln, Wermuth und eine große Menge offizineller Pflanzen, welche die Apotheker von dorther beziehen. Von Schwämmen sind Morcheln, Champignons und Trüffeln berühmt, welche jedoch im nördlichen Deutschland in gleicher Vollkommenheit wachsen und davon die letzteren in Mecklenburg und in Polen von den Schweinen aufgesucht, von den Hirten unter dem Namen Erdnüsse gekannt und verschlungen werden. Die Schoten des Johannisbrodbaumes kommen

gleichfalls als Handelsartikel zu uns, werden hier als Naſcherei von den Kindern, dort als Nahrungsmittel und Schweinefutter benützt.

Alle mögliche Futterkräuter werden gebaut, und die Pirenäen bieten treffliche Waiden dar, ſo daß Milch und Fleiſch der dort waidenden Thiere und mithin auch Butter und Käſe, vom vortrefflichen Geſchmacke ſind. Die Wieſen ſind zwar äußerſt blumenreich, was die Thiere nicht lieben, doch ſind die Gräſer kräftig, und werden, wo man die Landwirthſchaft verſteht, auch abgemähet, bevor ſie in Blühte getreten ſind, und für den Anblick gibt es nichts Entzückenderes, als weit ausgedehnte, mit Fruchtbäumen rings umzogene, Blumen beſäete Wieſen. Von den duftreichen Pflanzen, von den farbeprangenden Ziergewächſen, ſind auch die Märkte der großen Städte überfüllt und ſie werden zur Schmückung der Zimmer in großer Menge gekauft, weil ſie ſpottwohlfeil ſind.

Von den Weinen ſind vorzugsweiſe berühmt: der Champagner, der Burgunder, die Weine von Bordeaux, Gascogne, Languedoc, Rouſſillon, von Korſika, welch' letztere Aehnlichkeit mit Malaga haben. Minder berühmt ſind die Weine aus der Provence, von der Rone, von Orleans, vom Elſaß.

Unter den Obſtſorten gibt es gar nichts Vortreffliches, was man nicht in Frankreich fände. Die Aepfel und Birnen werden ſelten als Handelsartikel verſchickt, weil ſie auch in andern Ländern in gleicher Vollkommenheit vorkommen, die Reine-Klaude (Pflaume) aber, die Briançonepflaumen werden in Zucker eingeſotten, eben ſo mehre Kirſch-, Mandel-, Piſtazien-, Maulbeer-, Pfirſich-, Wallnuß-, Quittengattungen, welche aus Lyon oder Rouen in runden flachen Schachteln als berühmte Konfitüren weit verſendet werden. Eine andere Sorte Pflaumen kommt geſchält unter dem Namen Prünellen zu uns, eben ſo ſind die getrockneten Feigen aus der Provence geſucht. Aus der Blühte der Orangengattungen (Zitronen, Apfelſinen, Pomeranzen, Limonien, Bergamotten), werden die trefflichſten Parfümerien bereitet, wegen deren Paris ſo bekannt iſt, die Früchte ſelbſt gehen bis nach Amerika. Aus den von den Früchten abgezogenen Schalen macht man Zedrat, Zitronat ꝛc. Der Saft wird zu Zitronenſäure verwendet. Eichen mit eßbaren Früchten, Granatbäume, Kermes- und Korkeichen kommen in Menge vor, die Datteln ſetzen jedoch keine Früchte an, vielleicht nur weil man nicht wie die Araber, Blühtenbüſchel von den männlichen Bäumen abſchneidet und ſie über die Bäume mit weiblichen Blühten hängt, was ſelbſt die Araber der Wüſte thun müſſen, wenn ſie Früchte erzielen wollen.

An Waldungen iſt Frankreich arm, es hat nicht genug Holz zu ſeinem Bedarf, der bei einer Einwohnerzahl von mehr als 32 Millionen Menſchen, bei einer außergewöhnlich ſtarken Kriegsmarine, und einer

zahllosen Kauffahrteiflotte, sehr groß ist. Die Gebirge liefern auch viel Holz, doch zum Theil ist es nicht zugänglich, oder transportabel, zum Theil ist es von den mangelleidenden Provinzen zu entfernt, um ihnen nützen zu können, daher wird Mais und anderes Stroh, Rebengesträuch, Gezweig aus den Obstbäumen, Waldunkraut, gebrannt, wo man nicht Steinkohlen, Braunkohlen oder Torf hat. Die Wälder sind im übrigen ganz aus denselben Holzgattungen bestehend, wie bei uns in Deutschland, nur im südlichen Frankreich, am Meere und an den Pirenäen, kommen Immergrüne nnd Kork-Eichen, Taxus, Buchsbaum in Wäldern vor.

Die animalische Natur ist nicht so begünstigt, als zu erwarten wäre. Die Pferde der Normandie sind von ungeheurer Größe, von schwerem Schlage, man sollte glauben, nicht ganz ausgewachsene Elefanten zu sehen; sie werden als Karrengäule gebraucht. Die Räder haben einen ungewöhnlich großen Durchmesser, die Gabel des Karren, in gleicher Höhe mit der Axe, reicht den Pferden an die Mitte des Leibes, ein Pferd zieht einen zweirädrigen, mit 70 Zentnern beladenen Wagen auf der Ebene fort; man kann sich daraus ihre Größe und Schwerfälligkeit, aber auch ihre Kraft entnehmen. Zu Kutschenpferden sind sie nicht, und vollends nicht zu Reitpferden zu gebrauchen, daher wurden den preußischen Infanterieoffizieren ihre leichten Pferde außerordentlich theuer bezahlt, und mancher bekam doppelt so viel Napoleonsd'or um seinen mittelmäßigen Gaul, als er Thaler dafür bezahlt hatte. Maulthiere, Maulesel und Esel werden durch ganz Frankreich in großer Menge gehalten, und dienen den Bauern, Gärtnern, Gemüseverkäufern als Lastthiere. Das Rindvieh ist ziemlich schlecht, der Milchgewinn daher nicht groß, nur in der Bretagne und der Normandie hat man schwere Rinder. Die Schafe sind zum Theil Merinos, zum Theile veredelt, die größere Menge aber ist gemeines Landvieh von schlechter Rasse. In der Provence und der Dauphine hat man sehr große Heerden, welche im Frühjahre auf den fetten Alptriften der Pirenäen waiden, den Sommer über da bleiben, und gegen den Winter wieder in die wärmere Region zurückkehren. Mehre Eigenthümer treiben ihre Heerden zusammen, so daß oft die Zahl einer solchen auf 40.000 steigt, welche Compagnes heißen. Die Hirten wählen einen unter sich, der ihr Anführer ist, diesem steht ein zweiter zur Seite, welchen man Escrivan (Ecrivain, Schreiber) nennt, und welcher die Bücher führt. In wichtigen Fällen aber versammeln sich die Hirten (Bailes), um über den Vorfall gemeinschaftlich zu berathen. Die ganze Heerde ist in Truppen von 2.000 getheilt, welche man Escabouet nennt, und welche von sechs Männern und zwei Hunden angeführt werden. In den niederen Sumpfgegenden gehen die Hirten (und das ganze Volk) auf sechs, sieben Fuß hohen Stelzen, welche an den Beinen ange-

schnallt werden, ein langer Stecken dient ihnen zur Stütze wenn sie stille stehen wollen, sie setzen ihn dann in den Rücken und ruhen mit dem Hintertheile darauf; auf diesen Stelzen können sie natürlich dreimal schneller gehen, als ohne dieselben, da sie ungeheure Schritte machen. Possierlich würde das Ganze aussehen, wenn die Leute nicht durch ihre zottige Kleidung aus Thierfellen, durch ihre bloßen Füße, große Dürftigkeit verriethen, und wenn nicht eine über die Schultern gehängte Flinte ganz darnach aussähe, als sollte sie dienen, diese Dürftigkeit auf kurze Zeit abzuhalten.

Die Heerden der Korsikaner bestehen meistens aus schwarzen Schafen, welche gleich den isländischen drei oder vier Hörner haben. Ziegen sind in den Gebirgsgegenden sehr viel; Angoraziegen hat man eingeführt und durch sie die gemeine Rasse zu veredeln gesucht. Der berühmte Ternaux hat sich das Verdienst erworben, die Kaschmirziege in Frankreich einheimisch gemacht zu haben, indem er 1.500 in Kaschmir selbst aufkaufte, und doch 300 derseben glücklich nach Frankreich brachte, welche sich jetzt auf das hundertfache vermehrt, seine große Shawlfabrik mit ihrer feinen Wolle versehen. Schweine gibt es in den südlichen und in den waldigen Regionen in Menge, besonders ist eine, aus Otahaiti herüber verpflanzte Rasse von großer Schwere, mit sehr kurzen Beinen und feinen Knochen, verbreitet, welche ein zartes Fleisch und dadurch die Schinken von Bayonne, Bordeaux und Marseille berühmt gemacht haben.

Alle Arten von Wild durchziehen die Haiden und Forste, früher sehr verfolgt, wurde es fast ausgerottet, jetzt fast zu sehr gehägt, indem die Porte d'armes, Pässe, auf welche man Gewehre haben und auf die Jagd gehen darf, nur sparsam ausgetheilt werden. Auf den Pirenäen gibt es eine Art Gemsen, welche kleiner ist, als die in der Schweiz und in Tirol vorkommende Spezies, doch wegen ihres besonders schmackhaften Fleisches eben so sehr verfolgt wird, als jene um ihres Felles und ihrer Hörner willen. Von dem Kleinwilde ist das Kaninchen, grau, gezeichnet wie der Hase, sehr häufig, es wird theils in seinen Höhlen aufgesucht, theils in Netzen und Schlingen gefangen, theils geschossen und ist ein in ganz Frankreich sehr beliebtes Essen, wiewohl es dem Gaumen des Deutschen nicht recht zusagt.

Von Raubwild gibt es in den Pirenäen, Alpen und im Juragebirge Wölfe, von denen man behauptet, daß sie nicht nur sich gegen die Menschen mit großer Entschlossenheit zur Wehre setzen, sondern daß sie sogar auf diese Jagd machen, und sie fressen. Die Wölfe sind, wie man kaum glauben sollte, sehr zahlreich, und während sie in andern Gegenden ausgerottet werden, vermehren sie sich dort auf eine besorgliche Weise, trotz der Prämien die man denjenigen aussetzt, welche Wölfe schießen oder

junge Thiere tödten, Baue ausnehmen; in den Ardennen, im Argonnerwalde und in den Vogesen, dem Jura finden sie sich häufig, ja heerdenweise, und sie thun nicht selten dem Landmanne großen Schaden an seinem Heerdevieh. Füchse, Fischottern, wilde Katzen stiften an dem kleinen Wilde nicht weniger Schaden als jene am großen, und es ist beinahe zu vermuthen, daß der Landmann diese gefährlichen Thiere hägt, wenigstens nichts zu ihrer Vertilgung beiträgt, damit dieselben ihn von dem, ihm lästigeren, Wilde befreien, das er, so gerne er auch möchte, nicht schießen darf, und das ihm oft genug einen Theil seiner Aernte raubt.

Unter dem Geflügel sind die Poularden des südlichen Frankreichs berühmt, sie werden, in Fett eingegossen, weit verschickt, und obwohl sie abscheulich schmecken (da sie trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei einer Reise von hundert Meilen im Sommer, doch in Verwesung übergehen), mit großem Appetit, und mit Verzückungen, wohllüstigen Augenverdrehungen von den ächten Gourmands verspeist. Uns ärmeren Erdensöhnen, die wir unsere Delikatessen nicht in verwesten Thieren suchen, schmecken sie sehr schlecht.

Die Normandie, Periegord und Bretagne liefern die besten Hühner; die gesuchtesten Kapaunen kommen aus der Auvergne und der Dauphiné. Gänse werden in vielen Gegenden in großer Menge gezogen. Das Departement Tarn scheint die seinigen aus Norddeutschland eingeführt zu haben, denn sie wiegen daselbst wie in Mecklenburg und Pommern 25 bis 30 Pfund. Vogelwild ist in Frankreich in großer Menge zu finden; außer allen übrigen, wären die rothen Rebhühner und die Ortolanen anzuführen. Aus allen Meeren, Seen, Teichen und Flüssen gewinnen die Fischer eine große Menge der verschiedenartigsten Thiere. Die Austern vom Departement der Rochers de Calvados sind ihres Wohlgeschmackes wegen weit und breit berühmt, und außerordentlich wohlfeil, in Caen sieht man an jeder Straßenecke Höckerweiber sitzen, welche Austern feil haben, sie vor den Augen des Verlangenden aufbrechen und sie ihm mit Pfeffer und Zitronen würzen. Der nächstgelegene Weinladen liefert ein Litre des köstlichsten französischen Weines, und man hat für wenige Sous ein treffliches Frühstück gehabt. Außer diesen gibt es noch eine Menge anderer eßbarer Muscheln, welche theils roh, theils gekocht oder grillirt gegessen werden. Das Meer liefert ferner die vorzugsweise gesuchten Korallen von Korsika, liefert große Hummern und Seekrebse. Von den Insekten werden benutzt und mit Sorgfalt gepflegt, die Bienen und die Seidenwürmer. Gesucht werden die Kantharіden, die Kermeß oder Scharlachschildläuse, von denen die sogenannten Scharlachbeeren kommen, eigentlich die getrockneten, trächtigen Weibchen, runde Bläschen von der Größe mittlerer Erbsen, braunroth, mit körnigem Staub gefüllt.

Sie werden von den armen Leuten in der Provence gesammelt, durch Essig getödtet, damit die in diesen sogenannten Kermeßbeeren enthaltenen Eier und kleinen Jungen nicht auskriechen können, dann an der Luft getrocknet, und statt Kochenille gebraucht. Man hat auch im südlichen Frankreich Versuche mit dem Anbau des Cactus coccinellifer gemacht, desjenigen, auf dem die kleinen Kochenillethiere leben, doch sind sie mißglückt.

Wegen des Mineralreichthums von Frankreich, kann ich auf den ersten Theil dieses Werkes verweisen.

Bevölkerung.

Die Gesammtbevölkerung von Frankreich beträgt über 33 Millionen. Ehen werden durchschnittlich geschlossen 227.625 in jedem Jahre. Die Zahl der ehelichen Kinder zu der der unehelichen verhält sich in ganz Frankreich wie 13 zu 1; in den großen Städten finden hier natürlich starke Abweichungen Statt, und in Paris kommen durchschnittlich auf 9 eheliche Geburten 4 uneheliche, und in den letzten Jahren gar eine uneheliche auf zwei eheliche. Drei Viertel der ganzen Bevölkerung wohnt außerhalb der Städte. Die ländliche Bevölkerung kann man auf fünf und zwanzig, die der Städte auf acht Millionen anschlagen. Paris hat von der Gesammtmasse des Volkes $^1/_{35}$. Ueberall ist das Land stark bevölkert, in keinem Departement sinkt die Seelenzahl unter 1.000 auf die Quadratmeile. Nur 20 Departements haben zwischen 1.000 und 2.400. Dieses ist im Nordwesten und Südwesten von Frankreich vorzugsweise der Fall; das ganze südöstliche Frankreich, die Ober- und Niederalpen sind noch schwächer und außer dem Departement Var am geringsten besetzt. Die Ober- und Niederalpen haben nur 1.100 bis 1.200 Seelen auf die Quadratmeile, die übrigen 66 Departements haben alle eine starke Bevölkerung, welche über 4.000 geht. Seine et Oise, Somme, Pas de Calais, Oberrein, Niederrein, Nord, steigen bis auf 9.400 auf die Quadratmeile. Finisterre, Ille und Vilaine, Côtes du Nord, Calvados, Manche, Seine inferieure haben über 7.000, die andern alle über 4.000. Am stärksten konzentrirt sich die Menschenmasse in neun großen Städten mit mehr als 50.000 und in 28 Städten mit weniger als 50, doch mehr als 20.000. Paris hat fast 800.000 Menschen. Lyon zählt 150.000, Bordeaux hat beinahe 100.000, ebensoviel Rouen, Nantes zählt nahe an 80.000, Lille 72.000, Toulouse 60.000, Straßburg 52.000 u. s. w.

Diese bedeutende Masse besteht nicht, wie in andern Staaten, von gleicher oder ähnlicher Ausdehnung in einem Konglomerate höchst verschie-

dener Elemente. Es sind dort nicht 10 Völker untereinander, durchaus fremd in Sprache, Sitten und Abkunft, gewaltsam miteinander gemischt, es ist jetzt fast ein Volk über ganz Frankreich verbreitet, und nur an den Gränzen gegen andere Länder macht sich eine hervorragende Volksverschiedenheit bemerkbar.

Die reinen Franzosen bilden die Hauptmasse; sie sind die eigentlichen ächten Nachkommen des deutschen Frankenstammes, welcher vor und während der Römerherrschaft erobernd in Gallien auftrat. Allein vermischt mit den unterjochten Galliern und den daselbst bereits angesiedelten Römern haben sie sich häufig, und daraus entstand die jetzige Generation, deren Sprache selbst auf das deutlichste diese Verbindung bezeugt, indem ihre Wurzelwörter fast zu gleichen Theilen lateinische, gallische und deutsche sind, wiewohl durch Dialektverschiedenheit (man zählt mehr als 70 verschiedene Mundarten, von denen die wallonische oder flamändische am stärksten von dem reinen Französisch abweicht), manche ganz unkenntlich geworden sind. Die Gesammtzahl der Franzosen beträgt $^{10}/_{11}$ der ganzen Volksmasse, nämlich über 30 Millionen Köpfe.

In dem größten Theile der Bretagne, bilden noch jetzt die Nachkommen der alten Briten, die Hauptmasse des Volks. Im 4ten und 5ten Jahrhunderte wanderte aus Britannien eine Menge Menschen nach dem stammverwandten nördlichen Frankreich ein. Sie wurden gedrängt aus dem Norden durch die Pikten und Skoten, welche immer unruhige Nachbarn waren, als auch aus dem Osten durch die Angeln und Sachsen, welche sie selbst herbeigerufen, zur Hülfe gegen die vorgenannten. Sie verließen ihre Heimat und suchten im Norden von Frankreich ein neues Vaterland. Die Einwanderungen wurden so zahlreich, daß zuletzt die Hauptmacht von Britannien sich hier im nördlichen Gallien konzentrirte, und von hier aus der Versuch einer Eroberung des verlassenen und verlorenen Reiches gemacht werden konnte. Dies hat auch zur Folge, daß die Bretagne und der angränzende Landestheil überhaupt, das alte Armorika sich am längsten frei und unabhängig erhielt, und daß — als endlich die deutschen Eroberer ganz Gallien bezwungen hatten, und die Reihe nun auch an die gallischen Briten oder Armoriker kam, diese sich wenigstens in so weit selbstständig erhielten, als man ihnen ihre eigenen Herzöge lassen mußte, die in einem nicht sehr abhängigen Verhältnisse zu Frankreich standen. Endlich durch die mächtigen Herzöge der Normandie erobert, dann durch Heirath Karls VIII. mit der Erbtochter Anne von Bretagne, inniger mit Frankreich verbunden, verblieb es diesem, doch haben sich trotz einer langjährigen Verbindung mit Frankreich in der Sprache noch viele britische Wurzelwörter erhalten, welche dem Fremden das Französisch des Bretons aus den untern Klassen fast unver-

ständlich machen. Die Bretons betragen $^1/_{30}$ der ganzen Bevölkerung von Frankreich — 1.070.000 Menschen.

Die Basken oder Gascogner wohnen in den westlichen Pirenäengegenden. Es sind Auswanderer aus der pirenäischen Halbinsel, welche schon im 6ten Jahrhundert nördlich von dem großen Gebirgszuge sich niederließen und die Grafschaft Vasconia (Gascogne) gründeten. Eigenthümlichkeit der Sitten haben sich bei diesen Gebirgsbewohnern noch am mehrsten unvermischt erhalten, die Sprache aber ist desto gräulicher verdorben, denn sie trägt in ihren Beugungen, Verbindungen und in der abscheulichen Aussprache ebensowenig die Grundzüge des alten Baskischen als des neuen Französischen an sich. Die Gesammtmasse dieses Völkchens kann man nicht viel über 125.000 Seelen nennen.

Die deutschen, die reinen unvermischt erhaltenen Abkömmlinge der Alemannen und Burgunder wohnen in Lothringen, Elsaß und der Franche Comté. Diese Gegenden, durch König Heinrich II. gewonnen, zeigen noch viel Eigenthümliches. Der Menschenschlag an sich ist sowohl von dem französischen verschieden, als auch die Sitten und die Sprache durchaus andere sind. Der Elsaßer u. s. w. spricht in der Regel vollkommen deutsch, wenn auch jetzt mit etwas fremdem Akzente, und man bemerkt an der Eleganz der Wendungen und an der Richtigkeit des Ausdrucks und der Wortfügung, daß die französische Sprache eine gelernte ist, wie ja auch der Schweizer ein reineres und schöneres Französisch spricht als der Franzose selbst. Die Gesammtmasse der eigentlichen Deutschen beträgt mehr als $^1/_{30}$tel der ganzen Bevölkerung von Frankreich, nämlich mehr als 1.200.000.

Noch eine fünfte Völkerschaft zählt Frankreich unter seinen Einwohnern. Das ist die italienische. Sie hat allein Korsika inne, ist jedoch einzeln, besonders in den Savoiarden über ganz Frankreich zerstreut zu finden. Man schlägt sie auf 300.000 Seelen an.

Auf eine höchst glückliche Weise haben sich diese verschiedene Elemente — ohnedieß nahe mit einander verwandt, zu einem großen Ganzen verbunden. Nirgends sind schroffe Gegensätze zu finden, nirgends steht ein Volk dem andern feindlich hassend gegenüber und in dieser Vereinigung muß man die Ursache der großen Kraft-Aeußerungen suchen, welche die Franzosen wiederholt an den Tag zu legen vermochten.

Juden finden sich als Handelsleute über ganz Frankreich verbreitet, doch glaubt man, ihrer nicht mehr als etwa 60.000 annehmen zu dürfen. Neugriechen sind in Korsika angesiedelt worden; Zigeuner, höchstens 8.000, ziehen familienweise im Lande umher. Die früher viel größere Zahl derselben hat sich dadurch sehr vermindert, daß sie sich hie und dort angesiedelt, mit Franzosen verbunden, ihre Eigenthümlichkeit aufgegeben haben.

Die Cagóts, der Ueberrest eines dunklen Volksstammes, wahrscheinlich den zu Anfang des 5ten Jahrhunderts eingebrochenen Alanen angehörig, wohnen in einzelnen Familiengruppen an den Küsten des Ozeans an dem Fuße der Pirenäen und auch in der alten Bretagne, wo sie Kakuuex oder Cacous heißen. Sie leben von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, sind wegen ihres Stumpfsinnes und ihres vagabundirenden Lebens übel berüchtigt und scheinen auch fisisch durch den ihnen angewiesenen Verbannungsaufenthalt in sumpfigen heißen Thälern größtentheils dem Kretinismus verfallen, wiewohl man Ursache hat, zu glauben, daß sie nicht eigentliche Kretins sind. Der Gebrauch der Waffen aller Art ist ihnen untersagt, blos das Holzspalten und das Zimmerhandwerk, in der Bretagne aber das Sailer- und das Faßbinder-Gewerbe sind ihnen ausschließlich überlassen. Das Vorurtheil des Volkes hat diese Handwerke beinahe unehrlich gemacht. In früheren Zeiten versagte man ihnen das Begräbniß, warf ihre Leichname den Wölfen und den Hunden vor und fabelte, daß selbst diese Thiere den Fras verabscheuten. Das Parlament von Rennes mußte sich mit allem seinem Ansehen ins Mittel legen, um sie unter die Erde zu schaffen und dann selbst konnte man nur Scharfrichterknechte oder Cagots zu diesem Dienste bewegen. Sie durften nicht aus ihren Hütten gehen, ohne ein paar rothe Tuchlappen als Abzeichen an ihrer Kleidung zu tragen. Die Kirche durften sie nur durch eine eigens für sie bestimmte Thüre betreten.

Dieses Alles ist jetzt anders geworden. Die Thüren, für jene Unglücklichen bestimmt, sind zugemauert worden, und eigene Gesetze haben ihnen die Rechte des Menschen und des Bürgers gesichert; allein das Vorurtheil des Volkes läßt sich durch Gesetze nicht besiegen; sie leben noch immer vereinzelt, sind noch immer verabscheut, werden noch immer nur zu den ekelhaftesten und niedrigsten Geschäften zugelassen, eine wahre Pariakaste inmitten des zivilisirtesten Landes (wie die Franzosen von sich behaupten) von Europa. Ihr Anblick, ihr Aeußeres erregt indessen wirklich Abscheu; sie haben fast immer mehre große Kröpfe, sind mit einem ekligen, sich leicht mittheilenden Ausschlage behaftet, haben eine krankhaft gelbe schlaffe Haut, welche aussieht wie die einer Leiche, die mehre Tage im Wasser gelegen, sie sind äußerst stumpfsinnig, ihre Sprache ist fast ein unartikulirtes Thiergeheul zu nennen, doch ist es, wenn man dazu gelangt, sie zu verstehen, französisch oder baskisch, je nachdem sie nördlicher oder südlicher in Frankreich wohnen, man will sogar behaupten, bei einigen das alte Kimerische gefunden zu haben; doch hat man sich bis jetzt viel zu wenig mit ihnen beschäftigt, um von ihrer Sprache auf ihre Abstammung schließen zu können.

Nirgends traten sich die Stände so schroff entgegen, als sonst in Frankreich. Wie in Polen noch jetzt, so gab es ehemals auch dort nur Herren und Knechte. Der Fürst, der Graf, der Baron des Reichs war der allein Gebietende, der allein Besitzende. Alles andere Volk befand sich in tiefer Erniedrigung, in wahrer Sklaverei. Leibeigen war der Bauer, und sein Herr war unumschränkter Gebieter über Leben und Tod. Wie wir bereits in der historischen Einleitung gesehen, so machten die französischen Könige verschiedene Versuche, sich des ihnen unbequemen Uebergewichts des hohen Adels zu entledigen, dessen Macht zu dämpfen, allein nicht zum Vortheile des Volkes, sondern nur zu ihrem eigenen geschah, was da geschah. Das Volk wurde darum nicht freier, es erhielt nur in dem Könige einen andern Herrn, gleich unumschränkt, gleich gewaltthätig. Die französische Revolution hat hier Mächtiges verändert, leider aber auf so gewaltthätige Weise, daß Uebel nur ärger gemacht wurde; das plötzliche Vernichten des Unterschiedes aller Stände war einer der unheilbringendsten Versuche, welche Volksbeglücker jemals gemacht. Die nächtliche Sitzung v. 4. Aug. 1789 hob das Lehenssystem und die Privilegien auf, und schenkte Ludwig XVI. die sehr zweifelhafte Ehre, sich einen Wiederhersteller der französischen Freiheit nennen zu dürfen; der 19. Juni hob den erblichen Adel auf, die Titel der Herzoge, Fürsten, Marquis, Grafen und Baronen, die Wappen und Livréen, als Sinnbilder der Knechtschaft, verschwanden. Der 27. Dez. 1790 erklärte die Konstitution vollendet; es gab nur noch einen Stand, den der Citoyens, der Bürger. Die Geistlichkeit war darauf beeidigt, diesen Zustand der Dinge zu unterstützen, und er erhielt sich 14 Jahre lang, bis zur Wiederherstellung der Monarchie. Merkwürdig war es, daß, nachdem die Verbrennung der Adelsdiplome öffentlich verlangt, alle Ehrentitel, alle Orden und sonstige Auszeichnungen förmlich abgeschafft worden waren, nachdem der Ehrentitel eines französischen Bürgers als höchster Lohn für größtmöglichste Auszeichnung Ausländern zuerkannt worden war, dieselben Franzosen, die dieses beschloßen, sich wieder einem Hofzeremoniel, einer Rangordnung, Ehrenämtern und Ehrentiteln unterwerfen, diese und Adelsdiplome und Ordenssterne und Bänder annehmen mochten. Der Adel wurde wieder erblich, die alten Titel der Grafen, Herzoge und Barone, der Vicomtes, Fürsten und Marquis kamen wieder zum Vorschein, und noch dazu der persönliche Adel durch die Ehrenlegion, der schon mit der niedrigsten Klasse den Titel eines Ritters, Chevalliers, verlieh. Der aufgehobene Stand des Klerus ward förmlich wieder hergestellt, ein großer Theil der entflohenen Geistlichen fand sich zu seinen Aemtern und Würden mit den Emigranten wieder ein. Viele Tausend der heftigsten Verfolger und Verächter der Revolution und ihres Sohnes Napoleon drängten sich zu

seinen neuen Ehrenstellen und Titeln; Alles aber, was Frankreich jemals verlassen, kehrte dahin zurück, als die Restauration die Bourbons wieder auf den Thron berief, und merkwürdig ist, daß alle diese Männer durch 25jähriges Unglück, durch alle mögliche Entbehrungen und Leiden und durch den offenbaren Sieg des Genies über alle bestehende Macht noch nicht dahin gebracht waren, das Verdienst zu ehren, das Verdienst, welches sie wie Jahrhunderte vor ihrer Verbannung auch jetzt noch ganz allein in der Zahl der Ahnen suchten.

Wenn unter Napoleon die Thatkraft allein genug war, um zu den höchsten Würden zu erheben, wenn unter seiner Regierung jeder Soldat, und jedermann überhaupt von den niedrigsten Ständen, Ansprüche auf die höchsten Würden hatte, und diese blos durch seine Befähigung dazu zu bekommen vermochte, wenn unter seiner Regierung aus Fleischhauern und Pastetenbäckern Fürsten und Könige wurden, weil sie zu regieren, zu befehlen, fähig waren, so kamen mit der Restauration 70 Herzoge und Fürsten, 62 Marquis, 118 Grafen, 12 Vicomtes und 8 Baronen, also 270 hohe Adeliche aus alten adelichen Familien, alle mit Erblichkeit dieser Würden, zum Vorschein, wobei der niedere Adel gar nicht mitgerechnet ist. Der König hatte das Recht, in den Pairsstand zu erheben, wen und wieviel er wollte, er hatte das Recht, ihnen auf das große Schuldbuch des französischen Staates eine ewige Rente von 10 — 20.000 Franken anzuweisen, d. h. das glückliche Volk die Ehre seiner Ernennung bezahlen zu lassen. Karl X. machte hievon so häufigen Gebrauch, daß sich die Abgabenlast bedeutend steigerte, er schuf auf einmal 76 neue Pairs um die Majorität für das Ministerium Villele herzustellen, und dieses hauptsächlich zog ihm und dem Adel den erneuerten Haß des französischen Volkes zu. Es waren jetzt 77 Herzoge, 83 Marquis, 152 Grafen, 14 Vicomtes und 20 Baronen am Ruder. Der aus der Fremde zurückgekehrte Adel wurde jedem andern Stande vorgezogen, ihm blieb der wichtigste Theil der Staatsverwaltung, ihm blieben alle Hofämter, alle höhere Militär- und Zivil-Chargen, alle obersten und einträglichsten Verwaltungsstellen, alle diplomatischen Würden, und jeder Versuch, Recht und Billigkeit wieder herzustellen, wie es das Ministerium Martignac-Roy wollte, wurden mit Verbannung, mit Verweisung gestraft, bis eine neue Revolution den Stand der Dinge gänzlich wieder umgestaltete.

Ludwig Filipp, Herzog von Orleans, bestieg den französischen Königsthron, und die Verfassung, welche sich neu aus den früheren entwickelte, hob den erblichen hohen Adel in Frankreich für ewige Zeiten auf. Dem Könige blieb zwar das Recht, Pairs zu ernennen, doch nur auf Lebenszeit, und zwar aus bestimmt dafür bezeichneten Notabilitäten; nemlich den Präsidenten der Deputirtenkammer oder anderer gesetzgebenden

Versammlungen, aus den Deputirten, welche sich 6 Jahre im Dienst befunden haben, aus den Marschällen, Generallieutenants, Admiralen, und Vice-Admiralen, den Ministern und Botschaftern, den Staatsräthen, Präfecten Frankreichs und den Gouverneurs der Kolonien, endlich aus den ordentlichen Mitgliedern der Academien, des Instituts, den Grundbesitzern, Chefs von Manufacturen, Handels- oder Bankiers-Häusern, welche mindestens 3000 Franken Steuer zahlen ꝛc.

Bevorzugt soll demnach kein Stand vor dem andern sein, alle Franzosen sind vor dem Gesetze gleich, nur ein Unterschied findet Statt, der Adel des Verdienstes, und dieser währt nur auf Lebenslang.

Die ganze Bevölkeruug kann man eintheilen, in Ackerbautreibende 18.500.000; zu ihnen gehören die vom Weinbau, Gartenbau und kleinen ländlichen Gewerben lebenden; Taglöhner und sonstige Handarbeiter werden auf 6.250.000 angeschlagen. Ebensoviel rechnet man auf die von städtischen Gewerben, Handwerken, Wissenschaften und Künsten Lebenden; dem Adel, dem Klerus und den Staatsbeamteten gehören 2.000.000 an, ein schreckliches Mißverhältniß.

Religion.

Die katholische Religion ist die allgemein herrschende. Der Stolz ihrer Häupter hat jedoch schon früher und zwar schon im Mittelalter mannigfaltige Beschwerden veranlaßt und neue Sekten hervorgerufen. Von ihrem Stifter Waldo benannt sind die Waldenser, (welche auch nach ihrem Hauptsitze in dem Gebiete von Alby sich Albygenser nennen) welche noch jetzt in einigen Theilen des südlichen Frankreichs wohnen, obgleich Kreuzzüge gegen dieselben unternommen und sie auf das Blutigste verfolgt worden sind, indem man eigens für sie das ehrenvolle Institut der Inquisition hervorrief, welches zur Glorie des Herrn sie zu 100.000 verbrennen ließ. Sie waren die Vorläufer der Anhänger des Wickleff, des Huß, und nahmen die Reformation im 16ten Jahrhundert mit Begierde an. Vielfach gedrängt, von allen Seiten mit bürgerlichen Kriegen überzogen, wurden sie zwar durch das Edikt von Nantes in ihren Religionsübungen gesichert, durch die Aufhebung desselben aber neuen Unterdrückungen preisgegeben, bis die neueste Zeit hierin etwas geändert und gebessert hat. Leider konnte man in einem K. Edikte aus dem lezten Lebensjahre Ludwig des XIV öffentlich sagen, es gäbe keine Reformirte mehr in Frankreich. Leider wurden auch unter Ludwig dem XV. acht protestantische Geistliche hingerichtet, blos weil sie ihr Amt verwaltet hatten: doch schon vor der französischen Revolution wurden die Refor-

mirten wieder als Bürger anerkannt, und ihnen die Ausübung ihrer Religion gestattet, weil Ludwig XVI einen Necker, der Protestant war, zur Wiederstellung seiner Finanzen brauchte, und weil Lafayette, Malesherbes, Breteuil und andere edle Männer sich für die Protestanten verwendeten und ihnen bürgerliche Rechte und die Erlaubniß, in Staatsdienste einzutreten, errangen. Bei der ungemein überwiegenden Anzahl der Katholiken über die Protestanten kommen indeß die Letzteren kaum in Betracht, da sie nicht viel mehr als den 33sten Theil der ganzen Bevölkerung Frankreichs ausmachen. Auch hier haben übrigens die Bourbons große Fehler begangen, und selbst dem staatsklugen Ludwig XVIII konnte es begegnen, daß er sich durch sträfliche Nachsicht gegen die Böswichter, die sich im ersten Jahre seiner Regierung (durch fanatische Priester aufgehetzt) blutige Verfolgungen gegen die Protestanten erlaubte, getreue Unterthanen zu Feinden machte, welche von dem so begünstigten Pöbel immer wüthender angegriffen wurden und sich endlich, als Napoleon von Elba wieder kam, fest an diesen schloßen, weil er es gewesen, der sie bis dahin beschützt.

Die Zahl der Geistlichen ist unglaublich groß. Im Jahr 1789 hatte Frankreich 10.000 Domherrn, 45.000 Pfarrer, 60.000 Vikare, also über 115.000 ordentliche Geistliche. Karl X führte seit 1824 beinahe einen gleichen Zustand der Dinge herbei, so daß sich im Jahr 1825 in den größern theologischen Anstalten 30.000, und im Jahr 1828 gar 45.000 Zöglinge befanden. Späterhin hat man diese Zahl sehr beschränkt, doch giebt es noch jetzt 80 Bischöfe und Erzbischöfe, 174 Generalvikare. Für den gesammten katholischen Klerus werden 30.000.000 Franken ausgegeben, wozu noch die einzelnen Kommunen 7½ Millionen Franken zahlen, in Summa 37.500.000 Franken oder an 10.000.000 Thaler. Im Jahr 1829 lautete das Budget auf 36.000.000 Franken. Die Communal-Beiträge betrugen 10.000.000 und die Gebühren 15.000.000 in Summa 61.000.000 Franken. Welch' eine ungeheure Last, die dem Staat aufgebürdet wurde!

Die Klöster, durch die Revolution aufgehoben, füllten sich mit dem Antritte der Regierung der Bourbons von neuem, so daß schon im Jahre 1822 Frankreich 1700 mit Nonnen und Mönchen besetzte Klöster zählte, davon allein in Paris 160 eingerichtet waren. Auch sie zogen einen großen Theil des Reichthums der Nation an sich, nicht nur, daß sie fast ganz allein von Geschenken lebten, auch bedeutende Vermächtnisse und Stiftungen wurden gemacht, welche sich jährlich auf 3 bis 6.000.000, ja 1826 auf 7.000.000 und 1827 gar auf 14.000.000 beliefen.

Die reformirte Religion ist besonders im südwestlichen Frankreich

an der Rone und Garonne, in den Departements Gard, Ardêche, Drôme, Lot und Garonne, Lozére, Hérault, Tarn, Nieder-Charente, Gironde, Aveyron, des Unter- und Ober-Reins und in Paris ausgebreitet. 850.000 Individuen mit 520 Geistlichen sind in 438 Kirchspielen und 101 Consistorialkirchen verbreitet.

Die lutherische Kirche ist besonders in den Reingegenden und in Paris verbreitet. Ihre Anhänger betragen nicht $^1/_{60}$tel der ganzen Bevölkerung, nemlich kaum 500.000. Sie haben 6 Inspectionen, 31 Consistorialkirchen mit 260 Kirchspielen und 373 Communen. Das General-Consistorium hat seinen Sitz zu Straßburg, leitet die kirchlichen Angelegenheiten und hat auch die Aufsicht über ein geistliches Seminar und eine theologische Facultät zur Bildung der evangelischen Prediger. Wiedertäufer im Departement Doubs und der Vogesen zählt man gegen 2.000; Herrnhuter, Quäker und andere Separatisten bilden in Frankreich keine Gemeinden, sondern sind ganz einzeln zerstreut.

Juden zu Paris, Lyon, Marseille, Montpellier, ferner im Elsaß, mit Lothringen, und in den französischen Niederlanden u. s. w. sind ungefähr 60.000. Sie sind in der Verwaltung ihrer Religionsangelegenheiten dem Kristen völlig gleichgestellt, und ihre Rabbiner beziehen die Besoldungen aus der Staatskasse.

Wissenschaftliche Kultur.

Paris ist der Zentralpunkt alles geistigen Lebens und Treibens für ganz Frankreich. Von dort aus ging die Bildung über das ganze Reich. Zwar kann man nicht behaupten, daß die Monarchen die wissenschaftliche Kultur sehr unterstüht hätten, denn selbst Franz I., der den Glanz seines Hofes von den schönen Künsten entlehnte, verbot bei hoher Strafe die Buchdruckerei, aus Besorgniß, durch ihre Erhaltung die Religionsunruhen genährt zu sehen. Auch der edle Heinrich IV., ob er gleich, mit weniger Prahlerei, mehr als Franz für die Künste that, vernachläßigte die Wissenschaften, das erste Mittel ihrer Verbreitung. Ludwig XIV. war der erste, welcher etwas Reelles dafür that, der edle Eifer des wahrhaft patriotischen Ministers Colbert benutzte die Hofpracht, welche Ludwig XIV. so sehr liebte, um einen Schimmer derselben auch auf die geistig Bevorzugten fallen zu lassen. Auf solche Weise entstanden 1663 die Akademie des sciences und die Akademie des beaux arts.

Dieß war die Zeit, in welcher die französische Sprache eine mächtige Oberherrschaft über alle andere in Europa lebenden erlangte. Alles, was auf sogenannten bon ton Anspruch machte, glaubte sich seiner

Muttersprache schämen zu müßen, und radebrechte das Französische jämmerlich, bis nach und nach eine Menge Fremder in Frankreich das Französische lernte und viele Franzosen, ihr Land verlassend, ihre Sprache in Deutschland, England, Spanien verbreiteten. Leider blieb Frankreich selbst auf das schmählichste zurück. Die Wissenschaften waren das Eigenthum weniger Begünstigter, das Volk blieb in einem höchst verwahrloßten Zustande. Die Geistlichkeit, welche auf dessen Ausbildung hätte sehen sollen, fand es viel klüger und gerathener, dieselbe zu unterdrücken, und so kam es, daß von der ganzen Bevölkerung Frankreichs kaum $^1/_4$tel lesen oder schreiben konnte und $^3/_4$tel sich in einer beispiellosen Unwissenheit befanden. Wenn dieses für das männliche Geschlecht der Fall war, so war es noch weit auffallender für das weibliche. Denn hier fand man selbst unter den höhern und höchsten Klassen nicht nur viele sondern die mehrsten, welche aller auch der oberflächlichsten Kenntnisse entbehrten, ja, welche es für eine Schande hielten, in ihrem Gebetbuche, das in Sammt gebunden mit Gold verziert, von einem Pagen der gnädigen Dame zur Kirche nachgetragen wurde, lesen zu können. Brachte es eine soweit, einen Liebesbrief zu schreiben, so galt sie für eine Gelehrte, und noch jetzt kann ein Frauenzimmer, das in Deutschland kaum die niedrigsten Schulen durchgemacht hat, in Frankreich nicht nur als Gouvernante, sondern als Direktrice eines Erziehungs-Instituts sehr gut ankommen und ihr Glück machen. Allein obwohl die Deutschen das längst wußten, obwohl Niemanden entgangen sein konnte, wie weit geringer die wissenschaftliche Kultur der Franzosen sei, als die der Deutschen, wie sehr die hohe Noblesse, welche Frankreich zur Zeit der Religionsverfolgung und vor und während der Revolution verließ, hinter der Bildung der Deutschen zurückblieb, so schien es eben diesen Deutschen doch unerläßlich, ihre Kinder von eben diesen Franzosen erziehen zu lassen, und dieß dürfte der Hauptgrund seyn, warum ganze Schaaren von Abenteurern aus den niedrigsten Klassen Deutschland überschwemmten, um, wie sie sagten, ihr Glück zu machen. Gleich jenem gefangenen Lithauer, welcher mit dem französischen Heere nach Rußland kam, und gefangen jenseits Tobolsk gebracht, sein trauriges Schicksal dadurch zu verbessern wußte, daß er sein Lithauisch für Französisch verkaufte, die Töchter des Gouverneurs darin unterrichtend, ebenso kamen französische Friseurs und Schneider nach Deutschland, und verkauften ihr gascognisches oder provencálisches Patois für gutes Französisch, hießen sich keck Professoren, und machten, wie sie es gewollt, ihr Glück. Ja noch heutigen Tages meint ein deutscher Edelmann, seine deutschen Kinder nicht deutsch erziehen zu können, weil er ihnen nicht eine französische Gou-

vernante, einen französischen Hofmeister, einen französischen Tanzmeister und einen französischen Stallmeister hält.

Diese Manier, das Einheimische zu verachten und nur das Fremde zu suchen, hat uns Deutschen schon längst die Verachtung der andern Völker, welche wir nachäffen, zugezogen. Gerechter gegen uns als wir selbst es gegen uns sind, haben die Franzosen dennoch einen beispiellosen Respekt vor einem Savant allemand bewahrt, denn sie fühlen, daß dieser Savant allemand zehnmal mehr weiß, als ihre berühmten membres de l'Académie, wir aber sind von unserem Wahn noch immer nicht geheilt, und ahmen selbst die kindischen Methoden des Unterrichts den Franzosen nach.

Es ist bekannt, daß ihm Jahr 1817 in ganz Frankreich von Pas de Calais bis nach Marseille, von Straßburg bis Brest nur 20.000 Volksschulen mit 800.000 Schülern besetzt waren, und obwohl sie unter Ludwig XVIII weiser Regierung 1820 schon auf 26.000 gestiegen waren, welche 1.000.000 Schüler faßten, so waren sie doch noch nicht genug, um auch nur den 4ten Theil der schulfähigen Jugend von Frankreich aufzunehmen.

Von England herüber kam zu den Franzosen die Methode des wechselseitigen Unterrichts, die bell-lancasterische Methode. Sehr gut für ein so unwissendes Volk, wie das englische und französische, sehr gut für die Indier, von denen sie herstammt. Denn ein Schüler, der die drei ersten Buchstaben einer Sprache in Sand malen kann, vermag wohl seine Mitschüler die zwei ersten nothdürftig vorzumalen. Allein für Leute, welche, wie die Deutschen, alle schon auf einer höhern Kulturstufe, man möchte sagen, geboren sind, für Leute, welche etwas Ordentliches lernen wollen und sollen, ist diese Methode nicht, doch führte man sie lächerlicherweise auch bei uns in vielen Schulen ein, weil sie aus Frankreich und England kam und mithin gut sein mußte.

Die Bekanntschaft, welche Frankreich während der heiligen Kriege von 1813, 1814 und 1815 und während der folgenden 6 Jahre, in denen das Land von den fremden Heeren okkupirt war, mit diesen machte, überzeugte sie von der auffallenden Wahrheit, daß der geringste Soldat aus den Heeren der Ueberwinder mehr Kenntnisse besitze, als sie jemals bei einem solchen geahnet hätten, überzeugte sie, daß ihnen noch viel zu lernen übrig bleibe, wenn sie es ihren Nachbarn in den Wissenschaften gleich thun wollten; je mehr diese Wahrheit bei ihnen durchdrang, desto auffallender fühlten sie das Bedürfniß einer vollständigen Schulreform. Leider machten, unter dem Ministerium des Abbé Frayssinous, der die Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten leitete, die Jesuiten gewaltige Umtriebe zu Unterdrückung der Verbesserungen in dem Schulunterrichte,

den sie selbst gerne ganz leiten wollten, und es kam erst im Jahre 1827 ein neues Leben in diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung, es wurde eine allgemeine Zählung veranstaltet, und dabei gefunden, daß von 3.500,000 Kindern zwischen 6 und 15 Jahren (die für die höheren Schulen dem Alter nach befähigten, gar nicht mitberechnet) nur wenig über 1 Million die Schulen besuchten. Dieses schreckliche Resultat machte schnelle Abhülfe nothwendig, und so wurden dann vorhandene Schulen erweitert, neue gegründet, neue Privaterziehungsanstalten errichtet, so daß im Jahre 1831 die Gesammtzahl der Schüler sich doch schon auf 2.315.239 belief. Man suchte ferner den Unterricht nach und nach völlig umzugestalten, vorzüglich ihn von den Banden des, größten Theils in tiefer Unwissenheit versunkenen Klerus, zu befreien. In Folge dessen wurde denn auch der berühmte Victor Cousin, schon mit Teutschlands Kultur innig befreundet, nach Norddeutschland und vorzugsweise nach Preußen gesendet, um sich in diesem Lande eine gründliche Bekanntschaft mit den daselbst bestehenden und als zweckmäßig bewährt erfundenen Schulanstalten zu verschaffen. Sein Werk hierüber: **Cousin, Rapport sur l'etat de l'instruction publique dans quelques pays de l'alemagne et particulierement en Prusse, 1re partie, Paris 1832, 2de Part. ibid. 1832,** und in's Teutsche übersetzt von J. G. Kröger, zwei Abtheilungen, Altona 1832 und 1833, gewährt einen Ueberblick sowohl über die weit vorgeschrittene Kultur des Nordens, als sie den traurigen Zustand der französischen Schulanstalten schildert; und die Anerkennung dessen, was Cousin im Auslande gefunden, macht nicht nur dem Manne Ehre, sondern auch den Teutschen, denn sie beweist, wie unedlich groß der gefundene Unterschied gewesen sein müsse, da ohne dieses sein Land dem Franzosen gewiß das Bessere geschienen.

Die Wirkung dieses Buches und der Reise des Untersuchenden ist nicht ausgeblieben. Im Jahre 1831 hatten nur 24.000 Gemeinden die nothdürftigen Schulen, 14.000 Gemeinden hatten gar keine. In den beiden folgenden Jahren erhielten aber 4.500 Kommunen neue Schulen, wodurch in mehreren Kommunen zwei und drei Schulen entstanden, so daß nur 11.500 Gemeinden solche fehlten. Im Jahre 1833 wurden wieder neue Schulen errichtet, dergestalt, daß überhaupt 45.119 Schulen vorhanden waren, von denen viele größere Gemeinden 2, 3 und mehrere hatten. Es wurden darin unentgeldlich unterrichtet 451.756, auf Kosten der Eltern lernten 1.934.314, und es waren 28.000 Gemeinden mit Schulen versehen; 9.500 entbehrten derselben noch.

Auch hier verläugnet sich der den Wissenschaften geneigtere Teutsche nirgends, denn am besten waren die teutschen Provinzen mit Schulen versehen, es kam in den Departements des Niederreins, und der obern

Marne auf 8 Einwohner 1 Schüler. In dem Mittelpunkte der Kultur Frankreichs in dem Brennpunkte alles Wissens und aller gelehrten Anstalten, in Paris kommt erst auf 48 Einwohner 1 Schüler, und in dem Departement de Correze erst 1 auf 152 Einwohner.

Wie wenig übrigens dem Staate und dem Volke an dem Unterrichte gelegen zu sein scheint, geht daraus hervor, daß im Jahre 1833 die Gesammtausgaben für den Unterricht nur 2.700.000 Thaler betrug, wobei also jährlich auf jeden Schüler nur 1 Thaler kommt. Aber selbst dieses wurde nicht von den Kommunen aufgebracht, und es weigerte sich die Hälfte aller Gemeinden förmlich, Geld für Schulunterricht herzugeben.

Von den prahlenden Namen darf man sich nicht täuschen lassen. Frankreich hat gegenwärtig 25 Akademien. Das wäre etwas Bedeutendes; allein die französischen Akademien, mit Ausnahme der Einen bekannten in Paris, sind nur Schulen höhern Ranges, wie die Lizeen in Oesterreich. Sie haben nur eine Fakultät, und stellen demnach gewissermaßen $^1/_4$ Universität vor, sind aber auch in diesem $^1/_4$ noch sehr unvollkommen, obwohl sie Doktoren kreiren. Nur die Académie Royale des Sciences in Paris ist eine Gesellschaft von Gelehrten, wiederum nicht in dem Sinne der Deutschen, da es genügt, ein bekannter Belletrist zu sein, um unter die Zahl der Quarante, qui comptent pour quatre, aufgenommen zu werden.

Frankreich hat nur zwei vollständige Universitäten, eine in Paris und eine in Straßburg. Zu Toulon, Dijon, Aix, Bordeaux, Grenoble, Poitiers, Rennes und Caen sind Spezial-Universitäten, welche nur die Rechtswissenschaft lehren, also nur die Eine Fakultät, die der Jurisprudenz haben; nur zu Toulouse und Aix besteht auch noch eine theologische Fakultät. Lyon und Rouen haben jede eine theologische Fakultät, zu Montpellier besteht eine für die Arzneikunde, zu Besançon besteht eine Universität für die allgemeinen Wissenschaften und die Literatur, also keine der vier Fakultäten. Diese zwölf sogenannten Universitäten sind alle nur die höchsten Klassen der Lehranstalten, welche man in Frankreich Akademien nennt, welche aber nur höhere Schulanstalten sind. Sie bestehen auch lediglich in solchen Städten, in denen schon Akademien sind, als deren Erweiterung man sie betrachtet.

Viel besser ist für die Bildung des Militärs und der Marine gesorgt. Die politechnische Schule in Paris bildet 300 Zöglinge für die Artillerie, das Geniewesen, den Brücken- und Straßenbau. Zu Angoulème besteht eine Marineschule, drei Militärschulen, neun Artillerieschulen, 13 große und 30 kleinere Schifffahrtschulen sind gegründet. Zu diesen kommen noch, als dem Militär angehörig, zu Lyon und Alford, deren Zweck ist, geschickte Thierärzte für das berittene Heer und die Artillerie zu bilden.

Zwar etwas, doch für Frankreich, für einen Staat von 33 Millionen Einwohnern, immer noch nicht viel.

Für das Bergbauwesen sind drei, für Technologie und Künste zwei Schulen eingerichtet; für die Musik besteht das königliche Konservatorium zu Paris. Für Blinde und Taubstumme bestehen zwei Anstalten. Das Blindeninstitut in Paris ist für 420, das Taubstummeninstitut für 120 eingerichtet. Leider! sehr wenig, denn Frankreich zählt über 33.000 Blinde und 20.200 Taubstumme. Bibliotheken hat Frankreich wenig; nur eine einzige ist durch den Raub an fremdem Eigenthume groß geworden, die in Paris; sie zählt mit den Dissertationen 700.000 Bände und bestand während der französischen Revolution nur aus 150.000. Napoleon hat also auch in dieser Hinsicht die fremden Länder gut zu brandschatzen gewußt. Abgesehen von dieser, gibt es keine Bibliothek, welche nicht von jeder größern Stadt Deutschlandes überboten würde. Die Bibliothek zu Lyon hat 120.000, zu Bordeaux 105.000, zu Marseille 95.000, zu Aix 82.000. Die größte unter allen ist die, welche die Bibliothek des Arsenals heißt, und ehemals dem Monsieur de france, dem Dauphin gehörte, und welche 150.000 Bände zählt. Die von Stuttgart ist doppelt so groß. Privatbibliotheken sind viel seltener, als in Deutschland. Bei einer statistischen Uebersicht von Frankreich (deren Verfasser mir entfallen ist) fand ich mehre Privatbibliotheken von 1.000 Bänden angeführt. Jeder Pfarrer im nördlichen Deutschland hat eine größere Bücherzahl aufzuweisen, rühmt sich jedoch derselben nicht als einer Bibliothek, sondern sagt, wenn er von derselben spricht bescheiden; „meine Bücher.“ Von den 700 Gelehrten Berlins dürften wenige sein, deren Bibliotheken nicht über 2.000, viele, deren Bibliotheken über 10.000 steigen.

Sammlungen von Instrumenten, Naturalien, von Pflanzen, Thieren und Steinen sind nicht unerheblich; glänzend ausgestattet sind in dieser Hinsicht die Museen von Paris, doch wenig oder gar nichts geschieht in diesen und mehren andern Zweigen des Wissens für die Provinzen. Alles konzentrirt sich in der Hauptstadt. Nur Sammlungen von ausgegrabenen Alterthümern (ein Zweig, welcher erst neuerdings bearbeitet worden ist) in den südlichen Provinzen Frankreichs, den Römerzeiten entstammend, sind in den Hauptstädten der Provinzen, in denen sie gefunden wurden, aufgestapelt.

Groß ist das Wirken der Franzosen auf alle Zweige der Technologie gewesen, dort hat sie sich zum größten Theile ausgebildet. Wenn die Engländer und Deutschen etwas Tüchtiges erfanden, so wußten die Franzosen ihm die practische Seite abzugewinnen. Sie haben keinen Schriftsteller und keinen Gelehrten, dem wir Deutsche nicht einem gleich großen oder größeren gegenüberstellen könnten. Es wird selbst von den Fran-

zosen keiner wagen, sich über Alexander von Humboldt, Enke, Gauß, Seebek, Ermann, Oerstedt, und 100 andere erheben zu wollen; aber wir Deutsche können nicht so gute Druckerschwärze machen, nicht so gute Broncewaaren liefern, bauen nicht so vollendete Maschinen wie sie, und wenn auch größtentheils deutsche Handarbeiter jene gesuchten Artikel verfertigen, so

„haben sie wohl die Theile in ihrer Hand,
„fehlt leider nur das geistige Band.

Genie, geistiger Scharfblik ist ein Eigenthum der Franzosen. Mit großer Lebendigkeit fassen sie alles ihnen neu und nüzlich Scheinende auf. Es werden in Deutschland freilich nicht so viele Charlatanerien getrieben, man wird nicht so viel tausendfältig betrogen, als in Frankreich und vorzugsweise in Paris; es wird jedoch auch nicht soviel des wirklich Guten und Practischen geleistet als dort. Nur in den Künsten und in dem wahren Geschmack im wahren Sinne für Schönheit zeichnen sich die Franzosen nicht so aus, wie sie es bei ihren Fähigkeiten wohl könnten. Nirgends findet man Manier, überall das Manierirte. Die Bildhauerwerke, die Meisterstüke der Baukunst aus den Zeiten Ludwigs XIV., von den alles nachahmenden Deutschen so oft nachgeahmt, sind bizarr, barok, überladen, wahrhaft geschmacklos, so wie die Moden von jener Zeit bis auf die jetzige. Da zeigt sich nirgends Gefühl für das Schikliche und Schöne, überall nur für das Auffallende und Neue. Einige ältere Französische Landschaftsmaler haben Gutes geliefert. Die neuere Schule steht auch hierin den Deutschen weit nach. Was David geleistet hat, begeistert von dem wildesten Republikanismus, scheint großartig, weil es große Stüke Leinwand sind, die er überpinselt hat. Doch auch er, der größte französische Maler, hat nur Kleinliches geleistet, sklavische Nachahmung des Antiken, mühsam aufgespürte Aehnlichkeit mit den Schöpfungen der Alten werden ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht. Seine von den Franzosen oft angestaunte Größe besteht nicht in kühner Darstellung einer einfachen Gruppe, sondern in der Aufhäufung zahlloser Einzelnheiten, er beherrscht nicht seinen Gegenstand, er läßt sich von demselben beherrschen. Ganz anders wußten die Deutschen ihre Aufgaben zu fassen. Ein Kornelius, ein Zimmermann, ein Schnorr, ein Begas, wenn sie auch nicht Schlachtgemälde mit tausend Köpfen gemalt, haben doch unendlich Größeres geleistet. Bouchardon wird selbst von den Franzosen verspottet, unter seine Statue Ludwigs XIV. schrieb ein Witzling:

Bouchardon est un animal
Et son ouvrage fait pitié
Il a mis le vice à cheval
Et les vertues à pied.

Die Statuen, welche aus jener Zeit übrig sind, erregen jedermanns Lachen und des Kenners Achselzucken. Wie ganz anders ist, was Thorwaldsen, Rauch und Dannecker geleistet? Die Baukunst betreffend, wann hätte jemals ein Franzose Gebäude aufgestellt, wie das berliner Schloß, wie das Zeughaus von Schlüter, wie das Schauspielhaus, wie das Museum von Schinkel. Doch auch hier, wie überall, im Technischen sind die Franzosen uns voran. Das Technische des Fabrikwesens sowohl, als auch das Technische der Kunst verstehen sie besser, als wir. Ein Deutscher, Jügel, erfand die aquatinta, die Franzosen erhoben sie zu einer hohen Vollkommenheit. Ein Teutscher, Sennefelder, erfand den Steindruck, Horace und Karl Vernet mußten den Deutschen zeigen, was damit geleistet werden könne. Die Buchdruckerkunst, die Uhrmacherkunst, die Papierfabrikation, die Damastweberei, alles von Deutschen erfunden, wurde von Franzosen auf den Grad von Vollkommenheit erhoben, worauf es jetzt in Frankreich steht, und wohin es in Deutschland vielleicht nie gebracht werden wird.

Staatsverfassung.

Die früher vollkommen despotische Verfassung, in Folge der Revolution aufgehoben, durch Napoleon in all' ihrer Strenge wieder hergestellt, wurde nach der Restauration in eine konstitutionell-monarchische verwandelt. Die Dinastie der Bourbons, und jetzt die der Orleans, beherrscht das Reich nicht mehr unumschränkt. Die gesetzgebende Gewalt ruht auf dem gesetzgebenden Körper. Der König vollzieht nur, was dieser beschließt, nachdem er seine Zustimmung dazu gegeben. Der König ist daher auch nicht verantwortlich; denn nicht von ihm gehen die Handlungen aus, dagegen sind die Minister einer strengen Verantwortlichkeit ausgesetzt und können, gleich Hausknechten, in jedem Augenblick entlassen werden. Ob dieses dem Volke zuträglich ist, dem Volke, das so schwankend, dem Wechsel aller Dinge geneigt, nur nach Veränderung hascht, möchte sehr zu bezweifeln sein. Nicht das Vorhandene, immer das Andere will es haben. Darum folgte auf ein Ministère deplorable, ein Ministère pitoyable, und auf dieses ein Ministère miserable, kurz immer auf ein schlimmes ein noch schlimmeres. Keinem ward die Zeit gelassen, etwas zu thun, schon das Wollen war genug, um es zu stürzen und ein neues an seine Stelle zu setzen. Niemals wartete man so lange, bis sich die Haltbarkeit oder Nichthaltbarkeit seiner Maximen zeigte. Niemals wartete man den Erfolg seiner Beschlüsse ab. Ein ewiges Schwanken hielt einen Zustand der Ungewißheit aufrecht, welcher

natürlich nicht geeignet war, Vertrauen einzuflößen; daher auch die ewige Unzufriedenheit der Franzosen mit ihrem Zustande, daher ihr ewiges Suchen nach einer Verbesserung, sei es als Republikaner, oder als Karlisten, oder als Anhänger Napoleons.

Der König der Franzosen (es gibt keinen König von Frankreich) hat den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, erklärt allein den Krieg, schließt Frieden, Bündnisse und Handelsverträge; er allein ernennt zu allen Aemtern bei der Staatsverwaltung und gibt allein die Verordnungen, welche die ungehinderte Ausübung der Gesetze des Staats erfordern, ohne jedoch jemals die Gesetze aufzuheben, oder Beamtete und andere Individuen von ihrer Vollziehung zu entbinden. Ausländische Truppen dürfen nur mit Genehmigung aller drei gesetzgebenden Gewalten (des Königs, der Pairs und der Deputirtenkammer) in Staatsdienst genommen werden. Der König hat das Recht zu begnadigen und Strafen zu mildern, er kann allein Orden und Adelsbriefe, und kann sie nach seinem Belieben vertheilen, aber keine Rangerhöhung kann mit Befreiung von den Lasten verknüpft sein, welche ein jeder als Mitglied des Staatsverbandes zu tragen hat.

Ueber die Thronfolge bestimmt die Geburt. Der Erstgeborene wird, nach dem Tode seines Vaters, König; Töchter aber sind, vermöge des salischen Gesetzes, von der Thronfolge gänzlich ausgeschlossen, auch ihre Kinder können nicht dazu gelangen. Die Volljährigkeit tritt bei dem Thronfolger mit dem zurückgelegten vierzehnten, bei den andern Prinzen mit dem achtzehnten Jahre ein.

Die Zivilliste, der Theil der Staatseinnahme, welcher zur persönlichen Verfügung des Königs und seines Hofhalts ausgesetzt ist, wird jedesmal beim Antritte der Regierung festgestellt. Sie wurde für den jetzigen König nach sehr kränkenden Debatten, die über nicht weniger als eine Differenz von 14 Millionen Franken, nämlich zwischen 18 und 4 Millionen schwankte, endlich auf 12 Millionen festgesetzt, wobei noch für den Dauphin 1 Million, und wenn er sich verheirathet haben würde, 2 Millionen Franken bestimmt waren. (Karl X. hatte 31 Millionen jährlich.)

Die beiden Kammern, welche Frankreichs Gesetze gründen, und die Rechte des Volks wahrnehmen, bestehen aus dem hohen Adel und den Repräsentanten des Volks. Zu dem erstern gehören die Prinzen des Hauses, welche geborne Paris sind und ihren Sitz unmittelbar unter dem Präsidenten in der Pairskammer einnehmen. Der König hat das Recht, Pairs zu ernennen, soviele er will, und ist dadurch so ziemlich in Stand gesetzt, sich die Majorität zu erhalten. 450 Deputirte werden von dem Volke gewählt. Die Wähler müssen das 25. Jahr zurükgelegt

haben und müssen mehr als 200 Franken an directen Steuern zahlen. Im Jahr 1834 betrug die Gesammtzahl der zur Wahl Berechtigten 170.146. Es kommt mithin auf 22 Einwohner ein Wähler und auf 84.000 Einwohner ein Deputirter.

Der Titel des Königs, sonst sehr complizirt und überhäuft, wurde durch die Revolution gänzlich umgestoßen und späterhin sehr vereinfacht. Ludwig XVIII. hieß König von Frankreich und Navarra; Karl X. außerdem noch der allerkristlichste König. Er wurde vom Papste der erstgeborene Sohn der Kirche und vom Sultan der Padischah von Frankreich genannt. Beides geschah, damit er einen Rang erhalte, welcher ihn dem Papste und dem Sultan einigermaßen näher stellen. Als entwürdigend und die Nationalehre des französischen Volkes kränkend, wurden diese Titel verworfen und dafür seit dem Jahre 1830 der einfachere jetzige eingeführt, nach welchem Ludwig Filipp, König der Franzosen, sein ältester Sohn aber Herzog von Orleans heißt; die jüngeren Prinzen und Prinzessinnen heißen nicht mehr Söhne und Töchter von Frankreich (Fils und Filles de France) sondern Königliche Prinzen und haben vom Könige ihnen beigelegte Titel: Herzog von Nemours, Herzog von Montpensier und derlei. Auch das Wappen erlitt eine Veränderung. Die seit 8 Jahrhunderten gebrauchten Lilien wichen nur der großen Revolution und wurden bei der Restauration zurükgerufen. Sie verschwanden abermals bei der Revolution, und seit 1830 besteht das französische Wappen in einem geöffneten Buche mit den Worten: Charte de 1830. Ueber demselben ruht die Krone, das Szepter und die Hand der Gerechtigkeit. Hinter dem Wappen stehen die 3farbigen Fahnen. Diese 3 Farben Roth, Weiß und Blau, der Stadtgemeinde von Paris gehörig, wurden zuerst durch die französische Revolution als Nationalfarben aufgenommen. Die weiße Farbe, welche die zurückkehrende Dinastie der Bourbons wieder mitbrachte, wurde im Jahre 1830 ausdrücklich verboten und das Reichsgrundgesetz vom 7. August desselben Jahrs bestimmt, daß kein Franzose eine andere als die 3farbige tragen soll.

Der Hofstaat, schon durch Napoleon zu neuem Glanze hervorgerufen, wurde noch viel auffallender ausgestattet, als die Bourbons zurückkehrten. Er war in 6 Stäbe getheilt, denen die 6 großen Würdenträger des Reichs vorstanden. Der Militärhofstaat bestand aus 4 Kompagnien, einer Leib- oder Eliten-Garde, deren Gemeine Offiziersrang, deren Offiziere Generalsrang hatten, und deren Kapitäns aus der Reihe der 12 Marschälle von Frankreich gewählt wurden.

Die jetzige Dinastie hat ihren Hofstaat vereinfacht, und mehr militärisch eingerichtet; auch der Hofstaat der Fürstinnen und Prinzessinnen wurde um Vieles verringert.

Die Orden, welche Frankreich hatte, sind bis auf den von Napoleon gestifteten der Ehrenlegion, eingegangen. Dieser Orden hat fünf Klassen, Großkreuze, Großoffiziere, Kommandeure, Offiziere und Ritter. Sie alle haben Pensionen und sind unbeschränkt in der Anzahl. Erst von Ludwig XVIII., welcher den Orden beibehielt, doch statt des Kopfes von Napoleon, den von Heinrich IV. in das Zentrum des Sternes setzte, wurde die Zahl der Großkreuze auf 80, die der Großoffiziere auf das Doppelte, die der Kommandeure auf 400, die der Offiziere auf 2.000 festgesetzt, doch wurde diese Zahl immer überschritten, und im Oktober 1834 hatte man 104 Großkreuze, 204 Großoffiziere, 827 Kommandeure, 4.555 Offiziere und 44.318 Ritter, von denen mehr als die Hälfte Pensionen in der Summe von 8 $^1/_2$ Million Franken bezogen. Die älteren waren: der des heiligen Geistes, der höchste im Range, von König Heinrich dem III. 1578 gestiftet zum Andenken an das Pfingstfest, an welchem er zuerst König von Polen und später König von Frankreich geworden war. Dieser Orden war nur an regierende Häupter und die höchsten Staatsbeamteten und zwar sehr spärlich vertheilt. Der älteste Orden ist der des heiligen Michael, von Ludwig dem IX. gestiftet; er wurde vorzugsweise ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern für bedeutende Entdeckungen zugetheilt. Der Orden des heiligen Ludwig wurde von Ludwig XIV. gestiftet. Er ist für Militärs bestimmt, kann aber nur Katholiken ertheilt werden; er hat durch Ludwig den XVIII. eine Erweiterung in drei Klassen erfahren, weil derselbe beabsichtigte, ihn allmälig dem Orden der Ehrenlegion zu substituiren, und für die Protestanten wurde von Ludwig dem XV. eine besondere Abtheilung des Ludwigsordens du mérite militaire gestiftet, welcher gleichfalls von Ludwig XVIII. erneuert und von ihm häufig an auswärtige Militärs ertheilt wurde. Der Orden des heiligen Lazarus wurde von Heinrich dem IV. mit dem von ihm neu gestifteten Orden unserer lieben Frau vom Berge Karmel vereinigt, und als ein Hausorden an geistliche und weltliche Mitglieder vertheilt. Seit dem Jahre 1789 ist jedoch kein Ritter mehr kreirt worden. Unter Ludwig dem XVIII. und Karl X. trugen zwar die älteren Ritter desselben diese Dekoration wieder, allein man erklärte sich weder über sein Aufhören, noch über sein Fortbestehen, und die neue Dinastie machte diesem, wie allen andern Orden, ein Ende.

Volkskarakter.

Jahrtausende scheinen an dem Karakter der Franzosen wenig verändert zu haben. Wir erkennen das gallische Volk, von welchem uns Cäsar, von welchem uns Strabo ein Bild entwirft, in den heutigen Franzosen wieder. Die Gallier waren heiter, geistreich, satirisch, übermüthig, schnell in ihren Entschlüssen, lebhaft in dem Gefechte, ihrem Vaterlande anhänglich, eifersüchtig auf ihre Freiheit. Empfindlich waren sie für jedes Unrecht, sie fühlten das, was den Nachbarn geschah, so gut, als ob es ihnen selbst widerfahren wäre, und fühlten sich gedrungen, ihren Unwillen darüber laut werden zu lassen. Sie sprachen gerne und viel von ihrem Ruhme und ihren Siegen, doch waren sie im Augenblicke eines errungenen Vortheiles so übermüthig auf ihren Erfolg, daß es gerade dann am leichtesten war, sie zu schlagen, und war dies einmal geschehen, so war der völlige Verlust aller errungenen Vortheile die unmittelbare Folge davon. Sie waren voll Prahlerei und voll Eitelkeit, kleideten sich gerne glänzend, und hielten sich für vorzüglicher als alles, was sie kannten. Sie waren auch gegen alle Fremden, zum Voraus eingenommen, und dennoch war gegen eben diese verachteten Fremden ihre Gastfreundschaft sehr groß. Dieses ging so weit, daß derjenige, der sich gegen einen Fremden, welcher sein Gast war, thätlich vergangen hatte, mit dem Tode bestraft wurde, während ein ähnliches Verbrechen, gegen einen Mitbürger begangen, nur das Exil zur Folge hatte. Seit den ältesten Zeiten hat die Liebe zur Freiheit bei ihnen den Gebrauch begründet, ihre Behörden sich selbst zu wählen, die Auktorität ihrer Fürsten zu beschränken und ihnen ihre Unterstützung erst nach allgemeiner Berathung zu gewähren. Unter den Völkern, welche die Römer Barbaren nannten, zeichneten sie sich vorzugsweise durch Feinheit der Sitten und durch äußere Abgeschliffenheit aus. Die Leichtigkeit, mit welcher sie die Künste und die Wissenschaften von den Römern annahmen, befestigte die Achtung, welche diese vorzugsweise gegen die Gallier hegten, in einem hohen Grade (**Malte Brun**).

Fast in jedem Zuge dieses Bildes erkennt man die heutigen Franzosen wieder. Allerdings muß man den Pariser nicht als Tipus annehmen, auch den Franzosen nicht nach den Bewohnern in großen Städten beurtheilen, noch weniger die höhern Stände zum Muster nehmen. Denn diese sind von dem eigentlichen Volke so durchaus verschieden, als wären sie ganz andern Ursprungs, wie es denn auch wohl sein mag, da einmal die deutschen Eroberer in dem alten Gallien die herrschenden blieben, und das niedere Volk, wenn es nicht durch Vermischung zu einer Bastarder-Rasse geworden, ganz anderen Stammes wäre, als jene seiner Beherrscher.

Auch unter diesen findet man so auffallende Nüancen zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West, zwischen Gebirgs- und Thalbewohnern, zwischen Ackerbauern und Hirten, daß es schwer wird, ein allgemeines Bild aufzustellen, wenn wir uns nicht mit dem obigen begnügen wollen. Um hier nun nicht in den Fehler der Einseitigkeit zu verfallen, wollen wir lieber auf die einzelnen Departements verweisen, woselbst eine Schilderung der Sitten im Einzelnen versucht werden soll.

Industrie.

Es gab eine Zeit, in welcher Frankreich in dieser Hinsicht weit hinter andern Nationen zurückstand, in welcher die Erzeugnisse seiner Industrie kaum seine ersten Bedürfnisse zu befriedigen im Stande waren. Der Glanz, welchen Franz I. um sich verbreitete, schuf hier plötzlich etwas durchaus Neues. Fremde Künstler wurden in Menge an seinen Hof gezogen; die, den Franzosen natürliche, Nacheiferung machte sie jedoch bald entbehrlich, und als einmal der edle Heinrich IV., wahrhaft besorgt für das Wohl seines Volkes, sein Augenmerk vorzüglich auf den Theil der Gewerbthätigkeit wandte, welcher rohe Produkte, die in Frankreich einheimisch waren, verarbeitete und verfeinerte, da stieg das, was man Industrie nennt, und was bis dahin in Frankreich kaum dem Namen nach bekannt war, zu einer solchen Höhe, daß andere Staaten, welche früher Frankreichs Lehrer gewesen, sich nun von diesem überflügelt sahen. Die Manufakturen für Leder, Seide und Wolle wurden berühmt, und lieferten wahrhaft große Kunstwerke. Der französische Sammet verdrängte den genuesischen bald aus allen Kaufläden. Ein Rafael verschmähete nicht, Bilder zu malen, welche in den französischen Tapeten-Fabriken mit Seide statt der Farben nachgemalt werden sollten, woraus Kunstschöpfungen hervorgingen, welche einer ewigen Dauer werth gewesen, welche aber die, ihrer unwürdigen, Nachkommen im Staube nie besuchter Dachböden vermodern ließen, wie es mit den Tapeten nach Rafaels Kartons zu Dresden geschah, deren Existenz man vergessen hatte, bis nach Jahrhunderten Kasanova sie aus ihrem Verstecke hervorzog.

Diese berühmten Tapeten wurden in der Manufaktur des Färbers Gobelin, der zu Franz I. Zeiten eine große Fabrik anlegte, verfertigt. Anfangs wurden sie gemalt, die glänzenden prachtvollen Farben, welche ihnen Eingang in alle fürstliche Paläste verschafften, wurden auf den bereits fertigen Stoff aufgetragen. Später nahm sich der Minister Colbert der Künste auf das uneigennützigste an, erbaute 1667 den Künsten überhaupt einen prachtvollen Palast, und in diesem, den er nach den Gebrüdern Gobelin benannte, wurden von da an die Tapeten auf Stühlen, welche 20 — 30 Ellen breit sind, gefertigt, sie heißen Hauteliſſe-Tape-

ten, und haben sich eines außerordentlichen Absatzes zu erfreuen, obwohl der Stoff, aus dem sie gemacht werden, Seide ist, und diese sowohl, als die Kunst des Malers, welcher die Muster dazu zu liefern hat, sehr theuer bezahlt werden muß. Die pariser Manufaktur, welche seit Colbert eine königliche ist, hat mehre andere geweckt. Zu Amiens, Brüssel, Antwerpen, Lille, Tournay, Oudenarde, bestehen solche; auch Berlin und Wien haben dergleichen, die pariser aber hat vor allen immer noch den Vorzug, denn so ungeheure Tapeten, als man sie zu Ausschmückung königlicher Säle für jede Wand in einem Stück, ohne Nath gebraucht, können die andern nicht liefern.

Nicht minder bedeutend war die Glas- und Spiegelmanufaktur. Seit Ludwig XIV. schien es nothwendig und unerläßlich, große königliche Gemächer mit prächtigen Spiegeln zu verzieren. Die Manufaktur, welche 1666 in Paris errichtet wurde, goß Stücke von 12 Schuh Höhe und 5 Schuh Breite. Noch mehre andere Zweige des Gewerbfleißes standen in der höchsten Blühte, als nach Colberts Tode die schrecklichen Religionsverfolgungen eine große Menge der geschickten Arbeiter aus Frankreich vertrieben, und so der französische Kunstfleiß im Augenblicke seiner höchsten Blühte auf fremden Boden verpflanzt wurde. Die Niederlande, die Schweiz, vorzugsweise aber die Länder des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, nahmen diese geschickten und thätigen Arbeiter mit offenen Armen auf. Es ist historisch erwiesen, daß das bedeutsame Manufakturwesen im Herzogthume Berg, in der Grafschaft Mark, in der Mark Brandenburg unmittelbar nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 anfing. Wie jedoch bereits bemerkt, so erhob das Zeitalter Ludwigs XIV. Frankreichs Macht und Ansehen nach allen Seiten hin so sehr, daß französische Sitten und Moden, so wie ihre Sprache überall Eingang fanden, und nur wenige Völker den Muth hatten, sich diesem Einflusse zu entziehen. Unnennbaren Vortheil brachte dieses dem Staate. Das Vorurtheil war nun einmal für Frankreich gestimmt. Obschon man in Deutschland ebenso gute Waaren liefern konnte, wurden sie doch nicht gesucht, was zur natürlichen Folge hatte, daß die Fabriken nicht nur keine Fortschritte machten, sondern gar untergingen, und also von den französischen leicht überflügelt werden konnten. Man hat Beispiele, daß sehr gescheite Fürsten sich ihren gesammten Bedarf an Mobilien, Kleidungsstücken, u. s. w. direkt aus Paris kommen ließen, und daß alle diese Sachen, unter ihren Augen, in ihrer Residenz gemacht worden waren, daß sie jedoch aller bessern Einsicht zum Trotz, da sie solches erfuhren, und ihnen die Wahrheit unwiderleglich einleuchtete, nicht Ueberraschung und Freude, sondern nur Zorn äußerten, und sich von dem Augenblicke an andere Leute in Paris wandten, von denen sie vermuthen konn-

ten, daß dieselben nicht mit ihrer Residenz, oder wenigstens nicht mit ihren bisherigen Lieferanten in Berührung standen. Sie wollten betrogen sein, und sollten sie sich auch nur selbst betrügen.

So ward Frankreich der Abgrund, welcher alles bare Geld von Europa verschlang. So ging die einheimische Industrie zu Grunde, indeß auf ihre Kosten die französische sich erhob. In dem an edlen Metallen armen Lande häufte sich das edle Metall aller andern Länder, und trotz dem besten Willen, den die französischen Monarchen thätlich an den Tag legten, war es ihnen doch nicht möglich, ihr Volk hinlänglich zu ruiniren. Die schwersten gehäuftesten Abgaben, die gräulichste Verschwendung, hatte dennoch keinen Staatsbankerot zur Folge, die Provinzen blieben blühend; denn nach durchschnittlichen Berechnungen kamen jährlich 400 bis 500 Millionen Franken von dem Auslande nach Frankreich.

Die Revolution störte diesen Zustand der Dinge gewaltig. Napoleon aber erweckte die Industrie auf das kräftigste wieder durch die Kontinentalsperre. Sie schloß England von dem Markte, den es sonst in ganz Europa gehabt, gänzlich aus, das Bezweckte aber, Frankreichs Industrie zum vorigen Glanze zu erheben, ward nicht so vollständig erreicht, als Napoleon es gehofft haben mochte. Die Völker waren mündig geworden, nur noch die Modethorheit bedurfte des französischen Kunstfleißes, alles Uebrige konnte auch in andern Ländern geliefert werden, und es gelang den Franzosen nicht, die Alleinherrschaft ihrer Erzeugnisse zu erringen, obgleich die Masse der Fabrikate durch das vermehrte Bedürfniß sich auffallend gesteigert hatte, und die Friedensschlüsse von Paris den französischen Fabrikanten auf ausländischen Märkten große Vortheile sicherten.

Chaptal, dem in der That die Materialien zu einer so ausgedehnten Berechnung nicht fehlten, freilich in dem Grade von relativer Genauigkeit, in welchem überhaupt Gegenstände dieser Art von der Staatsregierung erkannt und aufgefaßt werden können, gibt nachstehende Resultate für das Jahr 1817, wobei er aber nicht die geringern Fabrikate der Handwerker von den Erzeugnissen der Manufakturen gesondert hat.

Gesammtbetrag der Produkte der franz. Industrie . .	1.820.102.400 Frk. =	491.427.648 Thlr.
Davon kostet:		
a) das rohe inländische Material	416.000.000 Frk. =	112.320.000 Thlr.
b) das rohe ausländische Material	186.000.000 Frk. =	50.220.000 Thlr
a + b. =	602.000.000 Frk. =	162.540.000 Thlr

c) Benutzung und Erhaltung der Gebäude, Feuerung, Licht und Werkzeuge	192.000.000 Frk.	=	51.840.000 Thlr.
d) der Lohn für d. Arbeiter	844.000.000 Frk.	=	227.880.000 Thlr.
Mithin a + b. + c. + d. =	1.638.000.000 Frk.	=	442.660.000 Thlr.
Also			
e) reiner Gewinn der Fabrikanten	182.102.400 Frk.	=	49.167.648 Thlr.

Aber der Gesammtgewinn, der nach dieser Berechnung jährlich dem französischen Volke aus der Industrie erwächst, ist mindestens die Summe von d. + e. oder 1.026.102.400 Franks (277.047.648 Thlr.), wozu noch ein beträchtlicher Antheil an c. kommt, da Werkzeuge, Licht, Gebäude jährlich unzweifelhaft viel der Industrie verschuldet sind; die Gesammtzahl der Arbeiter wurde vom Chaptal auf 1.747.000 Individuen berechnet, also durchschnittlich der Arbeitslohn auf den Kopf 483 Frks. (130 Thlr.). Gegenwärtig hält man die Zahl der Arbeiter um $^1/_3$ gestiegen, gegen 2.800.000 Individuen und den Werth, der von denselben verfertigten Fabrikate um 25 Prozent höher, gegen 550.000 Thaler. Peuchet in seiner allgemeinen statistischen Beschreibung des französischen Staates vom Jahre 1815 hat von dem großartigeren Manufakturenbetriebe die Gewerbthätigkeit der Handwerker geschieden, die nach der, gleich im ersten Jahre der Revolution vollständig aufgehobenen, Zunftverpflichtung nur auf Patente ihr Gewerbe betreiben. Er gibt von den letzteren 215.000 selbständig für sich arbeitende Meister in den Städten und 38.435 auf dem platten Lande an, wiewohl die letztere Zahl, als zu gering, kaum der Wahrheit entsprechen dürfte: ihr reiner Verdienst wird von ihm auf 88.702.250 Franks (23.949.612 Thlr.) angegeben (Schubert Staatskunde).

Die Hauptzweige des französischen Gewerbfleißes sind auf folgende Gegenstände gerichtet:

1. Leinwand und die dahin gehörigen Gewebe aus Flachs und Hanf. Die rohen Stoffe hiezu werden aus Deutschland und Rußland eingeführt. Ueber 600.000 Menschen beschäftigen sich mit der Verarbeitung derselben. Von den feinsten Waaren wird viel zum Absatze in das Ausland verfertigt. Der Hauptsitz dieser Fabrikate ist der Norden von Frankreich. Die Normandie, die Bretagne und die französischen Niederlande. Der Werth derselben wird auf 260.000.000 Frks. angeschlagen. Für etwa 50.000.000 geht davon in's Ausland. Der Bedarf an gröberen Stoffen, an Segeltuch,

Seilerarbeit und dergleichen wird nicht gedeckt, viel davon muß eingeführt werden.

2. Wollmanufakturen beschäftigen über 400.000 Arbeiter. Der Sitz derselben ist ebenfalls das nördliche Frankreich. Der Werth aller von in- und ausländischer Wolle gewonnenen Fabrikate kommt ungefähr auf 250 Millionen Franks. Jetzt gehet davon der zwölfte Theil ins Ausland, früher viel mehr, jedoch haben die preußischen Fabriken in den Elbe- und Reinlanden den französischen großen Schaden gethan. Die ungeheuren Mittel, welche die französischen Fabrikanten auf ihre Schawlsfabriken verwenden konnten, haben gemacht, daß dieser Zweig des Handels ihnen noch ausschließlich zugehörte; in allen übrigen Wollewaaren werden sie vom Auslande erreicht oder übertroffen, denn die einst so berühmten Tücher von Sedan stehen den aachener- und elberfelder Waaren nach, indem diese letzteren bei gleicher Feinheit und gleichem Glanze durch die Apretur weniger angegriffen werden und niemals fadenscheinig sind, was bei denen von Sedan sehr häufig vorkommt.

3. Die Baumwollemanufakturen kamen erst während der Kontinentalsperre zu bedeutendem Flor. Auch sie werden vorzugsweise im nördlichen Theile von Frankreich gefunden, doch haben auch, Toulouse, Lyon, und Nismes bedeutende Fabriken. Die Zahl der Arbeiter steigt auf 300.000, der Werth der von ihnen erzeugten Waaren auf 200 Millionen Franks, wovon ungefähr der fünfte Theil, also für 40 Millionen, nach dem Auslande versandt wird.

4. Die Seidenmanufakturen haben ihren Hauptsitz im südlichen Frankreich und zwar vor allem in Lyon, welches allein 15.000 Webstühle besaß, was jetzt bis auf 30.000 gestiegen ist, wovon allein 10.000 Stühle für fassonirte Zeuge kommen, welche zusammen 60.000 Personen in 7000 Werkstätten beschäftigen. In ganz Frankreich nimmt man 65.000 Stühle auf Zeuge und 80.000 auf Bänder an, welche über 400.000 Arbeiter beschäftigen. Der Werth der von ihnen gelieferten Arbeiten steigt auf 300.000 Franks, wovon mehr als $^3/_4$, oft $^2/_3$ nach dem Auslande gehen.

5. Die Metallwaaren in Bronce, Plattirungen in Gold und Silber, in ächtem Gold und Silber, in Eisen und Stahl beschäftigen an 350.000 Arbeiter, welche um 350.000.000 Franks produziren, davon $^1/_{25}$ nach dem Auslande geht. Hauptsitze dieser Manufakturen sind Paris und das nördliche Frankreich.

6. Thon- und Glaswaaren werden in einem Gesammtwerthe von 80 Millionen Franks durch circa 42.000 Arbeiter gefertigt. Zu Paris, zu Gobin, einem Dorfe im Departement Aisne, zu Tourlaville bei Cherbourg, zu Rouelle und Sarrebourg werden die vorzüglichsten Spiegel geliefert. Zu Paris, Séve, Cenis, ferner in Lothringen und in Elsaß werden vor-

treffliche Kristallarbeiten geliefert, doch auch in der Normandie und Pikardie, in Nivernois und Maine giebt es viele und bedeutende Fabriken. Ein Zweig wird jetzt besonders von ihnen kultivirt, das ist der der gepreßten Glaswaaren, welche ihrer schönen Muster wegen sehr gesucht sind, obwohl der Preis in Verhältniß zu der leichten Arbeit nicht gering genannt werden kann. Auch hier hat die Lebhaftigkeit, mit welcher die Franzosen neue Gegenstände auffassen, uns den Rang abgelaufen. Obwohl das Glaspressen eine uralte deutsche Erfindung ist, welche schon zur Zeit der Universalmedikamente von ihren Verfertigern zu Augsburg und Nürnberg angewendet wurde, um durch die eigens bezeichnete Glasur ihrer Waaren eine gewiße Sicherheit zu verschaffen, so fiel doch Niemandem ein, daran zu denken, was sich aus dieser Erfindung machen ließe, und erst die Franzosen haben uns darauf aufmerksam gemacht, daß sich die schönsten Zeichnungen, welche man vergeblich durch Schleifen herauszubringen suchen würde, dem Glase geben laßen, wenn man dasselbe durch Zusatz von Blei dünnflüssig macht, in schöne gravirte Formen gießt, und nun durch Druck das Muster derselben auf das Glas überträgt. An Thonwaaren liefern besonders die Porzellan-Fabriken zu Sevres und zu Kantilly Ausgezeichnetes, wiewohl sie jetzt nur noch in der Politur ihrer Vergoldungen den Vorzug vor der berliner Fabrik haben, diese sie aber in Hinsicht auf Kunstwerth der Malerei, auf elegante und geschmakvolle Form und auf Feinheit der Masse übertrifft, aber auch bei weitem theurer ist. Das französische Porzellan hat etwas unschönes in seiner Durchsichtigkei., welche es dem Milch- oder Beinglase ähnlich macht. Fayence wird zu Rouen, Bordeaux und Nevers, sonst aber noch an vielen andern Orten gemacht.

Durchschnittlich erhält das Ausland $^1/_8$ dieser Fabrikate in einem Gesammtwerthe von 10 Millionen Franken.

7. Ledermanufakturen. Zu den Hauptsitzen der ausgezeichnetsten Gärbereien muß man Nantes, Niort, Grenoble, Pont-Audemer, Chateau-Renaud und Blois zählen. In der Weißgärberei steht Frankreich auf der höchsten Stufe, und hat selbst England übertroffen. Man zählt 200.000 Arbeiter, welche um 130 bis 160 Millionen Franks Waaren produziren. Die französischen Handschuhe sind so berühmt, daß selbst England jährlich $1\,^1/_2$ Millionen Paare bezieht. Schuhmacher- und Sattlerarbeit wird meistens in Paris und meistens von deutschen Arbeitern gemacht, geht in großer Menge nach Nord- und Südamerika.

8. Die Seifen-, Talg- und Wachs-Verarbeitung ist fast ganz allein für das Inland berechnet. 80.000 Arbeiter liefern für 80 Millionen Franks Waaren. Nur für etwa 4 Millionen geht davon ins Ausland, dieß ist feine parfumirte Seife, weiße Wachskerzen.

9. Papiermühlen beschäftigen 18.000 Menschen. Ihre Produkte sind berühmt, und gehen in großer Masse ins Ausland. Der Gesammtertrag beläuft sich ungefähr auf 50 Millionen Franks, wovon Deutschland allein beinahe den fünfzehnten Theil erhält.

10. Tabacksfabrikation gehört der Regierung als Monopol. Nicht zufrieden, diesen wichtigen Erwerbszweig dem Volke geraubt zu haben, beschränkt auch die Regierung noch den Anbau dieser Pflanze auf 8 Departements, und raubt allen übrigen einen Gegenstand des Ackerbaues, der von großer Wichtigkeit ist. Dieses Monopolsistem ist um so verwerflicher, als es nicht bedeutende Kräfte sind, die dazu erfordert werden. Eine Porzellanmanufaktur würde schwerlich bestehen können, wenn sie nicht mit riesigen Mitteln unternommen wird. Der Staat hat also gewissermaßen die Verpflichtung, eine solche zu gründen, wenn er nicht will, daß bedeutende Summen für das Fabrikat dem Auslande zufließen, und dem Inlande entzogen werden sollen. Ganz anders ist es mit einer Tabaksfabrik, welche jedermann auch mit geringen Mitteln unternehmen kann. Der Vortheil wird für den Staat niemals groß sein, denn seine Arbeiter, seine Douanen und Spionen kosten ihm ungeheure Summen; der Nachtheil aber für das Volk ist unberechenbar, denn vielen tausend Leuten wird die Möglichkeit entzogen, von diesem Erwerbszweige Nutzen zu ziehen. Ganz unverantwortlich aber ist das Verbot des Anbaues solcher Pflanze.

11. Die Zuckerraffinerien liefern jährlich für 40 bis 50 Millionen Franks, davon etwa der zwölfte Theil ins Ausland geht. Branntweinbrennereien bereiten jährlich für 75 Millionen Weingeist, Brauereien für 60 Millionen Franks Bier.

12. Nennenswerth ist noch die Hutfabrikation, deren Waaren jährlich auf 30 Millionen Franks angeschlagen werden und in beträchtlicher Menge dem Auslande zuströmen.

Die übrigen Gewerbe sind nicht von so großer Bedeutung, doch liefern auch sie vieles zur Ausfuhr, wohin namentlich Galanteriewaaren gehören.

Handel.

Hand in Hand gehen miteinander Industrie und Handel, sie unterstützen sich gegenseitig. Wo die erstere fehlt, wird der letztere immer passiv sein. Wir sehen dieses an allen rohen Völkern, welche, wenn auch viele Naturprodukte zum Austausch auf die Märkte bringen, doch immer in großem Nachtheile sind, nur Passivhandel haben, d. h. mehr für solche Waaren ausgeben, die in ihr Land kommen, als sie für solche erhalten, die aus ihrem Lande gehen.

Auch Frankreichs Handel hat sich erst mit seiner steigenden Industrie gehoben. Der erste mächtige Schritt geschah durch die Kolonisation der westindischen Inseln. Dort wurde vom Jahre 1650 Zucker, vom Jahre 1722 Kaffee gebaut, dazu kam, der Baumwolle-, der Reis-, der Indigo- und der Tabacksbau, wodurch Frankreich, hinsichtlich dieser Produkte, von England unabhängig wurde, und bald im Stande war, benachbarte Staaten damit zu versorgen, so daß England das Monopol verlor, Konkurrenz entrat, und die Kolonialwaaren im Preise sehr fielen. Wahrscheinlich bewog dieses die Engländer zu jenem Seekriege, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Franzosen einen Theil ihrer Besitzungen raubte, sie zwang, ihre Kolonien an der Mündung des Senegal aufzugeben, Vortheile, welche sie selbst durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg nicht wieder erringen konnten. Die große Revolution erschütterte endlich den auswärtigen Handel so ganz und gar, daß er völlig auf Nichts herabsank. Am fühlbarsten war dies bei dem Levantehandel. Die Franzosen hatten unter Franz I. Verbindungen mit der Türkei angeknüpft, welche ihnen sowohl Kleinasien, als die europäischen Länder des Großherrn öffneten. Während die Venetianer und Genueser, welche sich früher dieses Handels bemächtigt hatten, nunmehr fast gänzlich davon ausgeschlossen, oder doch auf das höchste beschränkt wurden. Als Hauptstapelplätze dieses Handels wurden Smirna, Kairo und Konstantinopel, in Frankreich aber Marseille betrachtet. Sie verknüpften die Perser und Araber mit der zivilisirten Welt und brachten die Waaren derselben gegen einander zum Austausch.

Die große Revolution löste alle Kräfte Frankreichs in seinem Innern zu einem schrecklichen Chaos auf. Die Engländer traten hervor, und bemächtigten sich der verlassenen Stätten. Malta ward erobert, die jonischen Inseln wurden besetzt, die engländische Flagge herrschte im Mittelmeere, und nach der Schlacht von Abukir war die Französische gänzlich davon ausgeschlossen.

Napoleon beruhigte die stürmischen Wellen, doch seine Eroberungen ließen ihm nicht Zeit, an eine Regulirung des Handels zu denken. Während er über alles Land gebot, schwammen die stolzen Gallionen der Engländer siegreich auf allen Meeren, schlossen sie alle Häfen, vernichteten sie jeden Versuch des Handels, nahmen sie jedes Schiff hinweg, das es wagte, in die See zu stechen. Die Friedensschlüsse von Paris hatten Engländer und Franzosen zu Freunden gemacht, sie öffneten den französischen Schiffen wieder das Meer und rasch stieg die Handelsthätigkeit nach allen Seiten; doch ist der Verkehr im Innern noch immer wenigstens fünfmal so stark, als der Verkehr mit dem Auslande. Im vorigen Jahrzehend betrug der Gesammthandel 7.703 Millionen Franks, wovon 6.476 Millionen auf den innern Handel kamen. Das Handelskapital, über welches

Frankreich gebietet, und welches baar vorräthig ist, wird auf nahe bei 500 Mill. Fr. angeschlagen, d. h. auf mehr als das Vierfache des Geldes, welches jährlich gemünzt wird. Die Hauptmessen zu Lyon, Beaucaire, Falaise und Straßburg, die 18 Hauptkunststraßen, welche durch das ganze Reich führen, die Eisenbahnen und die vielen Kanäle sind sehr bedeutende Hülfsmittel für den Handel. Die Bank zu Paris, im Jahr 1803 mit 19 Mill. Frk. fundirt, durch 90.000 Aktien begründet, macht einen jährlichen Geld-Umsatz von wenigstens dem 60fachen Betrage, zahlt außer den Zinsen seinen Aktionärs 6 bis 6½ % Dividende, und gilt für eins der größten und wichtigsten Geld-Institute.

Durch solche Hülfsmittel wird natürlich der auswärtige Handel so gut gehoben, wie der inländische, und Ausfuhr wie Einfuhr steht jährlich zwischen 600 und 700 Millionen. Der Seehandel läßt sich aus folgender Tabelle übersehen.

Einlaufende Schiffe:

	Franz.	Tonnenlast.	Fremde.	Tonnenlast.	Summe d. Schiffe.	Tonnenlast.
1822	3.325	287.942	4.518	420.810	7.843	708.752
1823	2.738	247.540	3.984	421.233	6.722	668.773
1824	3.387	316.480	4.183	438.005	7.570	754.485
1825	3.387	329.735	4.218	414.670	7.605	744.405
1826	3.440	356.776	4.911	543.682	8.351	900.458
1827	3.350	353.102	4.439	475.509	7.789	828.611
1828	3.465	346.591	4.122	445.708	7.587	792.299
1829	3.048	331.049	4.342	487.739	7.390	818.788
1830	3.236	340.171	4.257	511.523	7.493	851.694
1831	3.375	333.216	3.951	461.194	7.326	794.410
1832	4.290	399.948	5.651	714.638	9.941	1.114.586
1833	3.561	358.157	5.115	622.735	8.676	980.892
Summe:	40.602	4.000.707	53.691	5.957.446	94.293	9.958.153
also durchschnittlich im Jahre	3.383	333.392	4.474	496.454	7.857	829.846

Auslaufende Schiffe:

	Franz.	Tonnenlast.	Fremde.	Tonnenlast.	Summe d. Schiffe.	Tonnenlast.
1822	3.479	282.358	6.052	360.571	9.531	642.929
1823	3.488	240.048	6.117	396.310	9.605	636.358
1824	3.955	325.698	6.338	415.241	10.293	740.939
1825	3.908	354.311	5.994	399.440	9.902	753.751
1826	3.580	355.742	4.408	432.772	7.988	788.514
1827	3.522	346.370	5.321	439.824	8.843	786.194
1828	3.341	376.835	4.164	344.547	7.505	721.382
1829	3.101	316.462	3.698	311.286	6.799	627.748
1830	3.236	340.471	5.169	469.288	8.405	809.759
1831	3.671	326.253	4.240	362.981	7.911	689.234
1832	4.045	347.285	4.636	461.704	8.681	808.989
1833	3.675	318.840	4.580	464.028	8.255	782.868
Summe der 12 Jahre:	43.001	3.930.673	60.717	4.857.992	103.718	8.788.665
also durchschnittlich im Jahre:	3.583	327.556	5.060	404.833	8.643	732.389

Nach offiziellen Angaben war im Jahre 1830 der Bestand der französischen Handels-Marine 14.852 Schiffe, von 30 Tonnen an gerechnet bis zur Größe von 800 Tonnen. Unter diesen befanden sich jedoch nur 820 Kauffahrteischiffe von mehr als 520 Tonnen. Ferner waren 1800 Schiffe von 200 — 250 Tonnen ausschließlich für den Wallfisch-, Stockfisch- und Häringsfang ausgerüstet.

Im Jahre 1832 bestand die Handels-Marine aus 15.224 Schiffen, welche mit etwa 90.000 Matrosen bemannt waren.

Seemacht.

An die Handels-Marine schließt sich natürlich eine Betrachtung der Kriegs-Marine. Die französische Flotte bestand nach A. Hugos Angaben im Jahre 1833 in 287 Kriegsschiffen, nämlich 33 Linienschiffen, 37 Fregatten, 17 Korvetten, 9 Jagdschiffen, 54 Briggs, 8 Bombarden, 6 Kanonierbriggs, 18 Goeletten, 36 kleineren Schiffen, 17 Dampfschiffen, 20 Brandern, 28 Gabarren, und 4 Transportschiffen. Im Bau begriffen waren zu selbiger Zeit 24 Linienschiffe, 27 Fregatten, 8 Korvetten, 2 Briggs, 6 Dampfschiffe und 11 Transportschiffe.

Diese Schiffe waren besetzt mit 10.464 Kapitäns, Piloten, und Chargen höherer Art, mit 64,679 niedern Offizieren, Matrosen und

Lehrlingen, mit 9.961 Schiffsjungen, 11.367 Handwerkern und deren Lehrlingen, mit 38.529 Matrosen, Handwerkern außer Dienst, wozu noch 8.330 abwesende gezählt werden müssen.

Die Offiziersstellen waren nicht vollständig besetzt. Die Ordonanz vom 1. März hat ihren Bestand festgesetzt. Am 1. April 1834 ergab eine Generalinspektion das Folgende: Nach jener Ordonanz sollten sein, 3 Admirale, es waren jedoch nur 2, es sollten sein 10 Vice-Admirale, es waren 8, für 20 Contre-Admirale waren 18, die Zahl der Kapitäns erster und zweiter Classe, auf 70 festgestellt, war vollständig, und statt 70 Fregattenkapitäns zählt das K. Marine-korps 78. Die 90 CorvettenKapitäns waren auf 83 reduzirt. Kommandirende Lieutenants der Marine auf Linienschiffen sollten sein und waren 450. Lieutenants der Fregatten waren statt 550 nur 524. Die Zahl der Seekadetten war auf 300 festgestellt, betrug jedoch 353 dergestalt, daß die Zahl der Anwesenden, obgleich sie in einzelnen Nummern abweichend war, im Ganzen doch genau der Zahl gleich kam, welche für die Marine bestimmt war. Die Bezahlung dieser Offiziere ist nicht sehr hoch. 1 Viceadmiral hat nicht mehr als 15.000 Fr., 1 Contre-Admiral nur 10.000, der Kapitän eines Linienschiffes, welcher eine Festung von 120 Kanonen, mit 1200 Mann Besatzung kommandirt, und welcher in dieser Charge auf dem Festlande wenigstens 6000 Thaler haben würde, hat nur 5.000 Fr., d. h. nicht den 4ten Theil der obigen Summe, 1 Fregatten-Kapitän hat 3.500 und 1 Lieutenant 1.500 Fr. Dennoch beträgt die Summe der jährlichen Ausgaben für die Marine 387.043.880 Fr. Hiezu kommen noch für die Marine der Kolonien 71.832.567 Fr.

Das Land-Heer.

Die Vertheidigung des französischen Bodens ist einer National-Garde und einem stehenden Heere anvertraut. Der 66te Artikel der Karte vom Jahr 1830 überantwortet ausdrücklich dem Patriotismus und dem Muthe der National-Garde und aller Bürger die Vertheidigung ihrer Rechte. Schon früher wurden diese National-Garden, und zwar 1 Tag nach der Erstürmung der Bastille, organisirt. Nach wiederholten wechselvollen Schicksalen wurden sie nach der Revolution vom Jahr 1830 durch ein Gesetz vom 22. Merz 1831 wieder in vollem Glanze hergestellt. Dieses verpflichtet zum persönlichen Dienste alle Franzosen vom 20sten bis zum 60sten Jahre, wovon nur wenige Ausnahmen gestattet werden; davon sind jedoch ausgeschlossen: alle Landstreicher, alle Leute ohne Heimat, alle der Zucht-Polizei Verfallenen, und die zu entehrenden Strafen Ver-

urtheilten. In die Listen können nur diejenigen eingetragen werden, welche Bürger sind, Staatsabgaben zahlen, ferner deren Kinder, sobald sie das gesetzmäßige Alter erreicht haben.

Die Einrichtung ist völlig militärisch. In jeder Gemeinde sind die Mitglieder der National-Garde nach Kompagnien, Bataillons und Regimentern mit einander vereinigt. Jede Kompagnie hat eine kleine, jedes Bataillon eine große Fahne, zu welcher die Mitglieder sich versammeln müssen. Die Uniform ist zwar bestimmt, doch darf sie nicht tragen, wer sich dieselbe nicht verschaffen kann, ohne daß der Kosten-Aufwand ihn drücke. Die Waffen werden vom Staate geliefert, sie in gutem Stand zu erhalten ist jedoch die Sache jedes Einzelnen. Die Offiziere, Bataillons- und Eskadrons-Chefs, die Lieutenants und Unteroffiziere werden auf 3 Jahre von den National-Garden selbst gewählt, die Legions-Chefs und die Oberstlieutenants werden vom Könige gewählt, nachdem ihm 10 Kandidaten von den National-Garden vorgeschlagen worden sind. Die Abzeichen dieser Offiziere sind durchaus wie bei der Armee, auch haben sie denselben Rang, doch kann kein Offizier von der Armee, wenn er im aktiven Dienst ist, zu einer Chärge in der National-Garde ernannt werden.

Der Dienst der National-Garden umfaßt alles, was zur Sicherheit der Kommunen gehört. Als Detachements können einzelne Korps derselben auch außer dem Bereiche ihrer Ortschaften oder deren Gebiet verschickt werden. Ferner müssen sie im Falle einer Unzulänglichkeit vorhandener Gensdarmerie oder der Linientruppen auch hier aushelfen: 1) um Gelder oder Staats-Effekten zu eskortiren; 2) um Verurtheilte, Angeklagte oder andere Gefangene zu geleiten; 3) um benachbarten Gemeinden, wenn sie durch irgend ein Unglück, durch Räuber oder andere Bösewichter bedroht sind, zu Hülfe zu kommen.

Dauert ihr Dienst länger als einen Tag, so haben sie Ansprüche auf Sold, Lebensmittel und auf alle Unterstützungen, welche dem Lienien-soldaten zu Theil werden, doch darf ihr Dienst höchstens zwei Monate dauern, nach welcher Zeit sie in jedem Falle in ihre Heimat entlassen werden müßen.

In die Register sind eingezeichnet: organisirte Gemeinde-Infanterie 1.871.078, organisirte Kantons-Infanterie 1.823.958, Kavallerie 10.415, Artillerie 19.025, Sapeurs 54.723, Seesoldaten und Handwerker 2.012, im Ganzen 3.781.206. Von diesen sind bewaffnet, beynahe 1 Million, die andern sind nur equipirt, noch nicht bewaffnet, der größte Theil aber hat die sogenannte ländliche Uniform, d. h. ein blaues oder auch anders gefärbte Fuhrmans-Hemde angenommen. Die National-Garde kostet Frankreich jährlich die Summe von 60 Millionen Franken.

Der Chef des stehenden Heeres ist der König (im südlichen Deutschlande, namentlich in Würtemberg, nannte man bei den Verhandlungen der Kammern den König „den Kriegsherrn"). Der König jedoch keineswegs, sondern nur das Kriegs-Ministerium ist verantwortlich, von ihm gegen alle Gesetze und Reglements aus, nach diesem und dem 3. Artikel der Karte ist ein jeder Franzose, der in der Armee dient, berechtigt, zu den höchsten Graden aller militärischen Ehren und Würden zu gelangen, wenn er sonst dazu befähigt ist. Das Heer wird entweder durch freiwilligen Eintritt oder durch eine gesetzmäßige Rekrutirung gebildet und ergänzt. Das jährliche Kontingent besteht aus 80.000 Mann, deren Dienstzeit 7jährig ist. Alle Franzosen vom zwanzigsten Jahre an sind verpflichtet, Soldaten zu werden, und aus der vorhandenen Menge wählt das Loos diejenigen, welche eintreten sollen. Nicht verpflichtet zum Dienste sind diejenigen, welche zu klein sind, weniger als 4 Fuß 10 Zoll messen. Ferner die körperlich Verunstalteten, von einer verwaisten Familie der älteste, dann der älteste Sohn einer Wittwe, oder der Schwiegersohn oder Enkel einer Wittwe, oder der Sohn eines blinden oder 70-jährigen Vaters, ferner von zweien zugleich zur Ziehung gezogenen Brüdern der älteste. Ausgeschlossen von der Ehre, Soldat zu werden, sind diejenigen, welche einer Korrektionsstrafe oder einer körperlichen oder infamirenden Strafe unterlegen, dann auch noch diejenigen, welche unter polizeilicher Aufsicht stehen.

Diejenigen, welche Lehrlinge der politechnischen Schule, Zöglinge der Normalschulen oder der geistlichen Seminarien sind, ferner die jungen Leute, welche große Ehrenpreise des pariser Instituts oder der Universität erhalten haben, werden betrachtet, als hätten sie ihre militärische Verpflichtungen bereits erfüllt, es sei denn, daß sie aus dem gewählten Stande austraten.

Der effektive Stand des Heeres war am 1. Juli 1834 wie folgt:

67 Infanterie-Regimenter von 3 Bataillons und einer Kompagnie von Handwerkern.

21 leichte Infanterie-Regimenter, jedes zu drei Bataillons und 1 Handwerker-Kompagnie.

1 Regiment, die sogenannten 3 afrikanischen Bataillons, stationirt in Algier, Oran und Bougi.

Sie betrugen alle zusammen 222.199 Mann, davon waren 7.837 Offiziere.

Zählt man hiezu die Fremden-Legion, aus mehr als 6.000 Mann bestehend, 7 Füsilier-Kompagnien, 5 Pionnier-Kompagnien und 42 Veteran-Kompagnien, so stellt sich die Gesammtzahl des französischen Infanterie-Heeres auf 238.694.

Die Kavallerie besteht aus 12 Reserve-Regimentern, nämlich 2 Karabiniers- und 2 Kürassier-Regimentern, zusammen 10.464 Mann mit 8.064 Pferden, aus 18 Linien-Kavallerie-Regimentern, davon 12 Dragoner- und 6 Lanziers-Reg. Sie zählen 14.196 Mann und haben 12.096 Pferde. Die leichte Kavallerie besteht aus 23 Regimentern, 14 Chasseurs-, 6 Husaren- und 3 Chasseurs-Regimenter in Afrika. Sie zählen 19.838 Mann und 15.840 Pferde.

Die Artillerie hat einen Generalstab von 279 Offizieren aller Grade, 10 Generallieutenants, 14 Feldmarschälle, 34 Obersten ꝛc. Sie enthält 13 Artillerie-Regimenter, 1 Pontonniers-Bataillon, 12 Handwerker-Kompagnien, 1 Kompagnie Waffenschmiede, 6 Train-Eskadrons, zum Park der Artillerie gehörig. In verschiedenen Hafenstädten sind vertheilt 18 Veteranen-Kompagnien, und in Afrika stehen 4 Artillerie-Kompagnien zur Bewachung der Küsten. Jedes Regiment hat 16 Batterien, davon 3 reitende und 13 Fuß-Artillerie, es sind jedoch nur 6 von den letztern montirt, und nur in Kriegszeiten werden auch die übrigen mobil gemacht. Der Stand eines kompleten Regiments Artillerie auf dem Kriegsfuße ist 2.878 Mann, davon 83 Offiziere sind. Ein solches hat 2.073 Pferde, wovon 1.548 Zugpferde sind. Auf dem Friedensfuße sind diese Regimenter auf 1.526 Mann und auf 401 Pferde reduzirt.

Das Genie-Korps hat einen Generalstab von 6 Generallieutenants, 9 Feldmarschällen und 25 Obersten, überhaupt von 409 Offizieren aller Grade. Das Genie-Korps besteht aus 3 Regimentern, 1 Handwerker-Kompagnie und 1 Veteranen-Kompagnie. Auf dem Friedensfuße stehend hat das Genie-Regiment 1.883, auf dem Kriegsfuße 2.764 Mann.

Der ganze Stand der französischen Armee ist nach den neuesten Nachrichten Folgender:

	Offiziere.	Mann.	Dienstpf.	Zugpf.
67 Linien-Infanterie-Regimenter zu 4 Bataillons	7.772	242.540	—	—
21 leichte Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillons	1.848	57.183	—	—
1 Handwerker-Bataillon . . .	31	1.505	—	—
12 Reserve-Kavallerie-Regimenter .	780	12.972	1.836	11.148
18 Linien-Kavallerie-Regimenter .	1.170	20.538	2.754	17.802
20 leichte Kavallerie-Regimenter .	1.300	24.020	3.060	20.980
11 Regimenter Artillerie . . .	913	31.471	737	22.066
1 Bataillon Pontonniers . . .	63	1.550	—	—
12 Artillerie-Handwerker-Kompagnien	48	1.200	—	—
1 Kompagnie Waffenschmiede . .	4	100	—	—
6 Eskadrons vom Artillerie-Park	132	4.686	282	7.530
4 Kompagnien desselben Parks .	8	624	8	688
3 Genie-Regimenter	231	7.860	21	621
1 Handwerker-Kompagnie vom Genie-Korps	4	150	—	—
Train der Militär-Equipagen . .	96	3.357	116	4.944
3 Handwerker-Kompagnien d. Trains	18	360	—	—
Summe:	14.418	410.116	8.814	85.779
Totalsumme:	424.534 Mann.		94.593 Pferde.	

Die Verwaltung des französischen Heeres geschieht durch 20 Divisions-Kommando's, welche in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz haben, und jederzeit mehre Departements umfassen, wie Paris das Departement der Seine, der Seine und Oise, der Seine und Marne, der Aisne, der Oise, Eure, und der Eure und Loire, wie Bordeaux die Departements der Gironde, der Landes, und der Basses pyrenées umfaßt. Nur Korsika allein hat für sich besonders 1 Divisions-Commando.

An Festungen hat Frankreich eine große Menge, ja einen wahren Ueberfluß. 178 Festungen, unter denen 15 vom ersten Range (Strasburg, Metz, Thionville, Givet, und Charlemont, Maubeuge, Condé, Vallenciennes, Besançon, Grenoble, Toulon, Perpignan, Bellegarde, Saint-jean-pied-de-port, Bajonne, Cherbourg,) offenbar für Frankreich zuviel. Wie wenig sie überhaupt auch helfen, hat das Jahr 1814 bewiesen, sie wurden entweder mit stürmender Hand genommen, oder man umging sie, nur ein Beobachtungs-Korps zurücklassend, welches die in der Festung stationirten Truppen unschädlich machte, wodurch denn der ganze Vortheil, den sie überhaupt bieten, der, im Rücken des Feindes bedeutende Truppen-Massen vereinigen zu können, vereitelt wurde. Es ist vielleicht auch deßhalb die Vertheidigung von Paris 1814 und 1815 so wie die Befestigung der Stadt nach der Juli-Revolution aufgegeben worden.

Eintheilung

des

französischen Reiches

und

Topografie.

Digitized by Google

Frankreich, früher in 17 Provinzen getheilt, ist jetzt in 86 Departements getrennt, welche wieder in Arrondissements zerfallen. Die früheren Provinzen waren;

1) Isle de France, auf beiden Seiten der mittlern Seine und der untern Oise.

2) Picardie mit Artois, auf beiden Seiten der Somme bis zur Meerenge von Calais.

3) Champagne mit Brie, auf beiden Seiten der obern Seine, Aube, Marne und mittlern Aisne.

4) Lyonnais mit Beaujolois, Forez, Auvergne, Bourbonais, und Marche, von Lyon westlich bis zum Ursprung der Vienne.

5) Bourgogne oder Herzogthum Burgund, mit dem Fürstenthume Dombaes zu beiden Seiten der Saone.

6) Dauphiné, davon der östliche Theil die Ober- und der westliche die Nieder-Dauphiné bilden.

7) Provence, (bei den Römern Provincia), in die Ober-Provence (östl. Theil) und die Unter-Provence (westl. Theil) getheilt, nebst den Grafschaften Avignon und Venaissin (bis zur Revolution eine Besitzung der Päpste, und dem Fürstenthum Orange.

8) Languedoc, am mittelländischen Meere, von den Pirenäen bis zur Rone. Von dem süd-westlichen Theile oder Ober-Languedoc heißt die westliche Landschaft Foix, und die südliche Roussillon; von dem nordöstlichen Theile oder Nieder-Languedoc heißen die nördlichen Landschaften: Velay, Gevaudan und Vivarais.

9) Guienne, Gascogne und Bearn nebst Navarra, zu beiden Seiten des Adour und der Garonne, von den West-Pirenäen bis zur obern Vienne. Guienne enthält die Landschaften Saintonge und Angoumois, Bordelais, Périgord, Limousin, Agenois, Quercy und Rovergue; Gascogne begreift Condomois, Marsan, Chalosse, Landes, Armagnac nebst Bigorre.

10) Orleanais, auf beiden Seiten der mittlern Loire, mit den Landschaften Nivernois, Berry, Perche, Maine, Anjou, Touraine und Poitou.

11) Bretagne, davon der östliche Theil auf beiden Seiten der Vilaine und niedern Loire Ober-Bretagne, und der westliche Theil die Unter-Bretagne bildet.

12) Normandie, wovon der Theil am Kanale und auf beiden Seiten der Orne und der niedern Seine, die obere Normandie, und der Theil auf beiden Seiten der Orne und Vire die untere Normandie heißt.

Folgende sind seit 1648 zu Frankreich gekommen:

13) die französischen Niederlande im äußersten Norden, von der Nordsee bis zur Sambre.

14) Die Franche-Comté oder Grafschaft Burgund, auch Hochburgund, nebst der vormaligen Grafschaft Mömpelgard an der obern Saone, dem Doubs und auf der Westseite des Jura.

15) Herzogthum Lotharingen mit Barr und den drei Bisthümern Metz, Verdün und Toul, an der Westseite der Vogesen und an den Flüssen Mosel und Maas.

16) Die Land-Grafschaft Elsaß, östlich von Lotharingen, zwischen den Vogesen und dem Reine, nebst dem Sundgau, theilt sich in das Ober- und Unter-Elsaß.

17) Die Insel Korsika im mittelländischen Meere.

Die jetzigen Departements heißen wie folgt:

1) Seine, bestehend aus einem Theile von Isle de France.

2) Seine und Oise, aus einem Theile von Isle de France.

3) Loiret, bestehend aus Orleanais.

4) Eure und Loire, zusammengesetzt aus Orleanais und Maine.

5) Oise, gebildet aus einem Theile von Isle de France.

6) Aisne, zusammengesetzt aus einem Theile von Isle de France und Picardie.

7) Seine und Marne, desgleichen aus einem Theile von Isle de France und Champagne.

8) Ardennes, gebildet aus einem Theile von Champagne.

9) Marne, desgleichen.

10) Meuse, bestehend in einem Theile von Lorraine, (Lothringen.)

11) Moselle, desgleichen.

12) Meurthe, desgleichen.

13) Vosges, desgleichen.

14) Indre und Loire, zusammengesetzt aus Touraine und Anjou.

15) Loire und Cher, gebildet aus einem Theile von Orleanais.

16) Sarthe, zusammengesetzt aus einem Theile von Maine und Anjou.

17) Mayenne, desgleichen.

18) Maine und Loire, bestehend in einem Theile von Anjou.

19) Rhin (bas), gebildet aus einem Theile von Elsaß.

20) Rhin (haut) desgleichen.

21) Saonne, (haut) bestehend in einem Stücke von Franche-Comté.

22) Doubs, desgleichen.

23) Jura, desgleichen.

24) Ain, gebildet aus Bourgogne.

25) Isère, bestehend in einem Theile der Dauphiné.

26) Drome, desgleichen.

27) Alpes (hautes), desgleichen.

28) Vaucluse, zusammengesetzt aus einem Theile von Provence und Comtat.

29) Alpes (basses), bestehend in einem Stücke von Provence.

30) Bouches du Rhone, desgleichen.

31) Var, desgleichen.

32) Herault, gebildet aus einem Theile von Languedoc.

33) Gard, desgleichen.

34) Ardèche, desgleichen.

35) Lozère, desgleichen.

36) Aveiron, bestehend in einem Theile von Guienne.

37) Tarn, gebildet aus einem Theile von Languedoc.

38) Garonne (haut), zusammengesetzt aus einem Theil von Gascogne und Languedoc.

39) Tarn und Garonne, desgleichen aus Theilen von Guienne, Languedoc und Gascogne.

40) Gers, bestehend in einem Theile von Gascogne.

41) Pirenées (hautes), bestehend in einem Theile von Gascogne.

42) Arriège, zusammengesetzt aus Theilen von Gascogne und Foix.

43) Pirenées (orientales), bestehend in Rousillon.

44) Aude, bestehend in einem Theile von Languedoc.

45) Gironde, gebildet aus einem Theile von Guienne.

46) Landes, aus einem Stücke von Gascogne.

47) Pirenées (basses), zusammengesetzt aus Theilen von Gascogne und Bearn.

48) Charente (infer.), bestehend in Saintonge.

49) Sèvres (deux), bestehend in einem Theile von Poitou.

50) Vendée, desgleichen.

51) Loire (infer.), gebildet aus einem Theile von Bretagne.

52) Ille und Vilaine, desgleichen.

53) Cotes du Nord, desgleichen.

54) Finisterre, desgleichen.

55) Morbihan, desgleichen.

56) Calvados, bestehend in einem Stücke der Normandie.

57) Manche, desgleichen.

58) Orne, zusammengesetzt aus Theilen der Normandie und Maine.

59) Eure, gebildet aus einem Theile von der Normandie.

60) Seine (infer.), ebenso.

61) Somme, bestehend aus einem Stücke der Picardie.

62) Pas de Calais, zusammengesetzt aus Theilen der Picardie und von Artois.

63) Nord, gebildet aus Flandern.

64) Corse, bestehend in Corsica.

65) Cote d'Or, gebildet aus Bourgogne.

66) Marne (haut), gebildet aus einem Theile von der Champagne.

67) Aube, desgleichen.

68) Yonne, zusammengesetzt aus Theilen von Champagne und Bourgogne.

69) Saone und Loire, bestehend aus einem Theile von Bourgogne.

70) Loire, aus einem Theile von Lyonais.

71) Puy de Dome, aus einem Theile von Auvergne.

72) Cantal, desgleichen.

73) Loire (haute), zusammengesetzt aus Theilen von Auvergne und Languedoc.

74) Rone, bestehend in einem Theile von Lyonais.

75) Dordogne, bestehend in einem Theile von Guienne.

76) Lot, desgleichen.

77) Lot und Garonne, desgleichen.

78) Corrèze, gebildet aus Limousin.

79) Charente, aus Angoumois.

80) Cher, zusammengesetzt aus Theilen von Berri und Bourbonais.

81) Niévre, bestehend in Nivernois.

82) Allier, aus einem Theile von Bourbonais.

83) Creuse, gebildet aus einem Theile von Manche.

84) Vienne (haute), zusammengesetzt aus Theilen von Manche und Limousin.

85) Vienne, gebildet aus Poitou.

86) Indre, aus einem Theile von Berri.

I.

Departement der Seine.

Das Departement der Seine ist von allen Seiten umgeben von dem Departement der Seine und Oise. Es machte sonst einen Theil der Provinz Isle de Fance und hat seinen jetzigen Namen von dem Flusse, der es von Osten nach Westen durchstreicht. Der Flächen-Inhalt beträgt beinahe 9 □ Meilen, und darauf lebt die ungeheure Bevölkerung von 980.000 Einwohnern (nach andern Angaben von 1.100.000).

Der Boden, zum Theil Kreide, zum Theil kieselhaltiger Kalk und Sand, ist in dieser Nähe der Hauptstadt (welche dieses Departement einschließt, daher auch die starke Bevölkerung) außerordentlich fruchtbar durch die große Masse von Dünger, welcher fort und fort von der Hauptstadt aus auf die Ländereien gebracht wird. Die tieferen Lagen dieses Bodens sind merkwürdig durch die Masse von vorweltlichen Thieren, davon einige gänzlich unbekannt, andere nur noch in Abarten auf der Erde zu finden sind.

Das Thierreich dieses Departements würde wenig Merkwürdiges enthalten, da die starke Einwohnerzahl demselben nicht Raum zu freier Entwicklung läßt, wenn nicht ein kleines Thier sich durch seine großen Verwüstungen bemerkbar machte. Dieß ist die Ratte. Die Zahl dieser Thiere, welche um Paris wohnen, gränzt ans Unglaubliche. Die Abdeckerei, ein ummauerter Raum in der Nachbarschaft von Mont-Faucon soll nach darüber angestellten Untersuchungen allein über 100.000 enthalten. Sie graben sich Höhlen gleich den Kaninchen, und da ihrer eine solche Menge ist, so stürzen sie durch ihre Unterminirungen Mauren, Häuser, Thürme, zusammen. Ein kleines Haus in der Nähe jenes berüchtigten Ortes hat nur dadurch geschützt werden können, daß der Erbauer desselben das Fundament mit zerschlagenem Glas rings umgab. Wenn während des Winters ein Pferd dorthin gelegt wird, so findet man nach kurzer Zeit nichts als ein höchst sauber präparirtes Skelet, das jedoch ganz von der nicht angetasteten Haut umgeben ist, indem die Ratten durch irgend eine Oeffnung hineingekrochen sind, und ihre Wohnung in dem Thiere aufschlagen, bis nichts mehr für sie zu verzehren übrig ist. Die Ursache dieser Anhäufung ist Zweifels ohne die reichliche Nahrung, welche sie in den gefallenenen Thieren finden, und es hat die Gefahr, welche Paris bedroht, zu ernsthaften Untersuchungen über die Mittel, diesem Uebel zu steuern, Anlaß gegeben.

Das Pflanzenreich bietet eine große Menge verschiedener Species dar, unter denen allein 25 eßbare Schwämme sich finden. Außer diesen

giebt es noch 16 giftige. Man glaubt 780 Gräser zählen zu dürfen, wovon 50 für die Medicin, und 52 für die Landwirthschaft von Wichtigkeit sind; 63 Baumgattungen, unter diesen welche mit den köstlichsten Früchten, wachsen in dem Departement.

Paris. Wie die mehrsten großen Städte, so hat auch diese einen kleinen Anfang genommen. Sie ist nicht wie das grandiöse Petersburg auf den Zauberruf eines mächtigen Monarchen entstanden. Eine Fischer-Kolonie hat sie auf einer Insel der Seine begründet, welche noch jetzt der Mittelpunkt von Paris ist. Das flache Ufer dieser Insel war die erste Befestigung, die Seine der älteste Graben. Paris blieb mehre Jahrhunderte auf diese Insel beschränkt. 2 Brücken führten auf das Land, 2 Schlößer (le château und le chatelet) waren zugleich dessen Thore und dessen Citadellen. Erst unter den Merovingern fand Paris nicht mehr Platz in seinen Mauren, es überschritt auf beiden Seiten die Seine, und kleine Umgürtungen von Mauern und Graben, durch einige Thürme flankirt, bedeckten die neu entstandenen Stadttheile. Noch im vorigen Jahrhundert sah man einige Spuren von diesen alten Werken, jetzt ist alles verschwunden, und nur die Tradition hat das Andenken daran bewahrt. Von innen heraus sich immer fort vergrößernd, überschritt die Zahl der Häuser bald die zum zweitenmale abgesteckten Gränzen. Filipp August setzte diesem Andrange einen neuen Damm, indem er Paris durch eine Kette starker und hoher Thürme von runder Form, durch mächtige Mauren mit einander verbunden — umgab. Mehre Jahrhunderte blieb Paris in diesen Gränzen, doch wie die Wellen eines Stromes durch einen Damm eingefaßt und gestauet, immer höher und höher steigen, bis sie zuletzt, alle Hindernisse überwinden und sich den festesten Schranken zum Trotze befreien, so stieg auch in Paris die Häuser-Masse nicht nur in Anzahl, sondern in Höhe und Tiefe, denn es thürmte sich ein Geschoß auf das andere. 6, 8, und 10 Treppen hoch wohnten die Leute, bis sie die Mauern oder Thürme übersahen und endlich merkten, daß außerhalb derselben auch noch Raum sei. Da brach der Damm, es entstanden Vorstädte auf Vorstädte, lustig breitetete sich alles aus, aber ohne Ordnung, ohne Plan. Hier große Plätze und breite Gärten und freies Feld zwischen sich lassend, dort sich zusammendrängend, wie man jemals in Paris gethan. Karl der V. gab ihr eine neue Mauer, allein auch diese ward wie die vorige überschritten. Wie die Gliedmaßen eines wachsenden Kindes die engenden Kleider, wie die Wurzeln eines kräftigen Baumes Felsen zersprengen, so zersprengte auch Paris immer von Neuem die ihm gesetzten Schranken, bis man nicht mehr versuchte, ihm welche zu setzen. Frankreich war aus vielen kleinen Monarchien und Republiken zu einem Reiche erwachsen, und Paris wurde dessen Haupt-

ſtadt. Die Könige thaten viel zu deſſen Verſchönerung, doch bis auf den heutigen Tag iſt, trotz aller Bemühungen derſelben, Paris noch nicht eine ſchöne Stadt zu nennen. Um dieſes zu bewerkſtelligen, müßte ſie vom Boden vertilgt und von Grund aus neu aufgebaut werden, denn die engen Straßen, die ſchmalen und himmelhohen Häuſer laſſen ſich nun einmal nicht in gerade Linien und in ſchöne Quadrate formen.

Paris hatte im 15ten Jahrhundert 3 Haupttheile, deren jeder ſich durch beſondere Eigenthümlichkeiten von den andern unterſchied. Die **Cité** lag auf der Inſel, war der älteſte und kleinſte Stadttheil, die Mutter der beiden andern. Die Univerſität (der zweite Stadttheil) bedekte das linke Ufer der Seine von **la Tournelle** bis zum **tour de Nesle**, Punkte, welche im heutigen Paris der **Halle-aux-vins** und der Münze entſprechen.

Die Mauern umgaben einen breiten Raum, welche die Thermen Julians und den Berg der heiligen Genovefa einſchloß. Der Gipfel der Krümmung dieſer Umgürtung war die **Porte Papale** ungefähr da, wo jetzt das Pantheon ſteht. Der dritte Theil hieß die Stadt, war der größte Theil von Paris, lag auf dem rechten Ufer der Seine, und gieng von dem **Tour de Biely** zum **Tour du Bois**, d. h. ungefähr von den heutigen Kornhäuſern zu den Tuilerien. Die 4 kleinen Feſtungen, welche an den Punkten ſtanden, an denen die Inſel mit dem feſten Lande und die beiden Ufer mit einander verbunden waren, und die Punkte, an denen die Seine die Mauern von Paris durchſchnitt, hießen vorzugsweiſe die Thürme von Paris.

Jeder dieſer 3 Stadttheile war eine Stadt für ſich. In der **Cité** walteten die Kirchen vor, in dem Univerſitätstheil die Schulhäuſer und in der Stadt die Paläſte. Doch keine der 3 Städte konnte ohne die andern beiden beſtehen. Die Inſel gehörte dem Biſchof, die rechte Seite dem Stadtſchultheißen; die linke dem Rektor der Univerſität. Der Bürgermeiſter von Paris, keine Munizipal-, ſondern eine königliche Behörde, überwachte das Ganze. Die **Cité** hatte **Notre-dame**, die Stadt den **Louvre** und das Rathhaus, die Univerſität ihre **Sorbonne**. Die Stadt hatte ihre berüchtigten Hallen, die **Cité** ihr **Hotel-dieu**, die Univerſität ihre Pfaffenwieſe (**Pré-aux-Clercs**). Die Tollheiten, welche die Studenten auf dem linken Ufer, auf der Pfaffenwieſe verübten, richtete man auf der Inſel im Juſtiz-Palaſte; ſtrafte man auf dem rechten Ufer, wenn nicht der Rektor, der mächtig war, und der ſchwache König durch ſein Einſchreiten dieſes hinderte, denn es war ein Vorrecht der Studenten, an ihren eigenen Galgen gehangen zu werden. Die mehrſten ſolcher Privilegien (und es gab deren wichtigere, als das ebenerwähnte) waren den unmächtigen Königen bei Revolten und Meutereien abgedrungen worden.

Unter den aus jener alten Zeit zu uns herübergekommenen Denkmalen zeichnet ſich die Kirche **Notre Dame**, gegründet durch Hildebert I. im

Jahr 522, besonders aus. Sie ward von 1161 bis 1360 also im Laufe zweier Jahrhunderte durchaus neu aufgebaut, und diente von da an als Basilika. Der Papst Alexander III. legte dazu den ersten Stein. Sie ist auf Piloten oder Bürsten, auf zahllosen, tief in den weichen Boden der Insel geschlagenen Pfählen gegründet, hat die Form eines lateinischen Kreuzes, 390 Fuß Länge, 144 Breite, und 104 Fuß Höhe. Sie hat 6 Pforten und 40 Kapellen, 128 große Pfeiler, 108 Säulen, jede aus einem einzigen Stücke, tragen das kolossale Dach, welches von Ferne gesehen wie ein Gebirge am Horizonte liegt. Die große Fasade, 120 Fuß breit, ist von 2 Thürmen überragt, welche zu den schönsten gehören, die in Frankreich aufzuweisen sind. 3 mächtige Portale, überreich geschmückt mit Skulptur, führen durch die beiden Thürme, und zwischen ihnen mitten durch die Mitte in das Schiff der Kirche; die Rose über dem mittlern Thore hat 65 Fuß Durchmesser und ist gleich allen andern Fenstern mit Glasmalereien von der größten Farbenpracht geschmückt. Viel von dem alten Glanze dieser Kirche ist bereits verloren. Eine ihrer ersten Zierden war eine sie rings umlaufende Ballustrade, von 11 Stufen Höhe, so daß die Kirche inmitten eines großen Altans stand. Diese Stufen sind durch die Zeit verschwunden, der Boden der Stadt stieg immer höher und überragte zuletzt die Fläche, von welcher die Kirche sich erhob. Eine zweite Verzierung bestand in einer großen Menge riesiger Statüen, welche in den Nischen über den beiden Portalen und in einer zweiten Reihe viel höher unter der ersten Gallerie der Thürme standen. Sie stellten 28 der ältesten französischen Könige vor, von Hildebert bis zu Filipp August. Sie sind verschwunden, ohne daß man wüßte auf welche Weise ohne daß man eine Ahnung hätte, wohin sie gekommen. Mancherlei Erneurungen hat die Kirche erlitten, die Hände moderner Künstler haben sich vielfach daran versucht und sie eben nicht verschönert, indem sie das harmonische Ganze störten.

La tour de Nesle machte einen Theil des Palastes dieses Namens aus, welcher dort stand, wo heutigen Tages das Collége Mazarin und die Münze steht. Dieser Thurm war rund, sehr hoch, und an einen zweiten Thurm gelehnt, der noch viel höher, doch minder stark im Durchmesser war, und welcher die große Wendeltreppe enthielt. Die Verbrechen der Johanna von Bourgogne, Gattin Filipps des Langen, haben diesem Bauwerk, welches im Jahr 1663 demolirt wurde, eine traurige Berühmtheit gegeben. Der Palast der Thermen war die Residenz mehrer römischer Kaiser und zweier französischer Königinnen. Im 13. Jahrhunderte diente er als Zufluchtsort für alle Wüstlinge. Es besteht davon noch ein Saal, welcher in der Straße de la Harpe gelegen ist. Man beabsichtigt, daselbst und in dem benachbarten Hotel von Cluny ein Museum von Alterthümern zu gründen.

Das große Chatelet am nördlichen Ende des Pont au change

ersetzte einen der Thürme, welche zur Vertheidigung der Brücke von den Römern aufgeführt worden waren. Es war gegründet durch Ludwig den Dicken. Der Grand prevot von Paris hatte eine Zeitlang daselbst seinen Aufenthalt und Filipp der Schöne gründete hier den berüchtigten neuen Gerichtshof. Im Jahr 1792 ward dieser Hof aufgehoben, seine Gebäude wurden im Jahr 1802 demolirt.

Das kleine Chatelet reihete sich nach der Angabe einiger älterer Schriftsteller an den Palast der Thermen. Es war am Ende der Straße Saint-Jacques, zweimal wurde es durch die Ueberschwemmungen der Seine zerstört und zweimal wieder aufgebaut, bis es im Jahr 1782 gänzlich demolirt wurde.

Das Hôtel-de-Ville liegt auf dem Gréve-Platz. Der erste Stein zu diesem Bauwerke ward 1553 durch Peter v. Viole, Stadtschultheiß von Paris gelegt. Es ist in einem gemischten halbgothischen, halbgriechischen Stile gebaut. Seine Säale waren fast immer der Versammlungs-Ort der aufrührerischen Gemeinde. Dort hielten die Bürger während der Kriege der Gironde ihre Berathschlagungen, dort war es, wo sie während der großen Revolution ihre Sitzungen hatten, dort war es, wo 1830 sich das provisorische Gouvernement bildete.

Die Brücke aux-meuniers stieß auf einer Seite an den Quai de l'Horloge, auf der andern an den Quai de la Mégisserie. Man kennt die Zeit der Entstehung derselben nicht. Doch bestand sie schon im 13ten Jahrhunderte; sie nahm die ganze Breite der Seine ein und war eine der größten Hindernisse für die Schifffahrt, indem sie ganz allein Behufs der Mühlen gebaut war, welche den ganzen Fluß versperrten. Dort war es, wo 1534 zwei Menschen von Saint Denis in einem Kahne den Leichnam der Isabelle von Bayonne suchten, um denselben nach dem königlichen Begräbnisse der Abtei Saint Denis zu bringen. Längst ist die Seine von diesem Hindernisse befreit.

Ganz andere Ansichten hat Paris gewonnen, seitdem neuerer, wenn auch nicht besserer Geschmack die Bauten leitete, und die Könige ihrer Residenz äußeren Glanz zu verleihen suchten. Vauban sagte schon vor mehr als einem Jahrhunderte, man könne nicht läugnen, daß diese Stadt für Frankreich sei, was das Haupt für den menschlichen Körper. Es ist das wahre Herz des Königreichs, die große Mutter von Frankreich, wodurch alle Völker dieses Staates bestehen, ohne welche sie nicht bestehen könnten.

Was der eitle Franzose in seinem Hochmuthe sagte, ist nun wohl nicht wahr, wir sehen im Gegentheil, daß Paris der Sitz alles Uebels, das böse Geschwür ist, welches die Säfte des Reichs verdirbt, von welchem sie vergiftet, in die einzelnen Theile zurückgehen, um auch diese anzustecken. Wir sehen, daß solche Anhäufung von Menschen, wie in Paris

und London immer das größte Verderben derselben mit sich führt, und sehen daß selbst nicht einmal die Wissenschaften und Künste auf solchem Wege befördert werden, da Frankreich und England, welche solche Städte aufzuweisen haben, in Kunst und Wissen weit zurückstehen gegen Deutschland, welches kein solches Herz und keinen solchen Kopf besitzt. Zweifelsohne ist es gerade dieses, was die Bildung in Deutschland nicht zum Eigenthum Einzelner, sondern der ganzen Nation machte, da von den vielen Fürsten, die sich in das Reich getheilt hatten, ein jeder seine Hauptstadt auf die möglich höchste Stufe zu bringen suchte, und somit durch das ganze Reich verbreitet wurde, was sich in Frankrich und England auf einen Punkt konzentrirte, die übrigen Theile entblößend.

Paris nimmt jetzt einen Raum von 2 □Lieues ein. Die Umfassungs-Mauer ist durch 58 Thore oder Barrieren durchbrochen, durch welche man in die weiten Umgebungen kommt. Die Form des Umkreises ist oval, der größere Durchmesser geht von Osten nach Westen, und mißt 2 Lieues (3 Stunden), der kleinere Durchmesser geht von Norden nach Süden in der Richtung des Meridians. 236 öffentliche Bauwerke, nemlich 37 Kirchen, 7 Tempel, verschiedenen Religionen gewidmet, 1 Bank, 1 Börse, 1 Leihhaus, 34 Märkte, 7 Hallen, 20 Brücken, 27 Theater, 7 Schulen, 42 Kasernen, 27 Hospitäler, 13 Gefängnisse, 7 Schlachthäuser und 4 Kirchhöfe, verlieren sich in dem weiten Raume beinah. Sie sind so vereinzelt, daß man sie suchen muß. Die 20 Brücken (unter denen einige Hängebrücken,) welche die verschiedenen Stadttheile mit einander verbinden, sind durchaus nicht zu viel für eine Stadt von 1.600 Straßen, 29.000 Häusern und 800.000 Einwohnern. Seit Kurzem erst, seit kaum 60 Jahren, ist für Pflasterung und Erleuchtung der Straßen gesorgt. Bis zu jener Zeit waren mitten in der Stadt sowohl die Begräbniß-Plätze, als die Schlachthäuser, die Seifensiedereien und allen möglichen üblen Geruch verbreitenden Handwerke. Aller Unrath wurde mitten auf die Straßen geworfen, durch deren Rinnen Tage lang ganze Bäche von Blut rieselten. Der älteste Kirchhof, der Innocens umschloß mehr als eine Million Leichname. Beim nassen Winter-Wetter entwickelten sich aus diesem entsetzlichen Herde von Fäulniß so gefährliche Dünste, daß alle Nahrungsmittel verdarben, und häufig die bösartigsten Krankheiten verursacht wurden. Der Boden der Kirchen umschloß gleichfalls zahllose Leichname, und oft stiegen Leichendünste aus den nicht verkitteten Fugen auf, welche mitten im Gottesdienste die demselben Beiwohnenden zwang, die Kirchen zu verlassen.

Der Anblick, welchen die Hospitäler gewährten, war entsetzlich. Ein einziges Bett enthielt 6 bis 8 Kranke, die armen Frauen, welche dorthin gingen, um sich entbinden zu lassen, und deren jährlich 14—15 Hundert waren, wurden vier und vier in ein Bett geschichtet, was natürlich der Hälfte dieser Unglücklichen den Tod brachte. Die Gefängnisse waren so scheuslich, daß

die Verbrecher den Tod dem Aufenthalte in denselben vorzogen. Die Höhlen des Lasters, die öffentlichen Häuser, zu Spiel- und Trink- und anderen Gelagen bestimmt, wimmelten von Schlacht-Opfern. Ohne alle Aufsicht, wenn sie nur ihre Abgaben, das Blutgeld zahlten, welches ihnen ein Recht gab, ihr schändliches Gewerbe auszuführen, plünderten sie, was sich einmal in ihren gähnenden Schlund verirrte. Gesundheit und Geld jedes Unglücklichen, der sich ihnen nahte, war verloren, und bei der geringsten Widersetzlichkeit oder bei der entferntesten Furcht vor einer Entdeckung der verübten Schandthaten auch das Leben. Ermordet, in einen Sack gesteckt, zur Seine getragen, oder irgendwo auf die Straße geworfen, das war das Schikfal von tausend und aber tausend unglücklichen Jünglingen. Würger-Banden zogen umher und machten jeden Schritt in die dichten unerleuchteten Straßen unsicher. Taschendiebe lauerten an allen Ecken auf die Vorübergehenden. Bettler, auf das gräßlichste entstellt, mit zur Schau getragenen, oft durch Kunst erregten scheußlichen Uebeln füllten die Brücken und alle Haupt-Passagen. So sah es in dem gerühmten Haupt und Herzen von Frankreich aus. So schilderte es der Franzose selbst.

Diese Zeit ist nicht mehr; weise Maaßregeln haben vieles verändert. Die Hospitäler sind verbessert, wenn auch noch lange nicht gut. Die Gefängnisse haben ein minder scheußliches Ansehen, die Schlachthäuser und die Kirchhöfe, welche die Stadt verpesteten, sind aus der Stadt verwiesen. Die Straßen sind zum großen Theile gepflastert und erleuchtet; doch auch noch vieles ist zu wünschen übrig. Obwohl die Polizei jährlich viele Millionen verschlingt, kann sie doch die Masse müßigen Gesindels nicht bewältigen, welches die Straßen durchzieht, von der Wohlthätigkeit des Publikums oder von dem Raube lebend. Die nur halbgekleideten Dirnen sind zwar aus dem **Palais royal** verwiesen, doch treiben sie überall noch ihr freches Wesen, und nirgends bekümmert sich die Polizei um deren Gesundheit, und läßt durch sie die scheußlichsten Krankheiten täglich an viele Tausende vertheilen. Der Staat schämt sich nicht, von ihnen den schändlichsten Gewinn zu ziehen, indem er sich die Erlaubnißscheine zu einem lasterhaften Leben bezahlen läßt. Noch gräßlicher sind aber die Spielhäuser, diese von dem Staate auktorisirten Plünderungs-Anstalten. Diese dem Staate jährlich über **12** Millionen an Abgaben zahlenden Räuberhöhlen verschlingen Jahr aus Jahr ein das ganze Hab und Gut von vielen tausend Familienvätern, von vielen tausend Beamteten, Offizieren u. s. w. Und wie zum Hohn gegen die Unglücklichen, welche dort alles verloren, was sie besaßen, alles verschleuderten, was ihnen anvertraut war, so befinden sich im **Parterre Palais Royal**, in dessen ersten und zweiten Geschoß die größten Spielhäuser sind, eine Reihe von eleganten Laden mit Waffen aller Art, die letzte Zuflucht derer, die alles verloren haben.

Bis auf den heutigen Tag sind die Straßen noch so unrein, wie sie ehmals zu Ludwig XIV. Zeiten waren, sind die Häuser noch so lichtlos, so luftlos, so eng wie sonst, sind die Straßen noch so sparsam erleuchtet, daß man in den entfernteren Stadttheilen die Laternen mit der Laterne suchen möchte, und die wenigen, welche dort, so wie die vielen, welche in der Nähe der königlichen Paläste, der Boulevards aufgehängt sind, werden um 11 Uhr Nachts verlöscht, damit doch ja die Räuber und Taschendiebe, von denen Paris große förmlich organisirte Banden hat, um desto sicherer und ungestörter ihre finstern Thaten ausüben können, was gerade zu der Zeit, zu welcher man die Straße verfinstert, und zu der Zeit, wo man die Theater schließt, am leichtesten möglich ist. Die Scharfrichterei von Montfaucon, bei welcher alles eine barbarische Nachlässigkeit ankündigt, deren Anblick allein schon Entsetzen erregt, besteht auch nahe bei Paris, und verpestet während der heißen Sommerzeit den Boulevard du temple, das Quartier Marais bis zum Garten der Tuilerien, die Hütte des Armen, das Haus des Bürgers und den Palast des Großen mit gleich scheußlichem Geruche.

Das neue Paris hat manches interessante Bauwerk, manchen schönen Platz, manche prächtige Brücke. Unter den Barrieren zeichnen sich Porte St. Martin durch ihren großartigen Stil aus. Die vier Seiten sind durch acht viereckige Pfeiler toskanischer Ordnung getragen, die obere Etage hat eine Gallerie von 20 Arkaden, durch 40 gekoppelte Säulen gestüzt. Die Barriere von Vincennes zeichnet sich besonders durch zwei prächtige Säulen dorischer Ordnung von 75 Fuß Höhe aus. Die Boulevards umgeben Paris nicht in seiner äußersten Reihe, sondern in der Gegend, in welcher die vorlezte Befestigungsmauer stand. drei Linien, nicht mit einander zusammenhängend, schließen das alte Paris ein. Vom Platze Ludwigs XV. bis zur Straße Faubourg St. Antoine geht der größte Boulevard, die alte Stadt am rechten Ufer der Seine umgebend. Vom Jardin des plantes zur Porte de l'Italie zieht sich der zweite und von dem Dom des Invalides bis zum Observatorium geht der dritte. Es sind dieses die breitesten und schönsten Straßen von Paris. Die Mitte bildet eine breite, prächtige Allee, an welche sich zwei Seitenalleen schließen. Dort versammelt sich die ganze schöne Welt, dorthin wandert Alt und Jung, Reich und Arm, um zu sehen und gesehen zu werden.

Die prachtvollen Brücken übersetzen an vielen Orten in einer Länge von 400 bis 500 Fuß, in einer Breite von 30 bis 40 Fuß die Seine. Mehre derselben sind ganz von Stein, mehre andere haben steinerne Pfeiler und eiserne Bogen, zwei davon sind hängende (Ketten-Brücken).

Die Quais, welche längs der Seine die Stadt von einem Ende bis an das andere durchziehen, sind nächst den Boulevards die schönsten Straßen. An ihnen liegen auch die größten Paläste;

an ihnen liegt das Louvre, die Tuilerien, die elisäischen Felder, diesen gegenüber die Deputirtenkammer ꝛc.

Die Märkte sind fast lächerlich klein. Der Marktplatz von St. Germain, welcher den übrigen zum Muster gedient hat, ist 92 Metres lang und 75 breit, was, wenn man denkt, daß 800.000 Menschen sich zu 20 solchen Plätzen drängen, höchst unbedeutend ist.

Unter den Palästen zeichnet sich das Louvre vorzüglich aus. Es ist sehr alt und hat von vielen Königen Erneuerungen, Verschönerungen erhalten, bis Napoleon die nach der Seine gelegene Seite auf das Prachtvollste ausbaute. Die Tuilerien, von Katharina von Medicis an einer Stelle erbaut, auf welcher bis dahin eine Ziegelbrennerei bestand (daher der Name) wurde gleichfalls vielfach verändert und umgebaut, daher sein bizarres Ansehen, aller Einheit, allen Stiles ermangelnd. Beide Paläste sind durch die große Gallerie verbunden, welche das Museum enthält, dort sind die prachtvollsten Gemälde, welche man käuflich erhalten konnte, aufgehäuft, dort waren alle Gemälde, welche Napoleon aus fremden Ländern geraubt, bis zum Jahre 1814 aufgestellt. Eine 2te Gallerie, vom entgegengesezten Flügel der Tuilerien begonnen, wird bis zum Louvre fortgeführt, und schließt alsdann einen der größten Höfe, den Karoussel-Platz ein. Das Palais Royal, durch den Kardinal Richelieu gegründet, und damals Palais Kardinal genannt, ist der Sammelplatz aller Kostbarkeiten und Luxuswaaren von ganz Paris. In seinem großen Garten lustwandelten sonst die Dirnen, welche vom Staate zur Unterhaltung des Volkes geduldet wurden. Eine der obern Etagen umfaßt die Gallerie Orleans (jezt Louis Filipp); das Palais Luxemburg wurde 1615 durch Maria von Medicis gebaut. Es ist eine Nachahmung des Palastes Piti zu Florenz. Der Palast ist historisch merkwürdig, weil er zuerst zu einem Gefängnisse, dann zum Sitz des Direktoriums und des Senats gemacht wurde, welcher dort auch Napoleon nach seinen Feldzügen in Italien empfieng. Jezt versammeln sich daselbst die Pairs von Frankreich. Der Garten dieses Palastes wetteifert an Annehmlichkeit und Eleganz mit dem der Tuilerien.

Die Deputirtenkammer war durch die Prinzessin von Bourbon 1122 erbaut, die Façade aber, welche nach der Seine gerichtet ist, und welche eine prachtvolle Kolonnade auf 30 Stufen erhöht, mit kolossalen Statuen geziert, darstellt, wurde von Napoleon gebaut; dort werden die öffentlichen Sitzungen der Deputirtenkammer gehalten.

Unter den Plätzen zeichnen sich einige wegen ihrer Schönheit und Regelmäßigkeit, andern hingegen durch ihre ungeheure Größe aus. Auf dem Platz Vendome steht die mächtige Säule, welche die Siege der französischen Armee in Erz der Nachwelt aufbewahrt. Auf dem Platze des Victoires stand die Statue Ludwig XIV., welche im Jahr 1792 fortge-

schafft und durch das Modell eines Obelisken ersezt wurde, worauf ein Monument zur Ehre der Generale Desaix und Kleber, dann aber eine Bronce-Statue von Desaix hinkam, welche so albern und lächerlich ausgeführt war, daß man sie mit Leinwand umhüllen und dann gar fortbringen mußte. Jezt steht auf diesem Platze die Reiterstatue Ludwig XIV.

Der Platz Ludwig XV. befindet sich zwischen den elisäischen Feldern und dem Garten der Tuilerien. Die Statue des genannten Königs wurde während der Revolution durch die der Freiheit verdrängt. Auf diesem Platze fiel Ludwigs XVI. Haupt.

Unter den Triumfbögen ist der der Porte St. Denis einer der schönsten. Er wurde zur Ehre Ludwigs XIV. errichtet nach einer Zeichnung von Blondel mit Scupturen von Girardon.

Die Porte St. Martin steht nicht fern davon, und verewigt in ihren Reliefs die Siege Ludwigs XIV. in den Niederlanden. Der Triumfbogen auf dem Karousselplatz wurde im Jahr 1806 errichtet, nach dem Modell von Konstantins Triumfbogen zu Rom. Er ist 45 Fuß hoch, 60 breit, und 21 dick. Bis zum Jahr 1815 trug er die vier Pferde von St. Markus in Venedig. Diese wurden durch die Alliirten ihren früheren Herrn zurückerstattet und sind jezt durch vier andere aus vergoldetem Blei ersezt worden.

Unter den Säulen ist die vorhin erwähnte vom Platze Vendome die berühmteste. Sie wurde nach der Campagne im Jahr 1805 gegründet. Ihr Fundament liegt 30 Fuß tief. Die Umhüllungen von Brence, 425 gekrümmte Platten, sind aus Kanonenmetall gegossen, und wägen mit der alten Statue Napoleons 1.800.000 ℔. Die Säule enthält mit der neuen Statue Napoleons, welche sehr mittelmäßig ist, und einen schlechten Eindruck macht, die Höhe von 35 Fuß. Die Säule an der Halle au blé hat beinahe 100 Fuß Höhe, sie ist das alte Observatorium der Katharina von Medicis und ist das einzige, was von dem schönen Hotel de Soissons übrig blieb.

Die Münze, die Börse, mehre Theater, Gallerien sind prächtige Gebäude. Unter den Kirchen zeichnet sich das Panthéon und die Saint-Madeleine neben der von Notre-Dame vorzüglich aus. Höchst prachtvoll ist das Invalidenhaus mit seinem vergoldeten Thurme, dessen Kuppel so mächtig breit ist, daß sie bei einer Höhe von 323 Fuß dennoch niedrig aussieht. 7.000 verwundete Vertheidiger des Vaterlands finden dort ein Asil.

Merkwürdig sind noch die Katakomben, deren Ausführung in eine völlig unbekannte Zeit zurückgeht. Sie liegen in der südlichen Gegend von Paris, und nichts verkündet von außen ihre Existenz. Wenn man aus dem östlichen Gebäude der Höllenpforte (Barriere d'Enfer) 90 Fuß unterm Boden gestiegen ist, gelangt man in eine Reihe tiefer

Gewölbe, aus denen der darin Verirrte sich schwerlich zurückfinden könnte. Dort sind seit 1789 die Gebeine von wenigstens 3.000.000 Menschen aufgehäuft, deren größten Theil man aus den Gewölben der Kirchen und aus den Kirchhöfen inmitten der Stadt dorthin gebracht hat. Dort sind von beiden Seiten der Hauptgänge die Knochen simetrisch aufgeschichtet. Ein großer sich erweiternder Raum in denselben, den man **la salle du memento** nennt, umfaßt die Gebeine der Schlachtopfer des 2. u. 3. Dezember. Altäre, Säulen und andere Verzierungen sind ganz oder zum Theil aus Knochen und Todtengebeinen zusammengesezt.

Die Sammlung wissenschaftlicher und Kunst-Gegenstände, die Sammlungen französischer Denkmäler, französischer Industrie, ferner die Naturalien-Sammlungen sind außerordentlich reich, doch fast durchgehends mit dem französischen Leichtsinn geordnet, so daß sie dem Deutschen, der sie studieren wollte, wenn er nicht vorher schon mit den Künsten und Wissenschaften bekannt wäre, nicht Erleichterung verschaffen, sondern ihn nur verwirren würden.

Die Vergnügungs-Anstalten sind außerordentlich zahlreich. Das Pariser Publikum ist das schaulustigste der Welt, daher man 30 Theater zählt, wenn man die kleinen in den Vorstädten, die Kunstreiter-Theater, und die der Taschenspieler mitrechnet. Die Menge der Spaziergänge öffnet von allen Seiten den fröhlichen Parisern die Aussicht sich zu zeigen, oder gesehen zu werden. 1.500 Weinschenken, 3.000 Restaurateurs und Traiteurs, 3.000 Kaffeehäuser sind für die höhern und mittlern Klassen, und an 10.000 Bier- und Weinschenken, in denen man Tabak raucht, sogenannte **Estaminets** und **Guingettes** sind für das gemeine Volk geöffnet. Doch ist der Fremde, der dorthin kommt, sehr übel berathen; denn Wirthshäuser, wie er dieselben in Deutschland gewöhnt ist, findet er fast gar nicht. Für die Kommunikation sorgt eine große Menge viersitziger und zweispänniger Lohnwagen (Fiakres) und eine noch größere einspänniger zweisitziger Gabelfuhrwerke (Kabriolets), die an den öffentlichen Plätzen, stets bespannt, der Bestellung harren, so wie die zu regelmäßigen Stunden abgehenden Omnibus.

Die Industrie ist sehr bedeutend; man fertigt fast alle Artikel, auch des ausgesuchtesten und feinsten Luxus, und Paris ist hierin das Vorbild von fast ganz Europa. Manche dieser Gegenstände sind ungemein flüchtig und leicht, andere desto dauerhafter und fester, alle aber besonders für äußere Eleganz berechnet. Zu den vorzüglichsten Kunsterzeugnissen gehören die Gobelinstapeten, in einer eigenen Königl. Fabrik gefertigt, Porzellan aus der königlichen Fabrik von Sèvres bei Paris und 30 andern Fabriken, Spiegel, Kristallglas, verschiedene Zeuge und Gewebe in Seide (Gaze, Blonden, Strümpfe), Gold- und Silberstickereien, Gold-

und Silberwaaren, Uhren, Broncearbeiten, allerhand Lederarbeiten, theils in lakirtem, theils unlakirtem Leder, Nadlerwaaren, alle Arten von Putz, alle erdenkliche Luxuswaaren, alle Mode-Artikel gehen von hier aus, und Paris hat sich seit mehrer Jahrhunderten wenigstens, schon lange vor Ludwig dem XIV., die Herrschaft über die Mode angemaßt, und übt dieselbe mit einer merkwürdigen Tirannei diesseits und jenseits des Ozeans gleichmächtig aus, denn in Nord- und Süd-Amerika, wie in Ostindien und Australien tragen die Europäer französische Kleidung, selbst England hat sich nur scheinbar davon frei erhalten. So bizarr die englischen Moden sind, und so lächerlich sie aussehen, so daß sie in gewisser Art wirklich etwas Eigenthümliches haben, so ist die Grundform derselben, bei Männern, Frack, Ueberrock, Beinkleider und Hut, bei Frauen, Kopfputz, Schnürbrust, Blouse-Kleider ꝛc. doch ganz französisch.

Das genußreiche Leben in Paris fordert einen ungemeinen Aufwand. Man hat zwar eine von der Präfektur der Seine gemachte Berechnung, daß ein Bewohner von Paris mit der Summe von 1.021 Franken jährlich leben kann, wobei auf alle mögliche Bedürfnisse Rücksicht genommen ist; allein aus der ganzen Zusammenstellung geht hervor, daß nicht der einzelne, sondern jedes Glied einer Familie soviel brauchen würde, und daß mithin eine Familie von 6 Personen zu ihrer Existenz, wenn sie einigermaßen anständig begründet sein soll, 6.000 bis 7.000 Franken benöthigt ist. Soviel hat nun natürlich nicht ein jeder aufzuwenden, und darum sind die Heirathen in Paris selten. Durchschnittlich 6.500 geschlossene Ehen jährlich auf eine Bevölkerung von 800.000 ist höchst unbedeutend. Diese Scheu vor der Ehe ist keineswegs begleitet von einer Scheu der beiden Geschlechter vor einander. Dieß geht aus der Summe von 10—11.000 jährlich geborenen unehelichen Kindern hervor. Die Zahl der ehelichen beträgt nicht das Doppelte. Der Tod rafft jährlich 26.000 Menschen dahin; 3.500 werden jährlich mehr geboren, als sterben. Die Zahl der Selbstmorde steigt durchschnittlich auf 300 während des Jahrs. Von 511 als Selbstmord festgesetzten Fällen hatten 100 Statt wegen häuslicher Zwistigkeiten und wegen Liebe, 148 wegen Krankheiten, Lebens-Ueberdruß, Schwäche oder Geistes-Verwirrung, 69 wegen Spielens, 100 wegen tiefen Elends, Verlusts der Anstellung, 94 aus andern Ursachen.

Dieselben 511 tödteten sich: durch Sturz aus dem Fenster oder von hohen Gebäuden 65, durch Erdroßlung 66, durch Anwendung schneidender oder stechender Instrumente 45, durch Feuerwaffen 48, durch Vergiftung 31, durch Ertränken 170.

Eine Sitten-Schilderung für Paris, diesen großen Abgrund aller guten Sitten zu unternehmen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht,

auch verändern sich nach der Laune der Pariser dieselben unaufhörlich, und bleiben sich nur in dem steten Streben nach Vergnügungen gleich.

Das Departement enthält neben Paris keine nennenswerthe Stadt.

II.

Departement der Seine und Oise.

Nur die Größe der Hauptstadt und die außerordentliche Einwohnerzahl derselben macht den kleinen Raum von wenigen Quadratmeilen zu einem eigenen Departement, daher dieses 2te, welches das erst genannte von allen Seiten umschließt, in naturhistorischer Hinsicht vollkommen dem ersten gleich ist. Auch unterscheiden sich die Einwohner nicht von den Parisern als darin, daß die einen den Ton angeben, die andern nachahmen, was jene diktatorisch geboten.

Versailles war mehre Jahrhunderte hindurch der Lieblings-Aufenthalt französischer Könige, 3 Meilen von Paris gelegen, jetzt ist dasselbe nur der Hauptort einer Präfektur und eines Bisthums. Der Ort war noch ein Dorf, als das daselbst erbaute Königl. Schloß, wiewohl sehr klein, die erste Ursache zu bedeutenden Vergrößerungen wurde. Das zwischen lachenden Hügeln gelegene Dorf erwuchs schnell zu einer schönen Stadt, deren beide Theile, die Alt- und die Neustadt, sich auffallend von einander unterscheiden. Die Straßen sind schnurgerade, durchschneiden sich in rechten Winkeln, und sind genau von Norden nach Süden, oder von Osten nach Westen gerichtet. Schattige Alleen umgeben die Stadt und vereinigen sich mit 3 prächtigen baumgepflanzten Heerstraßen, die größte derselben kommt von Paris und geht mitten durch die Stadt, dieselbe in Alt und Neu theilend; der große Platz hat 1.000 Fuß Breite. Außer dem Schloß giebt es wenig Merkwürdiges in der Stadt.

Das Interessanteste ist wohl noch die große Wasserleitung, welche Versailles mit Seinewasser versieht. Das Schloß selbst aber ist historisch eines der merkwürdigsten. Dort suchten die Beherrscher von Frankreich sich von der Last ihrer Vergnügungen durch neue Vergnügungen zu erholen, dort fanden sie ihre **Menu-Plaisirs**, dort vergeudeten sie mit Maitressen und Mignons die Abgaben, welche dem Volke ausgepreßt wurden, dort ist auch das berühmte Schlafzimmer des Königs mit dem einen großen ovalen Fenster, in der Nähe des Plafonds, berüchtigt genug und bekannt in der **Chronique scandaleuse** unter dem Namen des **Oeil de boeuf**; dort ist auch das Beichtzimmer des Königs, woselbst dieser zu den Füßen seines Beichtvaters lag, knieend zwischen zweien ungeheuren Spiegeln, welche den Kapitän der Garden fortwährend in Stand setzten, alles, was um und mit dem Könige vorgieng, zu beobachten, ohne daß er im Stande gewesen wäre, das Geringste zu hören.

Die Gärten von Versailles haben einen Umfang von 20 französischen Meilen. Sie umfassen mehre kleine Städte und Dörfer. Der kleinere derselben, welcher sich westlich von dem Schloße hinzieht, ist ein Meisterstück des berühmten **le Nostre**. Das Jahr **1775** veränderte jedoch viel, indem die altergrauen Bäume abgehauen und nach Lemoine's Plan durch neue ersetzt wurden. Prächtige Gebäude, Tempel, Wasserbecken, Kolonnaden, Menagerien, Orangerien zieren diesen Garten, dessen Großartigkeit alles übertrifft, was man Aehnliches sehen kann; denn so reich er mit großen und kleinen Spielereien ausgestattet ist, so entfernt sind diese doch von einander dergestalt, daß er nirgends überladen erscheint.

Zu Versailles gehört Groß- und Klein-Trianon, 2 Schlößer, deren eines besonders der Lieblings-Aufenthalt der unglücklichen Königin Marie Antoinette, welche damals jung und schön, von dem Volke geliebt, ihres künftigen Schicksals nicht gewärtig, war. Versailles hat **30.000** Einwohner.

Saint Germain en Laie liegt unfern der Seine auf Hügeln ihres linken Ufers, ist freundlich und wohlgebaut, hat mehre schöne Paläste. Ein altes Schloß, unter Franz I. aufgeführt, und durch alle Hülfsmittel der Kunst geschmückt, existirt zwar noch, ist jedoch in eine Kaserne verwandelt. Die große Terasse von **Saint Germain**, **1.200** Toisen lang, und **15** breit, gewährt eine, durch ihre Weite mehr als durch ihre Abwechslung auffallende Aussicht. Die berühmte **la Vallière** wohnte, Jacob Stuart, der letzte englische König aus diesem Hause, starb hier. Die Stadt ist bewohnt von **11.000** Einwohnern.

Malmaison ist ein Schloß auf dem Wege von Saint Germain. Es wurde während der Revolution durch die Wittwe **Beauharnais** Josephine, die spätere Gattin Napoleons gekauft. Die Kaiserinn liebte die-

sen Aufenthalt, und brachte alle Zeit, welche sie dem Glanz des Hofes rauben konnte, hier zu, gründete einen botanischen Garten, eine Ackerbauschule, und überhäufte die Bewohner der Umgegend mit Wohlthaten. Nach ihrer Scheidung von Napoleon lebte sie hier, und empfing die Besuche der fremden Kaiser und Könige, welche ihr Achtung zu bezeugen kamen. Jetzt hat **Malmaison** nichts mehr von seinem frühern Glanze. Der Garten ist Ackerfeld geworden, das Ganze ist eine Privat-Besitzung.

Meudon, auf dem Abhange eines Hügels gelegen, ist ein Marktflecken von **3.100** Einwohnern. Es liegt am Fuße des Schlosses, von welchem es den Namen führt. Dieses ist mehre Male zerstört und wieder aufgebaut, ist bald Lustschloß französischer Könige, bald Privat-Besitzthum, bald Laboratorium der Artillerie gewesen, und birgt viele Erinnerungen aus der älteren französischen Geschichte. Das neue Schloß, ungefähr **300** Fuß von dem alten entfernt, ist außerordentlich schön gelegen, und wurde von Napoleon auf das Prächtigste ausgeschmückt. Des Kaisers zweite Gattin hielt sich dort während des russischen Feldzuges auf.

Saint Cloud, kleines Oertchen unfern Versailles und Paris, hat kaum **2.000** Einwohner, und ist nur bekannt und berühmt durch das höchst prachtvolle Schloß und den schönen Garten, der ein Vergnügungs-Aufenthalt der französischen Könige war. Auch Napoleon hielt sich am liebsten dort auf.

Sèvres, auf dem linken Ufer der Seine und zwischen Versailles und Paris, hat **4.000** Einwohner. Es ist bekannt durch seine berühmte Porzellan-Manufaktur, von welcher die Franzosen sagen, daß sie ihres Gleichen in ganz Europa nicht habe, wiewohl die von Berlin und Meißen sie hinsichtlich ihrer vortrefflichen Malerei weit übertreffen.

Etampes, in einem fruchtbaren Thal an der Juine zwischen Paris und Orleans gelegen, von **8.200** Einwohnern besetzt, ist eine sehr alte Stadt, mit einem großen alten Schlosse, welches häufig das Ziel der Heerzüge all der kleinen Fürsten war, die sich in Frankreich getheilt hatten. Aus den Zeiten Franz I. knüpft sich die Erinnerung an die berühmte und schöne **Diana de Poitiers**, welche derselbe oftmals in diesem Schlosse sah. Etampes hat nur eine einzige Straße von einer halben französischen Meile Länge, und ist sehr reizend zwischen Gärten und Weinbergen gelegen. Die Kirche **Notre dame** ist groß, doch schlecht und unregelmäßig gebaut.

Rambouillet, in einem freundlichen Thal, am Rand eines Waldes gelegen, hat **3.200** Einwohner, ist gut gebaut, die Straßen sind breit und regelmäßig. Hier war es, wo im Schlosse König Franz I. starb (**1547**). Der Bau ist sehr alt, von **3** Thürmen umgeben und von einem sehr großen Thurme überragt; ein Park schließt sich daran. In diesem

Schlosse empfing die Kaiserin Marie Louise die Besuche der alliirten Monarchen, und von hier ging ihr Sohn, der König von Rom, mit seinem Groß-Vater nach Wien ab.

III.

Departement Loiret.

Ein Theil von Orleanais hat eine Bevölkerung von **310.000** Seelen und stellt zum Heere **700** Mann. Es ernennt **5** Deputirte und ist in **5** Wahlbezirke getheilt, deren Hauptstädte Pithiviers, Orleans, Gien, Montargis sind, wovon Orleans für zwei zählt. Die Oberfläche des Landes beträgt **127** □ Meilen. Das Land ist sehr verschieden. Im nördlichen Theile bietet es Hügel mit Wald gekrönt und freundliche Thäler. Die Ufer der Loire bieten offene Flächen, reich befruchtet, grünende Wiesen oder herrliche Weinberge. Ein Theil des Arondissements von Montargis ist durch eine große Zahl von Bächen so sehr bewässert, daß es neben zahllosen Seen die fettesten Triften zeigt. Der Loiret durchfließt das Departement von Osten nach Westen. Entfernt von seinen fruchtbringenden Wellen findet man besonders auf dem rechten Ufer weite unkultivirte Flächen, welche den freundlichen Anblick des Landes stören. Auf dem südlichen Ufer findet man viel unfruchtbares Land. Unfern Orleans, in dem Park eines Schloßes, welches davon das Schloß der Quelle heißt, ist die Hauptquelle des Loiret. Ein Bassin von **45** Fuß Durchmesser, zwischen schönen hohen Bäumen gelegen, von außerordentlicher Tiefe, wirft von seinem Mittelpunkt aus immerfort starke Wellen empor, welche das ganze Bassin scheinbar siedend machen. Sie stürzen sich mit großer Schnelligkeit in einen Kanal, welcher den Park durchschneidet. Eine zweite Quelle von ähnlicher Art, doch nicht von gleichem Umfange, verbindet ihr Wasser mit dem der ersten, und beide zusammen bilden den Loiret, welcher, wenn nicht Mühlen es hinderten, bis zu seiner Quelle schiffbar wäre.

Unter den Städten dieses Departements zeichnen sich vorzüglich aus:

Orléans auf dem rechten Ufer der Loire, mit 41.000 Einwohnern. Die Stadt ist sehr alt, wurde durch die Carnuten, lange vor dem Eindringen der Römer in dieses Land, gegründet. Die Römer zerstörten die Stadt, und erbauten eine neue, welche durch Kaiser Aurelian vergrößert und verschönert wurde (272), und von da an den Namen Aurelianum trug, welcher sich späterhin in Orleans verwandelte. Eine steinerne Brücke von 16 Bogen verbindet die Stadt, welche 4.560 Häuser hat, mit dem jenseits der Loire gelegenen Städtchen Olivet, welches gewissermaßen eine Vorstadt von Orleans ist. Dieß leztere ist schlecht gebaut, hat enge Straßen und nur wenig ansehnliche Häuser. 4 öffentliche Plätze sind nicht unbedeutend; schön ist die geräumige Mailbahn, ein schattiger Spaziergang in 25 Fuß Höhe, durch ungeheure antike Mauern getragen. Auf dem Platze Martroy steht ein Monument der Jungfrau von Orleans, eine Statue von Bronce von schlechter Arbeit, auf einem Piedestal mit vier Basrielefs von besserer Ausführung als die Statue selbst. Dieses Denkmal wurde im Jahr 1804 auf Kosten der Einwohner errichtet; es soll das alte Monument, welches die Mägdchen und Frauen der Befreierin ihrer Stadt stifteten, ersetzen. Die Kathedrale, unter dem Namen der Kirche des heiligen Kreuzes, ist eine der prächtigsten in ganz Frankreich. Ihre Gründung reicht in das graue Alterthum hinauf. Als die Stadt durch die Normannen zerstört wurde, ward auch diese Kirche ein Raub der Flammen. 865 ward sie von neuem erbaut, im Jahr 1000 wieder zerstört, und darauf von Bischof Arnulf in ihrem jetzigen Stile wieder hergestellt. Das Portal von einer seltenen Eleganz ist durch zwei schöne hohe Thürme geziert, und überrascht durch eine vortreffliche Bildhauerarbeit, welche so fein ist, daß man sie für Holzschnitzwerk ansehen könnte. Mehre andere Kirchen, das Haus der Agnes Sorel, das Haus Franz I., der Justizpalast, das Schauspielhaus, das Schlachthaus, das Kornhaus, sind schöne Gebäude. Die öffentliche Bibliothek enthält 28.000 Bände.

Gien, auf der rechten Seite der Loire, hat 5.300 Einwohner. Die Stadt ist alt, und macht Orleans den Rang des Alters streitig, denn man ist zweifelhaft, ob dieses oder Gien das alte Cenabum ist. Hier war es, wo Johanna d'Arc Karl VII. bewog, nach Rheims zu ziehen und sich dort krönen zu lassen. Der Ort war sonst befestigt, jezt aber zerfallen seine Mauern in Ruinen.

Montargis liegt an der Vereinigung der Kanäle von Orleans mit dem Loing. Die Bevölkerung beträgt 6.900. Der Name der Stadt hat die Bewohner zu der Behauptung verführt, daß der Hügel, welcher sich in ihrer Nähe befindet, derjenige gewesen, auf welchen Juno den hundertäu-

gigen Argus gesezt (Mont d'Argus), damit er die schöne, in eine Kuh verwandelte, Jo bewache. Mit der Zeit soll dieser Name die geringe Veränderung in „Montargis" erlitten haben. Abgesehen von der Fabel selbst, deren Schauplatz Griechenland gewesen, i noch überdieß erwiesen, daß die Stadt ihre Gründung dem König Klodvig verdankt, welcher auf dem Hügel ein Schloß erbauen ließ, um die Hunnen in ihren verheerenden Zügen durch Frankreich aufzuhalten. Ein Brand im Jahr 1527 verzehrte die ganze Stadt, und ließ von allen Gebäuden nur 4 Häuser stehen, allein so neu die Stadt ist, hat sie doch eine schlechte unregelmäßige Bauart. Die Kirche der heiligen Magdalena ist das einzige bemerkenswerthe Gebäude. Die Kühnheit und die Höhe ihrer Pfeiler ist außerordentlich. In dem großen Schlosse befindet sich ein weiter Saal, über dessen einen Kamin die Geschichte des berühmten Hundes des Aubri-de-Montdidier, welcher den Mörder seines Herrn in Gegenwart Karl VIII. bekämpfte, vorgestellt. Der Zweikampf soll eben an diesem Orte vorgefallen sein.

Pithiviers hat 9.000 Einwohner, war sonst eine starke Festung, würde jezt indessen keinem Feinde Widerstand leisten können. Sie ist auf der Höhe und dem Abhange eines Hügels gebaut, welcher sich auf einer Seite zu einer tiefen Schlucht herabsenkt, durch welche das Flüßchen l'Oeuf läuft. Dieser Absturz ist mit den Trümmern ungeheurer Mauern und umgestürzter Thürme bedeckt. Die Stadt ist ziemlich gut, doch sehr unregelmäßig gebaut, sie hat einen schönen Platz, welchen große Häußermassen umgeben. Die Hauptkirche ist merkwürdig durch die seltene Größe ihres Schiffes. Der Thurm derselben dominirt die ganze Stadt.

IV.

Departement Eure et Loire.

Zusammengesezt aus Theilen von Orleanais und Maine, umfängt es die Grafschaften Chartres, Dunois, Drouais, Perche ꝛc. Es war ein Theil des alten Landes der Carnuten, bedeckt mit einem geheiligten Walde, in welchem die Druiden einen ihrer Hauptsitze aufgeschlagen hatten. Noch findet man an mehren Orten Alterthümer aus dieser Zeit, rohe, doch künstlich aufgethürmte Steinmassen, aber eigentliche Gebäude nicht, wiewohl Denkmale einer spätern Zeit der Römerherrschaft keineswegs selten sind. Die Oberfläche dieses Departements beträgt 110 □ Meilen. Es umfaßt 279.500 Menschen, stellt vier Deputirte und ist in vier Arondissements getheilt. Die Hauptorte derselben heißen: Chartres, Chateaudun, Dreux und Nogent-le-Rotrou. Es stellt zum Heere 569 Soldaten. Der Boden ist im Allgemeinen aus fetter und fruchtbarer Erde gebildet. Die Oberfläche bietet große Ebenen dar, nur wenig wellenförmige Erhöhungen und nicht tief eingeschnittene Thäler unterbrechen die Fläche, welche sich nicht bedeutend über die Meeresebene erhebt, was auch zur Folge hat, daß viele Seen in dem Departement zerstreut sind, Einer derselben, der See von Bois-ballu bietet ein merkwürdiges Phänomen dar. Er ist hauptsächlich durch eine starke, aus einer Höhlung kommende Quelle genährt. Diese wirft von Zeit zu Zeit große Fische, Karpfen und andere aus. Man glaubt, daß der kleine Fluß Boussac, welcher unfern dieses Sees sich in den Erdboden verliert, mit der Quelle desselben in Verbindung steht.

Die Einwohner des Departements gehören zu den schöneren Frankreichs. Sie sind nicht entstellt durch ein, das ganze Gesicht überziehendes, Braun, sondern sind weiß und roth, kräftig gebaut, und wie es scheint, von fester Gesundheit. Die Mitte dieses Landes ist von Ackerbauern bewohnt, welche jedoch häufig an Wassermangel leiden. In der Nähe der Hauptstadt wohnen die Baucerons, meistentheils reiche Leute, Müller und

Ackerbauer, denen die Stadt immerfort einen Absatzweg bietet. Die Bewohner des südlichsten Theiles dieses Departements (Chateaudun) gelten für die gescheitesten, man sagt sprüchwörtlich: „er ist von Chateaudun, er versteht ein halbes Wort.“ Die Bewohner des östlichen Theiles, des alten Perche, gelten für fein und listig. Da ihnen der Boden weniger bietet, nehmen sie ihre Zuflucht zu mancherlei Professionen, unter denen die Weberei voransteht.

Chartres ist der Hauptort der Provinz, hat 14.600 Einwohner, und ist eine sehr alte Stadt, welche noch aus der Römer Zeit verschiedene Bauwerke, Wasserleitungen aufzuweisen hat. Von seiner ehemaligen Befestigung stehen nur noch die Trümmer ungeheurer Mauern und Thürme. Der äußere Anblick der Stadt ist sehr malerisch, sie bildet eine breite Piramide von Häusern, deren Basis sich in der Eure oder in freundlichen grünen Wiesenflächen verliert. Die Kathedrale krönt mit ihren schönen Thürmen majestätisch das Ganze. Der innere Anblick jedoch entspricht diesem schönen Aeußern keineswegs. Finster, eng und schlecht gebaut, schmutzig, schlecht gepflastert, sind die Straßen meistens sehr abhängig und so unregelmäßig sich durchschneidend, daß sie ein wahres Labirinth bilden. Die Kathedrale ist auf dem höchsten Gipfel des Hügels gebaut, um welchen die Stadt sich herzieht. Man sieht die Kirche auf eine Entfernung von 10—12 französischen Meilen. Ihre Erbauung reicht in frühe Zeiten hinauf. Wahrscheinlich ist sie schon im 3ten Jahrhunderte gebaut. 858 ward sie durch die Normannen, 1020 durch den Blitz zerstört, wobei fast die ganze Stadt abbrannte. Sie ward bald darauf wieder erbaut, doch brauchte man mehr als 120 Jahre, um sie zu vollenden. Es ist dieses ein wahres Meisterwerk gothischer Kunst; die beiden Thürme erheben sich auf beinahe 400 Fuß. Die Fenster sind mit prächtigen Glasgemälden geziert. Das seitwärts stehende Hauptportal hat 3 sehr schöne Eingänge, über dem mittleren eine große, wundervoll ausgeführte Fensterrose. Leider ist das prächtige Bauwerk nur nothdürftig zu sehen, indem kein großer Platz es umgibt, auch entstellende Baraken an dasselbe gelehnt sind. Das Innere der Kirche ist äußerst elegant und zierlich, der Haupt-Altar ist durch eine Gruppe, die Himmelfahrt der Jungfrau Maria vorstellend, geschmückt. Während der Revolution fehlte wenig, daß dieses schöne Werk zerstört wurde. Einige Freunde der Kunst schützten dasselbe, indem sie die Figur der Jungfrau

Maria, welche voll Reiz und Majestät ist, in eine Göttin der Freiheit umwandelten, ihr eine rothe Mütze aufsetzten und sie so vor den Bilderstürmern bewahrten. Der bischöfliche Palast und mehre andere Kirchen sind bemerkenswerthe Gebäude. Mehre wissenschaftliche Sammlungen, besonders ein Kabinet von ausgestopften Vögeln, ferner eine 30.000 Bände starke Bibliothek befinden sich an dem Orte.

Chateaudun, an dem Loir, hat eine Bevölkerung von 6.500 Einwohnern, ist der Hauptort eines Arrondissements, und war ehemals die Hauptstadt der Grafschaft Dunois. 1723 zerstörte eine Feuersbrunst die Stadt beinahe gänzlich. Dieses Unglück schuf die sonst häßliche Stadt zu einer schönen um; indem die Straßen breit und regelmäßig, die Häuser freundlich wurden, und der Ort sich dadurch zu einem der schönsten Städtchen erhob. Ein prächtiges Rathhaus und ein großes Kollegium sind die wichtigsten Bauwerke. Auch der äußere Anblick ist freundlich, denn es erhebt sich auf einem Hügel, dessen grünen Fuß der Loir umschlingt.

Dreux liegt an der Blaise, ist Hauptort des Arrondissements und hat über 6.300 Einwohner. Es liegt in einer lachenden fruchtbaren Gegend, ist freundlich und wohlgebaut, wird von der Blaise nicht nur um — sondern in mehren Armen durchströmt. Mehre Kirchen, das Rathhaus und das Theater sind bemerkenswerthe Gebäude.

Nogent le Rotrou ist der Hauptort des Arrondissements und hat ungefähr 7.000 Einwohner. Es liegt in dem fröhlich grünenden Thale des Huisnes. Die Stadt hat nur vier Straßen, deren eine längs der großen Heerstraße eine halbe Meile lang fortläuft. Sie bildet mit den drei andern Straßen einen großen viereckigen, mit Gärten und Wiesen durchzogenen, Raum. Die Häuser sind niedrig und unregelmäßig, doch ist die Kirche und das Hospital bemerkenswerth. Das Schloß Nogent liegt unfern der Stadt auf der Höhe eines scharf abgeschnittenen Berges. Die alten Befestigungen desselben, mächtige Mauern und Thürme, bilden, obwohl sie schon sehr zerstört sind, ein imposantes Ganze.

V.

Departement de l'Oise.

Zusammengesetzt aus den Grafschaften Valois, Beauvoissis, Noyonnais, ein Theil des alten Isle-de-France. Die Bodenfläche beträgt 110 Geviert-Meilen; die Bevölkerung ungefähr 400.000 Seelen, welche jährlich 922 Soldaten stellen. Der Ort ist in fünf Wahlbezirke getheilt, welche 5 Deputierte wählen. Die Hauptorte sind: Beauvais, Senlis, Clermont und Compiegne. Die hügeliche Oberfläche ist fruchtbar und sorgfältig angebaut. Getraide-, Obst- und Gemüsebau sind die hauptsächlichen Erwerbszweige des Landmanns. Der Weinbau ist nicht bedeutend, ihn ersetzt vollkommen ein trefflicher Zider (Obstmost), der an Geist und reinem Geschmacke vielen Weinsorten ordinärer Art vorzuziehen ist. Die Bewohner sind ein tüchtiger arbeitsamer Menschenschlag, durch die Nähe der Hauptstadt zwar auszeichnender Eigenthümlichkeiten beraubt, doch keineswegs durch sie verdorben. Sie gelten für heiter, lachlustig, selbst für spöttisch und satirisch, denn ihr gesunder Verstand läßt sie die Schwächen und Lächerlichkeiten Anderer mit grobem oder feinem Witze auffassen. Ihre Sprache ist ein stark verdorbenes Französisch, welches jedoch nach und nach einem reineren Platz macht. Die vielen Wälder dieses Departements geben nicht nur einem reichen Wildstande, sondern auch ganzen Heerden von Wölfen Schutz, welche nicht selten, besonders während des Winters, den Dörfern gefährlich werden.

Beauvais ist der Hauptort, welcher am Thérain liegt, 13.000 Einwohner hat, und sonst eine namhafte Festung war. Die Stadt liegt inmitten der Kanäle, welche durch den Thérain und den Avelon gebildet sind. 3 Hauptstraßen durchschneiden die Stadt, welche bis zum Jahre

1803 mit Wällen und Gräben umgeben war, die jedoch schönen Boulevards Platz gemacht haben. Die Stadt ist schlecht gebaut, viele Häuser sind von Holz, die Straßen unregelmäßig, doch ziemlich reinlich. Das große Rathhaus, 1754 gebaut, bildet eine Seite des Hauptplatzes, und sticht auffallend ab gegen die andern schlecht gebauten Flanken desselben. Der Markt war sonst mit einer Reiter-Statue Ludwigs XIV., welche jedoch 1792 umgestürzt wurde, geziert. Die Kathedralkirche würde eine der schönsten in Frankreich sein, wenn sie ganz in dem Stile ausgebaut wäre, in welchem sie begonnen, doch ist nur der Haupt-Kor vollendet. Mehre andere Kirchen enthalten wichtige Glasmalereien. Der ehemalige bischöfliche Palast ist in das Präfektur-Gebäude verwandelt.

Clermont, Hauptort des Arrondissements, hat 2.800 Einwohner, ist malerisch auf der Höhe eines Hügels gelegen, dessen Fuß durch die Bréche bespült ist. Der Gipfel des Hügels trägt ein altes Schloß von wunderbarer Bauart.

Compiègne, Hauptort des Arrondissements, liegt an der Oise, und hat 8.900 Einwohner. Der Ort liegt in einer weiten Ebene am Rande des gleichnamigen Waldes, etwas oberhalb des Einflusses der Aisne in die Oise, welche bis hieher fahrbar ist. Die Stadt ist ziemlich gut, doch unregelmäßig, und nur in der Gegend des Schlosses schön gebaut. Dieses Schloß selbst ist eins der merkwürdigsten in Frankreich es wurde unter Ludwig XV. begonnen, unter seinem Nachfolger beendigt und ist durch Napoleon gänzlich restaurirt worden. Die Hauptfront ist wahrhaft majestätisch, die Gärten, viel größer als die der Tuilerien, scheinen mit denselben nach gleichem Plane gebaut. Das Rathhaus hat einen etwas barokken Stil. Die vielen Schnörkeleien sollen gothisch sein, das Ganze ist es aber durchaus nicht. In der Kirche Saint Corneille befindet sich die erste Orgel, welche Frankreich besessen hat, und die der Kaiser von Konstantinopel an Pipin den Kleinen schenkte. Die Brücke, welche über die Oise führt, hat 13 Bogen und ist sehr schön gebaut.

Senlis, Hauptort des Arrondissements, hat 5.100 Einwohner. Es liegt am Abhange eines Hügels, zwischen den Wäldern von Halatte, Chantilly und Ermenonville, welche dasselbe fast ganz umringen. Die Stadt besteht aus 2 Theilen, der Cité und 3 Vorstädten. Die erstere ist oval gebaut, von Mauern und Boulevards umgeben; mehre Ueberbleibsel römischer Bauten und Befestigungswerke des Mittelalters sah man sonst. Das Thor von Meaux war eine wirkliche Festung. Das alte Schloß, unter Ludwig dem Heiligen erbaut, ist nur noch eine große Ruine. Die alte Kathedrale ist ein schönes Werk, dessen schlanker und eleganter Thurm schon von Ferne auffällt.

Ermenonville ist ein Dorf von 500 Einwohnern. Ein altes

Schloß (Vikomté durch Heinrich IV.) gab dem Orte seine Entstehung. Noch im 16ten Jahrhunderte enthielt es nur ein Dutzend schlechter Hütten, inmitten einer wilden traurigen Gegend gelegen. Die Grafschaft ging an die Familie Girardin und in kurzer Zeit war die Wüste in einen prachtvollen Park verwandelt. Eben so schöne als freundliche Häuser schmückten denselben und bildeten ein freundliches Dorf. Der Aufenthalt Rousseau's gab dem Orte eine Berühmtheit, die er sonst wohl nicht erlangt hätte. Man sieht noch den Pavillon, wo ein Selbstmord dem an Entbehrungen und traurigen Erfahrungen reichen Leben des berühmten Mannes ein Ende machte. In der Mitte eines Sees, auf einer von Pappeln überschatteten Insel ruheten die Reste desselben, bis sie durch einen National-Beschluß vom Jahr 1794 in das Pantheon gebracht wurden, woraus sie jedoch ein Befehl Ludwigs XVIII. wieder entfernte. Das Denkmal trägt die Inschrift: Ici repose l'homme de la nature et de la vèrité.

Noyon, auf dem rechten Ufer der Oise, hat ungefähr 6.000 Einwohner, und war sonst eine bedeutende Festung. Sie war eine Zeitlang der Hauptort des Reiches Karls des Großen, welcher sich dort 768 krönen ließ. Dort wurde 887 Hugo Kapet zum Könige erwählt. Die Stadt ist merkwürdig als Geburtsort Calvins, des Apostels des Protestantismus in Frankreich. Er war der Sohn eines Böttchers, geboren am 10. Juli 1509. Sein eigentlicher Name war Cauvin, den er jedoch, der Sitte jener Zeit gemäß, latinisirte und in Calvin verwandelte. Noyon ist ziemlich gut gebaut, hat mehre schöne Gebäude, wird durch die Borse in zwei Theile getheilt und hat eine reizende Lage am Fusse eines Hügels, ganz nahe bei dem reizenden Thale von Chauny, umgeben von schönen wohl unterhaltenen Gärten.

VI.

Departement Aisne.

Aus den Herrschaften Laonnais, Soissonnais, Vermandois, Theile der Ile-de-France und der Pikardie, ist dieses Departement gebildet. Es hat im Norden weite Ebenen, im Süden Hügelreihen, welche sich in kleinen Ketten bis zu der Höhe von Bergen erheben. Der Boden der Thäler, durch Aufschwemmung entstanden, ist größtentheils fruchtbar. Viele Sümpfe sind ausgetrocknet, zahlreiche kleine Seen sind hin und wieder zerstreut. Das Klima ist zwar ziemlich mild, doch auch sehr veränderlich und feucht. Die Bewohner sind durch die Nachbarschaft der Hauptstadt der Eigenthümlichkeiten beraubt, welche entferntere Departements haben. Eine Anekdote aus den Kriegsjahren von 1805 hat ihre Treue berühmt gemacht. Es war um diese Zeit, daß die Feindseligkeiten mit Oesterreich begannen, als das 32te Regiment, durch 1.200 Leute aus diesem Departement rekrutirt, von Boulogne abmarschirend, durch die Gegenden ihrer Heimat kam, welche auf wenige Tage Urlaub zu haben wünschten, um ihre Familien zu besuchen. Das Kriegs-Ministerium hatte jede Beurlaubung auf das strengste verboten. Der Oberst Baricaut zeigte ihnen den Befehl, sagte jedoch: gebt mir euer Ehrenwort, zu Rheims zum Apell zu erscheinen, so will ich euch den Urlaub nicht verweigern. Es geschah also, und der General ging mit einer sehr geringen Truppen-Menge seines Weges fort. Zu Rheims fanden sich am bestimmten Tage die Leute ein, ohne daß ein Einziger gefehlt hätte.

Dieser Vorfall war bald im ganzen Heere bekannt, und brachte die Bewohner in den Ruf großer Rechtlichkeit. Zugleich glaubte man, daraus schließen zu dürfen, daß sie dem Soldatenstande und seinen Gefahren nicht abgeneigt, sondern ihm zugethan seien, ein Ruhm, den sie schon von alten Zeiten her hatten. Im Uebrigen sind sie heiter, aufgeweckt, und besonders zu ihren National-Spielen geneigt. Zu diesen gehören das

Mail-Spiel, das Ball- und das Kugelschlagen, welches letztere für die Zuschauer oft gefährlich wird, indem eine Kugel vom härtesten Buxbaum mit einem schweren Stabe geschlagen, auf ebenem Boden weit fortgetrieben wird, denjenigen, den sie trifft, verwundet, ihm leicht ein Schienbein zerschlägt. Die Mägdchen dieses Departements sind ihrer Zuvorkommenheit wegen bekannt. Nirgends werden mehr Ehen geschlossen, als hier, und großentheils fallen dabei Frühgeburten vor. Das Heirathen selbst wird den Neuvermählten sehr leicht gemacht, indem kein Handwerker sich seine Dienste und Arbeiten bezahlen läßt, da er hofft, späterhin durch den Verdienst, den ihm das Ehepaar zuweisen wird, reichlichen Ersatz für seine Vorauslagen zu finden. In diesem Departement werden vorzüglich die Kaschmir-Ziegen, welche Ternaux aus Tibet einführte, gezogen. Die Wälder bergen Roth- und Schwarz-Wild, doch leider auch noch viele Wölfe, welche den Heerden der Landleute oft großen Schaden thun. Das Hermelin kommt hier häufig vor, und wird besonders im Winter wegen seines Pelzes gefangen, der alsdann weiß wird, wie im höchsten Norden. Auch das Vogelwildpret ist sehr zahlreich. Unter den Raubvögeln kommt sogar der Adler vor. Die Flüsse und Sümpfe sind von zahlreichen Fischen, aber auch von Wasserschlangen bewohnt. Krebse erreichen eine ganz ungewöhnliche Größe.

Die Oberfläche des Landes hat **136** □Meilen, welche von **530.000** Einwohner besezt sind. Sie liefern der Armee jährlich **1.123** Soldaten. Die Provinz ist in **7** Wahlbezirke getheilt, deren Hauptstädte die folgenden fünf sind:

Laon liegt auf einem isolirten Hügel mitten in einer großen freien Ebene, hat ungefähr $^1/_4$ Meile Länge, und eine verschiedene Breite, die sich nach der Form des Plateaus richtet, auf welchem sie liegt. Die mittlere Breite ist 500 Fuß. Laon ist schlecht und düster gebaut, nur um die großen Mauern windet sich ein Spaziergang, welcher eine freie Aussicht in die Ebene darbietet. 6 Vorstädte umgeben die Stadt. Sie alle liegen am Fusse des Hügels, welcher die Stadt selbst trägt. Am Abhange, der größtentheils mit Wein bepflanzt ist, ziehen sich einzelne Häuser hinunter. Merkwürdig ist unter seinen Gebäuden der geneigte Thurm, welcher an einer der Ecken der Umfangsmauer steht. Er hängt stark über, ohne darum minder fest zu sein, als die andern Thürme. Man weiß nicht, ob er diese Abnormität im Bau der Laune des Bau-

meisters oder einer Senkung des Bodens verdankt. Jedenfalls ist dieses Beispiel für Frankreich einzig, obwohl es in Deutschland und Italien mehrfach wiederholt vorkommt. Ein Prachtgebäude ist die Kathedrale, nach wiederholten Unglücksfällen zuletzt im Jahr 1114 wieder hergestellt. Die Präfektur, das Rathhaus, 2 Hospitäler und mehre Kasernen sind bedeutende Gebäude. Als eine Merkwürdigkeit führt man an, daß die Keller von Laon eine konstante Temperatur von 5 Grad Reaumur zeigen, welches auffallend niedriger ist, als die mittlere Temperatur der Umgegend. Sie sind in den lebendigen Felsen des Berges gehauen, auf welchem Laon steht, und sind — obwohl entfernt von allem Wasser, doch immerfort feucht.

Chateau-Thierry liegt an der Marne und hat 4.800 Einwohner. Die Stadt ist amfitheatralisch, am Abhange eines Hügels gebaut und ist überragt durch die majestätischen Ruinen eines alten Schlosses. Eine große Vorstadt dehnt sich auf dem linken Ufer der Marne aus, und ist mit der Stadt durch eine schöne steinerne Brücke von 3 Bogen verbunden. Auf der Stadtseite erhebt sich seit 1824 die Marmorstatue des berühmten Lafontaine. Das Haus, in welchem er geboren wurde, wird noch in der Stadt gezeigt.

Saint-Quentin, auf dem rechten Ufer der Somme am gleichnamigen Kanale, hat beinahe 18.000 Einwohner. Die Stadt, von Galliern bewohnt, hieß sonst Samarobriva, darauf unter den Römern Augusta Viromanduorum, und erhielt ihren jetzigen Namen erst durch den heiligen Quintin, welcher daselbst im Jahr 803 das Martirium erlitt. Der Ort war in jenen Zeiten sehr wichtig; denn 3 Haupt-Militärstraßen begegneten sich dort; die Spuren derselben zeigt man noch, als die bisher einzigen Alterthümer aus der Römer Zeit, welche man gefunden. Ehemals eine starke Festung, hörte sie auf es zu sein, als der berühmte Vauban des Reiches Gränzen nach allen Seiten mit Festungen bedeckte. Die Stadt liegt auf einer Erhöhung, welche von der linken Seite durch die Somme, von der andern durch ein tiefes Thal begränzt ist. Gegen Osten läuft der Kanal, welchem die Stadt ihren Namen gibt, und dessen Ufer mit schönen Bäumen bepflanzt sind. Die alten Wälle und Mauern schwinden nach und nach, und geben neuen Stadtvierteln und freundlichen Promenaden Raum. Die Stadt und ihre 3 Vorstädte sind im Allgemeinen gut gebaut. Die Hauptstraßen sind gut und reinlich, mit größtentheils modernen Bauten geziert. Der geräumige Hauptplatz, ein längliches Viereck bildend, liegt beinahe im Mittelpunkte der Stadt; das Rathhaus, ein schönes gothisches Gebäude, schmückt die eine Seite. Die Kirche des Schutzheiligen dieser Stadt liegt auf dem höchsten Punkte derselben und beherrscht sie ganz. Sie ist breit, hoch und von außerordentlich kühner

Bauart, ein Muster von vollendetem gothischem Stile. Der Justiz-Palast, das Koncert- und Theater-Gebäude und mehre andere sind sehenswerth.

Soissons, an der Aisne gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 8.200 Einwohner. Der Name Noviodunum, welchen sie früher trug, wurde in Augusta Suessonum verwandelt, woraus durch Hinweglassung des ersten der jetzige entstand. In den Kriegen der vielen kleinen fränkischen Reiche gegeneinander, war sie schon mehrmals die Hauptstadt und der Sitz eines Königs, bis 486, nach dem Siege des Königs Chlodwig, Paris der Hauptsitz der deutschen Franken wurde. Vielfältiges Unglück, durch die immerwährenden Zwistigkeiten der kleinen Beherrscher hervorgebracht, suchte die Stadt heim, und dieses Unglück verließ sie nicht bis auf die neueste Zeit, denn im Jahr 1814 mußte sie wieder alle Schrecken des Krieges erdulden. Viermal von den Franzosen und Alliirten genommen, wurde sie zulezt bombardirt, und nach beinahe völliger Zerstörung zur Kapitulation gezwungen. — Unglücksfälle, welche man ihr jezt noch ansieht, da sich häufig die Spuren von Erneuerungen, lückenhaften Ergänzungen zeigen, auch wohl noch selbst die Folgen jener Zerstörungen ungeheilt sichtbar sind. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut, doch hat sie wenig merkwürdige Gebäude. Das alte Schloß ist beinahe das merkwürdigste; es steht auf der Stelle, auf welcher die ältesten französischen Könige ihre Residenz hatten. Auffallend groß ist die Kathedralkirche, in welcher Pipin im Jahre 752 sich zum Könige von Frankreich krönen ließ. Das Hospital, das Korrektionshaus sind bedeutende Gebäude, interessanter aber sind die Ruinen zweier Abteien, in deren einer Ludwig der Fromme, durch seine eigenen Kinder entthront, gefangen gehalten war. Man zeigt noch jezt das Gefängniß, in welchem dieser entartete Sohn Karls des Großen schmachtete. Die Kapelle Saint Pierre ist ein antiker Tempel, eine kleine Rotunde mit gewölbtem Dache.

Fere-en-Tardenois, kleine Stadt von 2.400 Einwohnern, Hauptort des Kantons, ist interessant wegen des, eine Viertelstunde davon liegenden, ehemals mächtigen Schlosses, welches 1206 durch Robert II. Grafen von Dreux gebaut wurde. Auf einem künstlich gebildeten achtseitigen Hügel, welcher durch starke Mauern befestigt und geschickt gemacht ist, um die ungeheure Last zu tragen, die man ihm aufbürdete, erhebt sich das achtseitige Schloß, von 8 ungeheuren runden Thürmen umgeben, welche jedoch jezt ganz verfallen. Das Schloß war durch eine Zugbrücke mit einem stark befestigten Vorwerke verbunden, welches auf der andern Seite der Thalschlucht liegt, an die das Schloß stößt. Im Jahr 1539 ließ Anna von Montmorency, ein Zeitgenosse Franz I., Konnetable von Frankreich und berühmter Feldherr, an der Stelle der Zugbrücke eine prächtige 100 Fuß hohe, 180 Fuß lange Gallerie, welche durch 5 Ar-

kaden getragen ist, und in ihrem kühnen Baue an die römischen Wasserleitungen erinnert, errichten. Vertheidigungsthürme, 6 an der Zahl, beherrschten sie von jeder Seite, und machten sie zu einem der vorzüglichsten Vertheidigungswerke des Schloßes.

VII.

Departement der Seine et Marne.

Dieser Theil des französischen Reiches ist zusammengesezt aus Stücken von Isle-de-France, Champagne, Brie ꝛc. Es hat eine Oberfläche von 108 □ Meilen, und zählt 325.000 Einwohner, welche jährlich 700 Soldaten stellen. Es ist getheilt in 5 Wahlbezirke, deren Hauptorte Melun, Meaux, Fontainebleau, Provins und Coulommiers sind.

Das Departement zeigt mehre Flächen, welche durch Hügelreihen begränzt sind, die die Wasserscheiden bilden zwischen den verschiedenen Flüssen, welche durch dieses Departement ziehen. Besonders in der Gegend der Seine und der Marne ist der Boden sehr fruchtbar, daher auch Wohlstand unter den Einwohnern zu finden ist, was man nicht durchgängig von Frankreich sagen kann. Die Leute sind heiter und aufgeweckt, gastfrei, zuvorkommend; von den Mägdchen behauptet man, daß sie vorzugsweise eine sehr gute Erziehung genößen, und treffliche Hausfrauen würden. In der That ist die Zahl der unehelichen Geburten in diesem Departement auffallend gering im Vergleiche mit andern, troz der großen Nähe von Paris, welche zwar die Eigenthümlichkeit der Sitten verändert, doch die guten Sitten nicht untergraben zu haben scheint. Man zählt auf 81 eheliche Kinder nur 1 uneheliches.

Die Produkte des Thierreichs bieten nichts Auffallendes dar. Die Wälder haben zwar reichliches Wild, allein eben diese Wälder sind geschlossene Parks, in denen das Wild gehegt wird. Die Hausthiere sind von ziemlich guter Rasse. Das Pflanzenreich bietet wenig Merkwürdiges, doch waren die Rosen von Provins lange Zeit wegen ihres Duftes und ihrer medizinischen Eigenschaften berühmt. In den Gärten zieht man außerordentlich große Melonen, bis zu einem Gewichte von 50 Pfund.

Der Wein, der in diesem Departement gebaut wird, ist nicht als der beste berühmt, doch werden die Trauben als Obst für die Tafel in großer Menge nach Paris geführt. Mineralien könnte man fast gar nicht anführen, wenn es nicht Mühlsteine, grauen Alabaster und trefflichen Sand zur Bereitung von Flintglas gäbe. Eine Merkwürdigkeit aus dem Reiche der Fossilien wurde im Jahr 1823 bei Montigni gefunden; dieß ist eine große Masse von Sandstein, die zu vielen Streitigkeiten zwischen den Gelehrten Anlaß gegeben, und die unter dem Namen des versteinerten Mannes bekannt ist. Einige sahen darin den Körper eines versteinerten Reiters, eines vorsündfluthlichen Menschen, welcher mit Hülfe seines Pferdes der allgemeinen Ueberschwemmung zu entgehen gesucht; die andern hielten das Ganze für nichts, als ein Naturspiel, eine zufällige Zusammenhäufung von Sandkörnchen. Die Masse sieht aus, wie ein — der Länge nach ausgestreckter, auf seiner rechten Seite liegender Mensch. Die Hälfte des Gesichts und des Körpers ist unter einem großen Steinblocke versteckt, doch sind die sichtbaren Theile des Kopfes, des linken Arms, des Brustbeins, der Schenkel, mehr oder minder menschlichen Gliedmaßen ähnlich. Die Beine, größtentheils unter der Steinmasse versteckt, scheinen auf ein Pferd gestützt, davon man den Kopf und einen Theil des Halses sieht. Zu vielen Streitigkeiten und gelehrten Diskussionen gab dieses Naturspiel Anlaß. Der merkwürdigste Ausspruch darüber ist der des berühmten Chemikers Barruel. Dieser behauptete, es sei ein versteinerter Mensch und ein Wesen von dem höchsten Alter.

Melun, an der Seine gelegen, ist der Hauptort des ganzen Departements und hat 6.700 Einwohner. Die Seine scheidet die Stadt in drei Theile, indem sie hier eine Insel bildet, auf welcher der älteste Stadttheil liegt, das Viertel auf dem linken Ufer ist von geringer Bedeutung, dagegen erhebt sich die rechte Seite amfitheatralisch gegen einen Hügel und ist mit schönen Gebäuden besetzt. Die 3 Quartiere sind durch zwei Brücken von alter Bauart miteinander verbunden. Die alte Kirche des größeren Stadttheiles ist im gothischen Stile gebaut, und gewährt einen schönen Anblick. Ein alter Thurm ist ein Ueberrest der berühmten Abtei Saint Pierre, welche unter den Merovingern, den ältesten Königen von Frankreich, gebaut worden ist, und ihnen häufig zum Aufenthaltsorte diente. Die Präfektur nimmt einen andern Theil der Trümmer dieser Abtei ein. Auf der östlichen Spitze der Insel erhebt sich eine Palast-

masse, welcher man schwerlich ihren Zweck ansehen würde, wenn nicht niedrige, quer gezogene, Fenster des einen Flügels ein Gefängniß verriethen. Das alte Schloß ist gänzlich verschwunden, moderne Häuser nehmen seinen Platz ein. Im Allgemeinen ist die Stadt ziemlich gut gebaut und ihre Umgebungen sind sehr freundlich.

Coulommiers, Hauptort des Arrondissements mit 3.400 Einwohnern. Eine freundlich gelegene, durch Industrie belebte Stadt. Ehemals begünstigt durch die Grafen von Champagne, welche daselbst ein Schloß hatten. Ein paar schöne Kirchen und ein großes Hospital sind bemerkenswerthe Gebäude. Das Schloß, welches Katharine von Gonzaga, Herzogin von Longueville, auf einer Insel des kleinen Flusses erbauen ließ, wurde 736 durch den Herzog von Chevreuse abgebrochen, so daß man nur wenige Ruinen davon sieht.

Fontainebleau, Hauptort des Arrondissements mit 8.200 Einwohnern, dankt seinen Glanz nur dem prachtvollen königl. Schloß, welches von jeher ein Lieblings-Aufenthalt der Beherrscher Frankreichs war, daher die Stadt auch, wenn der Hof nicht anwesend ist, sehr wenig belebt erscheint. Am südlichen Eingange der Stadt ist ein Obelisk von bedeutender Höhe errichtet, welcher den Mittelpunkt eines großen Sternes bildet, der durch die Heerstraßen von Montargis, Orleans und Moret, so wie durch die Wege entsteht, welche man durch den Wald von Fontainebleau gezogen. Das Schloß ist eines der herrlichsten und größten in Frankreich. Es knüpfen sich eine Menge der wichtigsten historischen Erinnerungen daran. Filipp der Schöne starb hier. Ludwig XIV. ward hier geboren und unterzeichnete hier die furchtbare Widerrufung des Edikts von Nantes. Der große Condé starb daselbst. Ludwig XV. vermählte sich dort mit Maria Leszinska, und Napoleon mit Marie Louise. Im Jahr 1812 war es die Residenz des Papstes Pius VII., welcher dort das berüchtigte Konkordat von Fontainebleau abschloß. Zwei Jahre später unterzeichnete Napoleon dort seine Abdikations-Akte. Der Wald von Fontainebleau bedeckt einen Raum von 33.000 Morgen; eine üppige Vegetation, ein sehr verschiedener Boden und eine ebenso verschiedene Erhebung desselben gestattet den verschiedenartigsten Pflanzen, neben einander fortzukommen. Der Wald bietet die reizendsten Gegenden, die wildesten Fels- und Bergparthien dar, und ist bevölkert von Wild aller Art.

Meaux, Hauptort des Arrondissements, liegt an der Marne, und zählt 8.700 Einwohner. Der Fluß theilt die Stadt in 2 ungleiche Hälften. Die nördliche heißt vorzugsweise die Stadt, die südliche wird der Markt genannt. Eine Brücke verbindet beide Theile. Unter derselben ist der Fluß so reißend, daß man behauptet, es könne ihn kein Schiff passiren. Die Ufer des Flusses, die Boulevards, bieten den Einwohnern der schön

gelegenen Stadt die heitersten Spaziergänge. Der große Platz ist geräumig, doch unregelmäßig gebaut. Die Kathedral-Kirche, von mehr als 300 Fuß Länge und 150 Fuß Breite, ist eines der merkwürdigsten gothischen Gebäude. Von der Plate Forme des Glockenthurmes entdeckt man den Montmartre von Paris. 18 Säulen stützen das Schiff der Kirche, 14 die Chöre. Der berühmte Historiker Bossuet, Bischof von Meaux, ist in dieser Kirche begraben, und hat daselbst ein Monument.

Provins ist Hauptort des Arrondissements und zählt 5.800 Einwohner. Der Hügel, an welchem sich die Stadt erhebt, war durch die Karolinger mit einem Schloß gekrönt, welches merkwürdig ist, weil es dem berühmten Abailard zum Zufluchtsorte diente, als er wegen seiner religiösen Meinungen verfolgt wurde. Die Stadt wird in die obere und untere getheilt. Die obere ist wenig bewohnt, dagegen reichlich bedeckt mit Ruinen verschiedener Kirchen und Schlösser, aus deren Mitte sich ein mächtiger Thurm, dessen Errichtung man dem großen Cäsar zuschreibt, erhob. Er ist seit wenigen Jahren abgetragen, was der Schönheit der Stadt großen Eintrag thut. Die Kirche Saint Quiriace ist von sehr merkwürdiger Bauart. Ihre tiefen Gewölbe, die sich weit unter die Stadt erstrecken, dienten während verschiedener Kriegs-Epochen den Einwohnern zum Zufluchtsorte. Die untere Stadt ist auf einer Ebene gelegen, welche zwischen 2 Hügeln eingeengt, häufigen Ueberschwemmungen der beiden Flüsse Voulzie und Durtein ausgesetzt ist. Sie ist schöner gebaut, als die obere Stadt, und hat mehre gute Straßen und Plätze.

VIII.

Departement der Ardennen.

Gebildet aus der ehemaligen **Haute Champagne**, ist eine der Gränz-Provinzen von Frankreich, welche auf der Nordseite an das Königreich der Niederlande stößt. Es hat **105** □ Meilen und eine Bevölkerung von mehr als **290.000** Menschen, welche **669** Rekruten zum Heere stellen. Das Departement ist in vier Wahl-Bezirke getheilt, deren Hauptorte **Méziéres**, Rethel, Sedan, und Vouziers sind. Man kann das Land nicht zu den fruchtbaren Theilen Frankreichs zählen, nur die südlich gelegenen Thäler zeigen schöne Wiesen und hinlängliche Ackerfelder, welche für das Bedürfniß der Provinz, jedoch nicht zur Ausfuhr, Getraide und Hülsenfrüchte erzeugen. Die kreidereiche nordwestliche Gegend auf den Gränzen des Departements der Marne ist rauh und unfruchtbar. Man sieht daselbst nicht Bäume und Sträucher, sondern nur nakte Felsflächen. Bergzüge, von der Vogesenkette herstreichend, machen das Land höchst uneben und rauh, obwohl sie sich nicht viel über **1.500** Fuß von der Meeresfläche erheben. Ein großer Theil ist dicht mit Wald bedeckt, daher auch dort noch die meisten Raubthiere befindlich sind. Obwohl man den Wölfen und Füchsen immerfort den Krieg erklärt, so finden sie doch im Innern der Wälder soviel Schutz, daß es unmöglich scheint, sie auszurotten. Wenn die Natur diesen Landstrich in Hinsicht auf seine Ausstattung mit Pflanzen vernachläßigt zu haben scheint, so hat sie diesen Mangel durch einen bedeutenden Mineralien-Reichthum ersetzt. Eisen, Blei, Zink, Steinkohlen, Marmor von allen Farben, Kiesel zur Glasbereitung, kommen häufig vor, und die Bergwerke darauf werden stark bebaut. Das Volk, welches diese Gegend bewohnt, ist rauh und ernst, wenig geneigt zu rauschenden Vergnügungen, welche sonst den Franzosen unentbehrlich scheinen. Angestrengte Arbeit fordert der Boden, fordern die Bergwerke; es bleibt ihnen keine Zeit zu Tanz und Spiel. Die Bürger in den Städten sind größtentheils neben ihren Hand-

werken auch Ackerbauer, der dürftige Boden nöthigt sie, ihm seine Früchte, die er nicht willig giebt, abzuringen, daher scheint List und Verschlagenheit sich in ihren Karakter geschlichen zu haben. Sie sind gute Spekulanten, talentvolle Kaufleute, der Industrie sehr zugethan, und liefern den politechnischen Schulen die mehrsten Zöglinge.

Eine eigenthümliche Sitte hat sich dort erhalten. Bei großen Festen, bei Hochzeiten und ähnlichen feierlichen Gelegenheiten sind zwei Tage den Lustbarkeiten bestimmt, dann wird vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen getanzt. Der erste Tag gehört dem männlichen Geschlechte, am zweiten Tage aber sind die Frauen und Mägdchen Herr. Sie wählen die Tänzer und lassen sich nicht wählen. Sie bestimmen, was und wie lange getanzt werden und nach welcher Musik es geschehen soll, und lassen dabei all ihrem Muthwillen freien Lauf, sich rächend für die Vernachläßigungen, welche ihnen am vorigen Tage oder das ganze Jahr hindurch zu Theil geworden sind, alte Liebschaften anknüpfend, neue eingehend, Untreue bestrafend, kurz es ist ein wahrer Tag der Emanzipation des weiblichen Geschlechts. Die Volkssprache ist ein plattes Französisch, welches sich sehr dem Wallonischen und Lothringenschen nähert; doch verstehen die Bauern alle französisch, und können sich den Fremden und den Städtern sehr wohl verständlich machen.

Mézières, Festung an der Maas, welche die Stadt zweimal durchschneidet, liegt an einem Hügel auf einer Landzunge, durch den Fluß gebildet, und wird von einer bedeutenden Zitadelle beherrscht. Die Stadt ist schlecht gebaut. Die einzigen öffentlichen, der Aufmersamkeit würdigen, Bauten sind die Hauptkirche, die Präfektur, und ein Hospital. Die Einwohner-Zahl steigt nicht über 3.800.

Rethel, Hauptort des Arrondissements, hat 6.600 Einwohner. Die Stadt dankt ihr Entstehen einem römischen castrum, welches den Uebergang über die Aisne deckte, und wovon man noch einzelne Trümmer sieht. Außer diesem (einem großen, hohen Thurme), der ein Theil des castrum gewesen sein soll, hat die Stadt nichts Merkwürdiges. Die Eröffnung eines Kanals belebt die Stadt in etwas und trägt zur Vermehrung ihres Wohlstandes bei.

Rocroi, Hauptort des Arrondissements, zählt 2.700 Einwohner und ist ein ziemlich fester Platz, welcher auf einem der höchsten Plateaux des

Departements, 1.300 Fuß über dem Meere, liegt. Ein paar ziemlich breite Plätze zieren die Stadt, welche sonst nichts Merkwürdiges aufweist.

Sedan, auf dem rechten Ufer der Maas, ist eine feste Stadt, von beinahe 14.000 Einwohnern. Der Ort gehörte zu den Besitzungen des berühmten Hauses Mark, aus welchem jener furchtlose wilde Krieger des 17ten Jahrhunderts, der weniger unter seinem eigenen Namen, Wilhelm von der Mark, als unter dem Beinamen des Ebers der Ardennen, bekannt ist. Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut, und hat nur Wichtigkeit als befestigter Gränzplatz im Norden von Frankreich. Sie ist auf ungleichem Boden erbaut und dadurch in mehre Theile getrennt. Das Schloß in Südosten der Stadt ist seiner hohen und festen Lage wegen ausgezeichnet. In demselben war der berühmte Marschall Turenne geboren. Ein schwarzer Stein, an einen Thurm angelehnt, trägt die Innschrift: „Hier ward Turenne geboren, am 11ten Septbr. 1611. Ein Platz von Sedan trägt des Feldherrn Namen, und hat eine schöne Bronze-Statüe, welche sein Andenken verewigt. Einige andere Bauten gehören zu den schönern; mehre Straßen, obwohl kurz, zeichnen sich doch durch ihre Breite aus. Große Tuchmanufakturen machen den Ort belebt, indem sie ihre Produkte durch ganz Frankreich bis ins Ausland versenden.

Vouziers liegt auf dem linken Ufer der Aisne, ist Hauptort des Wahlbezirks und hat etwas über 2.000 Einwohner, welche gewerbsam und handeltreibend sind. Die Stadt ist ziemlich wohl gebaut, enthält jedoch keine Merkwürdigkeiten.

Charleville, Hauptort eines Kantons, liegt auf dem linken Ufer der Maas und zählt 7.850 Einwohner. Die Stadt ist kaum $^1/_4$ Meile von Mézières entfernt, mit welcher lezten sie durch eine schöne Allee verbunden ist. Charleville gehört zu den neuesten Städten der Monarchie, sie ward am 6. Mai 1605 durch Charles Gonzaga, Herzog von Mantua, gegründet und sogleich befestigt. Ludwig XIV. hielt das letztere für unnöthig, ließ die Festungswerke schleifen, und gab so die Veranlassung zu dem schleunigen Wachsthume der Stadt, welche sich bald nach allen Seiten ausbreitete. Die Straßen sind breit, gerade, reinlich, die Häuser ziemlich gleich hoch. In die vier Hauptstraßen, welche sich durchkreuzen, münden alle übrigen Straßen. Die Neuheit des Baues zeigt sich hauptsächlich in der Abwesenheit jener kolossalen Gebäude, Schlösser, Kirchen, welche viel kleinere Städte Frankreichs zieren. 1833 ward über die Maas eine schöne hängende Brücke geführt, welche stark genug ist, um selbst von Artillerie-Trains befahren zu werden.

IX.

Departement der Marne.

Ein Theil der Champagne, südlicher als die Ardennen, hat 154 □ Meilen und 340.000 Einwohner, welche 700 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement ist in 6 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte Reims, Chalons, Epernay, Saint-Menehould und Vitry sind.

Der Boden der Champagne ist höchst unfruchtbar, fast durchgängig Kreide. An manchen Stellen gänzlich von Dammerde entblößt, andere Theile hingegen, besonders die Gesenke der Flüsse und Bäche, haben hinlänglichen, guten Boden, und sind, da ihre Unterlage aus Kalk besteht, für den Weinbau höchst geeignet; dem guten Weine zum Trotze haben die Bewohner der Marne einen schlechten Ruf in Hinsicht auf ihren Geist. Wahr ist es, daß sie in ihrem Karakter eine äußerlich haarscharf bis ans Einfältige gränzende Einfachheit zeigen, doch sind sie eigentlich listiger, als mit der Ehrlichkeit verträglich ist. Große Tapferkeit kann man ihnen auch nicht nachrühmen, doch in den Heeren Napoleons nahmen sie nicht den letzten Rang ein. Auffallend ist, daß die Bevölkerung dieses Departements eher zu fallen, als zu steigen scheint; es mag vielleicht daher kommen, daß die armen Frauen der Weingärtner mehr ihre Knechte, als ihre Gefährtinnen sind, daß sie die härtesten Arbeiten trotz dem stärkeren Manne verrichten müssen, und daß nach allem diesem die häuslichen Geschäfte ihre einzige Erholung sind.

Chalons sur Marne, auf dem rechten Ufer des letzt genannten Flusses, hat 12.500 Einwohner und ist Hauptort der ganzen Provinz, in deren Mittelpunkt sie gelegen ist. Sie dehnt sich zwischen 2 Hügeln nach einer freundlichen Fläche aus, Wiesengründe umgeben sie von allen

Seiten. Seit 1788 ist die Marne, welche sonst mitten durch die Stadt ging, von ihrem Wege abgelenkt und geht neben derselben vorbei. Eine große steinerne Brücke verbindet beide Ufer. Zwischen dem Flusse und der Stadt läuft ein Kanal, welcher die Schifffahrt sehr erleichtert. Alte Mauern umgeben den Ort. Eines der Thore, wie ein Triumfbogen gebaut, macht eine gute Wirkung. Von der Brücke aus geht eine breite schöne Straße nach dem Hauptplatze der Stadt, auf welchem das Rathhaus steht. Die andern Straßen sind schlecht, die Häuser schwerfällig und unschön. Die Präfektur, das Kloster St. Pierre, jetzt eine Kaserne, sind schöne Gebäude. Die Kathedrale ist eine der schönsten und größten im moderneren Stile. Sie ist von Ludwig XIII. ausgebaut, obschon in gothischem Stile während des 13. Jahrhunderts begonnen. Diese Bizarrerie in der Verbindung griechischer Säulen mit gothischen Pfeilern und Spitzbogen giebt ihr etwas höchst Sonderbares. Das Innere der Kirche hat drei Schiffe, wovon das mittlere von ausgezeichneter Größe ist.

Epernay, Hauptort des Arrondissements, auf dem linken Ufer der Marne gelegen, hat 8.600 Einwohner. Die Lage der Stadt ist äußerst angenehm und vortheilhaft, an der Mündung eines lachenden Thales in der fruchtbarsten Gegend des Departements. Alte Festungswerke, welche den Ort sonst umgaben, machen neuen, täglich sich vermehrenden Bauten Platz. Die älteren Straßen sind höchst unregelmäßig, um so schöner die neuen Anlagen. Auf einem der beiden Hauptplätze steht die Parochial-Kirche, in neuem italienischem Stile, einfach, aber groß und geräumig gebaut. Das Schiff der Kirche wird von schönen korinthischen Säulen getragen. Ein Portikus in dorischer Ordnung ziert den Haupt-Eingang. Sonderbar stechen dagegen die aus einer gothischen Kirche genommenen gemalten Glasfenster ab. Die Weinberge, welche die Gegend von Epernay umgeben, bringen den besten Champagner hervor, und die Hügel, auf denen er wächst, sind von Kellern ganz ausgehölt.

Reims, auf dem rechten Ufer der Vesle gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt mehr als 36.000 Einwohner. Die Stadt bestand lange schon vor Eroberung des Landes durch die Römer, sie war ein Hauptort des belgischen Gallien, einer Republick, welche die Römer großer Aufmerksamkeit, ja sogar des Bündnisses würdigten. Es behielt seine Wichtigkeit unter der Regierung der römischen Kaiser bis zu Vespasian. Um 360 drang das Kristenthum dort ein, indem Jovinus, der Konsul, zum Kristenthume überging. Im Jahre 400 ward durch den Bischof von Saint-Nicaise die Kathedrale gegründet, im Jahr 406 aber ward er mit seinem ganzen Klerus durch die Vandalen auf den Schwellen seines Tempels ermordet. Einer seiner Nachfolger, der heilige Remi, bekehrte und taufte im Jahre 496, nach der Schlacht von Tolbiak (Zülpich), Chlodwig und

beinahe alle französischen Fürsten. Filipp August ließ sich zu Reims krönen, und von da an (1179) wurden alle Monarchen Frankreichs, mit Ausnahme Heinrich IV., dort gekrönt. Selbst in neuester Zeit gab Karl X. daselbst ein solches Schauspiel.

Die Lage der Stadt, inmitten einer weiten nackten Ebene, ist traurig und einförmig. Das Flüßchen Vesle läuft neben der Stadt; 5.000 Fuß oberhalb derselben wird sein Wasser durch eine Maschine gehoben und in einer Wasserleitung zur Stadt geführt, wo man es als Trinkwasser braucht; doch leider liefert diese hidraulische Maschine nur zur genauen Noth den Bedarf der Stadt, und viele Leute, welche zu entfernt von den Mündungen dieser Wasserleitung wohnen, bedienen sich des Flußwassers selbst zum Hausgebrauche. Reims ist von Mauern und Wällen umschlossen, welche angenehme Spaziergänge bieten. Die Straßen sind breit, wohlgeregelt, der größte Theil der Häuser hat nur 1 Stockwerk, daher die Stadt einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt und wenig bevölkert erscheint. Unter den Alterthümern zeichnen sich das Marsthor, ein Triumfbogen aus, welchen die Bewohner von Reims unter dem Konsulate des Agrippa zu Ehren Cäsars und Augustus erhoben. Leider ist derselbe ganz in die Festungswerke verbaut, welche nur eine Seite frei lassen, deren Anblick Trauer um das Uebrige erregt. Die Kathedrale, aus dem 13ten Jahrhunderte stammend, ist eines der größten und vollendetsten Meisterstücke altdeutscher Kunst. Sie hat 450 Fuß Länge, 90 Fuß Breite im Schiff, 150 Fuß Breite im Kreuz, und eine Höhe von 120 Fuß im Gewölbe. Die Thürme messen 260 Fuß, sind jedoch bei weitem nicht vollendet. Das Hauptportal bietet eine höchst prachtvolle Ansicht, 3 große Thore, mit dem schönsten Schnitzwerk geziert, sind durch eine gothische Arkade halb verstekt. Ueber 550 Statuen schmücken dieses Meisterstück der Baukunst. Die Thürme sind so bewundernswürdig schlank, so luftig und durchsichtig, so reich geschmückt mit 100 Fuß hohen, ganz frei stehenden gothischen Säulen, daß man ihre Ausführung mit der venetianischen Filagran-Arbeit vergleichen möchte. Kurze Piramiden bedecken die 8 Eken und die Mitte der Thürme, auf welche nach dem ursprünglichen Plane mehre 100 Fuß hohe schlanke Obelisken von durchbrochener Arbeit und kleinere Nadeln von eben der Art kommen sollten. Schade ist, daß dieses herrliche Bauwerk eingeklammert steht von schlechten Häusern, die man in der Geschmacklosigkeit verflossener Jahrhunderte, welche nichts Schönes achteten, daran klexte. Reims hat 14 Plätze, deren größter der königliche Platz, die Bronze-Statüe Ludwigs XV. trägt; mehre merkwürdige Gebäude, doch wenig Alterthümer, finden sich noch in Reims. Unter diesen wäre das Rathhaus und das Theater zu nennen.

Saint Menehould liegt an der Aisne, ist Hauptort eines Arron-

dissements und hat ungefähr 4.000 Einwohner. Die Stadt liegt zwischen freien Felsen, deren höherer die Ruinen einer alten Festung trägt. Sie dehnt sich hauptsächlich auf der Straße von Verdun nach Chalons aus. Seit dem Brande von 1719 ist sie fast ganz neu aufgebaut. Das Rathhaus ist das merkwürdigste Gebäude der Stadt.

Vitry, an der Marne, Hauptort eines Arrondissement, hat 7.000 Einwohner, sie wird durch den Beisatz le Français von dem $^1/_4$ Meile davon gelegenen Ort Vitry en Perthois unterschieden, welches 1544 von den Truppen Karls V. niedergebrannt wurde. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut, die geraden Straßen münden auf einen Hauptplatz, auf welchem die Kirche steht. Festungswerke, Mauern und Bastionen mit tiefen Gräben umziehen den Ort, welchen 1814 die Alliirten besetzten. Napoleon forderte die Besatzung zweimal vergeblich auf, sich zu ergeben; im Lager vor der Festung erfuhr er, daß die Feinde seine Hauptstadt bedrohten. Von hier ging er dahin ab, um sie zu entsetzen, fand sie jedoch bereits in den Händen der Feinde.

Vitry en Perthois hatte furchtbare Schicksale. Dem Grafen Thibaut von Champagne gehörig, ward dasselbe von Ludwig VII. erobert, die Bürger wurden niedergemacht, der Rest derselben, 1.300, flüchteten sich in die Kirche. Diese wurde angezündet, und der edle Monarch entfernte sich nicht früher von dem Schauplatze seiner großen That, als bis der Rauch, welcher sich aus der leer gebrannten Stätte erhob, ihm bewies, daß kein einziges Opfer seiner Rache entflohen war. Unter Karl V. traf, wie bereits bemerkt, ein gleiches Schicksal die Stadt. Jetzt erhebt sich dort ein kleiner Flecken, der den Namen Vitry-le-Brulé trägt.

X.

Departement de la Meuse (Maas).

Es besteht aus Theilen von Lothringen, Barrois, dem vormaligen Bisthum Verdun ꝛc., und gränzt an das, zum deutschen Bunde gehörige Großherzogthum Luxemburg. Sein Flächen-Inhalt beträgt 115 Geviert-Meilen. Es ist getheilt in vier Arrondissements, deren Hauptorte sind: Bar-le-Duc, Commercy, Montmedy und Verdun. Die Bevölkerung beträgt 360.000 Seelen. Das Departement stellt jährlich 725 Soldaten zum Heere.

Aus den Vogesen verästen sich mehre Bergzüge herüber bis in dieses Departement. Die Flußgebiete der Maas, der Mosel, des Ornain, werden durch dieselben geschieden. Ihre mittlere Höhe ist 1.000 — 1.300, ihre Gipfel steigen bis 1.600 Fuß. Die Flußthäler sind durch Alluvium mit reicher fruchtbarer Erde bedeckt, welche auf einem kalkhaltigen Tuffstein liegt, der an mehren Stellen die fruchtbare Erde durchbricht und malerische Felspartieen bildet. Die höher gelegenen Gegenden, welche die Flußgebiete scheiden, sind Hochebenen, 4 — 500 Fuß über dem Wasserspiegel der Flüsse. Diese sind größtentheils mit Trümmern von muschelhaltigem Kalke bedeckt, und schwer für den Landbau zu bearbeiten. Auf diesen Höhen ist das Klima auch sehr rauh, während es in den Thälern freundlich und mild ist und treffliche Weine zeitigt.

Das Volk dieses Departements zeichnet sich vor den mehrsten andern durch Verstand, durch Geschicklichkeit, durch feine Manieren sehr günstig aus. Der Körperbau ist vorzugsweise schön zu nennen, und der ächte deutsche Stamm hier weniger als in irgend einem andern Theile Frankreichs zu verkennen. Die beispiellose Eitelkeit der Franzosen scheint zwar das Entgegengesetzte geltend machen zu wollen. Sie sagen unter anderm: die Frauen des Thales der Maas machen sich sowohl durch ihre Schönheit, als durch die Lebendigkeit ihres Geistes bemerklich, was um so wunderbarer scheint, wenn man sie mit dem schwerfälligen, düstern

Geiste und mit der körperlichen Ungestalt der deutschen Lothringer vergleicht, welche sie sowohl an Feinheit und Zartheit der Sitten, wie an Verstand übertreffen. — Wer aber vorurtheilsfrei die benachbarten Völker vergleicht, wird ohne weiteres zugestehen müssen, daß gerade der deutsche Grundzug, der in ihnen nicht zu verkennen ist, verbunden mit der französischen Lebhaftigkeit, sie so angenehm, so liebenswürdig macht.

Unter den freundlichen Sitten dieses Völkchens ist eine Art Eicisbeat merkwürdig. Wenn ein junges Paar sich findet, sich liebt, so geben sie sich gegenseitig den Namen Valentin. Sie begleiten einander bei jeder Gelegenheit. Valentin führt seine Valentins zum Tanz, zu Festen, zu Hochzeiten und Kindtaufen, und mit Feierlichkeit werden sie von allen Bekannten und Valentins begrüßt, geneckt, ihnen aber in Allem völlige Freiheit gelassen. Selten führt diese zu Misbräuchen, fast immer endet sie mit einer Heirath, doch auch, wenn dieses nicht der Fall ist, erwächst keinem von beiden ein Nachtheil daraus, und Heiterkeit und Frohsinn wird durch diese Sitte auffallend befördert. Minder fröhlich sind die Bewohner von Bar, vielleicht weil die schwerere Arbeit, welche ihr Boden fordert, sie ernster macht, auch die Mägdchen sind nur in den Jahren der frischesten Jugend schön, sie altern sehr früh, und eine hübsche Frau ist eine große Seltenheit.

Man begegnet in diesem Departement häufig kleinen nomadischen Horden, welche das Glas und das Fayence der Fabriken aus dem Mosel-Departement im Land umhertragen. Diese sind Zigeuner-Familien, welche in den holzreichen Gegenden sich niedergelassen haben, und den Hausierhandel als Lebensunterhalt treiben, da er am besten ihrem Hange zu einem Landstreicher-Leben entspricht. Die lothringenschen Zigeuner unterscheiden sich wenigstens hinsichtlich ihrer Treue und Ehrlichkeit von denen des südlichen Frankreichs; wiederholt hat man sie einzelner Diebereien angeklagt, die vorgefallen sind, während sie sich an dem Orte des Verbrechens befanden, doch beinahe jedesmal gingen sie gereinigt aus der Anklage hervor, und in den wenigen Fällen, daß sie wirklich nicht rein gewesen, hatte sie schon das Oberhaupt der Bande, welches eine auffallend große Auktorität besitzt, strenger gerichtet und bestraft, als es von Seiten einer ordentlichen Behörde geschehen wäre. Die Ehe ist unbekannt, alles lebt gemeinschaftlich bei diesem Volke. Dieselbe Barakke, dasselbe dürftige Strohlager nimmt die ganze Familie auf, welche sich niederläßt, wo sie einen geschickten Platz dazu findet. Die Kinder spielen, die jungen Leute tanzen, die älteren Frauen bereiten die Mahlzeit. Die Männer strecken sich auf dem Rasen aus und rauchen schlechten Tabak, und so bildet das Ganze stets ein lebendiges wechselvolles Gemälde. Die Zigeu-

ner sind alle sehr musikalisch, und den Lothringern fast unentbehrlich für ihre Feste. Die Frauen der Zigeuner beschäftigen sich mit Wahrsagen, und die gläubigen Einwohner schenken diesen Sibillen für jede gute Neuigkeit ein paar Eier mehr. Die Fisiognomie der Zigeuner ist äußerst ausdruckvoll, Die Züge sind edel und regelmäßig, bei den jüngern Leuten durchgängig schön; engelschön wären die Mägdchen, ihrem zarten pfichehaften Bau, ihren lieblichen Gesichtern nach, wenn der dunkelbraune Teint, und der Schmutz, der sie bedeckt, nicht den größten Theil des Reizes ihnen raubte. Abgehärtet, jeder körperlichen Uebung mächtig, ist die Gelenkigkeit und Kraft so groß als ihre Ausdauer. Schade, daß diese Menschen eigentlich nicht zivilisirt werden können, sie würden jedem Volke, mit dem sie sich vermischten, zum Vortheile gereichen. Ihre Sprache ist eine dem Lande durchaus fremde. Es ist ein eigenthümlicher Jargon, unverständlich allen Andern außer ihnen.

Bar-le-Duc, auf dem Abhange eines Hügels, dessen Fuß durch den Ornain bewässert ist, von 12.500 Einwohnern bewohnt, ist der Haupt- und Präfektur-Ort des Departements, und die Hauptstadt des alten Herzogthums Bar. Die Stadt war sonst befestigt, und diente, um den häufigen Einfällen der Nachbarn in Lothringen Einhalt zu thun. Das große Schloß, welches diese Stadt sonst zierte, war lange Zeit Residenz der Grafen oder Herzoge. Im Jahr 1640 ward es durch eine furchtbare Feuersbrunst eingeäschert, 30 Jahr später durch Ludwig XIV. völlig abgetragen; so behielt die Stadt nur die sie umgürtenden Mauern, auch diese verfielen bald, und Bar ist jetzt eine ganz offene Stadt. Der obere Theil derselben erhebt sich amfitheatralisch nach dem Gipfel des Hügels zu. Sie hat einzelne schöne Gebäude, unter denen die Hauptkirche das Denkmal Renés von Chalons, Prinzen von Oranien, enthält. Es besteht aus einem Sarge von schwarzem Mormor, auf welchem sich ein Skelet von weißem Mormor erhebt, das in seiner linken Hand eine Sanduhr trägt. Die entfleischten Knochen, die vertrockneten Muskeln, die herabhängenden Theile einer halbverwesten Haut sind mit einer schaudererregenden gräßlichen Wahrheit gegeben. Der Schöpfer dieses Monuments hieß Léger Richier; er war ein Schüler des großen Michael Angelo. Den Gipfel des Hügels, auf welchem Bar erbaut ist, zieren die Trümmer des alten Schlosses, von welchem man eine unvergleichliche Aussicht über die ganze Stadt und das liebliche Thal genießt. Der untere Theil liegt in der Nähe des Flußes, welcher die Stadt von Osten nach Westen durchstreicht. 3 Brücken von

Stein verbinden beide Ufer. Dieser Ort ist sehr lebhaft, sehr industriell, und vergrößert und verschönert sich durch den Reichthum seiner Einwohner von Tag zu Tag.

Commercy, auf dem linken Ufer der Maas, ist Hauptort des Arrondissements und hat 3.650 Einwohner. Die Stadt liegt gegenüber und auf einem Werder in einer Gegend, die zu den schönsten des ganzen Thales gehört. Doch so reizend ihre Lage ist, so sehr herrliche Baum-Parthien, reiche Quellen und schön geschmückte Gärten sie zieren, so hat sie selbst doch nichts Bemerkenswerthes. Denn eine Kavallerie-Kaserne, eine Reitbahn, das Rathhaus, sind ohne auffallende Schönheit.

Montmedy, Hauptort des Arrondissements, ist eine kleine Festung von 2.200 Einwohnern, bildet, trotz ihrer Kleinheit, zwei ganz abgesonderte Theile, die obere und die untere Stadt, welche letztere durch das Flüßchen Chiers noch in verschiedene Theile getrennt ist. Der Ort ist schlecht gebaut, die Straßen sind schmal, die Häuser ohne Schmuck, die Plätze klein. Die obere Stadt, auf einem Hügel gelegen, welcher die untere beherrscht, ist die eigentliche Festung, von 8 Bastionen und dazwischen liegenden Halbmonden umgeben. Die untere hat statt derselben starke viereckige Thürme; bedeckte Wege, welche durch den Halbmond führen, bilden die Eingänge der Stadt, welche außer den Kasernen und militärischen Gebäuden nichts Merkwürdiges enthält. In neuerer Zeit ist die Festung verstärkt und in brauchbaren Stand gesetzt worden.

Verdun liegt an der Maas, ist Hauptort des Arrondissements und hat mehr als 10.000 Einwohner. Die Stadt ist als Festung wichtig. Sie hat eine bedeutende Zitadelle, welche 1624 unter Heinrich II. begonnen und unter Ludwig XIII. beendet wurde. Im Jahr 1792 wurde Verdun durch die Preussen bombardirt und genommen. Junge Mägdchen hatten den einziehenden Siegern Blumen geboten, um ihren Zorn zu entkräften. Von den großmüthigen Siegern verschont, büßten diese unglücklichen Kinder, als, nach der Schlacht bei Valmy, Verdun an die Franzosen zurückfiel, ihren unschuldigen Versuch mit dem Leben. Sie wurden alle guillotinirt. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut, einige Straßen aber, welche gegen den Fluß führen, haben einen reißenden Fall und sind durch ihr schlechtes Pflaster Menschen und Thieren gleich gefährlich. Unter den Bauten zeichnet sich der bischöfliche Palast durch seine Größe und schöne Lage aus. Nennenswerth sind auch noch mehre Kasernen, Magazine, das sehr freundliche Schauspielhaus ꝛc. Die Stadt, in einem breiten Thale der Maas gelegen, genießt einer sehr gesunden Luft. Reizende Gegenden umgeben sie von allen Seiten. Die Maas theilt sich in 5 Arme, welche sich unterhalb der Stadt wieder vereinigen und den Fluß von diesem Punkte an fahrbar machen.

XI.

Das Mosel-Departement.

Diese Gränz-Provinz umfaßt einen Theil von Lothringen, von dem französischen Luxemburg und dem vormaligen Bisthume Metz. Es zieht sich längs des preussischen und bairischen Reinlandes hin, hat **418.000** Einwohner, welche jährlich **1.050** Soldaten stellen, und wird in **6** Arrondissements getheilt, deren Hauptorte sind Metz (für drei Wahlbezirke), Thionville, Briey, und Sarreguemines.

Das Land ist hügelreich, und gehört nicht zu den fruchtbarsten Provinzen Frankreichs. Sandiger oder steiniger Boden setzt dem Ackerbau manches Hinderniß entgegen. Große Wälder bedecken die Oberfläche, sie dienten früher zur Unterhaltung der Marine; zu stark angegriffen, bieten sie jetzt nicht mehr Holz von hinlänglicher Größe dar.

Das Volk scheint im Allgemeinen freundlich und offen, arbeitsam und unternehmend, anhänglich an den Boden, der es gebar, anhänglich an das gemeinsame Vaterland. In den fruchtreichen Gegenden sind die Einwohner freundlich, wohlthätig, und kommen dem Fremden gastlich entgegen. In den ärmeren Theilen, wo ein undankbarer Boden aller Mühe und Arbeit spottet, wo Kartoffeln und Milch fast die einzige Nahrung bietet, ist der Karakter des Volkes düster, beinahe wild; dennoch zeigen sie viel Lenksamkeit und nur in Hinsicht auf die Wälder, denen sie sehr gefährlich werden, ist man genöthigt, sie zu bewachen. Die französische Sprache ist in diesem Departement nicht allgemein, kaum kann man $^2/_3$ des Volkes annehmen, als derselben mächtig; Deutsch ist die allgemeinere Sprache, welche erst seit der französischen Revolution der andern zu weichen beginnt.

Metz, Hauptstadt des ganzen Departements und dreier Arrondisse-ments, liegt am Vereinigungs-Punkte der Mosel mit der Seille. Stark be-festigt, durch ein starkes Fort überragt, mit 9 Thoren und Zugbrücken, deren nur 6 zur Kommunikation mit dem Lande dienen, gehört die Stadt zu den wichtigsten militärischen Punkten. Die Stadt zählt 45.000 Ein-wohner, und 5.800 Häuser, welche großentheils höchst altmodisch und düster gebaut sind. Nur die neuen Bauten haben ein freundliches An-sehen. Seit hundert Jahren etwa hat sich Metz auch auf die linke Seite der Mosel ausgedehnt, woselbst die Neustadt liegt, stark befestigt, gleich der ältern. In dieser ist besonders merkwürdig die Kathedrale, 360 Fuß lang, und eben so hoch, mit dem Thurme aber über 400. Sie dankt ihre Gründung dem Bischof Thierry, welcher sie im 11. Jahrhunderte begann. Das Riesenwerk ward erst nach 3 Jahrhunderten vollendet. Der auf das schönste durchsichtig gearbeitete Thurm trägt eine Glocke von 26.000 Pfund, deren Ton auf zwei Meilen gehört werden soll. Bei den bisher genannten Städten schien es nicht der Mühe werth, die Bibliotheken anzuführen, obwohl die Franzosen sich nicht wenig damit wissen, daß diese oder jene Stadt 2.000 sogar 2.500 Bücher in einer öffentlichen Bibliothek vereinigt zählt. Wüßte man nicht, daß Metz eine deutsche Stadt ist, so könnte man es daraus entnehmen, daß ihre öffentliche Bibliothek 60.000 Bücher zählt. Der Gouvernements-Palast und das schöne Schauspielhaus mit einer herrlichen Kolonnade im toskanischen Stile sind ausgezeichnete Bauwerke. Die öffentliche Promenade (ein Werder der Mosel), aus fünffachen Alleen bestehend, ist sehr schön. Metz hat viele Juden. Ihre Niederlassung steigt in die ältesten Zeiten zurück, denn schon im 7ten Jahrhunderte wa-ren sie dort ansäßig. Im 14ten Jahrhundert zweimal verjagt, kehrten sie zweimal wieder dahin zurück, mußten im Jahre 1562 aber-mals die Stadt verlassen, erhielten jedoch im Jahre 1567 die Erlaubniß, daselbst zu bleiben. Damals auf vier Familien beschränkt, und ohne die Erlaubniß, Fremde unter sich aufzunehmen, vermehrten sie sich so außer-ordentlich, daß sie sich bald den Haß des Volkes und der Behörden zu-zogen, deren vollständigen Ausbruch nur Heinrichs IV. Schutzbrief hinderte. Die vier Familien hatten sich während zweier Jahrhunderte auf 550 innerhalb der Stadt, und auf ebenso viele in den Dörfern und Städten des nächsten Umkreises vermehrt. Sie mußten ein Schutzgeld zahlen, welches auf 20.000 Franken jährlich stieg, und der Familie und dem Hause **Brancas Louraguais** geschenkt wurde. Zu den Eigenthümlichkeiten der Sitten dieser Stadt gehört das Fest des Drachen. Ein gewaltiges Un-thier, **Graouilli**, ward von darin versteckten Menschen an einem gewissen Tage auf den Strassen umhergetragen. Sein gräulicher Rachen zeigte eine mehrspitzige eiserne Zunge. Der ganze Spaß war gegen die Brod-

und Kuchen-Bäcker gerichtet. Vor den Läden derselben hielt das Ungeheuer still, und die Bäcker mußten Kuchen und Brod in den geöffneten Schlund desselben werfen, was natürlich den darin verborgenen Trägern zu gut kam. Das Fest ward zum Andenken eines gewaltigen Drachen gefeiert, von welchem der heilige Klemens die Stadt und die Umgegend befreit hatte.

Viele Alterthümer weist die Umgebung auf. Die Römer hatten dort ein prächtiges Amfitheater errichtet, dessen Ruinen man noch im vorigen Jahrhunderte sah. Große Bäder waren daselbst, und die Kathedralkirche weist noch eine ungeheure Porfyr = Wanne auf, welche 10 Fuß lang, 5 Fuß breit und beinahe 4 Fuß hoch ist. Die interessanteste Ruine aber ist die große Wasserleitung, auf beiden Seiten der Mosel, bestimmt, das Wasser zu den Naumachien und zu den Bädern herzuleiten. Die Landleute nennen dieses Denkmal der Römer-Zeit die Teufelsbrücke. Ihre mittlere Höhe ist 57 Fuß. Sie hatte 4.000 Fuß Länge. Jezt sieht man nur noch auf dem linken Ufer der Mosel einige Trümmer; bei niederem Wasserstande in der Mosel selbst die mächtigen Fundamente, auf denen der Aquaeduct den Strom übersetzte, auf dem rechten Ufer aber sind einige Bogen noch vollständig erhalten, und geben einen Begriff von der Großartigkeit dieses Römerwerkes.

Sarreguemines liegt an der Verbindung der Sarre und der Blise. Sie hat 4.200 Einwohner, welche einen lebhaften Handel treiben. Ein Gimnasium und eine Kavalleriekaserne sind die einzigen Merkwürdigkeiten dieses Dörfchens.

Thionville, an der Mosel, in einer lachenden fruchtbaren Gegend gelegen, ist der Hauptsitz des Arrondissements und zählt beinahe 6.000 Einwohner. Die Stadt ist sehr hübsch, man findet einzelne sehr schöne Gebäude, und wäre es keine Festung, welche mit ihren 11 Bastionen der Ausdehnung der Stadt Gränzen sezt, so würde der Ort sich bald zu einem der schönsten in Frankreich gestalten. Die beiden Ufer der Mosel sind durch eine Brücke verbunden, deren Pfeiler von Stein, deren Bogen von Holz sind, mit einer Kühnheit erbaut, welche schon die Aufmerksamkeit manches Mechanikers erregte.

XII.

Meurthe (Departement de la).

Aus dem mittleren Theile von Lothringen, dem vormaligen Bisthume Toul gebildet, enthält 118 □ Meilen, und eine Bevölkerung von 416.000 Einwohnern, welche 1.065 Soldaten stellen. Das Departement ist in 6 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte Nancy, Lunéville, Chateau-Salins, Toul und Sarrebourg sind; es ist außerordentlich holzreich, mehr als $^1/_3$tel seiner Oberfläche ist mit Wäldern bedeckt; die fahrbaren Flüsse, Mosel und Meurthe, gehen in den Rein, und gestatten einen bedeutenden Holztransport nach Holland, welcher für jezt zwar dem Lande viel einbringt, doch auch die Wälder sehr ruinirt. Die Gebirgszüge und die Nachbarschaft der Vogesen machen das Klima rauh und unbeständig, daher auch die Vegetation keineswegs der geografischen Breite entspricht.

Der Bewohner dieses Departements scheint, nach Angaben der Franzosen selbst, welche ihre deutschen Besitzungen immer stiefmütterlich behandeln, sich auffallend verbessert zu haben; das Sprüchwort „der Lothringer ist ein Verräther gegen Gott wie gegen seinen Nächsten“ scheint unwahr geworden zu sein. Das Leben der Landleute ist einfach und mäßig, daher sie oft um ihres Geizes willen von ihren Nachbarn verspottet werden. Fehlt es ihnen auf heimathlichem Boden an Arbeit, so ziehen sie hin in fremde Länder, um diese zu suchen. Die Sitten bieten nichts Eigenthümliches dar. Ihre Häuser zeichnen sich jedoch vor denen der Franzosen aus. Sie sind immer geräumig, in zwei Theile getheilt, deren einer bewohnt wird, während der andere Scheunen und Ställe enthält. Zwei Zimmer bewohnt die Familie, diese sind immer parterre gelegen, da das ganze obere Geschoß ein Speicher ist; den Hintergrund der Küche bildet ein ungeheurer Kamin in piramidaler Form. Sein Herd heizt eine der

beiden Stuben durch einen gewaltigen Ofen, in dessen Nähe die Herrschaft schläft, während die Dienerschaft im Stalle oder in der Küche untergebracht ist.

Die Kleidung der Landleute ist fast ganz die der deutschen Bauern: kurze Beinkleider, Strümpfe, Jaken oder Röcke, große Schuhe mit mächtigen Schnallen, ein großer dreispitziger Hut bilden die Hauptstücke des Anzugs der Männer. Mieder, kurze Röcke, bunte Strümpfe und ein großer Strohhut, mit schwarzem Sammt garnirt, mit schwarzen Bändern gebunden, wird in der Regel bei Frauen und Mägdchen gesehen, welche sich nur durch mehr oder lebhafte Farben unterscheiden.

Die Sprache ist ein schlechtes Patois, das in der Gegend der deutschen Gränze häufig ganz der deutschen Sprache gleicht.

Nancy, eine schöne Stadt, eine Viertelstunde von der Meurthe, in höchst fruchtbarer Gegend am Fuße mehrer waldigen Hügel gelegen, ist der Hauptort der Provinz und zählt 30.000 Einwohner. Der Ort ist in Alt- und Neustadt getheilt. Die leztere ward 1603 gebaut und ist unter Karl III. stark befestigt worden. Stanislaus Leszinsky, König von Polen, späterhin Herzog von Lothringen geworden, bereicherte diese Stadt mit vielen prachtvollen Bauten. Vier große Hauptstraßen, von den Hauptthoren der Stadt kommend, vereinigen sich in der Mitte auf einem großen Platze. Die Kathedralkirche, der Justizpalast, die Börse, das Rathhaus, der Gouvernementspalast sind sehenswerthe Gebäude. Das Königsthor, ein Triumfbogen im Stile des 18ten Jahrhunderts ist weniger bemerkbar als architektonisches Kunstwerk, denn als Zeuge der heldenmüthigen Aufopferung des berühmten Desilles. Die schöne Rotunde der Kapuziner, welche die Grabstätten der Fürsten von Lothringen umschloß, wurde im Jahre 1793 schrecklich verwüstet. In neuester Zeit wieder hergestellt, bildet sie noch immer eines der merkwürdigsten Gebäude des Departements. Die Stadt heißt auf deutsch: Nanzig.

Toul, am Fusse weinumlaubter Berge, liegt in einer fruchtbaren Ebene, welche die Mosel durchströmt. Die Stadt ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 7.500 Einwohner. Unter den Bauwerken zeichnen sich die Kathedrale mit vier Thürmen, das Arsenal und die große steinerne Brücke über die Mosel aus. Der Bischofspalast ist gleichfalls anzuführen. Er ist jezt der Sitz einer Kohorte der Ehrenlegion.

Chateau Salins, an der kleinen Seille in einem angenehmen

Thale gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 2.800 Einwohner. Der Ort dankt seinen Namen und seine Entstehung einer Saline, welche im Jahr 1330 in der Umgürtung eines Schloßes, den Herzogen von Lothringen gehörig, errichtet wurde. Sie scheint nicht früher bekannt zu sein, besteht aber noch inmitten der Stadt.

Sarrebourg, auf der Straße von Metz und Nancy gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 2.200 Einwohner. Der Ort ist von militärischer Wichtigkeit durch seine Lage an einem der bedeutendsten Ausgänge der Vogesen.

Luneville, am Einflusse der Vezouze in die Meurthe gelegen, ist Hauptort eines Arrondissements und hat 12.500 Einwohner. Dieser Ort, der am Anfange nichts war, als ein Jagdschloß, erhob sich im 10ten Jahrhunderte zum Hauptorte einer Grafschaft, welcher durch seine Befestigung zu wiederholten Malen die Aufmerksamkeit kriegführender Mächte auf sich zog. Späterhin wurden die Festungswerke rasirt. Es findet sich dort das Schloß (durch Kaiser Leopold gebaut, durch König Stanislaus verschönert), in welchem Kaiser Franz I. geboren ist. Die schönen Gärten, welche dasselbe umgeben, sind jezt öffentliche Spaziergänge. Unter den Bauwerken zeichnet sich die neue Hauptkirche aus, in welcher die durch Voltaire gefeierte Marquise Du-Châtelet ein schönes Grabmal hat. Auf dem Hauptplatze befindet sich eine prachtvolle Fontaine. Bemerkenswerth ist noch die große Kavalleriekaserne, die weite Reitbahn, deren schönes, sich selbst tragendes Dach von außerordentlicher Kühnheit, der Aufmerksamkeit werth ist. Lüneville hat historische Merkwürdigkeit durch den Friedensschluß zwischen Oesterreich und Frankreich, durch welchen am 9. Febr. 1801, zur Schmach für Deutschland, die auf dem linken Reinufer liegenden deutschen Provinzen sammt und sonders an Frankreich abgetreten wurden.

XIII.

Departement der Vogesen.

Es ist eines der vier Departements, welche aus dem ehemaligen Lothringen gebildet sind, der alte Wasgau. Das Departement hat 106 □ Meilen und eine Bevölkerung von beinahe 400.000 Menschen, welche jährlich 1.006 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in fünf Arrondissements getheilt, deren Hauptorte Epinal, Mirecourt, Neufchâteau, Remiremont und Saint-Dié sind. Das Land ist durchaus gebirgig, es bildet die Wasserscheide zwischen dem Nordmeer und dem Mittelmeere. Die Gebirge ziehen von Westen nach Osten und wenden sich dann südlich. Der östliche Theil ist gebirgiger und höher als der westliche, dennoch erheben sich die höchsten Gipfel nicht über 4.000 Fuß. Viele bedeutende Flüsse entspringen auf den Vogesen, so die Mosel, die Meurthe, die Saone und andere, doch sind sie alle in diesem Departement noch klein und unbedeutend, und werden erst außerhalb der Gränzen desselben kahnbar. Die Maas durchschneidet das Arrondissement Neufchateau, sie fließt auf einem stark ausgehöhlten steinigen Boden, in welchem sie sich völlig verliert, so daß sie auf die Länge einer französischen Meile ganz und gar von der Oberfläche verschwindet. Auch der Mouzon, welcher in die Maas geht, fließt ungefähr 2 Meilen unterirdisch und erscheint erst wieder bei Neufchateau. Im westlichen Theile wird viel Ackerbau getrieben, die östlichen höher gelegenen Gegenden sind rauh, unfruchtbar, stark bewaldet, fordern schwere Arbeit, und belohnen dieselbe schlecht. Die hohen Berge sind daher nur von Hirten bewohnt, deren Heerden die Waiden benutzen. Der Anblick der Gegend ist zwar rauh genug, doch bietet er keine der großartigen Schönheiten, welche in den Alpen und Pirenäen so sehr entzücken. Das Klima ist äußerst streng, die Berggipfel sind, obwohl nicht über 4.000 Fuß hoch, doch den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. In den tief eingeschnittenen Thälern befinden sich freundliche schöne Dörfer, werth, mit den schönsten der Schweiz zu wetteifern.

Das Volk ist im Allgemeinen arbeitsam, sparsam, mäßig und ernst. Die Bergbewohner müssen sich schwerer, harter Arbeit unterwerfen, doch scheint dieselbe nicht ihre Kräfte zu übersteigen, da sie keineswegs verkümmert sind, sondern zu den stärksten Menschen von Frankreich gehören. Sie leben meistentheils in einzeln gelegenen Wohnungen, was ihre Sitten noch rauher und härter macht, als die der Bewohner der untern Gegenden sind. Sie erscheinen stolz, leicht reizbar, sie beleidigen leicht, und sind bei einer empfangenen Beleidigung schnell zur Rache gereizt. Man findet sonst unter den Bergvölkern, wie in der Schweiz, in Tirol, in Steiermark, wenig Sittlichkeit in Beziehung der beiden Geschlechter zu einander. Dieses ist in den Vogesen nicht der Fall. Verführung ist selten. Ein verführtes Mägdchen ist entehrt, und wenn ihr Geliebter den Fehltritt nicht durch eine Heirath wieder gut macht, so bleibt er zeitlebens ein Gegenstand der tiefsten Verachtung. Mägdchen, deren Tugend anbrüchig ist, genießen wenig Ansehen. Eine Ehrenbezeugung, deren diejenigen theilhaftig werden, deren Ruf fleckenlos ist, wird jenen verweigert. Am Tage der Verheirathung nemlich bringt man unter großer Feierlichkeit der reinen Jungfrau ein weißes Huhn, welches für einen Beweis der größten Achtung gilt. Eine wunderliche Sitte hat sich im Moselthal erhalten. Vor dem Hause, in welchem erwachsene Töchter sind, welche noch keine Verbindung eingegangen, welche noch frei sind, errichtet man einen Düngerhaufen, dessen Gipfel glatt und sauber gemacht ist. Wo ein solcher sich findet, treten die jungen Burschen ohne Scheu ein, sicher, ihre Rechnung zu finden. Ist der Düngerhaufen unordentlich, so zeigt es den Liebhabern an, daß sie sich wo anders hinbegeben, ihre Zeit nicht verlieren sollen.

Die Produkte dieses Departements sind nicht sehr mannigfaltig. Die Hausthiere betreffend, so sind diese größtentheils von schlechter Rasse. Erst seit Kurzem beginnt die Veredlung der Schaafherden durch Einführung spanischer oder engländischer Böcke. Das Rindvieh ist von nicht minder schlechter Rasse, erst in wenigen Gegenden hat man größeres Vieh aus der Schweiz eingeführt, man bemerkt hieran und an vielen andern Zeichen, daß dieser Theil von Deutschland seit der Zeit, da er zu Frankreich gehört, stehen geblieben, nicht fortgeschritten ist, wie das übrige. Die Pferdezucht ist fast ganz im Verfalle. In den Gebirgsgegenden ist Roth- und Schwarzwild häufig, aber auch Raubthiere und besonders Wölfe giebt es in solcher Menge, daß sie im harten Winter nicht nur heerdenweise die Dörfer überfallen, sondern durch Hunger getrieben, über den Rein nach Baden, ja bis nach Würtemberg kommen. Der Ackerbau liegt zum Theile noch in der Kindheit; ein ganz entschiedenes Zurückbleiben gegen das benachbarte Deutschland ist durchaus nicht zu verkennen,

besonders sieht man dieses daran, daß trotz der zahlreichen Heerden doch wenig oder gar keine Futterkräuter gebaut werden, und daß deßhalb die Thiere nicht selten in Gefahr kommen, Hungers zu sterben. Häufig sind dagegen reichlich Zinn tragende Bergwerke. Man baut auf Eisen, Blei, Zinn, Kupfer, sonst auch auf Silber und Gold; besonders waren die Minen zu Lacroix berühmt, ja sie sollen jährlich $^3/_4$ Millionen Franken abgeworfen haben. Viele Mineralwasser bieten die Vogesen, der größte Theil derselben aber ist unbenutzt.

Epinal an der Mosel, ist der Hauptort des Departements, er zählt 9.200 Menschen, und breitet sich am Fuße der Vogesen in einer angenehmen und vortheilhaften Lage aus. Die große Stadt, durchflossen von dem Bächlein Umbral, breitet sich auf dem rechten Ufer der Mosel aus. Die kleine Stadt (auch Rualmenil genannt) nimmt eine Landzunge, von zwei Armen des Flusses gebildet, und einen Theil des linken Ufers ein. So schön die Umgegenden sind, so unbedeutend, ja häßlich ist die Stadt selbst, deren krumme und enge Straßen eine Menge kleiner und schlechtgebauter Häuser einschließen. Die öffentlichen Gebäude sind in der Regel geräumig und ihrer Bestimmung würdig. Ein altes Jesuiten-Kollegium ist in die Präfektur, das Kapuzinerkloster in ein Hospital verwandelt. Auf einem Hügel, der die Stadt beherrscht, befindet sich die Ruine eines großen Schloßes. Der Garten, der dasselbe umgibt, und Privat-Eigenthum ist, bietet ungemein schöne Aussichten auf die Umgegend dar.

Mirecourt, Hauptort des Arrondissements, ist auf dem linken Ufer des Madon gelegen. Es zählt 5.600 Einwohner, welche sich großentheils mit Verfertigung von musikalischen Instrumenten aller Art abgeben. Während die Männer in ihren Werkstätten eingeschlossen sind, klöppeln die Frauen, vor den Thüren sitzend, Spitzen. Dieses giebt dem Orte ein eigenthümliches Ansehen, und man könnte keinem Reisenden, der durch diesen Ort fährt, es verdenken, wenn er ihn als einen — lediglich von Frauenzimmern bewohnten Ort beschriebe. Derselbe war ehemals eine Festung, und hatte ein schönes Schloß. Von beiden jedoch sind nur noch Trümmer vorhanden.

Remiremont, Hauptort des Arrondissements, liegt auf dem linken Ufer der Mosel, und hat eine Bevölkerung von 4.700 Seelen. Es dankt seinen Namen und sein Wachsthum einem großen Kloster, einer Abtei, welche

der heilige Romaris für Männer und Frauen gründete. Er war einer der ersten Fürsten am Hofe des Königs von Austrasien Theodebert, Liebling der Brunehild, späterhin aber von ihr sehr verfolgt. Er zog sich hierher zurück, und gründete auf dem Berge von Remiremont ein mächtiges Stift, doch nur für Personen des höchsten Adels bestimmt. Als die Hunnen Frankreich verwüsteten, ließen sich die vertriebenen Priester, welche wohl nicht allein Kristus gedient hatten, dort nieder, wo die Stadt jezt steht. Ein Theil der damals gegründeten Gebäude existirt noch jezt, so wie auch die Hauptkirche noch jezt den Namen der Frauenkirche trägt. Die Stadt ist freundlich, die breiten und regelmäßigen Straßen sind nicht mit hohen, aber wohlgebauten Häusern geziert.

Neufchateau liegt am Mouzon, nahe am Einfluße desselben in die Maas. Es ist der Hauptort eines Arrondissements und hat 3.600 Einwohner. Die Stadt ist freundlich, wohlgebaut, am Fuße eines Hügels gelegen, und bietet von Ferne einen schönen Anblick dar. Bemerkenswerthe Gebäude giebt es jedoch wenige oder gar keine.

Domremy-la-Pucelle ist ein Dorf von 316 Einwohnern, beinahe das kleinste des Departements, doch eines der berühmtesten in ganz Frankreich, weil dort die unsterbliche Johanna d'Arc, die Befreierin von Frankreich, geboren wurde. In der Hauptstraße des Dorfes befindet sich ein kleines Haus, über dessen Thüre eine Inschrift vom Jahr 1461 den Ort bezeichnet, an welchem die Jungfrau das Licht der Welt erblickte. Das Häuschen verfiel in Trümmer, als ein Deutscher, ein Verehrer Schillers, welcher zuerst den Ruhm der Jungfrau wieder erweckte, den der Franzose Voltaire in den Koth getreten, 6.000 Franken für diese Trümmer bot. Der Besitzer schlug das Anerbieten aus. Das Gouvernement, von dem Geschehenen unterrichtet, schämte sich, zum zweitenmale von einem Deutschen an eines seiner größten Heiligthümer erinnert worden zu sein. Es kaufte das Haus, ließ es wieder herstellen, und ließ auf dem Platze, an welchem es gelegen, unter dem Zulaufe von vielen tausend Menschen ein Denkmal errichten. Es ist ein von vier Säulen getragenes Fronton, unter welchem die kolossale Büste der Jungfrau steht. Ein schöneres Denkmal noch sezten ihr ihre Nachkommen, indem sie an dem nämlichen Platze ein Schulhaus für junge Mägdchen errichteten. Eine sonderbare Ironie des Schicksals ließ in demselben Orte, in welchem die berühmte Heldin geboren ward, auch eine der berüchtigtsten Mätressen Ludwigs des XV., Dubarry, das Licht der Welt erblicken, und Voltaire, welcher sich nicht schämte, das edelste Weib des romantischen Zeitalters durch seinen Spott zu besudeln, schämte sich natürlich auch nicht, eine öffentliche Dirne zu besingen.

XIV.

Departement der Indre und Loire.

Dieses Departement ist aus Theilen des alten Anjou und der Touraine gebildet. Es umfaßt 134 □Meilen und hat beinahe 300.000 Einwohner, welche dem Heere jährlich 680 Rekruten stellen. Das Departement wird in vier Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Tours, Chinon und Loches. Nach der verschiedenen Beschaffenheit seines Bodens wurde dieses Departement sonst in fünf Theile geschieden. Diese waren: Les Varennes, nördlich zwischen der Loire und der Cisse, ferner südlich zwischen der Loire und Cher, eine leicht anbaubare Erde, auf welcher die Braachen unbekannt sind. Le Véron, durch seine Fruchtbarkeit sich dem vorigen nähernd, doch viel fetter, und mehr Feuchtigkeit an sich haltend, die Hügel zwischen der Loire und Indre, nahe bei Chinon, einnehmend, dort gedeihen die köstlichsten Weine und herrliche Früchte. Die Champeigne, zwischen dem Cher und Indre, 14 Gemeinden umfassend und fruchtbarer Waizenboden. La Brenne, ein kleiner Landstrich an Poitou und Berry gränzend, feuchter und sumpfiger Boden. Endlich die Gatines, ein kleiner Landstrich im Norden der Loire, dessen Boden trocken und daher schwer zu bearbeiten ist. Er bringt Zerealien und Früchte hervor.

Das Departement hat keine Berge, nur kleine unbedeutende Hügel durchziehen dasselbe. Wälder bedecken ungefähr den 10ten Theil des Bodens, die Eiche waltet darunter vor, man hat auch Wälder von eßbaren Kastanien, doch nehmen sie nicht große Strecken ein. Hutwaiden bedecken fast den sechsten Theil des Departements und haben bis jezt, da das Land noch keine große Heerden hat, fast keinen Werth.

Die Produkte dieses Departements haben nichts, das sie vor andern auszeichnete. Pferde, Rinder, Schaafe, sind von schlechter Rasse, von desto besserer Wölfe, Füchse und wilde Schweine, welche vielen Scha-

den thun. Unter den Reptilien ist die Natter und die Blindschleiche häufig, und wird nicht selten den Kindern, die mit bloßen Füßen gehen, gefährlich. Die Erzeugnisse des Bodens sind die gewöhnlichen Feldfrüchte, Obst und Wein.

Die Bewohner gehören zu den anspruchlosesten des ganzen Reiches, bescheiden in ihren Forderungen, ohne heftige Leidenschaften, genügt ihnen das Leben, wie es ihr Boden, ihr Garten ihnen bietet, sie sehnen sich nicht nach steten Veränderungen und sind darum vielleicht glücklicher als tausend andere, denen nur das gefällt, was sie nicht besitzen.

Das Französisch, was dort gesprochen wird, ist ganz rein, was wohl daher kommen mag, daß die Gegenden der Loire lange Zeit der Sitz des Hofes gewesen. Das Kostüm bietet nichts Auffallendes dar, wenn man nicht den Kopfputz einiger eitler Dorfschönen anführen will, der ein wenig bizarre ist.

Tours, auf dem linken Ufer der Loire, ist Hauptort des Departements und zählt 24.000 Einwohner. Die Stadt ist sehr alt, sie war schon bedeutend, als die Römer das Land eroberten, und war die Hauptstadt der Provinz Lyonensis Tertia. Der Ort ist in einer weiten Fläche umgeben von weiten Boulevards, welche an die Stelle der alten Festungswerke getreten sind, sie ist schlecht gebaut, fast durchgängig unregelmäßig, mit engen Straßen und alten Häusern, deren Anblick jedoch keineswegs düster ist, da sie alle von ganz weißem Stein aufgeführt sind. Einzelne neue Häuser vermischen sich bereits mit den andern. Die Plätze sind weder groß noch regelmäßig, 12 Thore führen in die Stadt, welche von 5 Vorstädten umgeben ist. Die Brücke von Tours war die schönste in Frankreich, bevor jene von Bordeaux erbaut wurde; sie hat 1.300 Fuß Länge, und beinahe 50 Fuß Breite. Ihre Höhe über dem Wasser beträgt beinahe 40 Fuß, die Weite ihrer Bogen 75 Fuß. Unter den Gebäuden zeichnen sich das Museum, das Rathhaus und die Kathedrale aus, deren zwei magnifike Thürme (leider unausgebaut) hoch in die Luft ragen. Das alte Schloß, auf dem königlichen Quai gelegen, ist ein prächtiges Bauwerk, dem Mittelalter angehörig.

Chinon, auf dem rechten Ufer der Vienne, ist der Hauptort eines Arrondissements und hat beinahe 7.000 Einwohner, es war sonst eine Festung wie Tours, und Karls VII. einziger Rückhalt, als die heldenmüthige Johanna ihn zu erretten kam. Das Schloß, welches jezt in Ruinen liegt, zeigt sich in diesen noch so großartig, daß man daraus mit Erstaunen auf seine frühere Pracht und Ausdehnung schließt. Die Stadt

liegt äußerst angenehm, auf der Spitze einer Halbinsel, welche durch die drei Hauptflüsse des Departements gebildet wird. Unfern Chinon wurde der berühmte Rabelais geboren.

Loches, auf dem linken Ufer des Indre, Hauptort des Arrondissements, hat 4.800 Einwohner. Es erhebt sich amfitheatralisch, am Eingange zweier romantischer Thäler, und ist von der Stadt Beaulieu nur durch eine Reihe von Brücken über die verschiedenen Arme dieses Flusses getrennt. Loches ist so angenehm gebaut, wie seine Lage angenehm ist. Freundliche Gebäude zieren freundliche geräumige Straßen. Unter den merkwürdigsten Alterthümern ist zuerst nennenswerth das alte Felsen-Schloß, welches die Stadt überragt, und dessen Gründung man bis in die Römerzeit zurückführt. Immer mehr und mehr ward dasselbe durch verschiedene französische Könige befestigt und als einer der wichtigsten militärischen Punkte betrachtet, bis der schändliche Ludwig der XI, dort seine neue Erfindung, eines Perillus würdig, ausführte: seine berühmten Oubliettes, eiserne Gefängnisse, deren Boden mit Fallthüren versehen waren, die sich öffneten, sobald der Gefangene darauf trat, und ihn in einen Abgrund stürzen ließen. Ein zweites Schloß, von Karl VII. benannt, jezt die Munizipalität, ward lange Zeit von der schönen und berühmten Agnes Sorel bewohnt, deren Mausoleum sich in der Hauptkirche befand.

Richelieu, ehemals ein Dorf, jezt Hauptort eines Kantons, zählt 2.800 Einwohner. Das Dörfchen, ganz unbedeutend, hat ein Schloß der Familie Duplessis; dort ward geboren Armand Duplessis von Richelieu, König von Frankreich, wenn auch ohne diesen Titel. Er erhob das Dörfchen zu einer Stadt, baute daselbst ein Schloß, das mit allen Schlössern der ersten Fürsten Europas wetteifern konnte. Die Stadt Richelieu lag am Ende der Terrassen unter seinem Schlosse, sie war viereckig gebaut, simetrisch in allen Theilen, mit Mauern und Gräben umgeben, welche sie zu einer ziemlich starken Festung machen. So lange der furchtbare Kardinal-Minister lebte, vergrößerte sie sich, verschönerte sich das Schloß; um der Erhaltung desselben gewiß zu sein, vermachte er es dem Könige, welcher jedoch bald starb, und es den natürlichen Erben zurückgab, und diese vernachläßigten den Ort, bald entfernten sich aus demselben all die Schmeichler und Heuchler, welche, um dem Kardinal zu gefallen, dahin gezogen waren. Grabesstille ruhte auf der Stadt und auf dem Schlosse, Gras wuchs auf den Straßen und Plätzen, so schnell als es entstanden, so schnell verfiel Alles. Die Revolution zertrümmerte einen großen Theil der Gebäude und die Besitzer verkauften es endlich unter der Bedingung, daß es ganz abgebrochen würde. Die Stadt, welche sonst 9.000 Einwohner hatte, fiel auf weniger als $^2/_3$tel zurück, welche sich in den weiten Straßen und Plätzen beinahe verlieren.

XV.

Departement des Loir und Cher.

Zusammengesezt aus Theilen von Orléanais, Blaisois und Vendomois, umfaßt dieses Departement 121 □Meilen und ist bewohnt von 236.000 Einwohnern, welche jährlich 555 Soldaten zum Heere stellen. Es ist in drei Arrondissements getheilt, deren Hauptorte sind: Blois, Romorantin und Vendome. Das Departement ist ziemlich eben, doch auch von einzelnen Hügeln durchzogen oder umgeben. Der südlichste Theil ist einer der ödesten und traurigsten von ganz Frankreich. Man sieht fast nur wüste Sandebenen und nicht urbar zu machende Sümpfe. Wie Oisen treten daraus die einzelnen sehr zerstreuten Dörfer hervor. Andere Theile sind zwar ein wenig besser bedacht, besonders in der Nähe der Flüsse; doch ist der größte Theil des Landes höchst arm und so schwach bevölkert, daß kaum 1.000 Einwohner auf die □Meile kommen, wenn man die Städte in Abrechnung bringt. Die Einwohner sind ein gutmüthiges friedliches Völkchen, jedoch, obwohl sie ein gutes Französisch sprechen, so ungebildet, daß ihnen selbst die allerersten Begriffe der nächstgelegenen Dinge fehlen. Ackerbau, wenig Weinbau, in den dürren und öden Gegenden aber Viehzucht, ist ihre Hauptbeschäftigung. Die Dörfer liegen weit auseinander, die Wohnungen sind schlecht und unbequem gebaut, von Lehm auf einander gepackt, mit Stroh bedeckt. Ihre Nahrungsmittel sind schlecht, in vielen Gegenden bestehen dieselben das ganze Jahr hindurch in nichts als Buchwaizen.

Daß dieser Landstrich an Naturprodukten arm sein wird, ist begreiflich; die Hausthiere sind von schlechter Rasse, unter dem Wild blos Sumpfgeflügel in größerer Menge vorhanden. Das Pflanzenreich liefert nichts Bemerkenswerthes und das Mineralreich ebensowenig, wenn man nicht etwas Sumpferz und Flintensteine dahin rechnen will, auf welch' leztere in diesem Departement gebaut wird. Aus den sehr harten, in horizon-

talen Bänken liegenden Steinen schlägt und klüftet man kleine Stücke, bis sie die bekannte viereckigte zugeschärfte Gestalt haben. Von der feinern Sorte macht ein Arbeiter täglich 400, und 600 von der gröbern Sorte. Es ist ein Mährchen, daß diese Steine unter der Erde weich sind, und mit einem Messer geschnitten werden. Jährlich gehen derselben an 20.000.000 Stück aus dieser Provinz nach dem übrigen Frankreich und in das Ausland. Doch hat der Handel damit außerordentlich abgenommen, seitdem die sogenannten Perkussionsschlösser an den Flinten gebräuchlich geworden sind.

Blois, Hauptort des Departements, liegt auf dem rechten Ufer des Loir, und hat 13.000 Einwohner. Die Stadt ist weder groß noch schön, doch durch ihre reizende Lage und durch ihre historischen Denkmäler merkwürdig. Sie ist sehr alt. Eine große römische Wasserleitung beweist, daß sie zu jener Zeit schon gestanden. Das große Schloß, welches im Jahr 873 gebaut wurde, war der Schauplatz furchtbarer Thaten und interessanter Begebenheiten. Heinrich III. versammelte hier die Generalstaaten, der tollkühne Heinrich Herzog von Guise beleidigte hier seinen König, der sich durch einen Meuchelmord rächte. Das Schloß war der Zufluchtsort der tugendhaften Valentine von Mailand, welche ihren durch den Herzog von Bourgogne getödteten Gatten beweinte, — war der Zufluchtsort der schändlichen und untugendhaften Isabeau von Baiern. Hier wurde der Herzog von Alençon mit Margaretha von Anjou, hier wurde Heinrich IV. mit Margarethe von Valois vermählt, hier wohnte die unglückliche Maria Kasimir, Königin von Polen, hier bestand von 1785 eine Kaserne, und hier wohnte die Kaiserin Marie Louise nach Napoleons Fall. Die Stadt bildet einen Halbkreis, dessen beide Enden sich an den Fluß lehnen, und die Hauptgebäude der Stadt, das Schloß und die Kathedrale tragen. Das merkwürdigste Werk der Baukunst ist aber die Wasserleitung, welche noch jezt der Stadt von großem Nutzen ist, indem sie durch den Felsen gehauen in solcher Weite, daß drei Männer nebeneinander und ohne sich zu bücken, hindurchgehen können, die stärksten und reichhaltigsten Quellen der Umgegend sammelt, und ihre Wasser, erfrischt und geläutert, zur Stadt führt. Auch die Brücke von Ludwig XV. auf den Trümmern einer alten Brücke gebaut, und in der Mitte durch einen hohen Obelisk geziert, ist ein bemerkenswerthes Bauwerk.

Romorantin, auf dem rechten Ufer der Saudre, am Einflusse der Morantin, ist Hauptort des Arrondissements und hat über 7.000 Einwohner. Obwohl in einer rauhen unfruchtbaren Gegend gelegen, hat die

Stadt doch durch ihre Industrie viel Leben. Dieses wurde geweckt, als Franz I. die Stadt, den Geburtsort seiner Gemahlin, der Königin Klaudia, seiner Aufmerksamkeit würdigte, ein Schloß baute, und sie mit mehren Privilegien beschenkte. Schöne Gebäude, ein schönes Theater und sehr freundliche Spaziergänge schmücken die Stadt.

Vendôme, Hauptstadt des Arrondissements, liegt am Loir, welcher dieselbe in mehren Armen durchschneidet. Die Umgegenden sind äußerst angenehm, hügelreich, bewaldet, schöne Dörfer, in üppigen Feldern gelegen, schattige Boskets zu Spaziergängen benutzt, umgeben dieselbe. Unter den Werken der Baukunst zeichnet sich eine schöne Fontaine, ein Theater, ein großes Schlachthaus, eine prächtige Kavalleriekaserne, und eine Kathedral-Kirche aus. Ein prachtvolles Schloß überragte sonst die Stadt. Dieses sowohl, als mehre Grabmäler französischer Könige, wurden zur Zeit der Revolution zerstört.

VI.

Departement der Sarthe.

Zusammengesetzt aus Theilen von Maine und Anjou, hat dieses Departement 118 □Meilen und eine Bevölkerung von 460.000 Einwohnern, welche jährlich 1.050 Soldaten zum Heere stellen. Es ist in sieben Wahlbezirke getheilt, deren vier Hauptorte sind: Le Mans, la Fleche, Mamers und Saint-Calais. Nur hie und da unterbrechen niedrige Hügelreihen die fast ganz ebene Fläche des Bodens, welche nur zum Theile fruchtbar, andern Theils aber sehr sandig und öde ist, was besonders in dem südlichen Theile Statt findet, Die bedeutendsten Flüsse, die Sarthe nördlich und der Loir südlich, werden in diesem Departement schiffbar. Der Boden bringt Waizen, Roggen und alle mehltragenden Gräser hervor, doch nicht mehr, als das Land selbst verbraucht. Pflug und Egge sind beinahe unbekannt. Der Acker wird mit dem Grabscheit bearbeitet. Der Weinbau ist unbedeutend; viel Obstbau wird in diesen Gegenden getrieben, und ein Zider gewonnen, welcher sehr berühmt ist. Auch die eßbaren Kastanien stehen in gutem Rufe. Die Wiesen, ob zwar gut bewässert,

reichen doch für das zahlreiche Vieh nicht genug Futterkräuter, daher wird viel Klee gebaut. Die Schafzucht und die Schweinezucht hat sich durch die Nähe von Paris sehr erhohen; auch die Geflügelzucht ist bedeutend, und die Poularden von Mans gehen nicht blos nach der Hauptstadt, sondern sind durch ganz Frankreich als Leckerbissen berühmt. Paris ist zwar 50 französische Meilen von Mans entfernt, doch ist die Kommunikation so stark und so belebt, daß die meisten Produkte, weil sie in Paris einen Werth haben, in großer Menge dahin gehen. Hiezu gehören unter Anderem Honig, Wachs und Talg. An Mineralien ist das Land nicht reich, man findet nur Eisen. Marmorbrüche geben ein gutes Baumaterial. Auffallend ist in dem gesitteten und gebildeten Frankreich, daß, wie bei den Huronen und Irokesen, die Weiber eigentlich Nichts sind. Kommt die Frau des Bauern nieder, so fragt der Vater, ists ein Knabe? Ist dieses nicht der Fall, so wird ihm geantwortet: ach nein, es ist nur eine Kreatur (est ce un gas? — — O non, ce n'est qu'une créature!) Der Pachter oder Bauer heißt Maitre, seine Frau Maitresse, doch diese Maitresse muß sich mit der Ehre begnügen, für ihre Knechte zu kochen, mit welchen der Mann sich zu Tische sezt, während sie und ihre Töchter denselben aufwarten. Selbst nach vollendeter Mahlzeit darf sie sich nicht an den Tisch setzen, sie muß die Ueberbleibsel des Mahles, gut genug für die Weiber, im Stehen verzehren. In der That gilt ein Weib hier 5 bis 6 mal weniger als ein Mann; das kräftigste, tüchtigste Bauernmägdchen bekommt, nebst dürftiger Kost, jährlich höchstens 36 Franks, während ein Knecht 150 bis 200 erhält. Wird dem Bauern eine Kuh oder ein Füllen krank, so läuft er schleunig zum Thierarzt und sucht dessen Hülfe; wird die Frau oder eine Tochter krank, so sezt der Mann ihr einen Topf mit Zider an das Strohlager, und erlaubt ihr, sich mit diesem und dem Fieber herumzuschlagen. Sie wird wohl daran sterben, sagt er gleichgültig. Ueber alle Maaßen abergläubisch sind die Bewohner dieses Departements, alles macht ihnen Angst und Schrecken. Eine Fledermaus, ein Hermelin halten sie für bezauberte Frauen, den Währwolf fürchten sie wie bei uns die durch unvernünftige Mägde geängstigten Kinder.

Eine komische Sitte aus den Zeiten des Feudalismus hat sich noch an einigen Orten erhalten, die nemlich, daß die neuvermählten Ehemänner in Gegenwart des Gutsherrn, welchem ihr Dorf gehört, einen Sprung über einen breiten Bach machen müssen; dieß ist immer ein Volksfest und niemals den Zuschauern recht, wenn der Sprung gelingt. Plumpt hingegen der junge Ehemann recht tüchtig mitten in den Schlamm des Grabens, so ist der Jubel ungemein groß. Das Ringelstechen, welches zu Pferde in vollem Gallop geschieht, ist eine der beliebtesten Volksbelu-

stigungen. Wer dreimal hintereinander den Ring aus der ihn haltenden Scheibe gestochen, heißt der Ringelkönig. Dieser wählt sich eine Königin, und beide empfangen die Huldigungen ihrer Unterthanen. Ein Ball beschließt das Fest und das Königthum. Das königliche Paar indessen sezt gewöhnlich das Spiel noch länger fort, und beinahe immer entsteht eine Hochzeit daraus.

Le Mans liegt auf einem Hügel, am Einflusse der Huisne in die Sarthe, ist Hauptort des Departements und dreier Arrondissements und zählt 20.000 Einwohner. Obwohl die Stadt vielfach gelitten, und besonders während der großen Revolution zu verschiedenen Malen belagert, genommen, geplündert wurde, und der Schauplatz schrecklicher Gräuel gewesen ist, so erhob sie sich doch immer sehr schnell. Sie zählt jetzt ungefähr 3.400 Häuser, unter denen die Präfektur, das Theater, das Museum, die Markthallen sich auszeichnen. Die Hauptkirche, deren Bau 600 Jahre gedauert hat, ist eins der schönsten gothischen Bauwerke.

La Flèche, in einem lachenden Thale, am rechten Ufer des Loir, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 6.500 Einwohner. Der Ort ist gut gebaut, die Straßen sind gut gepflastert, die Luft ist rein und gesund. Doch trotz der glücklichen Lage an einem Flusse und an mehren sich kreuzenden Hauptstraßen ist Handel und Industrie nicht groß. Es befindet sich hier eine sonst sehr berühmte Schule für das Militär, welche 512 Zöglinge zählte.

Mamers, an der Dive, ist Hauptort des Arrondissements und hat beinahe 6.000 Einwohner. Sie ist schlecht gebaut und hat keine Kunstwerke, welche sich auszeichneten, auch als Festung ist sie nicht von Bedeutung, die Bewohner aber sind ein industriöses Völkchen.

Saint Calais, an dem Flüßchen Anille, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 3.700 Einwohner. Der Ort liegt in einer unfruchtbaren haidereichen Gegend, und hat weder innere noch äußere Schönheiten.

XVII.

Departement Mayenne.

Dieser Landstrich ist aus Theilen von Maine und Anjou zusammengesetzt, hat eine Oberfläche von 98 □Meilen und zählt 352.000 Einwohner, welche 847 Soldaten zum Heere stellen. Es ist in fünf Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte Laval, Mayenne und Chateau-Gontier heißen.

Eine große Ebene, nur von zwei Hügelreihen durchzogen, welche auf beiden Ufern der Mayenne beinahe parallel mit derselben laufen, bildet dieses Land. Es gehört nicht zu den fruchtbarsten des Reiches. Große Sand- und Haidestreken nehmen einen beträchtlichen Theil derselben ein. Der Ackerbau ist daher auch nur gering. Viele Striche werden nur alle 6 bis 8 Jahr einmal bebaut, da man denn das bis zu dieser Zeit darauf gewachsene Unkraut verbrennt, und die Asche als Dünger benutzt. Der Obst- und Weinbau ist besonders in den südlichen Gegenden vorwaltend, das Getraide mangelt aber in solchem Grade, daß die Kastanien das Brod ersetzen müßen. Die Viehzucht beschäftigt viele der Einwohner. Die Pferde dieses Departements dienen besonders zur Remonte der leichten Kavallerie. Das Rindvieh ist milchreich und groß, die Schaafe, meist von veredelter Rasse, könnten dem Landmanne großen Vortheil bringen, wenn man auf Ausrottung der Wölfe bedacht wäre. Diese aber verfolgen truppenweise die Heerden und vernichten nicht selten auf einmal den ganzen Reichthum eines Bauren. Bienenzucht liefert zwar nicht viel, doch der Haiden wegen einen sehr lieblichen Honig. An Mineralien hat das Land nur Eisen.

Die Dörfer in der Mayenne sind sehr zerstreut, die Häuser ganz vereinzelt, inmitten der Ländereien gelegen, ihre Bewohner sind völlig isolirt, kein Mensch würde von ihrer Existenz wissen, wenn nicht die sogenannten großen Arbeitstage, nämlich die Aerndten, mehre Familien versammelten, die ein-

ander gegenseitig dabei aushelfen. Die Sitten des Volkes sind ernst und rauh, die Weiber auch hier tief unterdrückt, die Hausfrau untersteht sich nicht, ihren männlichen Dienstboten, selbst nicht ihren Söhnen, wenn dieselben die Kinderschuhe ausgetreten haben, einen Befehl zu ertheilen. Selbst die Braut muß am Tage der Hochzeit ihre tiefe Demuth und Unterwürfigkeit dadurch bezeugen, daß sie den Bräutigam in ihren täglichen Arbeitskleidern empfängt, und auf die Frage, ob sie ihn nicht erwartet habe, muß sie antworten, konnte ich denn wissen, ob ihr nicht eure Absichten aufgegeben. Nun erst darf sie sich zum Kirchgang schmücken. Außer dem Hochzeittage und den Kindtaufen hat die Frau nie das Recht, mit dem Gatten und seinen Knechten an einem Tische zu sitzen.

Laval, Hauptort des Departements, liegt an dem Hauptflusse dieser Provinz, an der Mayenne, und hat 16.500 Einwohner. Die Stadt gehört nicht zu den ältesten. Denn noch im achten Jahrhunderte war dort, wo sie steht, ein undurchdringlicher Wald. Ein Schloß, welches, um den Bretonen Widerstand zu leisten, durch die Grafen von Maine gebaut wurde, gab die Veranlassung zur Entstehung dieser Stadt, welche in einem reichen malerischen Thale liegt, und noch jetzt einige Spuren ihrer frühern Befestigung zeigt. Obwohl neu, ist sie doch ebenso schlecht gebaut, als die älteren Städte. Die mehrsten Straßen sind enge, sehr abschüssig, unsauber und ungesund. Aus dem Thale des Flusses zieht sich die Stadt bis auf den Gipfel einer grünen Erhöhung, welche den Namen eines Hügels nicht wohl ansprechen darf. Dort oben ist der schönste Platz, welcher auch zum Jahrmarkte dient. Von der Brücke hat man eine der schönsten Aussichten in die lachenden Gegenden. Schöne Gebäude findet man beinahe gar nicht.

Chateau-Gontier, Hauptort des Arrondissements, liegt an der Mayenne, in einer sehr freundlichen Gegend inmitten lachender Gefilde, heerdenreicher Wiesen, schattiger Wäldchen, hat jedoch im Innern, wie beinahe alle französischen Städte, nichts Heiteres, nichts Schönes. 6.200 Einwohner nähren sich theils vom Handel, theils vom Feld- und Gartenbau. Von einem alten Schlosse, welchem die Stadt ihre Entstehung dankt, findet man nur noch eine einzelne 9 Fuß dicke Mauer, die einen Theil eines daran gebauten Privathauses ausmacht.

Mayenne, auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, ist Hauptort des Arrondissements und hat beinahe 10.000 Einwohner. Die Stadt

ist unregelmäßig und schlecht gebaut. Seit einigen Jahren erst beginnt man schönere Häuser aufzuführen. Zwei öffentliche Plätze, worauf eine Fontaine und zwei Hospitäler, sind alles, was die Stadt Merkwürdiges aufzuweisen hat.

XVIII.

Departement der Maine und Loire.

Gebildet aus Anjou und Saumurois, umfaßt dieser Theil 140 Quadrat-Meilen, und zählt auf denselben 468.000 Einwohner, welche jährlich 1.135 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement ist in sieben Wahl-Bezirke getheilt, deren fünf Hauptorte sind: Angers, Baugé, Beaupréau, Saumur und Segré.

Abwechselnd flach und hügelig, gewährt die Oberfläche dieses Landstriches einen angenehmen wechselvollen Anblick. Die Loire, der Hauptfluß des Departements, welche alle andere Flüsse aufnimmt, zeigt die schönsten Gegenden und bedeutendsten Hügel. Der Boden ist nicht unfruchtbar, liefert jedoch an Getraide nur zur Noth den Bedarf der Provinz, weil große Strecken in Haiden und Morästen, wohl der Benutzung fähig, unkultivirt da liegen. Der Ackerbau selbst wird schlecht betrieben. Obstbau beschränkt sich beinahe allein auf Aepfel, woraus Zider gewonnen wird. Nüsse und Kastanien, auch Mandeln, wachsen ohne Pflege. Der Wein bildet nicht das Haupt-Produkt des Landes. Mehr legt man sich auf Rindvieh- und Schafzucht, weil für dieselbe große Waideplätze vorhanden sind; auch die Pferde sind geschätzt. Die Industrie ist von geringem Belange; sie beschränkt sich fast ganz allein auf Gewebe aus Wolle und Lein.

Das Volk ist kräftig und arbeitsam. Die Gestalten der Frauen sind zwar nicht schön, die Gesichter aber findet man häufig ausgezeichnet hübsch. Selten sieht man ein Mägdchen ohne Arbeit. Nach italienischer Sitte haben sie bei jedem Ausgange die Kunkel an der Seite stecken, und die Spindel in der Hand. Die Sprache ist rauh und kurz bei den Männern,

welche an das Befehlen gewöhnt sind. Demüthig und schüchtern ist der Ausdruck der Frauen, welche auch hier, wie in den beiden vorhergenannten Departements in großer Unterwürfigkeit von den Männern gehalten werden, was so weit geht, daß in einigen Kantons sie nach der Verheirathung ihre Männer mit dem respektvollen Vous anreden müssen, während sie im Brautstande dieselben geduzt haben.

Bei der Kleidung des weiblichen Geschlechtes fällt besonders das Nonnenhäubchen auf, dessen vorderer Theil, aus einem Streifen gefalteter Leinwand bestehend, von der Stirne über beide Wangen bis auf die Schultern herabfällt, was ihnen ein schüchternes nonnenhaftes Ansehen giebt. Die Männer tragen sich ziemlich elegant, eine mit 2 Reihen Knöpfen besetzte Weste, eine eben solche ziemlich lange Jacke, und ein großer Hut wäre nicht das Auffallendste an ihrem Anzuge, doch ganz fremd für Bauersleute erscheint das Beinkleid, welches eng anschließend, den schlechten Wuchs der Beine ebenso unangenehm auszeichnet, als es einen schönen Wuchs vortheilhaft hervorhebt. Wie die Modesten der Pariser Elegants, sind die der Bauren mit den Kamaschen aus einem Stücke.

Angers an der Mayenne, ist der Hauptort der Provinz und zweier Arrondissements. Die Stadt zählt **33.000** Einwohner. Vor der Aufhebung des Edikts von Nantes stieg diese Zahl über **50.000**. Von jenem Schlage an hat die Stadt jedoch nie bis zu ihrem früheren Glanze sich erheben können. Der Ort ist auf dem Abhange eines Hügels gebaut, dessen Fuß der Fluß badet. Noch sieht man in zwei kolossalen Thürmen und dazwischen liegenden ungeheuren Mauren, die Trümmer einer alten starken Festung, in deren Mitte sich die Zitadelle und eine Basilika erheben. Längst sind die Schranken der Befestigung gebrochen, und neue Bauten dehnen sich nach allen Seiten aus. Die Straßen sind jedoch enge und krumm, die Plätze (mit Ausnahme des Marsfeldes) sind klein und unregelmäßig, die Verschönerung aber bleibt nicht stehen, denn an der Stelle vieler Klöster und alter Kirchen erheben sich entweder neue Gebäude, oder dehnen sich Plätze aus. Der Fluß theilt Angers in drei Theile, deren einer vorzugsweise die Stadt heißt, der zweite bedeckt eine kleine Insel, der dritte heißt **La Doutre**, welchen die Verschönerung noch nicht erreicht hat. Schöne Boulevards umgeben die ganze Stadt. Ihr Zusammenhang ist nur durch den Fluß unterbrochen worden, und dort, wo dieses Statt findet, ist die Anlage zweier Brücken bereits projektirt.

Baugé, Hauptort des Arrondissements, hat 3.600 Einwohner, liegt auf dem rechten Ufer des Couesnon in einem angenehmen lachenden Thale. Es bietet eine Menge schöner freundlicher Häuser dar, ist jedoch mit der größten Unregelmäßigkeit gebaut. Die Brücke über den Fluß ist schön und großartig. Unfern dieses Ortes liegt Alt-Baugé, ein großes Dorf, in welchem das alte Schloß der Herzoge von Anjou bemerkt zu werden verdient.

Beaupréau, Hauptort des Arrondissements, nahe an der Evre gelegen, hat 3.300 Einwohner, und war in früherer Zeit als Hauptstadt eines Marquisats, und späterhin einer herzoglichen Pairie von Wichtigkeit, ist jedoch sehr herabgesunken, so daß es von seinem früheren Glanze beinahe nichts gerettet hat.

Saumur, Hauptort des Arrondissements, hat beinahe 11.000 Einwohner. Es liegt am linken Ufer der Loire, in einer sehr freundlichen Gegend, am Abhange eines Hügels, dessen Gipfel mit einem festen Schlosse von malerischem Ansehen gekrönt ist. Stolze Mauern, schräg ansteigend, als wären sie für die Ewigkeit gebaut, tragen ein großes Quadrat, von vier mächtigen Thürmen flankirt. Es beherrscht die Stadt, den Fluß, die ganze Umgegend, und scheint beim ersten Anblicke beinahe unüberwindlich, was nun freilich keine Festung ist, deren Mauern man sehen kann, da sie den Kanonenkugeln einen sichern Zielpunkt darbieten.

Eine der Brücken, unter Ludwig XIV. gebaut, galt lange Zeit für eine der schönsten in Frankreich. Das Rathhaus, die große Schule, die neue Reitbahn sind bemerkenswerthe Gebäude. Die Aussicht, welche man von dem Schlosse aus über die Loire und die Stadt genießt, macht die Terrassen dieses Kastells zu einem Lieblings-Spaziergange der Einwohner. Ihre unbeschreibliche Eitelkeit läßt die Franzosen, denen nichts schön und gut ist, als was sie besitzen, behaupten, daß kein Fluß in Europa so schöne Ufer habe, als die Loire. Wir wollen gar nicht von Europa, sondern nur von Deutschland reden, und glauben ihnen, ohne in den gleichen Fehler zu verfallen, die Ufer des Reins, des Neckars, der Donau, der Save, der Drau, der Elbe, kühn an die Seite stellen zu dürfen.

Segré, am Oudon gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, zählt jedoch nur 1.350 Einwohner. Der Ort hat nichts Merkwürdiges, als daß er unter allen Bezirksstädten beinahe die wenigsten Einwohner zählt. Die Gegend rings umher ist freundlich und höchst fruchtbar.

XIX.

Departement du bas Rhin (Nieder-Rein).

Aus dem Nieder-Elsaß gebildet ist diese Provinz Frankreichs, welche eine ganz deutsche ist und an Deutschland gränzt, indem auf der Nord- und Ost-Seite der Reinkreis des Königreichs Baiern und das Großherzogthum Baden gelegen ist. Das Departement hat 88 Quadrat-Meilen, und auf diesem kleinen Flächen-Raume eine Bevölkerung von 540.000 Einwohnern, es gehört also zu den am meisten bevölkerten Theilen Frankreichs. Die Westseite ist hoch: die Vogesen erheben sich daselbst. Romantische Thäler wechseln mit rauhen Bergen höchst malerisch ab. Gegen den Rein hin verflacht sich das Land immer mehr, bis es in Ebenen und Niederungen übergeht. Die Höhen geben wunderschöne Aussichten, indem man von den Vogesen beinahe das ganze Elsaß bis zum Reine hin und jenseits desselben einen Theil des Schwarzwaldes übersieht. Das Departement ist in den bergigen Gegenden stark bewaldet, auch in der Ebene sind einzelne große Forsten, unter denen der hagenauer Wald den größten Flächen-Inhalt hat. Das Land ist sehr fruchtbar, und das Volk sehr arbeitsam, daher die Produkte äußerst mannigfaltig sind. Man baut alle Zerealien, Flachs und Hanf, Färberpflanzen, Taback, Obst und Wein, ganze Felder sind bedeckt mit dem feinsten Gemüse, und die Benutzung des Bodens für den Frucht- und Gartenbau ist so stark, daß die Viehzucht vernachläßigt werden muß, und man nur Zugvieh und Kühe, sonst aber wenige Hausthiere hält. Die starke Bevölkerung hat auch die Raubthiere verschwinden lassen.

Von Mineralien sind besonders Eisen-Erze zu bemerken. 28 Bergwerke werden auf dieses bebaut; sonst wird noch Blei, Antimon, Kobalt gegraben; Bergtheer ist in großem Ueberflusse vorhanden, derselbe wird durch Vermischung mit Kalk zu einem wasserfesten Kitt gemacht, mit welchem man die Dächer überzieht, und welcher als Handels-Artikel weit ver-

schickt wird. Der Rein liefert Gold in sehr kleinen Plättchen oder Körnern, es ist ein wenig silberhaltig, wurde sonst häufig ausgewaschen, scheint jetzt aber nicht mehr gesucht zu werden.

Unter den Bergen ist der Ottilien-Berg einer der interessantesten Punkte; er war sonst das Ziel von vielen tausend Pilgern. Zu dem nahe gelegenen Lager von Hohenburg führt ein alter Steinweg, aus enormen Blöcken zusammengesezt, welcher im Mittelalter durch ein mächtiges Schloß beherrscht wurde. Die Hunnen, die Vandalen, hatten in dieser Gegend ganze Ströme von Blut vergossen. Der Name des Berges rührt von der Tochter eines Grafen von Elsaß her, welcher dieselbe den Thieren zum Raube aussetzen ließ. Diese aber, mitleidiger als der Vater, schonten des unmündigen Kindes, und ein Engel führte den alternden, von Gewissensbissen zerrissenen, Vater zu der Tochter, welche von ihm erkannt wurde, jedoch verschmähte, aus ihrer Einsamkeit zur Welt zurückzukehren. Sie stiftete dort das Kloster Hohenburg, dessen erste Aebtissin sie war, und dessen Trümmer noch jetzt bestehen. Ihr Grabmal war lange Zeit das Ziel vieler Pilgerfahrten, zu welchem selbst Kaiser und Könige, ja selbst Päpste kamen. Am Ende des Gartens dieses Klosters sieht man noch die Thränen-Kapelle, den Ort, zu welchem der grausame Vater oftmals kam, um seine Unthat zu bereuen.

Eine große Zahl von Alterthümern hat man im Elsaß gefunden; Statuen des Jupiter, des Mars, der Juno, der Cybele, fast durchgängig von Bronze, hat man an verschiedenen Orten entdeckt. Da die alten Elsaßer ihre Todten verbrannten, und die Asche derselben in Urnen sammelten, und diese nebst Lanzen, Wasserkrügen, Waffen in steinerne Grabmäler beisetzten, so fand man deren viele in der Umgegend theils von Strasburg, theils von andern Städten; das Lager von Hohenburg, ein römisches Castrum, hat 60.000 Fuß Umfang, und es bedarf dreier Stunden, um es zu umgehen. Seine Mauer war 6 bis 8 Fuß dick, und konnte eine Menschen-Menge von 50.000 einschließen.

Die Bewohner des Departements Bas-Rhin sind ächt deutschen Stammes, groß, stark, voller Muth, kräftige und ausdaurende Soldaten, und wenn das Schicksal sie an die Spitze stellt, ebenso kühne und tapfere als besonnene Feldherren; mäßig, nicht rauschenden Vergnügungen, nicht der Völlerei, wohl aber allen Freuden geneigt, denen ein vernünftiger Mensch sich überlassen darf, ohne sich selbst darüber Vorwürfe zu machen, gehören sie zu den tüchtigsten und brauchbarsten Menschen von ganz Frankreich, weßhalb sie auch besonders hochgeachtet sind.

Die Körperkonstitution weist, wie die Sinnesart, entschieden auf deutschen Stamm hin: sie sind groß, hochgewachsen, die Züge sind ausgeprägt, die Farbe weiß und roth, die Augen blau, die Haare blond, röthlich

oder hellbraun, doch niemals schwarz. Die Frauen erreichen alle mehr als mittlere Größe, die blauen oder hellbraunen Augen haben einen ernsten, sinnigen Ausdruck, ihre Zähne sind weiß und gesund, die weichen Haare blond oder braun, sehr reich, die Farbe außerordentlich frisch, die Brust sehr ausgebildet, daher sie auch im Stande sind, ihre Kinder 1½ Jahre lang zu stillen, ohne ihre Zuflucht zu dem tödtlichen Brei zu nehmen. Sie geben ein lebhaftes Bild der vollesten Frische und Gesundheit, und neben ihnen verlieren die Französinnen auffallend, sie scheinen wahre Pygmäen, daher sind die Kinder auch rüstig und gesund, und bringen eine Stärke und fisische Entwicklung auf die Welt, wie die französischen Kinder sie kaum nach Verlauf eines halben Jahres haben.

Die Lebensmittel sind kräftig und nahrhaft. Gutes Brod, Gemüse, Fleisch, Butter und Käse haben sie im Ueberflusse. Bier ist ihr Lieblings-Getränk, sie verschmähen zwar den Wein nicht, doch scheint ihnen das erstere angenehmer. Schnapps findet man beinahe gar nicht. Vom Morgen bis zum Abend ist der elsäßer Bauer auf seinem Felde oder in der Scheuer beschäftigt, er bedient sich dabei als Zugvieh fast niemals der Rinder, sondern stets der Pferde, die er leidenschaftlich liebt, daher er auch ein guter Reiter ist, und der Armee die beste Kavallerie liefert.

Die Wohnungen sind geräumig und heiter, ganz getrennt von Ställen, Scheunen und Speichern, häufig sind sie mit einer Mauer ganz umgeben, häufig bilden die verschiedenen Gebäude selbst einen großen Hof. Die Dörfer haben ein reinliches freundliches Ansehen, und wo die Häuser einzeln stehen, würde man sie eher für Wohnungen reicher Gutsbesitzer, als für Baurenhäuser halten. Die Kleidung hat etwas Eigenthümliches. Sie nähert sich der der Würtemberger. Ein großer Hut ist auf zwei Seiten aufgeschlagen, die dritte hängt herunter, bald nach vornen, bald nach hinten gesetzt, das Gesicht vor der Sonne, den Nacken vor dem Regen zu schützen. Die Brust bedeckt eine, meistens rothe Weste, lederne Beinkleider, blaue oder schwarze Strümpfe, große Schuhe und ein kurzer Rock von Tuch bilden das Uebrige des Anzuges, wozu jedoch noch etwas Eigenthümliches in der weißen Schürze kommt, welche vom Gürtel bis auf die Hälfte der Lende herabreicht. Das Kostüm der Frauen besticht durch die Lebhaftigkeit der Farben und durch den Schmuck von Gold und Silber, welcher in Ketten und Tressen daran verschwendet ist. Der sehr kurze, nicht viel über die Kniee reichende, Rock und die ganz kurzen Hemdärmel lassen die Extremitäten sehen, und sind Bürge für die Rüstigkeit und Fülle des Wuchses. Auf dem Kopfe schwebt ein beinahe ganz flacher Strohhut, welcher leicht auf eine Seite gesetzt, den hübschen Elsässerinnen etwas Anmuthiges und beinahe Kokettes giebt, wiewohl sie dieses letztere durchaus nicht, oder nur ausnahmsweise sind.

Die Sprache ist allgemein die deutsche, doch verstehen sie alle das Französische und sprechen mitunter, besonders nach dem Innern von Frankreich zu, das Patois, welche sich dem Lothringen'schen nähert. Das Klima würde sehr angenehm sein, wenn die Nähe des Schwarzwaldes, der Vogesen und der Alpen nicht viel dazu beitrüge, die Winter zu verlängern, daher meistens starke Sommerhitze auf einen lang anhaltenden Winter folgt. Der Frühling verschwindet beinahe ganz, der Herbst dagegen ist die heiterste und anhaltendste Jahreszeit.

Die Provinz ist eingetheilt in vier Unterpräfekturen, deren Hauptorte sind: Weißenburg, Zabern (Saverne), Straßburg und Schelstadt (Schlettstadt).

Straßburg ist eine der größten Festungen von Europa, sowohl durch die sie ganz umgebenden Werke, als durch die von Vauban erbaute Zitadelle, deren prächtige Werke sich bis an den Rein erstrecken, zwischen dem und der Stadt sie liegen, welch' letztere eine halbe Stunde davon an den Ufern der schiffbaren Ill sich ausbreitet. Zwei schöne Quais laufen längs des schiffbaren Flusses, 60 größere oder kleinere Brücken verbinden die beiden Seiten, über 4000 Häuser sind auf 270 Straßen und Plätzen vertheilt. 59.800 Einwohner beleben dieselben. Der Eindruck, den Straßburg von ferne macht, wird durch sein Inneres nicht gehoben, denn die Strassen siud enge und krumm, die Häuser unfreundlich alterthümlich, durch Vorsprünge entstellt, und selbst die Plätze haben nichts Imposantes; doch ein Wunder der Welt zeigt die Stadt, das ist die große Kirche, der Münster, dessen durchsichtige Piramide man auf viele Meilen weit sieht. Er übertrifft alle Thürme der Erde an Höhe: nur der Münster in Wien macht ihm den Rang streitig, und es ist noch nicht entschieden, welcher von beiden der größere sei. Die große Piramide in Aegypten ist nur 30 Fuß höher. 160 Jahre hat man bis zur Vollendung dieses Riesenbaues gebraucht, doch ist der ursprüngliche Plan, nach welchem zwei Thürme von gleicher Höhe, auf 590 Fuß bestimmt, die Kirche zieren sollten, nicht zur Ausführung gekommen, ja selbst der eine dieser Thürme, den man vollendet zu nennen geneigt wäre, ist es nicht, wie man an der plötzlichen Abnahme seiner Piramide sehen kann, welches durchaus nicht in dem Geschmacke der Baumeister damaliger Zeit lag. Es sollten sich rund um die Spitze noch kleine Thürme erheben, und er selbst wenigstens noch um 100 Fuß höher sein. Der untere Bau dieses

Thurmes ist ein großes Rechteck, auf dessen einer Seite er steht, die andere Seite für den zweiten frei lassend. Der Raum, von welchem er sich erhebt, heißt die Plateform, welche auf 325 Stufen erstiegen wird; von da an besteigt man auf einer der 4 Wendeltreppen, die in den vier durchsichtigen Thürmchen angebracht sind, die zweite Plateform. Von dieser beginnt die Piramide, zu welcher acht Wendeltreppen führen. Die Spitze kann nur durch, von aussen in das Gestein eingesetzte Stangen erstiegen werden, was immer mit Lebensgefahr verknüpft ist. Die Kirche selbst hat 314 Fuß Länge und 116 Fuß Breite. Man behauptet, daß der Kor derselben schon im Jahr 770 durch Karln den Großen gebaut worden sei. Geschichtlich erwiesen ist, daß der Bau der jetzigen Kirche im Jahr 1015 begonnen, und daß sie 1275 beendigt worden ist. Man nennt Erwin von Steinbach als den Meister, doch leitete er nur das Ende des Baues während 28 Jahren.

Unter den andern Kirchen nennen wir St. Thomas, wegen des prächtigen marmornen Grabmals der Marschals Moritz von Sachsen. Es ist das Meisterstück des großen Bildhauers Pigal, welcher 25 Jahre daran gearbeitet hat. Bemerkenswerth ist die Universität, die zweite in Frankreich, welches außer dieser und Paris keine dritte mehr aufzuweisen hat. Man nennt zwar noch mehre Gebäude als interessant, doch neben dem Münster giebt es in Strasburg nichts, was noch interessant wäre. An Spaziergängen ist die Umgebung von Strasburg sehr reich. Freundliche Landhäuser in geschmackvollem Stile erheben sich auf allen Seiten, sehr schöne Gärten zeugen von einer großen Kultur des Bodens.

Schelstadt liegt an der Ill, in einer gartenreichen Ebene, zählt 9.700 Einwohner und ist durch Vauban eine der stärksten Festungen geworden. Die alte Kirche zu St. Fides, hat einen großen kegelförmigen Thurm, welcher nach dem Muster der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem erbaut sein soll.

Zabern, kleine Stadt von 5.000 Einwohnern, an der Zorn, am Fuße eines steilen waldigen Berges gelegen, über welche die zaberner Steige, eine große Straße in vielen Krümmungen über 17 verdeckte gemauerte Brücken, nach Pfalzburg in Lothringen führt. Von dem Gipfel des Berges, der Lothringen vom Elsaß scheidet, genießt man einer herrlichen Aussicht über das ebene Elsaß bis zum Reine hin.

Weißenburg ist eine Gränzstadt von 6.100 Einwohnern. Als Festung ist sie nicht bedeutend. Doch hat sie militärischen Ruhm durch die Weißenburger Linien, ein verschanztes Lager, dessen Wall und Graben, sich von hier bis zur Stadt Lauterburg erstreckend, durch die Oesterreicher aufgeworfen, doch den General Hoche nicht hindern konnten, das feindliche Heer zu schlagen und aus seiner Stellung zu vertreiben.

XX.

Departement Ober-Rein.

Eine Gränz-Provinz, welche durch den Rein vom Großherzogthume Baden geschieden ist, und im Süden an die Schweiz stößt. Das Departement ist gebildet aus dem ehemaligen Ober-Elsaß und der freien Reichsstadt Mühlhausen. Es ist getheilt in fünf Wahlbezirke, deren Hauptorte sind: Kolmar, Mühlhausen, Altkirch und Belfort. Die Einwohnerzahl ist sehr bedeutend, denn auf 77 □ Meilen kommen 425.000 Seelen. Zum Heere werden jährlich 1.107 Mann gestellt.

Die natürliche Beschaffenheit dieses Landstriches ist wenig von dem untern Elsaß verschieden. Nur die Vogesen machen es auf der Westseite gebirgig, die höchsten Punkte steigen bis auf 4.400 Fuß. Die Gipfel sind während eines großen Theils des Jahres mit Schnee bedeckt, doch hört die Vegetation nirgends ganz auf, und sie bieten während des Sommers treffliche Hutwaiden. Die oberen Theile sind mit schönen Waldungen bedeckt, am Fusse der Hügel ziehen sich Rebengelände hin. Von den Vogesen fällt das Land fast unmerklich bis zum Reine hinab, nur der Süden wird durch einige Hügel, vom Jura herkommend, unterbrochen. Die fruchtbarsten Striche sind zwischen der Ill und den Vogesen gelegen. Je weiter man sich von denselben entfernt, desto mehr nimmt die Mächtigkeit des tragbaren Bodens ab, und in der Nähe des Reins besteht derselbe fast aus lauter Sand. Ackerbau bildet den Haupt-Erwerbzweig des Departements, er wird so fleißig und vernünftig getrieben, wie im untern Elsaß, und umfaßt beinahe alle Zweige der Feld- und Gartenwirthschaft. Viele Weine sind geschätzt, geistreich, und vertragen eine lange Aufbewahrung. Die Viehzucht ist nicht so bedeutend. Nur im Gebirge, wo der Ackerbau nicht so lohnend ist, dagegen Wiesen und Waiden die Hauptsache bilden, findet man Melkereien, welche Käse und Milch-Zucker liefern. Der Wildstand ist wegen der starken Bevölkerung nicht sehr groß, und die Raubthiere sind fast ganz ausgerottet. Zeigen sich in kalten Wintern solche, so kommen

sie aus den benachbarten französischen Departements, dem Jura und den Vogesen herüber.

Die Bewohner sind von denen des nördlichen Elsaß nur durch die Sprache zu unterscheiden, welche zwar deutsch, doch in einem harten rauhen Dialekte ist, der sich der Schweizermundart nähert.

Kolmar, an einem Kanale der Fecht und einem Arme der Lauch gelegen, eine halbe Stunde von der Ill, zählt beinahe 16.000 Menschen, ist sehr industriös, und beschäftigt allein in zwei Schawl-Fabriken über 1.000 Menschen. Kolmar ist der Hauptort des Departements, und war früher eine bedeutende Festung. Ludwig XIV. ließ jedoch 1673 die Werke schleifen. Ein Schauspielhaus und ein Gefängniß mit hellen, geräumigen Gemächern gehören zu den ansehnlichsten Gebäuden der Stadt. Ein Museum umschließt mehre interessante Alterthümer. Die öffentliche Bibliothek zählt an 60.000 Bände.

Mülhausen ist eine hübsche Stadt, auf einem Werder der Ill gelegen. 13.000 Einwohner beschäftigen sich mit mannigfaltigen Industriezweigen, namentlich mit der Fabrikation feiner Wollen- und Baumwollen-Zeuge. Ueber 60.000 Arbeiter sind, mit der Fabrikation beschäftigt, in dem Arrondissement vertheilt, sie sollen jährlich für 50 Millionen Frks. Waaren liefern.

Altkirch, an einem Hügel gelegen, dessen Fuß von der Ill bespült ist, hat 2.800 Einwohner, und war einmal durch die Residenz der Herzoge von Oesterreich bedeutend, hat jedoch seit der Einverleibung mit Frankreich ungemein verloren. Das schöne Schloß, welches sonst die Stadt zierte, verfällt von Jahr zu Jahr mehr in Trümmer. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht im Handel, die Industrie hat sich fast ganz nach Mühlhausen gezogen.

Belfort, Hauptort des Arrondissements, liegt an der Savoureuse und ist bewohnt von 5.800 Einwohnern. Die Stadt ist in eine obere und untere getheilt, und bietet eine so günstige Lage zur Befestigung dar, daß Vauban daselbst bedeutende Arbeiten ausführen und zuerst seine kasemattirten Kanonenthürme in Anwendung bringen ließ. Der Ort ist sehr gesund, freundlich und vortheilhaft gelegen, das letztere besonders dadurch, daß sich 6 Hauptstraßen, von Basel, Lothringen, Mömpelgard, Strasburg, Lyon und Paris dort kreuzen, daher Belfort der Stapelplatz zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz zu nennen ist.

XXI.

Departement der Haute Saonne.

Das Departement ist aus einem Theile der Franche-Comté und aus Hochburgund gebildet, hat eine Oberfläche von 94 Quadratmeilen und darauf eine Bevölkerung von 340.000 Einwohnern, welche 825 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement ist getheilt in vier Wahlbezirke, deren Hauptorte sind: Vesoul, Jussey, Gray und Lure.

Die Oberfläche ist stark gebirgig, indem sich die Vogesen fast durch das ganze Departement verästen. Hügel, Thäler, Berge wechseln mit einander ab. Der Boden ist steinig, kalkreich und nur stellenweise fruchtbar. Da wo dieses nicht der Fall ist, ersetzt der Bergbau auf Eisen und Steinkohlen das Fehlende. Wiesen bedecken einen großen Theil der Bergabhänge, daher Viehzucht nicht unbedeutend ist. Acker- und Weinbau findet nur im südwestlichen Theile allgemein Statt, und deckt überhaupt nur zur Noth den Bedarf der Provinz.

Die Bewohner geben unter allen Franzosen noch am reinsten das Bild der alten Gallo-Romanier. Sie sind nicht ausgezeichnet groß, von trockenem Körperbau, schwarzhaarig, braun von Farbe, ziemlich ungebildet, etwas schwerfällig, gute Soldaten, wenn es einen schnellen Angriff, doch nicht, wenn es einen hartnäckigen Widerstand gilt. Sie erschöpfen sich leicht, wenn die Arbeit anhaltend und beschwerlich ist, daher sie auch beim Feldbau täglich fünf Mahlzeiten machen, die weniger reichhaltig als langdauernd sind, indem sie ihnen Ruhe und Erholung gewähren müssen.

Der karge Boden macht sie sparsam und interessirt; doch kann man nicht sagen, daß sie die alte Gastfreundschaft ganz abgelegt hätten. Die Sitten des Volkes sind, weil es sich mehr abgeschieden, als in lebhafter Verbindung mit der übrigen Welt befindet, reiner und einfacher, als man sie in Frankreich zu sehen gewohnt ist. Die Frauen sind ihren Männern mit tiefem Respekte untergeben, die Kinder sind den Aeltern in der Regel sehr gehorsam. Vergleiche der Populationslisten haben übrigens

gezeigt, daß trotz dieser Sitten-Reinheit die Zahl der unehelichen Geburten sehr bedeutend, und beinahe $^1/_5$ aller Geburten beträgt. Doch ist dabei auffallend, daß nicht die Frauen oder Wittwen dem Vorwurf einer Untreue gegen ihre lebenden oder gestorbenen Männer unterliegen, daß dagegen die Mägdchen leichter zu Gunstbezeugungen geneigt sind, etwas, das in Frankreich, wo sonst gerade das Umgekehrte Statt zu finden pflegt, und wo die Treue bei Verheiratheten so ungewöhnlich ist, als ein Fehltritt beim Mägdchen angeführt zu werden verdient.

Die Sprache ist ganz die Lothringen'sche, man findet unter diesem Französisch nicht wenig völlig deutsche Worte gemischt und eingebürgert.

Vesoul, am Dourgeon gelegen, ist Hauptort des Departements, bewohnt von 6.300 Seelen. Vesoul zählt ungefähr 600 Häuser, hat 22 Straßen und 6 Plätze. Es ruht in einem angenehmen, reichlich bewässerten Thale, am Fuße eines Kegelberges, der mit Gärten und Weinbergen bedeckt ist, und von dessen Gipfel man ein weites Panorama übersieht. Die Straßen der Stadt sind regelmäßig und wohl gebaut. Unter den Palästen zeichnen sich aus das Rathhaus, das Theater, die Präfektur und das öffentliche Badehaus.

Jussy liegt nicht minder malerisch am Fuße der Vogesen, am Zusammenflusse der Saone und Amance, inmitten reicher und fruchtbarer Gefilde, welche bedeckt sind mit Trümmern aus dem Alterthume. Ein festes Schloß stand früher daselbst, es hat einem Kapuziner-Kloster Platz gemacht. Die Einwohner, 2.600, beschäftigen sich hauptsächlich mit Weinbau und Handel.

Gray, am linken Ufer der Saone, hat 6.000 Einwohner, war ehemals eine Festung, zeigt jetzt jedoch nur noch Trümmer dieser Werke. Die Stadt liegt amfitheatralisch am Abhange eines Hügels, welcher eine weite, von der Saone durchgezogene Ebene übersieht. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut, doch gibt es noch viele Straßen, welche eng und unregelmäßig sind; der Platz vor dem Rathhause, die große Promenade ferner die prächtige Brücke über die Saone sind bemerkenswerth.

Lure, Hauptort des Arrondissements, gleich allen vorhergehenden, liegt am rechten Ufer des Ognon, und zählt 2.850 Einwohner. Früher sehr bedeutend, ist sie bei der Eroberung der Provinz durch Ludwig XIV. mit Brand und Plünderung schrecklich heimgesucht worden und daher sehr heruntergekommen. Man findet viele schöne Privat- und öffentliche Gebäude,

doch sind sie in schlechten unregelmäßigen Straßen versteckt, und bilden, sonderbar genug, mit diesen selbst beinahe niemals gerade, oder auch nur parallele Linien, sondern beinahe immer ein- oder ausspringende Winkel, was der Stadt das Ansehen einer höchst liederlichen Bauart gibt. Das Theater, das Tribunal, die Mairie und die Hauptkirche sind bemerkenswerthe Gebäude.

XXII.

Departement des Doubs.

Es ist aus einem Theil der Franche-Comté, und aus der Grafschaft Mömpelgard gebildet, welch letztere ehemals zu Würtemberg gehörte. Das Departement umfaßt 102 Quadratmeilen, ist bevölkert mit 260.000 Einwohnern, und wird getheilt in fünf Wahlbezirke, deren vier Hauptorte Besançon, Beaume, Saint-Hypolit und Pontarlier sind.

Die Provinz ist durchgehends gebirgig, ein Theil des Jura, dessen höchste Gipfel indessen nicht hier, sondern in der benachbarten Schweiz liegen. Das Oberland ist kahl, voller Steppen, Felsenflächen, magerer Hutwaiden, die Abhänge sind mit Wäldern besetzt und nur die Tiefen der Thäler sind mit Gärten und Fruchtfeldern geschmückt, viele derselben aber sind so enge, daß sie kaum zu Wegen einen Raum lassen, und die meisten derselben bilden schöne, wildromantische Gegenden, vorzüglich zeichnet sich das Launthal durch seine wilden und pittoresken Ansichten aus. Das größte Thal ist das, welches der Doubs, der Hauptfluß des Departements, durchrauscht. Er entspringt am Fuße des Juraberges Rixon, dessen Gipfel die Gränze zwischen Frankreich und der Schweiz macht, bildet Anfangs zwei kleine Seen, verschwindet auf einer Strecke unter der Erde, stürzt unterhalb Morteau 84 Fuß hoch herab und durchströmt das Departement in einem so gekrümmten Lauf, daß er den größten Theil desselben zu einer Halbinsel macht, indem er anfangs nordöstlich, dann westlich und zuletzt südwestlich seine Richtung nimmt. Er schwillt im Frühjahre schrecklich an,

verwüstet die anliegenden Gegenden, und eignet sich nicht gut zur Kahnfahrt, ja selbst das Flößen ist auf demselben schwierig und gefährlich. Beinahe alle Flüsse dieses Departements ergießen sich in denselben. Der Ognon gehört jedoch zum Flußgebiete der Saone. Merkwürdig sind in diesem Departement zwei Bäche, von denen der eine so außerordentlich stark mit auflösbaren Mineralien beschwert ist, daß er alles inkrustirt, was man in sein Wasser wirft. Der andere Bach hat Gegentheils die merkwürdige Eigenschaft, alle diese Inkrustationen wieder aufzulösen. Der Boden ist im Allgemeinen sehr unfruchtbar, das Klima auch zu rauh, um zu erlauben, daß man sich auf Obst- und Weinbau lege, er wird zwar betrieben, wo es, der örtlichen Verhältnisse wegen, nur irgend möglich ist, wie z. B. in der Nähe der Hauptstadt; doch sind die Weine alle säuerlich und nicht geistreich. War die Natur mit diesen Gaben stiefmütterlich, so hat sie desto reicher den Schooß der Berge mit Mineralien ausgestattet. Man hat Silber-Bergwerke, man findet Blei und Kupfer; Eisen aber bildet den Hauptreichthum des Landes. 19 Minen beschäftigen eine große Menge Arbeiter. Eine derselben bietet des Erzes in solcher Menge, daß man den Berg nur von oben her abschürft und das ganze Bergwerk offen zu Tage liegt.

Die Bewohner sind ein ächtes Gebirgsvolk, rauh und eckig, fähig alle Strapazen zu ertragen, und darum zum Soldatenstande sehr brauchbar. Ihr Körperbau nähert sich dem der Schweizer; er ist rüstig und gedrungen, wenn auch nicht gerade sehr groß, so doch kernhaft, und schon beim äußern Anblicke große Ausdauer bekundend. Die Nahrungsmittel sind einfach, bestehen fast nur in Mehlspeisen und Gemüsen, so wie in Käse; doch, wie alle Gebirgsbewohner, deren harte Arbeit eine schwere Nahrung verdaulich macht, lieben sie das Fett; alle ihre Speisen sind mit zerlassenem Speck oder mit Butter übersättigt. Die Bewohner der Flächen sind minder stark, als die des Gebirges. Ihre Nahrung ist auch besser, und sie befinden sich in größerem Wohlstande als jene; doch beneiden sie immerfort die Gebirgsleute um ihres besseren, d. h. fettern Essens willen, und halten sich für zurückgesetzt von der Natur, wie jene als die bevorzugten Kinder derselben betrachtet werden. Auch hier spricht sich die Neigung der beiden Geschlechter zu einander, wie in den übrigen Gebirgsländern, unverholen aus. Kein Mägdchen läugnet, daß sie dieses oder jenes Burschen Geliebte sei, ja sie würde es für eine Schande ansehen, keinen Liebhaber zu haben. Untreuen sind auch so selten, daß diese Verhältnisse das Schmähliche ganz und gar verlieren, und man sie als förmlich geschlossene Ehen zu betrachten gewohnt ist; denn der Segen des Priesters folgt, sobald die jungen Leute sich einzurichten, sich häuslich niederzulassen im Stande sind.

Die Kleidung bietet nichts Eigenthümliches dar. Grobe, selbstgewebte Stoffe aus Lein, Hanf oder Wolle, bei den Männern einfach braun oder grau, bei den Mägdchen von bunten, lebhaften Farben, bilden die Hauptbestandtheile des Anzugs, welcher weder reizend, noch geschmackvoll ist. Die Sprache ist in den Städten ganz französisch, jedoch mit einem schwerfälligen Akzente, die Landleute sprechen ein Patois, von welchem man behauptet, daß es aus dem alten Römisch-Gallischen entstanden sei.

Besançon ist der Hauptort der Provinz und zweier Arrondissements. Es liegt im Thale des Doubs; zum größten Theile auf einer von diesem Flusse gebildeten Halbinsel, rings von hohen Bergen umgeben, in einer höchst malerischen Lage. Die sehr alte Stadt hat noch viele Denkmale aus der Römerzeit aufzuweisen, unter denen die Pfeiler, worauf die neue Brücke ruht, nicht die unbedeutendsten sind. Auf einem hohen Berge liegt eine starke Zitadelle, welche die Stadt bestreicht, und schwer zu nehmen sein soll, da sie auch, was häufig Bergfestungen fehlt, hinlänglich und gutes Wasser hat. Ein in den Felsen gehauener Brunnen von außerordentlicher Tiefe führt bis unter die Sohle des Thales und versieht die Festung reichlich.

Besançon zählt **29.500** Einwohner und **3.000** Häuser. Die Straßen sind ziemlich gerade, und für eine französische Stadt auffallend breit. Die Häuser sind alle aus Stein gebaut, und meistens von ansehnlicher Größe; doch ist der ganze Ort düster, und macht auf den Fremden einen unangenehmen Eindruck, den man sich nicht zu erklären weiß, bis man bemerkt, daß die Häuser wenige und kleine Fenster haben, und fast alle dunkelgrau, ja beinahe schwarz aussehen. Mehre Kirchen, unter diesen die in einem edlen Stile erbaute Magdalena-Kirche, sind höchst sehenswerth. Auch das Hospital, das Schauspielhaus, das Präfektur-Gebäude sind schön zu nennen; eine der größten Zierden der Stadt aber ist der Chamars (**campus Martius**). Die Stadt hat eine sogenannte Universität, jedoch nur mit einer Fakultät, sie ist eigentlich nur die oberste Klasse des hier befindlichen Gimnasiums. Wichtiger ist eine eigene Uhrmacher-Schule, welche **200** Zöglinge aufnimmt. Industrie belebt den Ort und macht ihn zur Nebenbuhlerin des benachbarten Neufchatel.

Von den Alterthümern, welche Besançon ehemals zierten, ist nur noch eines von Interesse übrig, das ist die sogenannte **Porta nigra**, ein prachtvoller Triumfbogen von ausgezeichneter Schönheit, leider jetzt auf

das abscheulichste verstümmelt, indem man seine hohe Pforte vermauert und nur einen kleinen Durchgang gelassen, indem man seine Flügel theils abgetragen, theils, in neue schlechte Gebäude eingehüllt, verbaut hat. Auch Spuren einer Wasserleitung befinden sich in der Nähe. Außerhalb der Stadt steht das berühmte Felsenthor, dicht an dem Rande des Doubs, dessen Eröffnung man dem Julius Cäsar zuschreibt.

Baume-les-dames ist ein kleiner Ort von 2.500 Einwohnern, Hauptort des Arrondissements, sehr freundlich in einem lachenden Thale gelegen, welches durch den Doubs, der im felsigen Bette dahin braust, noch verschönert wird, die offene, gut gebaute Stadt weist außer vielen hübschen Privat-Bauten noch einige öffentliche auf, die der Beachtung werth sind, so die Hauptkirche, das Hospital und andere.

Saint Hypolit, Hauptort des Arrondissements, eine kleine Stadt von 5.200 Einwohnern, am Doubs gelegen, ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines bedeutenden Forstamtes, welches die sämmtlichen Waldungen des ganzen Departements zu überwachen hat. Die schlecht gebaute Stadt hat keine Merkwürdigkeiten.

Pontarlier, Hauptort des Arrondissements, hat 4.800 Einwohner und liegt am Doubs. Die Stadt war eine der wichtigsten Städte der alten Franche-Comté; da die Hauptstraße von der Schweiz hier durchführte, nannte man sie den Schlüssel von Frankreich. Häufig durch Kriegszüge verheert, ward der Ort immer wieder von neuem erbaut und theils auch vergrößert. Immer wiederkehrendes Brand-Unglück bewog endlich die Bewohner, ihre abgeschmackte Bauart aus Holz aufzugeben und dafür Steine zu wählen. Diese neueste Stadt ist nun auch freundlich, und mit breiten Straßen gebaut und hat viele schöne Häuser. Das Schloß von Joux ist auf einem beinahe unersteiglichen Felsen gegründet, fähig, eine lange Belagerung auszuhalten und die Stadt zu beschützen.

Mömpelgard liegt am Allan und der Luzine, an einem Kanale, der den Rein mit der Rhone verbindet. Die Stadt, jetzt der Hauptort eines Arrondissements, war sonst der Hauptort einer gleichnamigen Grafschaft, welche den Herzogen von Würtemberg gehörte. Der Handel — begünstigt durch die glückliche Lage zwischen Frankreich und der Schweiz — erhob den Ort zu bedeutender Höhe. Noch mehr geschah dieses nach der Reformation durch die Protestanten, welche, sehr industriös, durch ihren Gewerbfleiß zum Wachsthum und zur Blüthe desselben viel beitrugen. Als Ludwig XIV. sich derselben bemächtigte und die Uneinigkeit der deutschen Fürsten ihn in den Stand setzte, zuerst seine Eroberungen zu machen und dann sie zu behaupten, ließ er die Festungswerke, die sie umgaben, niederreißen, und mit ihnen oder wohl mehr mit der Einverleibung zu Frankreich, verlor die Stadt ihren Glanz, und sie sank von Tag zu Tag.

XXIII.

Departement des Jura.

Auch diese Provinz ist aus einem Theile der Franche-Comté und von Hochburgund gebildet. Die Oberfläche von ungefähr 95 Quadrat-Meilen hat eine Bevölkerung von 313.000 Einwohnern. Vier Wahlbezirke haben als Hauptorte: Lons-le-Saulnier, Dôle, Poligny, und Saint Claude.

Zwei Drittel des ganzen Landes sind mit Gebirgen bedeckt. Von den Flußthälern erhebt sich ein Plateau von 5 Stunden Breite, aus welchem die eigentlichen Gebirge, bis zu der Höhe von 5.000 Fuß aufsteigen. Diese sind die aus der Schweiz herüberreichenden Hauptzweige des Jura, von denen das Land den Namen hat. Sie erreichen nirgends die Schneegränze, sind jedoch während eines großen Theiles des Jahrs mit tiefem Schnee bedeckt. Die Bewohner der sogenannten Einöden, einzeln gelegenen Wohnungen, die ganz für sich bestehen, und, auf den Gebirgen liegend, völlig abgeschlossen sind, verschneien während des Winters so vollständig, daß sie völlig von allen andern getrennt sind, und ohne alle Kommunikation auf sich zurückgewiesen, 6 bis 7 Monate, ohne einen fremden Menschen zu sehen, existiren müssen, denn der Schnee erreicht dort oft eine Höhe von neun Fuß und darüber.

Die Hauptflüsse sind der Doubs und die Loue; der Ain entspringt daselbst und fließt von Norden nach Süden. Alle 3 sind kahnbar, doch in diesem Departement nur auf kurze Strecken. Eine große Menge von floßbaren Bächen durchzieht das romantische Land nach allen Seiten. Viele See'n haben eine beträchtliche Ausdehnung, und werden zum Theil zum Baue von Sommerfrüchten benutzt, indem sie abgelassen, mit Gerste oder Hafer besät, im Spätjahre abgeärntet werden, und sich dann nach Verstopfung der Abflüsse wieder mit Wasser füllen.

Eine der interessantesten Merkwürdigkeiten dieses Departements ist die Quelle des Ain, welche inmitten eines engen düstern Felsenkessels von

wenigstens 600 Fuß Tiefe entspringt. Dort befindet sich eine Grotte, aus deren Schlund das Wasser sich in großer Masse stürzt, nach langem Regen, wenn die Quelle mächtig ist, so füllt sich die Höhle ganz mit Wasser, und dann ist der Andrang desselben so mächtig, so gewaltig, daß es mit donnerndem Getöse emporströmt, und einen wahren Wasser-Vulkan bildet. Ist das Wasser klein, so läßt es einen großen Theil der Höhle zugänglich; dann kann man hineingehen und bemerkt 2 große Oeffnungen, deren eine 40 Fuß in ihrem längern, 12 Fuß in ihrem kleinern Durchmesser hat. Die andere ist viel größer, jedoch, da man nicht ohne Gefahr zu ihr gelangen kann, noch nicht gemessen. Die Tiefe dieser Schlünde ist unergründlich und das Wasser in demselben scheint durchaus schwarz, ohne es jedoch zu sein, da beim Austritte aus der Höhle es sich in größter Klarheit zeigt.

Eine andere, nicht minder interessante, Erscheinung bietet die intermittirende Quelle, welche am Fuße eines Hügels bei Siam erscheint. Sie ist ganz flach, hat gar keine Tiefe, das Wasser quillt über eine beträchtliche Oberfläche von allen Seiten hervor, sie wächst und fällt abwechselnd und steht wahrscheinlich mit einem unbekannten Wasserbehälter in Verbindung, dessen Uebertreten sie fließend macht, während sie aufhört, sobald die Quantität des zuströmenden Wassers nicht mehr groß genug ist, um jenes Reservoir zu füllen. Man sagt, daß sie von 7 zu 7 Minuten fließe und wieder aufhöre zu fließen. Dieses hätte etwas beinahe Unerklärliches, wenn es sich nicht dadurch erklärte, daß es nicht wahr ist. Von den heißen Vormittagsstunden an fließt die Quelle immer stärker und stärker bis gegen 3 Uhr Nachmittags, von welcher Zeit an sie wieder abnimmt, schwächer und schwächer wird, bis sie gegen Abend ganz aufhört. So wird der Vorgang völlig begreiflich: die Sonne nämlich schmilzt den Schnee auf den Höhen, und die Quelle fließt. Der Kulminationspunkt der Sonnenhitze ist ungefähr zwei Uhr, daher die stärkste Ausströmung der Quelle eintritt, wenn das zu dieser Zeit geschmolzene Wasser seinen Weg zurückgelegt haben kann. Von da an bis gegen Abend nimmt die Quelle wieder ab, wie die Wirkung der Sonne nachläßt, bis endlich, wenn diese ganz aufhört, nur noch der Rest des früher geschmolzenen Schnees nachfließt, und die Quelle endlich sich unterbricht.

Ein Land, wie dieses, wird, wie begreiflich, noch viele andere Naturerscheinungen aufzuweisen haben; dahin gehören Grotten, Felsspalten, Felsenthore, eigenthümliche Quellen, Wasserfälle; doch gebricht es uns an Raum, sie näher zu beleuchten.

Die höchst verschiedene Erhebung des Bodens bedingt einen seltenen Produkten-Reichthum. Die Thäler sind außerordentlich warm, sie erzeugen nicht nur vortreffliche Feldfrüchte, edle Obstgattungen, sondern auch

viele und gute Weine, deren einige mussiren gleich dem Champagner, und noch süßer sind, doch nicht so viel Geist haben. Die Strohweine und die gefrorenen Weine dieser Provinz sind sehr berühmt. Die ersteren werden aus Trauben gemacht, welche man auf Stroh liegend zum Welken gebracht hat. Die andern haben ihren Namen davon, daß man die Trauben am *Stocke* mehremal Frost erleiden läßt, was sie von allem Wasser befreit. Auf den Anhöhen und Plateaus ist ein Reichthum von herrlichen Wiesen, deren natürliche oder künstliche Bewässerung sie in steter Ueppigkeit erhält. Es ist daher die Viehzucht in diesem Departement von großem Belange. Man bereitet einen Käse, welcher dem schweizer Käse an die Seite gestellt wird, und Frankreich wird damit zum großen Theile aus dieser Provinz versorgt. Auch die Pferdezucht ist von Belang, unbedeutender dagegen die Schafzucht.

Die höheren Regionen sind reich mit Waldungen besezt, welche eine große Menge von Berg- und Hüttenwerken versorgen. Diese haben besonders die Eisengewinnung zum Zwecke. Auch ist das Gebirge so reich daran, als keine andere Provinz Frankreichs. Es werden zwar auch andere Metalle gefunden, doch ist, was auf diesem Wege erreicht wird, nicht bedeutend; die Spuren, welche man von Gold haben will, führten wenigstens nirgends zu einem Resultate, welches die Fortsetzung des Baues rathsam gemacht hätte. Auf Salz jedoch wird häufig gebaut. Das ganze Juragebirge besteht aus Kalk, es ist daher begreiflich, daß die Steinbrüche Marmor liefern, der dann auch an verschiedenen Punkten mit großem Gewinne gebrochen wird. Den größten Nutzen ziehen die Bewohner dieses Departements aus ihrem Fleiße, aus ihrer Industrie; die Metalle, welche sie gewinnen, werden sogleich verarbeitet, nirgends wird das rohe Metall verkauft, und das Eisen, zu Draht, zu Stahl verarbeitet, erlangt zulezt einen hundertfach höhern Werth als das Gold, indem dasselbe zu den feinen Ketten in den Uhren, zu den Spiralfedern an den Unruhen, zu Zilindern und Ankerrädern, zu den feinen Echappements verarbeitet, einen außerordentlichen Preis erhält. Die Wälder liefern nicht nur Brennholz, Tausende von Sägmühlen schneiden die Bäume zu Brettern und Latten, Tausende von Menschen verarbeiten das Holz zu Löffeln, Tellern, Bechern, mit zierlichem Schnitzwerk geschmückt, zu Kinderspielsachen, zu Uhren, und erhöhen so seinen Werth auf das Hundertfache, ja auf das Tausendfache des Materials.

Keine gewinnsüchtige Spekulanten mästen sich von dem Schweiße der kümmerlich lebenden Arbeiter; sie selbst spannen, sobald die günstige Jahreszeit kommt, sich vor einen Karren, oder ihren Gaul vor einen Wagen, laden die gefertigten Waaren darauf, und durchziehen damit das Land bis zu den fernen Hauptstädten, hier weniger, dort mehr für dasselbe

Stück fordernd, je nachdem der Preis an dem Orte ist, doch zulezt immer ein bedeutendes Kapital nach der Heimath zurückbringend.

Der Karakter dieser Leute ist daher auch der eines Handelsvolkes. Sie wissen sich in die Leute zu schicken, sie suchen aus jeder Lage den möglichsten Vortheil zu ziehen, sie verstehen es, ihre Leidenschaften zu mäßigen, zu unterdrücken, und sind daher stets den andern Leuten, welche mit ihnen in Berührung kommen, überlegen.

Ihre Sitten beruhen häufig auf äußerem Scheine; was vortheilhaft ist, gilt ihnen für Recht. Es kann wohl sein, daß der häufige Umgang mit den Fremden, die sie besuchen, oder welche ihr Land besuchen, Anlaß zu dieser Minderreinheit der Sitten gegeben, auch ist entschieden, daß die Nähe der Schweiz, hinsichtlich der Verbindung zwischen den beiden Geschlechtern, nicht vortheilhaft, auf sie wirkt, indem hier, so wenig als dort, es eine Schande ist, wenn man sich seinen Trieben überläßt. Ihr Körperbau ist, wie der anderer Gebirgsbewohner, robust. Sie sind mehr als mittlerer Größe, wohl gebaut und wohlgenährt, nicht überflüssig fleischig, wie die Tiroler, doch auch bei weitem nicht so mager, als die übrigen Franzosen. Die schwarzen oder braunen Augen der nicht immer schönen, doch immer freundlichen und anlockenden Weiber sind voll Feuer und Lebhaftigkeit. Ihr Benehmen ist offen und frei, und leicht wird man mit ihnen bekannt, da Geselligkeit überhaupt ihnen ein Bedürfniß zu sein scheint, weßhalb sie sich auch besonders, und bei weitem mehr als die Männer, über die einsame Lage der Wohnungen in den Gebirgen beklagen. Das Kostüme der Männer zeigt nichts Eigenes, wenn man nicht die Schürze von rohen Thierhäuten dafür rechnen will, welche sie häufig bei der Arbeit tragen, und welche ihnen das Ansehen deutscher Zimmerleute gibt. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist höchst anmuthig, und beinahe reizend zu nennen; sie ist durchgängig sehr kurz, die Arme sind ganz entblößt, Brust, Nacken und Hals nur sehr leicht bedeckt, silberne Ketten schnüren das Mieder von lebhafter Farbe, welches die Taille vortheilhaft hervorhebt. Die Haare, gewöhnlich sehr stark und reich, sind in mehren Flechten um einen silbernen Pfeil oder einen Nagel geschlungen, welcher mit zweien silbernen Kugeln endigt. Die Mädchen sind sehr kokett, und wissen den großen breiten Strohhut, der bald an langen Bändern in ihrer Hand, bald seitwärts auf dem Kopfe schwebt, so schlau und schelmisch zu gebrauchen, wie die erfahrenste Hofdame ihren Fächer.

Die Wohnungen auf den Gebirgen sind groß und geräumig, liegen vereinzelt inmitten der Besitzung eines jeden Bauern, sie haben eine sehr bequeme Einrichtung, sind entweder ganz von Holz oder inwendig mit Holz getäfelt, was der Wärme wegen nothwendig ist. Besonders groß

sind die Keller und Vorrathshäuser, denn sie müssen für sich und ihr Vieh auf 8 bis 9 Monate mit Lebensmitteln versehen sein, da es möglich ist, daß tiefer Schnee sie so lange von allen andern Menschen getrennt erhält; in der Regel aber dauert der Winter nicht länger als 7 Monate.

Die Sennhütten (Schalet) liegen auf den hohen Matten, auf den Gebirgsebenen, welche, grasreich, dem Vieh während des Sommers hinlängliche Nahrung versprechen. Ein Raum von 4 bis 500 Morgen ist mit einer trockenen Steinmauer umgeben. Dieser wird am 1. Juni mit der Heerde des Besitzers bezogen, und am 9. Oktober verlassen. Mitten auf demselben steht die Sennhütte, stark aus Steinen, mit gutem Mörtel verbunden, gemauert. Sie umfaßt fünf Abtheilungen, die eine dient zum Laboratorium für den Käse, auch wohl zu Bereitung des Milchzuckers; die andere ist die Vorrathskammer, in welcher die gewonnenen Produkte bewahrt werden; in der dritten hält sich das Vieh, welches Tag und Nacht im Freien zubringt, während des schlechten Wetters auf. Eine kleine Kammer dient zur Schlafstätte der Hirten, deren man auf 20 Kühe einen rechnet. Mägdchen, wie dieses in Steiermark, Tirol und Schweiz der Fall ist, bewohnen niemals die abgelegenen Sennhütten, deren Sorge allein den jungen Männern überlassen bleibt.

Lons-le-Saulnier, eine kleine Stadt von ungefähr 8.000 Einwohnern, liegt an der Mündung eines tiefen Thales, welche zugleich der einzige Zugang zu dem Orte ist. Große Gebäude, schöne Plätze zeichnen sie nicht aus. Bemerkenswerth ist jedoch die große Salzquelle von 60 Fuß Tiefe und 15 Fuß Breite, welche immerfort mit einer starken Salzsoole gefüllt ist, obwohl man immerfort daraus pumpt, und das Wasser durch die langen Röhren nach den Gradierhäusern führt.

Dôle, auf dem rechten Ufer des Doubs, ist Hauptort des Arrondissements und zählt beinahe 10.000 Einwohner. Unter den Gebäuden zeichnet sich die prächtige Notre-Dame-Kirche besonders aus, auch das Jesuiter-Kollegium ist groß und schön. Der Marktplatz ist geräumig, mit prächtigen Gebäuden besetzt; ein schöner Spaziergang führt auf einen nahegelegenen Hügel, welcher die herrlichste Aussicht bietet. Unter Napoleons Regierung ward ein großer Kanal begonnen. (S. Kanal Monsieur Seite 32.) Interessant sind einige Alterthümer aus der Römerzeit: Ruinen einer prächtigen Wasserleitung, eines Amfitheaters, einer großen Heerstraße, welche von Lyon nach den Ufern des Reins ging, u. a. m.

Poligny, Hauptort des Arrondissements, hat 6.050 Einwohner, ist eine sehr alte Stadt, und existirte schon zur Römerzeit. Der Wein, der hier gebaut wird, ist dem Burgunder beinahe gleich und vielleicht von den burgundischen Fürsten, deren Lieblings-Aufenthalt dieser Ort war, hierher verpflanzt. Mehrmals hat erschreckliches Brandunglück den Ort betroffen, so daß er jezt beinahe ganz neu zu nennen ist. Die Straßen sind regelmäßig, die Häuser in einfachem, doch edlem Stil gebaut.

Saint Claude, Hauptort des Arrondissements, dankt seinen Namen und seine Entstehung einer schönen und großen Benediktiner-Abtei, welche schon im fünften Jahrhunderte gegründet, sich immer mehr und mehr, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gar zu einem Bisthume erhob. Auch dieser Ort litt häufig durch Brand, und ging im Jahr 1799 ganz und gar in Feuer auf. Napoleon schenkte ihm 800.000 Franken, und zahlreiche Kollekten, in Frankreich gehalten, brachten den Ort bald zu höherem Glanze, als er je gehabt.

XXIV.

Departement des Ain.

Es besteht aus den Landschaften Bresse, Bugey, Gex, ehemals zu Burgund gehörig, und aus dem Fürstenthume Dombes, ist eine Gränzprovinz gegen die Schweiz und Savoien gelegen, umfaßt 103 □ Meilen und hat 350.000 Einwohner, welche 891 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in 5 Arrondissements getheilt, welche zu Hauptorten Pont-de-Vaux, Bourg, Trevoux, Belley und Nantua haben. Das Land ist sehr gebirgig und gehört ganz und gar den Verzweigungen des Jura an, daher sein Boden hinsichtlich seiner Fruchtbarkeit auch sehr mannigfaltig ist. Es wechseln höchst romantische, üppig befruchtete Thäler mit hohen Ebenen, mit Wäldern, in denen sich viele Raubthiere aufhalten, mit nackten Felsflächen ab. Die Fruchtbarkeit der südlichen Theile, überhaupt der

Flußthäler, ist sehr groß; denn ihr Boden besteht fast ganz aus mächtigen Schichten zusammengeschwemmter Dammerde. Die Ufer der Flüsse sind höchst reizend, zunächst der Schweiz wild romantisch, wie das von dem Fort Ecluse benannte Thal, durch welches die Rone braust, und in welchem sie sich auf eine kurze Strecke, ganz und gar unter den Felsenboden verliert, (la Perte du Rhône), um 1½ Stunden weiter abwärts sich abermals in einen Schlund zu versenken, welchen man mit leichter Mühe zu überschreiten im Stande ist, indem er nur 5 Fuß Breite hat, und doch die ganze Wassermasse des wildschäumenden Flusses aufnehmen muß.

Das Departement ist äußerst sumpfreich, was auf die Bewohner einen äußerst nachtheiligen Einfluß hat, indem sich diejenigen, welche der großen Wasseransammlung zunächst wohnen, durch eine bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe vor den Gebirgsbewohnern, die kernhaft und gesund erscheinen, sehr unvortheilhaft auszeichnen. Die Produkte sind von denen der benachbarten Gebirgsländer wenig verschieden, nur im Mineralreiche sind die Kalksteine zu bemerken, welche Behufs der Lithografie gebraucht werden, und welche an Güte den aus München kommenden gleichen.

Das Volk gehört beinahe zu den rohesten in Frankreich. Obwohl ein großer Theil der Gebirgsbewohner jährlich auswandert, um in der Fremde etwas zu verdienen, so kehrt derselbe doch so beschränkt in seine Heimat zurück, als er sie verließ. In den meisten Dörfern ist der Pfarrer der einzige, der lesen und abscheulich schreiben kann. Die Bevölkerung des ganzen Landes zusammengezählt, kann höchstens 1/16 der Männer lesen, also 1/32tel der ganzen Bevölkerung, denn von den Frauenzimmern ist gar nicht zu reden; ja man findet unter 1.000 kaum eine, die lesen könnte; man weiß beinahe nichts von Schulen; doch kann man ihnen nicht einigen natürlichen Verstand absprechen, wiewohl der finsterste Aberglaube sie alle beseelt, und von den Priestern wohl mehr genährt als zerstreut wird. So ist der Glaube an Hexen und Zauberer durchaus allgemein, und viele Menschen, als solche bezeichnet, nennt man anrüchig, und meidet ihren Umgang auf das sorgfältigste.

Pont-de-Vaux, Hauptort des Kantons, hat 3.200 Einwohner und ist berühmt durch ein wunderthätiges Marienbild. Das Rathhaus, das Hospital, ein Kornhaus, sind bemerkenswerthe Gebäude. Auf dem Hauptplatze wurde im Jahre 1832 die Statue des Generals Joubert errichtet, welcher hier geboren ist.

Bourg, Hauptort der Provinz, zählt 9.000 Einwohner und liegt am Reyssouse über einem schönen Thale, auf welches, seiner ganzen Länge

nach, die heiterste Aussicht offen ist. Sechs große Hauptwege kreuzen sich in diesem Orte, dennoch hat derselbe wenig Handel und Industrie. Inmitten eines ackerbauenden Bezirks gelegen, scheint die Bebauung der Felder die ganze Thätigkeit der Bewohner in Anspruch zu nehmen. Mehre schöne Gebäude hat die Stadt aufzuweisen. Zu diesen gehören, wie gewöhnlich die Kirche, die Präfektur, das Kornhaus und das Theater.

Trévaux ist am linken Ufer der Saone, am Abhange eines Hügels gelegen und zählt 2.600 Einwohner. Ehemals befestigt sind doch mit der Zeit die Mauern und Thürme gefallen, so daß kaum mehr die Trümmer davon zu sehen sind. Aus der Römerzeit rührt ein achteckiger Thurm her, der sich noch auf 50 Fuß erhebt. Sonst hat die Stadt nichts Ausgezeichnetes.

Belley, liegt zwischen 2 Hügeln, sehr freundlich von außen, doch desto schlimmer von innen bestellt. Die Stadt ist sehr alt, und die Einwohner schreiben ihre Gründung komischer Weise der Gattin des Aeneas, Kreusa, zu, welche demselben bei dem Brande von Troja abhanden kam, und sich hier wieder gefunden haben soll. Früher hatte die Stadt großes Ansehen. Der bischöfliche Palast ist noch Zeuge der ehemaligen Pracht. Die Bischöfe von Belley wurden Prinzen des Reichs genannt. Die Zahl der Einwohner beträgt 4.300.

Nantua, an dem See gleichen Namens gelegen, ist Hauptort eines Bezirks und hat 3.700 Einwohner. Seine Lage zwischen Lyon und Genf, zwischen der Rone und dem Ain, machen ihn zu einer ziemlich bedeutenden Handelsstadt. Der Ort ist ziemlich freundlich, hat jedoch keine weitere Merkwürdigkeiten, wenn man nicht Karls des Kahlen Begräbniß in der Hauptkirche, dafür gelten lassen will.

XXV.

Departement der Isère.

Eine Gränzprovinz, welche gegen Savoien gelegen, aus den Grafschaften Graisivauden und Viennois, der ehemaligen Dauphiné gebildet ist und auf 191 □ Meilen 550.000 Einwohner zählt. Sie liefert dem Heere jährlich 1.440 junge Soldaten, schickt 7 Deputirte zu den Ständen ab, und ist demnach in 7 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Grenoble, Vienne, Saint-Marcellin, la Tour-du-Pin und Voiron.

Eigentliches Hochgebirgsland, aus den kottischen Alpen gebildet, bietet dasselbe die größte Mannigfaltigkeit dar. Die Bergspitzen erheben sich bis auf 10 und beinahe 11.000 Fuß. Die tiefeingeschnittenen Thäler sind von der höchsten Schönheit, und geben an romantischem Reize denen der Schweiz nichts nach. Die Vorberge der Hochgebirge sind bis auf die Gipfel bebaut. Von ihnen erhebt sich die waldige Region. Ueber derselben ruht die große Fläche, welche, mit Alpkräutern bewachsen, während des Sommers den Heerden eine reichliche üppige Nahrung bietet. Ueber diesen thront in strahlender Majestät das höchste Felsgebirge, dessen schroffe Seitenwände nackt, dessen Seitenflächen und Höhepunkte mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Die Ebenen im nordwestlichen Theile, an den Ufern der Rone gelegen, bieten einen düstern, unerfreulichen Anblick dar; öde, mit Steinen besäet, scheinen sie der Bebauung fast unfähig, auch ist, was sie an Getraide und Feldfrüchten tragen, nur dürftig und kümmerlich, und nicht dem entsprechend, was man sich von einem so südlich gelegenen Lande denkt. Viehzucht und Ackerbau bilden den Haupterwerbszweig der Einwohner, und die Produkte sind nicht sehr mannigfaltig. Bemerkenswerth sind unter den Thieren die Gebirgsbären, die Murmelthiere, die Steinböcke und Gemsen, welche an das Hochgebirge sowohl, als an das benachbarte Savoien erinnern; an der Rone soll man auch zuweilen Biber finden. An Mineralien bietet das Land Silber, Kupfer, Blei und Eisen. Steinkohlen in großer Menge machen es nebst den reichen Waldungen möglich, die gefundenen Schätze sogleich zu verarbeiten.

Grenoble, Hauptort des Departements, liegt an der Isère und zählt 2.500 Einwohner, war eine große Festung, hat aber durch die Belagerung der Alliirten im Jahre 1815 außerordentlich gelitten. Mittelmäßig gebaut, findet man jedoch überall Spuren einer wachsenden Verschönerung. Mehre schöne Plätze sind mit prachtvollen Häusern besezt. Die Statue des sterbenden Bayard, kolossal in Erz ausgeführt, steht leider auch an einem kleinen Platze. Das Grab dieses Ritters ohne Furcht und ohne Tadel befindet sich in der Andreaskirche. Die Kathedrale ist zwischen Häuser geklemmt, welche ihr allen äußern Anschein nehmen. Ihr Inneres ist jedoch schön und großartig. Das Rathhaus und mehre andere Paläste zeichnen sich aus. Im Bau begriffen ist die Bastille, ein Kastell auf dem Gipfel des 600 Fuß hohen Hügels, der die Stadt dominirt. Es soll durch kasemattirte Thürme zu einer außerordentlichen Festigkeit gebracht werden.

Vienne, Hauptort des Arrondissements, liegt an der Gere und dem Beau. Die Stadt zählt 14.000 Einwohner, wird zu den ältesten Frankreichs gerechnet, war die Hauptstadt des zweiten burgundischen Reiches, war die Wiege des Kristenthums in Gallien, daher der Erzbischof den Titel eines Fürsten Primas führte, und zeigt noch jezt viele Alterthümer aus der Römerzeit auf. Unter den Gebäuden des Mittelalters ist die Kathedralkirche als eine der schönsten in ganz Frankreich anzuführen; unter den neuen Werken zeichnet sich die hängende Brücke über die Rone aus.

Saint Marcellin, Hauptort des Arrondissements, zählt 8.200 Einwohner und ist in einer reizenden, fruchtbaren Gegend am Fuße herrlicher Weinberge gelegen. Die Mauern der Stadt sind durch 4 Thore unterbrochen, der Ort ist hübsch gebaut, die Straßen sind gerade und rein, die Plätze weit und sind durch hübsche Fontainen geziert.

La-Tour-du-Pin, am linken Ufer der Bourbre, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 2.400 Einwohner, und dankt nur der Lage im Mittelpunkte des Arrondissements seine jetzige Bedeutsamkeit. Der Ort war sonst befestigt, und beherrschte die Straße von Lyon nach Chambery.

Voiron, Hauptort eines Kantons, zählt 7.000 Einwohner, und ist mehr durch seine schöne Umgebung, als durch die inneren Schönheiten bemerkenswerth. Eine große Menge Fabriken beleben den Ort und die Nachbarschaft.

XXVI.

Departement der Drôme.

besteht aus den Theilen der niedern Dauphiné, les Baronies, Valentinais, Diais und Tricastin, zählt 125 □Meilen und hat 200.000 Einwohner, welche 742 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in 4 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: la Valence, Romans, Crest und Montélimart.

Das Land wird von der Rone durchströmt. Sie und die Bourne begränzen es im Osten und im Norden, in der Nähe dieser Flüsse ist das Land ziemlich flach; je weiter man sich aber von denselben entfernt, desto bergiger wird dasselbe, und erhebt sich zulezt in einem Zweige der kottischen Alpen, bis zur Höhe von 4.500 Fuß. Das Land ist von Natur trocken und dürftig, obwohl eine Menge größerer und kleinerer Flüsse es durchziehen. In tiefe Thäler geklemmt, in felsige Betten eingeschlossen, können sie das Land nicht befruchten.

Das Klima ist dem Anbau der Weine und der Oliven nicht ungünstig; man findet schon Mandelbäume, welche gute Früchte tragen, und, obwohl sie im Februar blühen, doch selten oder niemals mehr vom Froste leiden. Natürlich findet dieses nur in den Thalebenen Statt. Die Berggipfel sind während eines großen Theiles des Jahres klafterhoch mit Schnee bedeckt, ihre Abhänge daher nicht dem Obst- und Weinbau, sondern dem Ackerbau, und die höheren Gegenden der Viehzucht gewidmet, und zwar sind es nicht sowohl die Bewohner des Landes selbst, welche Heerden halten (es kommen auf die □Meile nur 80 Stück Rindvieh, was beispiellos gering ist), als die der Provence, welche die ihrigen, besonders aber die Schafheerden, auf die würzigen Alptriften schicken, und dafür ein geringes Waidegeld zahlen.

Der Kunstfleiß der Bewohner ist so wenig zu rühmen, als der ihrer Biber, welche an der Rone nicht selten vorkommen, doch keine Häuser

oder Dämme bauen. Das Einzige, was produzirt wird, ist Seide, wovon jährlich an 3.000 Zentner gewonnen wird. Der Bergbau, der sehr wichtig werden könnte, ist vernächläßigt, ebenso sind es alle andere Erwerbszweige. Die Bewohner rühmen sich großer Biederkeit, ihre Nachbarn wollen ihnen jedoch nur einen Beigeschmack von starker provinzialischer Grobheit und Ungeschliffenheit zuschreiben. Sie sind weder schön noch gerade häßlich zu nennen, entfernen sich aber auffallend von den Gebirgsvölkern der benachbarten Departements.

Valence, auf dem linken Ufer der Rone, ist Hauptort der Provinz und hat 10.400 Einwohner. Der Ort war einst Festung und hat wohl noch Mauern und eine Zitadelle; doch sind die ersteren sehr zerfallen und die leztere ist sonderbarer Weise nur auf Seiten der Stadt einigermaßen fest, sonst aber sehr leicht einzunehmen. Der Ort ist alt und von Haus aus schlecht gebaut, doch haben viele neue Anlagen demselben nach und nach ein etwas besseres Aussehen gegeben. Mehre öffentliche Gebäude und einige schöne Plätze sind bemerkenswerth, unter den lezteren besonders das Champ-de-Mars, ein großer weiter Raum, am Rande des Hügels, auf welchem die Stadt vom Flusse aus sich erhebt, er ist ganz mit Bäumen besetzt, und gewährt einen so schattigen als wechselnden Spaziergang. Auch der Orleansplatz und der Place aux Clercs, inmitten der Stadt gelegen, ist groß und regelmäßig, doch ist derselbe umgeben von unschönen und unregelmäßigen Gebäuden. Bemerkenswerth ist noch die hängende Brücke über die Rone, sie wird getragen durch Ketten, welche aus Draht gebildet sind.

Romans, Hauptort eines Kantons, liegt an der Isère und hat 9.300 Einwohner. Lachende Umgebungen zieren den freundlich gelegenen Ort, welcher viel Handel treibt, und beinahe der gewerbfleißigste im ganzen Departement ist. Ehemals befestigt, sieht man noch jezt die mit runden Thürmen flankirten Mauern. Ein solcher Thurm ist stark geneigt, und wird deßhalb vom Volke der Teufelsthurm genannt. Der Ort hängt mit dem Flecken Péage durch eine Brücke über die Isère zusammen. Dieser leztere zählt 3.600 Einwohner.

Crest, an der Drôme gelegen, zählt 5.000 Einwohner. Der Ort war einige Zeit Hauptstadt des Herzogthums Valentinois, war eine ziemlich starke Festung, welche besonders in dem Kriege der Dominikaner gegen die Albigenser Wichtigkeit hatte. Das feste Schloß, welches die Stadt beherrschte, und dessen malerische Ruinen sie noch jezt überragen,

konnte in jener Zeit sehr bedeutend genannt werden. Ganz nahe bei Crest erhebt sich ein ungeheurer Fels, der die Stadt zu bedrohen scheint, indem er weit überhängt, die Furcht vor einem Bergsturz dürfte nicht ungegründet seyn.

Montélimart, ganz nahe am linken Ufer der Rone, zählt 7.600 Einwohner und liegt äußerst angenehm am Fuße und am Abhange eines rebenbedeckten Hügels. Der obere Theil umschließt die alte Zitadelle, deren äußere thurmgestützte Mauern dagegen wieder die Stadt umschließen. Innerhalb und außerhalb derselben läuft ein doppelter Weg, auf dem man die ganze Stadt umfahren kann. Die Stadt hat eine Menge schöner Gebäude, von denen sich in der Hauptstraße, durch welche die Chaussee von Valence nach Marseille führt, ein großer Theil zusammendrängt. Das Thal, an dessen Mündung sich die Stadt erhebt, ist berühmt wegen seiner lachenden Schönheit und wegen seines milden Klimas, welches selbst den Orangen gestattet, im Freien auszudauern, wenn nur ein leichtes Bretterdach sie vor den Unbilden der Winterstürme schützt.

XXVII.

Departement der Hochalpen.

Aus Theilen der vormaligen Dauphiné und der Provence zusammengesetzt, ist diese Provinz die höchst gelegene in ganz Frankreich, 103 □ Meilen sind bewohnt von 129.000 Menschen, welche jährlich 325 Soldaten zum Heere stellen, es ist also das schlechtest bevölkerte Departement von ganz Frankreich. Die Hauptorte der zwei Wahlbezirke sind Embrun und Gap. Durchaus Hochgebirge, von den kottischen Alpen gebildet, welche hier ihre Hauptknoten haben, und mit den Seealpen in Verbindung stehen, zeigt das Land allgemein die Natur, für welche wir die Schweiz als den Haupttypus anzunehmen gewohnt sind. Glätscher und ewiger Schnee bedecken die höchsten Regionen der Berge, welche sich auf 12.000 Fuß, also um mehr als 4.000 über die Schneegränze erhe-

ben. Gegen Süden sind die Abhänge dieser Gebirge beinahe ganz kahl und zeigen da, wo der ewige Schnee aufhört, auf einige 1.000 Fuß abwärts nackte Felswände, auf der Nordseite dagegen reichen dichte Waldungen bis zu den Eisgefilden hinauf.

Die verschiedenen Ketten des Hochgebirges, welche sich von dem Zentralpunkt nach verschiedenen Richtungen ausbreiten, sind untereinander durch Höhenzüge, durch Plateaux verbunden; Pässe, von denen die mehrsten über 6.000 Fuß ansteigen, verbinden die Thäler untereinander. Einer der fahrbarsten Pässe ist der des Berges Genèvre, welcher durch das Thal Oulx nach Turin führt. Der Mont-Genèvre erhebt sich unfern Briançon und die Straße steigt an diesem Berge immerwährend im Zikzak bis zum Gipfel hinauf, hat jedoch einen so geringen Fall, daß man sie mit der größten Bequemlichkeit aufwärts im Trapp befahren kann. Ganz oben ist eine kleine Ebene, im Sommer mit dichtem Rasen bedeckt. Die südliche Seite des Berges ist zu künstlichen Absätzen ausgesprengt oder gemeißelt, auf denen die Straße abwärts nach dem Thale von Cezan führt. Auf der Wasserscheide zwischen den Quellen der Durance und der Doria steht ein Hospitium, dort auch erhebt sich ein Obelisk von 60 Fuß, Napoleon zu Ehren errichtet. Man befindet sich hier inmitten der großen Gebirgsmasse, doch noch eigentlich in einem Thale, denn obschon die Höhe über 6.000 Fuß beträgt, ist doch die mittlere Höhe dieser Alpen über 8.500 Fuß, und ihre Gipfel erheben sich über 13.200. Das Nähere hierüber ist in dem ersten Theile dieses Werkes zu finden.

Die Thäler, welche diese Gebirgsketten durchschneiden, sind höchst reizend. Sie betragen zwar nur einen kleinen Theil der Oberfläche dieses Departements, denn seine Berge bedecken vollständig $^2/_3$tel desselben, und der größte Theil des noch übrigen Drittels geht auf die Ebenen in der Nähe der Hauptflüsse; doch wie gering ihre Ausdehnung im Allgemeinen auch ist, so haben sie, bei beträchtlicher Länge, doch soviel des Schönen aufzuweisen, daß es wohl die Mühe lohnt, sie näher zu betrachten.

Das Thal der Durance ist eines der schönsten, der Fluß entspringt in diesem Departement auf dem Mont-Genèvre, und durchströmt dasselbe auf eine Länge von ungefähr 16 Meilen. Sein Fall ist 7.000 Fuß, er gehört daher zu den reißendsten der Hochalpen, und thut nach starken Regengüssen oft furchtbaren Schaden, indem er das Erdreich hinwegspült. Man glaubt $1^1/_2$ Millionen Kubikklafter fruchtbarer Erde rechnen zu dürfen, welche durch wohlgeleitete Arbeiten für den Ackerbau erhalten werden könnten, bei der großen Indolenz der Bewohner aber demselben entzogen werden. Minder stark ist des Flusses Fall in dem benachbarten Departement, doch seine Verwüstungen sind

nicht geringer, denn was er an Schnelligkeit verliert, gewinnt er, durch die von allen Seiten ihm zuströmenden Bäche und Flüsse, an Kraft. Das Thal, welches am Col de Mont Genèvre anfängt nnd sich bei Sisteron im Departement der untern Alpen endigt, bietet mit seinen 18 Nebenthälern die mannigfaltigsten und überraschendsten Naturszenen dar. Ein bei weitem kleineres, doch nicht minder schönes Thal ist das des Gail, es beginnt am Monte Viso, hat 9 Nebenthäler, und vereinigt sich zulezt nach mannigfaltigen Krümmungen mit dem Durance-Thal. Das Buechthal besteht aus zwei Hauptzweigen, es vereinigt 15 kleinere Thäler in seinem Schooß, und scheint von den fleißigsten Bewohnern besetzt. Das Thal der Romanche läuft in das Departement der Isère aus, und wird erst dort eigentlich schön, in dem Departement der hohen Alpen aber ist es bemerkenswerth wegen seiner grandiosen Felspartieen, die dasselbe oft bis zum Furchtbaren überragen.

Die geringe Bewohnerzahl, welche dieser Landstrich im Vergleiche mit seinem Flächenraume hat, gehört dennoch zu der ärmsten in ganz Frankreich. Kaum $^{20}/_{100}$ des Bodens sind anbaubares Land, $^{14}/_{100}$ Theile kann man auf die Waldungen rechnen, alles Uebrige ist völlig unfruchtbarer Felsboden. Wo aber fruchtbare Erde ist, und wo nicht hohe Lage in den Gebirgen den Ertrag hindert, ist diese auch außerordentlich, und die Erde gibt die ihr anvertraute Saat hundertfältig zurück.

Der Winter ist strenge, in den Hochthälern bleibt der Schnee acht Monate lang liegen, und hindert die Kommunikation der Bewohner unter sich ganz und gar. Der Frühling ist regnerisch und kühl, der Sommer dagegen wird glühend heiß, kocht die köstlichsten Früchte zur Ueberreife, und der lange dauernde Herbst zeitigt in den untern Thälern die feurigsten Weine. Die Einwohner haben den Ruf guter, ehrlicher, wenn auch etwas grober Leute. Ihre Indolenz muß man der südlichen Lage ihres Landes zuschreiben, sie wird immer größer, je weiter südlich man kommt, und erreicht für Europa in Spanien und Sicilien den höchsten Grad. So weit Südländer fleißig sein können, sind sie es gewiß, wenn auch auf etwas ungeschickte, bei ihnen nun einmal so hergebrachte Weise. Die Sitten sind ziemlich rein; man kann sie wenigstens denen der benachbarten Schweiz nicht wohl vergleichen, es kommt auf 25 Kinder nur ein uneheliches. Laster scheint es unter ihnen, außer dem Trunke, nicht viel zu geben; man sagt freilich, dieses sei das ärgste, indem es zu allen andern verführe; allein wenn auch jene Leute den Wein lieben, so ist ja damit noch nicht gesagt, daß sie Trunkenbolde seien. Die übrigen Genüsse sind sehr mäßig, ihre Nahrungsmittel höchst einfach, ja man beschuldigt sie oft, wegen zu großer Einfachheit, einer an Geiz gränzenden Sparsamkeit, womit indessen ihre herzliche Gastfreundschaft nicht wohl zu vereinigen ist.

Ihre Sitten haben sehr viel Eigenthümliches; alle ihre Spiele werden durch einen Anführer geleitet, der Abbé de la jeunesse heißt, mit gepuderten Haaren erscheint, mit Bändern geschmückt ist, und einen großen Kommandostab in der Hand führt. Sie sind ihm bei dem Spiele zu unbedingtem Gehorsame verpflichtet, er macht die Honneurs des Tages.

Aus den ältesten Zeiten, aus denen des heidnischen Götzendienstes, mögen wohl noch einzelne Eigenthümlichkeiten herrühren. Zu diesen gehört ein lebhafter Waffentanz, dem der salischen Priester in Rom an lärmender Wildheit ähnlich. Er wird immer von einer ungleichen Zahl, 11, 13 ꝛc. getanzt, und besteht im tollsten Umherspringen, in den groteskesten Verzerrungen der Leiber und im jubelnden Schwingen entblößter Waffen, endigt jedoch nicht auf die gräuliche Weise, wie der Tanz der Salier in Rom, welche sich nach Beendigung desselben verstümmelten.

Ein Fest religiöser Art, an heidnische Opfer erinnernd, ist das der Wiederkehr der Sonne. An diesem Tage wird es bald nach Mitternacht lebendig, in allen Häusern jedes Dorfes. Die Männer, die Jünglinge, die Mägdchen schmücken sich mit ihrem besten Putze, die Hausfrau backt große Eierkuchen und wirft sich, wenn dieses geschehen ist, gleichfalls in Staat. Nun zieht man unter dem Schalle lärmender Instrumente nach dem Sammelplatze des Dorfes, wo sich sämmtliche Einwohner noch lange vor Sonnenaufgang einfinden. Die mitgebrachten Eierkuchen werden unter Jubel und Gesang in Prozession umhergetragen und dann auf das Geländer der Brücke oder auf die Kirchhofsmauer niedergesetzt. Hierauf beginnt ein allgemeiner Tanz, bis zu dem Augenblicke, da die Sonne aufgeht. Jeder holt seine Schüssel herbei, in langen Reihen, mit dem Gesicht gegen Morgen gewendet, bietet man die mitgebrachten Kuchen der Sonne zum Opfer dar, und alle liegen auf den Knieen, nur der Abbé de la jeunesse oder der älteste Mann im Dorfe hält seine Schüssel auf beiden Händen hoch empor, bis die Sonne so weit gestiegen ist, daß sie das ganze Dorf erleuchtet. Nun geht alles fröhlich nach Hause und verzehrt die mitgebrachten Kuchen.

Dieses Fest findet eigentlich nur in den Gebirgsthälern Statt, in denen die Sonne während 100 Tagen gar nicht gesehen wird, indem sie hinter den Bergen versteckt bleibt, doch hat es sich auch auf die Ebenen verbreitet; es wird am 10. Februar gefeiert.

Noch andere Gebräuche erinnern an das entflohene Alterthum. So muß der Bräutigam, der eine Braut aus einem andern Dorfe wählt, zu dem er nicht gehört, den jungen Leuten eine Ablösungssumme zahlen, welche sich nach der Gunst richtet, in welcher er bei den Fordernden steht. Nicht selten wird die Braut von den jungen Leuten ihres Dorfes entführt, was denn schon eine viel höhere Summe fordert, um sie los-

zukaufen. Oft kommt es dabei, wenn die Forderung für unbillig gehalten wird, zu ernsthaften Kämpfen. Vor dem Brautpaare wird, auf einer Stange sitzend, ein mit Bändern geschmücktes weißes Huhn hergetragen, auch dieses ist der Gegenstand eines harten Straußes. Die Sieger verzehren das Huhn und lachen die Andern aus.

Das Folgende dankt wohl dem Kristenthume seine Entstehung; daß nämlich die ärmsten Leute zuerst ihre Aernten einbringen dürfen, daß bei Reparaturen ihrer Häuser sie den Arbeitern nur zu essen, aber keine Bezahlung geben dürfen, daß, wenn ein Stück Vieh sich im Gebirge verliert, die ganze Gemeinde den Schaden trägt, daß, wenn ein Hausvater zur Aerntezeit krank ist, der Pfarrer des Ortes am Sonntage nach gehaltenem Gottesdienste die ganze Gemeinde, Jung und Alt, auf die Felder des Erkrankten hinausführt, die Aernte leitet, und das abgemähete Getraide und die eingesammelten Früchte dem Kranken ins Haus bringt. Alles dieses sezt kristliche Gesinnungen voraus, die unter den alten Römern nicht sehr häufig waren.

Die Tracht der Einwohner hat wenig Auffallendes, nur der lange Winter hat sie in Hinsicht auf ihre Fußbekleidung erfinderisch gemacht; sie tragen alsdann nämlich Schneeschuhe, ähnlich denen der Lappländer, aus einem mehre Fuß langen, 6 Zoll breiten Brette bestehend, das, unten gekrümmt, ihnen das Gehen auf dem Schnee sehr erleichtert. Bei Glatteis sind die Eissporen ganz allgemein: scharfe Stacheln, welche mit Riemen unter dem Fersen befestigt werden.

Gap, Hauptort der Provinz, zählt 7.300 Einwohner und war sonst eine nicht unwichtige Festung. Der Ort liegt 2.200 Fuß über dem Meere, in einem weiten Thale, welches sonst ein See gewesen zu sein scheint. Rings umstarrt von ungeheuren Felsgebirgen, hat dennoch der Ort Wichtigkeit durch seine Lage an den Straßen von Spanien nach Italien, und von Paris nach Marseille. Einige Gebäude, die Hauptkirche, der Justizpalast, das Theater, zeichnen sich aus.

Embrun, Hauptort des Arrondissements, am rechten Ufer der Durance gelegen, zählt 3.100 Einwohner. Der Ort ist auf einen hohen Felsen gebaut, welches ihm ein imposantes Ansehen gibt. Mehre schöne Gebäude, unter ihnen die Kathedrale mit einem hohen Thurme, steigen kühn empor, allein das Innere der Stadt, unregelmäßig, eng und finster gebaut, entspricht dem äußeren Anblicke nicht. Nach der Seite der Durance ist der Felsen mit einer schönen Esplanade geschmückt, welche die herrlichsten Aussichten darbietet.

XXVIII.

Das Departement Vaucluse.

Es ist zusammengesetzt aus der Grafschaft Venaissin und Avignon, hat 66 □ Meilen und zählt 240.000 Einwohner, welche dem Heere 601 Soldaten stellen. Es wird in vier Arrondissements getheilt, deren Hauptorte sind: Avignon, Orange, Carpentras und Apt. Der größte Theil ist Gebirgsland, nur im Westen gibt das ausgedehnte Ronethal einige Flächen; doch betragen sie kaum den vierten Theil der Gesammt-Oberfläche, das Uebrige ist bedeckt mit mächtigen Zweigen der Alpen, welche bis hier herüberragen. Die Höhen wird man im ersten Theile verzeichnet finden. Hier will ich nur den Ventoux anführen, der seinen Namen von den furchtbaren Winden hat, die von ihm verheerend niederstürzen und so gefürchtet sind, wie im nördlichen Italien und in Dalmatien die am Karste herniederbrausende Bora. Die nördliche Seite dieses Berges ist dicht bewaldet, die südliche durchaus kahl. Man besteigt denselben gewöhnlich von Carpentras, wozu man vier Stunden braucht. Von den Gipfeln desselben genießt man eine entzückende Aussicht, man überschaut seine ganze Verkettung mit den Gebirgen der Dauphiné, man entdeckt die entfernten Schneegipfel der Alpen, man sieht vor sich ausgebreitet die wüste Steinebene Crau, die lachenden Gefilde der Sorgue, man verfolgt den Lauf der Rone durch die große Ebene, man übersieht Avignon, Carpentras und viele hundert Städte und Dörfer, welche sich alle auf einmal dem Blicke entfalten, man sieht endlich den Strandsee Berre, die Insel Camargue und im tiefsten Hintergrunde das warme mittelländische Meer.

Auf dem Gipfel befindet sich eine Kapelle, in welcher alljährlich am 14. September Gottesdienst gehalten wird, zu welchem eine zahllose Menschenmenge von allen Seiten strömt. Wer von den Landleuten die Wallfahrt dahin versäumte, würde das ganze Jahr hindurch sich Vorwürfe machen, und jeden neuen Unglücksfall, der ihm begegnete, auf dieses Versäumniß schieben.

Der Boden ist, wie begreiflich, in diesem Gebirgslande sehr verschieden. In den Thälern, welche durch die alljährlich übertretenden Flüsse mit dem Boden gedüngt werden, den dieselben aus den obern Gegenden herabschwemmen, wächst der köstlichste Wein, wachsen Feigen, Oliven, Südfrüchte, wachsen die gewürzhaftesten Kräuter, sieht man wohl gar in sumpfigen Gegenden Reisfelder. Andere Theile des Departements tragen nur noch Getraide, höher gelegene nur noch Wälder und Wiesen, endlich geht alles in unfruchtbare Felsen über, auf welchen kaum Moos Nahrung findet.

Die Hausthiere sind nur mittelmäßiger Gattung; das Wild, vorzüglich Hasen und Kaninchen, ist außerordentlich zahlreich, Raubwild ist, der vielen Waldungen und der unzugänglichen Gebirge wegen, auch nicht selten. Sehr häufig ist das Vogelwild, unter welchem besonders Reiher anzuführen sind. In den warmen Thälern dieses Departements kommen schon giftige Reptilien vor, auch der Skorpion ist nicht selten, wiewohl er noch klein und unschädlich ist. Eine große Quantität von Kantharіden wird jeden Sommer gesammelt.

Die südliche Lage bringt alle die Früchte, von denen eben gesprochen worden ist, schnell und leicht zur Reife, und hat Veranlassung gegeben, Versuche mit dem Anbau tropischer Gewächse zu machen. Den Kaffee, das Zuckerrohr, den Indigo, die Baumwolle hat man zu pflanzen begonnen, und zwar nicht immer ohne glückliche Resultate; dennoch war auf eine gewisse Aernte nicht zu rechnen. Trüffeln, schwarze, weiße und gefleckte, werden in großer Menge gefunden; man rechnet auf 300 Zentner, welche jährlich ausgeführt werden, woraus manche Pastete gemacht werden kann.

Das Mineralreich ist bis jezt noch wenig untersucht worden, nur eine einzige Eisenmine, eine Steinkohlengrube ꝛc. findet sich in diesem Departement. Bausteine, Straßensteine werden an verschiedenen Orten gebrochen. Unter den Merkwürdigkeiten steht obenan, die durch Petrarka so berühmt gewordene Quelle von Vaucluse.

Von dem Dörfchen gleichen Namens, über welchem sich die herrlichen Ruinen eines alten Schloßes Saumane erheben, gelangt man auf einem schmalen und beschwerlichen Wege zu der berühmten Quelle. Je weiter man kommt, desto schroffer erheben sich die mächtigen Felswände zum Theil senkrecht, zum Theil in Zuckerhutform, immer wilder und wilder, den Wanderer bedrohend, aller Vegetation beraubt, einen engen halbkreisförmigen Kessel bildend. Hier ist eine Felsenhöhle, in welche man bei niederem Wasserstande, auf einem beschwerlichen Fußsteige gelangen kann, dort sieht man ein sehr tiefes Becken, voll des klaresten kalten Wassers, welches der Sorgue den Ursprung gibt. Bei hohem Wasser-

stande kann man bis dorthin nicht gelangen. Donnernd und schäumend stürzt alsdann der Strom in 100 kleinen Kaskaden aus der Höhle hervor.

Petrarka ließ sich im Jahre 1337 hier nieder, und führte ein kontemplatives Einsiedlerleben, schrieb viele seiner Gedichte, und machte durch seine schwärmerischen Briefe die Reize dieser Gegend bekannt und unsterblich. Ihm zu Ehren errichtete man nahe bei der Höhle, an seinem Lieblingsplatze, eine schöne, 50 Fuß hohe Säule. Die Stelle, auf der sein Haus gestanden, wird zwar noch gezeigt, doch ist davon selbst keine Spur mehr vorhanden.

Die Bewohner des Departements, gewöhnlich mittlerer Größe, sind gesund und kräftig, haben ausdrucksvolle Züge, und nicht selten findet man sogar Schönheit bei den Männern, viel seltener bei den Frauen; doch haben diese dafür wieder Lebhaftigkeit, Anmuth, und sind, ohne schön zu sein, fast immer reizend und liebenswürdig. Der Karakter dieses Völkchens wird allgemein gelobt, man schreibt demselben Gutmüthigkeit, Geradheit zu, und sagt, daß es in Handel und Wandel zu den ehrlichsten von ganz Frankreich gehöre. Höchst selten ist Betrügerei irgend einer Art, und könnte man die Tugend eines Volkes nach der Bevölkerung der Gefängnisse berechnen, so gäbe es kein tugendhafteres, als die Bewohner von Vaucluse. Mordthaten fallen beinahe gar nicht vor, indessen mag wohl kein sicherer Schluß zu ziehen sein, indem die meisten Sachen von dem Dorfrichter abgemacht werden und also gar nicht zur Kenntniß der oberen Behörden gelangen.

Man beschuldigt sie wohl einer an Geiz gränzenden Sparsamkeit; wohl ihnen, wenn dieses ihr größtes Laster ist. Leidenschaftliche Freunde des Weines, der sehr gut und spottwolfeil ist, findet man doch höchst selten Betrunkene. Leidenschaftliche Freunde lebhafter Spiele, enden diese doch beinahe immer ohne Zank und Streit.

Wie alle Südländer, sind auch sie sehr zu religiösen Feierlichkeiten geneigt, d. h. mit andern Worten gesagt, sind auch sie läßig bei der Arbeit, fleißig beim Spiel und Tanz. Nicht nur, daß jedes Dorf seinen besondern Schutzpatron hat, dessen Fest natürlich auch mit besonderer Feierlichkeit begangen werden muß, sie feiern auch die Feiertage aller andern Dörfer mit, und so vergehet dann selten eine Woche, in der nicht außer dem Sonntage noch zwei Festtage wären. Der Morgen wird in der Kirche zugebracht, um die religiösen Pflichten zu erfüllen, am Nachmittage aber herrscht Jubel und Freude überall. Das Volk führt Lustbarkeiten auf, und ihm werden Lustbarkeiten aufgeführt; Charlatans, in buntem, gallonirtem Kleide, auf einem von Eseln gezogenen, drollig aufgeschmückten Karren sitzend, bieten ihre Waaren feil, und ein Hannswurst, in Frank-

reich Jean Potage genannt, gaukelt vor den Pferden umher, und lockt durch seine Narrenpossen die schaulustige Menge herbei. Marionetten, Guckkästen, Seiltänzer, Luftspringer, versammeln hier und dort die Gruppen um sich, Tabulettkrämer locken den Mägdchen und den galanten Burschen ein paar Sous für schlechten, ächt aussehenden, doch immer unächten Schmuck aus dem Beutel. Am Abende verjubeln die Bauern den Rest dessen, was ihnen jene Blutsauger übrig gelassen, bei ihrem erheiternden Weine und beim schwerfälligen ermüdenden Tanze, der Doctor, der Krämer, der Hannswurst, der Geistliche, der ihnen am Morgen das Geld abgenommen oder Buße gepredigt, hilft ihnen getreulich dabei.

Avignon ist die Hauptstadt dieses Departements, liegt am linken Ufer der Rone und umfaßt 30.000 Einwohner. Sie gehörte den Päpsten, war oft ihr Zufluchtsort, wenn ihr Hochmuth die deutschen Kaiser, die Hohenstaufen, in Harnisch brachte, und Rom ihnen entrissen wurde. Seit Clemens V. war die Stadt gar die beständige Residenz der Päpste, bis durch ein Dekret der konstituirenden Versammlung im Jahre 1791 dieselbe Frankreich einverleibt wurde, jedoch lange vorher schon war Rom wieder der Sitz des päpstlichen Stuhles geworden. Avignon liegt in einer schönen fruchtbaren Ebene, am Fuße des an der Westseite senkrecht emporsteigenden Kalkfelsens Dons, auf dessen Spitze an der Nordseite mehr als 100 Stufen hinaufführen. Auf der Ostseite ist er nicht so steil, und hier breitet sich in der Tiefe ein großer Theil der Stadt aus, und ein anderer steigt auf seinem sich sanft senkenden südlichen Abhange empor. An der Westseite der Stadt und dem, zum Gard-Departement gehörigen, Städtchen Villeneuve gegenüber, strömt die breite Rone in zwei Armen vorbei. Sie umfassen die große, schöne und fruchtbare Insel Berthulasse, die sich von Avignon aus beinahe eine Stunde nördlich hinaufzieht, überall schön angebaut, und mit einer Menge angenehmer Gärten, großer von unzähligen Baumreihen umringter Fruchtfelder, üppig grünender Wiesen und freundlicher Wohnhäuser angefüllt ist, aber wegen ihrer niedrigen Lage bei Anschwellungen des Flusses unter Wasser gesezt wird. Ueber diese Insel und die beiden Arme des Flusses lief ehemals, von den Mauern Avignons bis zu den Mauern von Villeneuve, eine steinerne, 780 Fuß lange Brücke, deren Bau im Jahr 1180 angefangen und binnen 11 Jahren vollendet wurde. Von den 19 Bogen, welche diese Brücke hatte, riß der Strom in den Jahren 1660 und 1670 welche

hinweg, und da man es vernachläßigte, den schönen Bau wieder herzustellen, ging derselbe fast ganz zu Grunde. Drei Bogen stehen noch ganz frei im Strome, ein vierter lehnt sich an die Stadtmauer, unter ihm läuft der Quai hin. Es ist jezt eine hölzerne Brücke gebaut, welche die beiden Ufer, und zwei dazwischen liegende kleine Inseln mit einander verbindet. Von dieser Insel nimmt der Corso oder Cours seinen Anfang. Ein schöner Spaziergang, am Ufer hinablaufend, mit Baumreihen besetzt, und mit Ruhebänken versehen, fängt an der Brücke an. Die Stadt hat eine Stunde im Umfange. Sie ist mit sehr schönen gothischen Mauern umgeben, welche runde und viereckige Thürme in kurzen Distanzen tragen, sie scheinen durch die Zeit gar nicht gelitten zu haben. Sieben Thore führen durch diese Mauern in die oval geformte Stadt, deren Inneres schlecht gebaut, unregelmäßig, schmuzig und enge ist. Die Straßen scheinen tiefe Felsschlünde, und sind im Sommer noch viel düsterer als im Winter, weil man, um sich vor der Hitze zu schützen, große Segeltücher von Haus zu Haus quer über dieselben zieht. Ein eigenes Judenquartier schließt die Israeliten ein, Abends um 8 Uhr werden die Thore desselben verriegelt. Die Judenmägdchen von Avignon sind wegen ihrer blühenden Schönheit berühmt. Die Stadt ist überreich an Alterthümern gewesen, so blutig und so furchtbar aber hat hier die Revolution gewüthet, daß sie beinahe alle verschwunden sind. Der größte Theil der öffentlichen Gebäude wurde demolirt, oder wenigstens der Statuen, der Gemälde, des äußern und innern Schmuckes beraubt.

Der Palast der Päpste zu Avignon ist ein großes gothisches Gebäude, dessen Umfang dasselbe merkwürdig macht; ein gräulicher Vandalismus hat auch dieses Haus zerstört, seine Ueberreste sind in Kasernen verwandelt. Merkwürdig ist der eine Thurm, durch die schauderhaften Mordthaten Jourdans, des Kopfabschneiders, der in denselben die Leichen der von ihm und seiner Rotte Erwürgten stürzen ließ. Von der Nähe desselben, bei der zum päpstlichen Palaste gehörigen Eisgrube, führte er selbst den Namen der Eisgrube. Die Kathedralkirche ist eine der umfangreichsten in Frankreich, es ist ein hohes gothisches Gebäude, mit viereckigem Thurme, welcher keine Spitze hat. Die Schätze derselben, die prachtvollen Gemälde, die in der Sakristei aufgehäuften Reichthümer sind verschwunden. Auf dem prächtigen Kalkfelsen Dons, welcher die Stadt überragt, ist eine weite Plateform, von der man eine der schönsten Aussichten über die düstere Stadt und die heitere Umgebung genießt. In der Franziskanerkirche befand sich vor der Revolution das von König Franz I. errichtete Grabmal der schönen Laura, der strengen Geliebtin Petrarkas. Die Revolution hat dasselbe zerstört, in dem kleinen Garten

aber, der zu dem Kloster gehörte, befindet sich ein einfaches Denkmal dieser so glühend gefeierten Schönen.

Ein Invalidenhaus, ein Irrenhaus, welchem barmherzige Schwestern vorstehen, das Museum des Arztes Calvet, das Schauspielhaus sind interessante Gegenstände für den Reisenden, welcher Avignon zu sehen kommt. Die Bibliothek von 30.000 Bänden ist für eine Residenz der Päpste sehr klein zu nennen.

Orange, Hauptort eines Arrondissements, zählt 9.200 Einwohner. Die Römer schmückten die Stadt mit großen herrlichen Bauwerken. Wiederholt wurde sie von den Barbaren zerstört, die späteren Besitzer erbauten aus den Ruinen derselben, auf dem Hügel, an dessen Fuße der Ort liegt, eine mächtige Festung, welche oft der Gegenstand heftiger Kämpfe war. Noch sieht man aus der Römerzeit herstammend die Spuren eines herrlichen Theaters von 120 Fuß Höhe. Die geradlinige Fassade desselben hat 240 Fuß Länge und 12 Fuß Dicke. Sie ist zusammengesezt aus ungeheuren Quadersteinen, welche ohne Kitt, ohne Mörtel, blos durch ihre eigene Schwere, unerschütterlich auf einander liegen. Umgeben von Trümmern, des Schmuckes beraubt, setzen die kolossalen Dimensionen noch jezt den Beschauenden in Erstaunen. Man glaubt einen Riesen der Vorwelt zu sehen, welcher spöttisch auf das lebende Pigmäen-Geschlecht herniederschaut, das nicht einmal mit seinem Gerippe fertig werden kann. 150 Schritte von der Stadt liegt ein Triumfbogen von so großer Schönheit, daß man es der Mühe werth gehalten hat, eine völlige Restauration desselben vorzuschlagen. Man vermuthet, daß dieser herrliche Bau eines der Hauptthore gewesen, und in die breiteste Straße der Stadt eingeführt habe; wenigstens sieht man zwischen demselben und dem Theater noch mächtige Gemäuer, welche wohl nichts anderes gewesen sein können, als die Fundamente der Häuser, die an diese Straße stießen. Die neue Stadt enthält nichts, das der besondern Bemerkung werth wäre.

Carpentras, Hauptort des Arrondissements, hat ungefähr 10.000 Einwohner, ist höchst angenehm auf dem äußersten Ende eines Hügels gelegen, rings umgeben von heitern, freundlichen Thälern, auf einer Seite von einer Schlucht begränzt, durch welche der Auzon fließt. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, durch welche vier Thore führen, die einander direkt entgegengesezt sind. Außerhalb derselben ist eine Esplanade mit schönen Bäumen besezt, den freundlichsten Spaziergang bildend. Die Häuser der Stadt sind nicht schlecht gebaut, desto mehr sind es aber die Straßen, welche eng und schmuzig sind, wie in allen französischen Städten. Da feste Mauern die Stadt umgeben, so kann sich dieselbe nur durch die Vorstädte ausdehnen, und diese sind besser gebaut.

Zu den merkwürdigen architektonischen Werken gehören die Kathedrale und der Justizpalast und der ehemalige Bischofssitz. In einem Theile desselben, der zur Küche diente, war ein herrlicher antiker Triumfbogen eingebaut. Es war der neueren Zeit vorbehalten, ihn zu entdecken, und durch Hinwegräumung der ihn schändenden Gebäude denselben wieder der Oeffentlichkeit zurückzugeben. Eine schöne Wasserleitung, ganz der Römer würdig, besteht in der Länge von $2^1/_2$ franz. Meilen und versieht die Stadt reichlich mit Wasser; sie ist jedoch kein Römerwerk, sondern wurde von Clemens dem V. gebaut. Der eigentlichen Bogen sind 48 und ihre Länge beträgt beinahe 3.000 Fuß. Sie überschreiten das Thal des Auzon, stehen auf mächtigen viereckigen Pfeilern und sind überhaupt höchst elegant gebaut. Bemerkenswerth ist noch das öffentliche Waschhaus, aus vier großen Wasserbecken gebildet, welche sich immerfort von neuem füllen, und welche an die römischen Gebäude zu gleichem Zwecke erinnern.

Apt, auf dem linken Ufer des Cavallon gelegen, ist der Hauptort des Arrondissements und zählt beinahe 6.000 Einwohner. Starke Mauern umgeben den Ort, vermochten jedoch nicht, feindliche Einfälle der Lombarden, der Sarazenen zu hindern, welche denselben eroberten und wiederholt in Feuer aufgehen ließen. Die Lage in einem freundlichen Thale, von Weinbergen und Blumenwäldern umgeben, ist höchst anmuthig, die Stadt selbst aber hat nichts Anziehendes; denn nur wenige Straßen und nur wenige Häuser sind gut gebaut. Die alte Kathedrale, eine Brücke über den Cavallon, aus einem einzigen Bogen bestehend, und ein paar römische Alterthümer sind das einzige Merkwürdige.

XXIX.

Departement der niedern Alpen.

Diese Gränzprovinz ist aus der ehemaligen Oberprovence gebildet, und stößt auf der Ostseite an Piemont. Sie umfaßt einen Flächenraum von 134 □ Meilen und hat auf demselben die sehr geringe Bevölkerung von 156.000 Menschen, welche 423 Soldaten zum Heere stellen. Es ist in zwei Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind Dogne und Sisteron.

Unbekannt ist, warum es das Departement der niedern Alpen heißt, da es um nichts niedriger ist, als das der hohen Alpen. Seine Berge steigen auf 13.000 Fuß. Der nördliche Theil ist der gebirgigste, ihn zieren die kottischen Alpen, mit ihren mächtigen, hoch in das Blau des Himmels ragenden Schneegipfeln. Sie vereinigen sich im südöstlichen Theile mit den Meeralpen, und machen das ganze Departement zu einem Hochgebirgslande, von welchem Felsen, Glättscher, Schneelähnen $^3/_4$tel hinwegnehmen und kaum $^1/_4$tel zum Anbaue übrig lassen, welches jedoch auch steinig und beinahe unfruchtbar ist, da der tragbare Boden nirgends hoch genug liegt, um mit Vortheil der Kultur unterworfen zu werden.

Die Flüsse, vorzüglich die Durance, richten großen Schaden an, sie vernichten oft den jahrelangen Fleiß des Landmannes in wenigen Stunden, indem sie den mühsam auf die Felder getragenen Boden hinwegschwemmen. Der südlichste, nach dem Meere hin abgedachte, Theil trägt zwar alle Früchte des südlichen Frankreichs, das eigentliche Innere des ganzen Departements ist jedoch um so dürftiger. Kartoffeln bilden die Hauptnahrungsquelle des Volkes; wenn diese mißrathen, tritt immer mehr oder minder empfindliche Hungersnoth ein; deßhalb wird auch bald nach der Aernte das Brod für den Bedarf des ganzen Jahres gebacken. Dieses ist natürlich so hart, daß es nicht anders als in Milch oder in Wasser geweicht, genossen werden kann. Der Vortheil, der für den Wohlhabenden nicht unbedeutend ist, geht freilich für den Aermeren verloren, welcher nicht im Stande ist, sich gleich nach der Aernte, wo alles

in wolfeilen Preißen steht, so viel Getraide zu kaufen, als er zu brauchen meint.

Die Arbeit ist sehr hart, und das Härteste davon wird dem armen Weibe aufgebürdet, es muß alle Lasten tragen, für die ganze Haushaltung sorgen, ja nicht selten sieht man einen Ochsen und eine Frau vor den Pflug gespannt, den Acker durchfurchen, während der Mann ganz unbekümmert hinten hergeht, und das Gespann leitet. Ist ein Nachbar wegen seiner Arbeit in Noth, so borgt er von einem andern dessen Frau, und leistet ihm auch gelegenheitlich denselben Gegendienst. Diese Härte abgerechnet, ist das Volk bieder und gut, treu und ehrlich, von schriftlichen Verträgen, von Kontrakten ist keine Rede, ein Handschlag, im höchsten Falle eine abgeschnittene Locke, dient als Bekräftigung an Stelle von Eid und Siegel.

Die Produkte dieses Landes sind die des Departements der hohen Alpen. Viehzucht ist gewissermaßen die Haupterwerbsquelle, doch nicht sowohl wegen der Heerden, welche die Bewohner selbst besitzen, als wegen deren, die während des Sommers aus der Provence zu ihnen kommen, und gegen eine mäßige Abgabe ihre Triften und Wälder vier Monate lang durchirren, die trefflichen, gewürzreichen Kräuter abweidend. Von Industrie ist hier beinahe gar nicht die Rede, es werden kaum die einfachsten Artikel, und diese kaum zur Hälfte den Landes-Bedarf befriedigend, geliefert.

Digne, Hauptort des Departements, auf dem linken Ufer der Bleone gelegen, zählt 4.000 Einwohner. Der Ort nimmt den Mittelpunkt des Departements ein, und erhebt sich höchst malerisch auf einer kleinen Felskuppel, inmitten der Vereinigung dreier Flüsse, des Mardorio und der Eaux-Chaudes mit der Bleone. Im Zentrum der Stadt erhebt sich die Kirche, deren Thurm mit der eisernen Kuppel, ein weit tönendes Geläute trägt. Nahe dabei steht das Gefängniß, das von der einen Seite mit einer hohen, runden Mauer umgeben ist, und beinahe das Ansehen einer Zitadelle hat. Der Boulevard Gassendi (welcher hier geboren wurde) ist breit, schön, von Platanen überschattet, und bildet einen der heitersten Spaziergänge. Der Marktplatz unfern davon ist durch eine Terrasse gebildet; die Präfektur, ein paar Kasernen, das Seminar, sind ziemlich hübsche Gebäude moderner Bauart, das Uebrige der Stadt

ist durchaus unschön, und hat darin das Ansehen der meisten übrigen Städte dieses Landes.

Sisteron, auf dem rechten Ufer der Durance, Hauptort des Arrondissements, ist eine kleine Stadt von 4.500 Einwohnern. Die Lage macht den Ort bedeutend, doch ist er an sich weder schön noch durch Alterthümer ausgezeichnet. Es giebt nur wenige Gebäude von Belang, doch sind die Spaziergänge um die Stadt sehr angenehm.

XXX.

Departement der Rone-Mündungen.

Diese Provinz ist aus dem westlichen Theile der Provence gebildet, und stößt mit ihrer Südseite an das mittelländische Meer; durchschnitten von Felsen, Bergen uud Thälern, von Flächen, Sümpfen und Seen, ist der Anblick dieses Landes nicht reizend. Verbrannt durch eine glühende Sonne, ausgetrocknet durch unaufhörliche Winde, bietet dasselbe nicht die üppige Fruchtbarkeit dar, welche man den südlichen Ländern zuzuschreiben gewohnt ist. Der Boden ist sandig, außerordentlich steinreich, selbst die Flußthäler würden nichts hervorbringen, wenn sie nicht durch den Schlamm, den die Ströme herniederführen, gedüngt würden. Das Küstenland selbst ist fruchtbar, indem der Auswurf des Meeres dasselbe stets befeuchtet erhält.

Die Rone, welche hier ins Meer fließet, wovon die Provinz ihren Namen hat, bildet eine Menge kleiner und größerer Werder. Längs der Küste von Marseille, bis Ciotat sind 11 derselben, auf Felsen gegründet, des Anführens werth; sie sind alle, obwohl nicht groß, doch von mehren Fischerfamilien bewohnt. Die Insel Chateau-d'If hat eine Garnison, die Inseln Pomegue und Ratoneau sind durch einen 1.000 Fuß langen Deich vereinigt, und bilden den Quarantaine-Hafen von Marseille.

Die Insel Camargue ist das Delta der Rone, die Spitze desselben liegt der Stadt Arles gegenüber, die Basis stößet ans Meer. Gebildet durch den Bodensatz des mächtigen Flusses, vergrößert sie sich immerfort,

und bietet schon jezt eine Fläche von 14 □ Meilen dar. Da sie gegen das Meer hin aus lauter Flugsand besteht, so benutzt man sie fast ausschließlich zu Viehwaiden, eine große Menge Rinderheerden treibt sich Tag und Nacht, Sommer und Winter darauf herum; nur ein kleiner Theil ist so fruchtbar, daß er einigen Dörfern die Existenz sichert. Untiefen von Salzwasser sieht man an allen Enden, denn der Boden der ganzen Insel ist nicht fünf Fuß über der Meeresfläche erhaben; daher sich Salzwasser sammelt, wo irgend eine Vertiefung dieß nur gestattet. Häufigen Ueberschwemmungen der Rone ausgesetzt, muß die Insel durch Dämme geschützt werden. Das Klima ist ganz das einer Insel mitten im Meere, Land- und Seewind wechseln regelmäßig mit einander ab, und die Hitze ist nicht übermäßig, indem das Meer dieselbe mildert, eigenthümlich aber, und nicht mit dem See-Klima übereinstimmend, ist, daß es während des Sommers beinahe gar nicht regnet, und nur zuweilen bei Gewittern eine oberflächliche Bewässerung eintritt; der Thau dagegen ist so stark, daß er den übrigens mangelnden Niederschlag ersetzt.

Eine andere Merkwürdigkeit des Bodens dieses Departements ist die Crau, eine 14 □Meilen große Steinwüste, an der Südseite der Alpen. Sie stößt an die Städte Arles und Salon, ist ringsumher wohl angebaut und fruchtbar, ist jedoch in ihrem Innern auf die ganze angegebene Ausdehnung mit großen und kleinen Kieselsteinen dicht besäet, so daß nur sparsam hin und wieder einzelne gewürzhafte Kräuter, Lavendel, Thimian, Rosmarin, Majoran emporsprossen, welche von den, in dieser Steinwüste umherwandelnden Schafheerden abgesucht werden.

Wie eine Oase bricht mitten aus dieser Wüste das Dörfchen St. Martin de Crau hervor, mit Bäumen, mit Getraidefluren umgeben. Es liegt an dem, durch die Crau gezogenen Kanale, dessen Bewässerung allein es möglich macht, diesem höchst unergiebigen Boden einige Früchte abzugewinnen.

Die Fabel sagt, daß Herkules, mit den Rindern des Geryon diese Gegend durchstreichend, von Feinden angefallen worden sei, und daß er seinen Vater Zeus um Beistand gebeten habe, worauf dicht neben ihm Millionen von Steinen niederregneten, die er aufraffte, um seine Feinde damit zu Paaren zu treiben. So entstand dies noch jetzt bestehende Steinfeld. Die Naturforscher sagen, die Durance, welche auf ihrem ganzen Wege eine Menge großer und kleiner Steine mit sich fortrollt, habe einst hier ihren Lauf gehabt, und dieses Steinfeld sei ihr verlassenes Bette.

Wie alle eigentlichen Wüsten, bietet auch diese die Erscheinung der Luftspiegelung dar. Man sieht an heitern, sonnigen Tagen die entfernteren Theile der Wüste sich erheben, einen scheinbaren See bilden, in dessen glatter Fläche sich ferne Gegenstände, Häuser, Bäume, Burgen, Dör-

ser abspiegeln; je mehr man zu dem scheinbaren See kommt, desto weiter flieht er zurück, und andere Spiegelgebilde treten an die Stelle der entwichenen, bis mit der sinkenden Sonne nach und nach die Erwärmung der zunächst über dem Boden liegenden Luftschicht aufhört, und damit das Phänomen verschwindet.

In der Nähe der Küste bilden sich die großen Wasserflächen, welche die Franzosen Étangs nennen, nicht Seen (Lacs), sondern flache, mit Wasser bedeckte, Vertiefungen, von vielen Quadraten Meilen Inhalt. Sie sind nur durch schmale Dämme vom Meere geschieden, mit welchem sie gewöhnlich durch einen kleinen Kanal zusammenhängen. An den Ufern dieser Wasserflächen liegen kleine Städte, deren jede beinahe ihren Hafen hat, jedoch können nur sehr flachbordige Schiffe in dieselben einlaufen.

Das Klima ist im Allgemeinen heiter und milde, mit Ausschluß der Sumpfgegenden ist es trocken, noch trockener dadurch geworden, daß man die ausgedehnten Waldungen gänzlich hinweggeschafft hat; der Frühling ist höchst unbeständig, Sommer und Herbst anhaltend schön, der Winter so milde, daß man beinahe niemals Schnee erblickt, doch schaden häufig sich wiederholende Reife den südlicheren Pflanzen, die daher hier noch nicht so fortkommen, wie in Italien.

Das Thierreich bietet nichts Ausgezeichnetes dar, wenn man nicht wenige Biber ausnehmen will, die auf den Inseln in den Rone-mündungen leben. Das Heerden-Vieh ist ziemlich schlecht, selbst die Schaafe, die in großer Menge gehalten werden, gehören keineswegs zu den veredelten Rassen; überreich sind aber die Flüsse und die See an Fischen aller Art.

Von Pflanzen findet man den Oelbaum, den Mandelbaum, die Kaperstaude, die Pistazien, die Feigen, in völliger Freiheit und ohne Schutz wachsend; äußerst gewürzhafte und duftige Kräuter bedecken die Hügel und Berge. Der Ackerbau ist vernachläßigt, der Weinbau, trotz des sterilen Bodens, nicht unergiebig.

Der Mineral-Reichthum ist sehr gering. Steinkohlen sind die Hauptsache, Gips, Kalk, Schleifsteine werden gebrochen; doch bieten sie selbst keinen bedeutenden Erwerbszweig dar.

Fehlt es diesem Landes-Theil an Natur-Schönheiten und an dem Schmucke der Felder und Wälder, so haben dagegen die Römer gesucht, uns dasselbe interessant zu machen, indem sie zahlreiche Monumente ihrer Anwesenheit hinterlassen haben. Kanäle, Befestigungen, Wasserleitungen, Straßen, Bäder, Zisternen, Amfitheater, Tempel, Gräber, Triumfbogen, sind in solcher Menge vorhanden, Statuen, Büsten, Medaillen, Vasen, Gegenstände des Luxus und der Kunst, sind so häufig, daß es fast unmöglich wäre, sie alle aufzuzählen. Die Flavians-Brücke zu Saint-

Chamas, geziert mit zwei Triumfbogen, gestützt von Pilastern, mit Skulpturen überdeckt, ist eines der schönsten und vollkommensten Denkmäler alter Kunst. Der Triumfbogen von Saint-Remi, das Amfitheater zu Arles, die berühmte Venus daselbst, die Mosaiken und der berühmte Jupiter zu Aix sind Meisterstücke von hohem Werth.

Aus dem Mittel-Alter finden sich mehre Ruinen, auch Bauwerke, von den Tempelherren aufgeführt.

Aber noch weiter hinauf als bis zu den Zeiten der Römer lassen sich die Spuren früherer Einwohner verfolgen; sie zeigen sich uns in den kiklopischen Bauten, ungeheuren, übereinander gethürmten, rohen Steinmassen, nur durch Erde, nicht durch Mörtel verbunden, welche als Befestigungen für wichtige Punkte gedient zu haben scheinen.

Die Bewohner sind ein Mischlings-Volk von Römern, Griechen, Kelten, Galliern, Germanen. Ihre Sprache ist zusammengesetzt aus Worten aller dieser Sprachen, wozu noch italienische und spanische kommen; sie ist umfangsreich und ausdrucksvoll, und war im Mittel-Alter so ausgebildet, daß die Troubadours sie zur Büchersprache machen konnten.

Das Volk ist lebhaft, leicht erregbar, voll Fantasie, doch wenig zum Nachdenken, wenig zu anhaltenden Arbeiten geneigt. Das weibliche Geschlecht ist graziös, angenehm und reizvoll, besonders sind die Frauen von Arles wegen ihrer Schönheit schon von Alters her berühmt. Ein französischer Dichter beschreibt sie reizend genug, indem er sagt, sie hätten schöne schwarze Augen, fein gebogene Brauen, runde Wangen, eine lebhafte, frische Farbe, das lieblichste Lächeln von der Welt und eine ungemeine Lebendigkeit des Ausdrucks ihres Gesichts. Die Taille ist schlank, der Fuß klein, und der Gang leicht und elegant. Fügt man hinzu noch eine Mundart von seltener Naivetät, von außerordentlicher Süßigkeit, voll schmeichelhafter, freundlicher Ausdrücke, voll der anmuthigsten Diminutiven, so kann man nicht läugnen, daß Venus nicht ohne Grund die alte Patronin von Arles genannt wird; doch sind die Frauen bei all' dieser Liebenswürdigkeit mit einem großen Fehler behaftet, das ist ein glühender Zorn, ein wildes Auffahren, das mit verzehrendem Feuer sie ergreift, und bei der geringsten Veranlassung auf erschreckende Weise losbricht.

Volkslustbarkeiten sind sehr beliebt. Die Fischer, ein äußerst starker, kräftiger Menschenschlag, haben unter allen die lebhaftesten und wildesten Spiele, unter denen das Fischerstechen vorzugsweise gefährlich genannt werden kann. Leidenschaftliche Freunde eines bacchantischen Tanzes, macht dieser jederzeit einen Hauptbestandtheil ihrer Feste aus. Unter allen ist am beliebtesten die Farandola. Tänzer und Tänzerinnen durchfliegen in langen Reihen paarweise die Straßen des Dorfes oder der Stadt; bei

dem Schalle von Trommeln und Tambourins, und gellenden Klarinetten führen sie mitten auf der Straße die wildesten und buntesten Tanzfiguren aus, oft Stunden lang hintereinander springend und laufend, wie die Italiener bei ihrer Tarantella. Haben sie sich bis zum Tode müde gerast, so glauben sie sich sehr gut unterhalten zu haben.

Das Kostüme der Männer ist sehr einfach und zeichnet sich von dem der mehrsten Seebewohner fast gar nicht aus. Ein weites Beinkleid, eine weite Jake, je nach der Jahreszeit von leichterem oder schwererem Stoffe, ein großer Hut sind die Hauptbestandtheile desselben. Die Frauen tragen sich sehr leicht und zierlich: die Röcke sind kurz, die Taille wird durch ein Mieder umschlossen, welches ohne Aermel ist, und den Arm daher beinahe ganz nackend läßt. Die Brust wird nur selten durch ein leichtes Tuch halb verhüllt; viel Koketterie wissen die Französinnen in diesen einfachen Anzug zu legen, für so schlanke Figuren, wie man in Frankreich überhaupt findet, ist er ohnedieß vortheilhaft.

Das Departement hat **96** □Meilen, eine **Bevölkerung von 360.000 Seelen**, stellt zum **Heere 800** Soldaten, und wird in sechs Wahlbezirke getheilt, deren vorzüglichste sind: Marseille, Aix, Arles, und Tarascon.

Marseille ist vielleicht die älteste Stadt in ganz Frankreich. Die Gründung von **Massilia** steigt wenigstens **600** Jahr vor unsere Zeitrechnung zurück. Die Griechen, welche eine Kolonie hieher verpflanzten, sahen dieselbe schnell wachsen und gedeihen, so daß sie den Neid der Nachbarn erregte. Immer weiter dehnte sie sich aus; die Sitten der Thessalier, ihre Tempel, ihre Götter, ihre geheiligten Haine wurden hieher verpflanzt; die Stadt wuchs zu einer seltenen Ausdehnung, ward befestigt, und zuletzt mächtig genug, um sogar den Angriffen der Karthager muthigen Widerstand zu leisten. Bald dehnte sich der Raum, den die Kolonie inne hatte, nach allen Seiten aus, neue kleine Städte entstanden, die Kraft des jungen Staates wuchs, und bis zu welchem Grade, sie gediehen war, geht daraus hervor, daß die Massilier die ersten waren, welche Entdeckungsreisen machten, die ersten, welche auf Kosten des Staates Schiffe ausrüsteten, und sie in ferne Meere sendeten. Der Fall von Tirus, der Fall von Karthago und Korinth befreiete Massilia von mächtigen Nebenbuhlern; als jedoch im Kampfe zwischen Pompejus und Cäsar die Stadt Parthie für den ersteren nahm, überzog Cäsar sie mit Krieg,

und strafte sie für ihre Verwegenheit auf das Härteste. Von diesem Augenblick fiel Massilia immer tiefer, jeder Schatten von Bedeutsamkeit war verloren, wiederholte Belagerungen durch die Gothen, die Burgundionen, die Sarazenen, vernichteten den Ort fast gänzlich. Immer wieder — durch die vortheilhafte Lage an einem trefflichen Hafen begünstigt, — erhob es sich aus seinen Ruinen, immer wieder ward es durch die bürgerlichen Kriege zwischen den einzelnen Theilen von Frankreich ruinirt. So war es in immerwährendem Steigen und Fallen begriffen, bis zur Zeit des Kaiserreichs, welches, wie es scheint, das Emporblühen auch nicht begünstigte. Erst von der Restauration an, geschützt durch einen dauerhaften Frieden, gelangte es, wenn auch nicht zu seinem alten, so doch zu einem hohen Glanz, so daß Marseille eine der reichsten und herrlichsten Städte von Frankreich genannt werden kann.

Der Haupt-Anhaltspunkt seiner Macht ist der herrliche, fast ganz allein von der Natur gebildete Hafen, groß genug, um 1.200 Schiffe zu fassen, vielleicht glücklicher Weise nicht tief genug, um Schiffe von mehr als 600 Tonnen aufzunehmen, daher große Kriegsfahrzeuge dem Orte niemals vielen Schaden bringen konnten; leider hat der Hafen keinen Durchfluß, die ganze Masse der Unreinigkeiten der Stadt ergießt sich in ihn, und macht ihn, besonders während des Sommers, zu einem übelriechenden Sumpfe, welcher gefährliche Ausdünstungen verbreitet, was jedoch nicht hindert, daß Schiffe in solcher Menge ihn besuchen, daß es an Platz zum Ausladen fehlt. Die längliche Gestalt des Hafens giebt demselben zwei Hauptseiten, welche der Beachtung werth sind. Die Quais, welche ihn umlaufen, sind schmal und von einer sich dicht drängenden Käufer-Menge besetzt, die linke Seite des Bassins, welche man das neue Ufer nennt, zeigt tausend Arme beschäftigt, Getraide aus- und einzuladen, zeigt Tausende um die Kolonialwaaren versammelt, sie zeigt den Platz zur Ausladung des Oels und Thrans, dessen abscheulicher Geruch sein Dasein schon von weiter Ferne verkündet; dort ist die große Schiffswerfte, dort ist der Ausladeplatz für Asche, Soda, Potasche, Saife, Thran und Knochen. Diesem Punkte gegenüber auf dem anderen Ufer, ist das Gesundheitsbureau, der Fischmarkt; dort sind Hunderte von Kaffeehäusern fast allein von Seeleuten besucht, dort ist das Rathhaus, dort ist der Bazar, auf dem man alle erdenklichen Kunst- und Naturprodukte aufgehäuft findet, dort drängen sich alle Nationen der Erde in ihren National-Trachten, dort sieht man den indischen, den sinesischen Kaufmann, so gut wie den Perser und Türken, wie den Engländer und Amerikaner. Freund und Feind vereinigt sich zu gleichem Zwecke zum Handel.

Die Straßen von Marseille sind höchst ungleich. Der ältere Theil bietet eine verworrene, labirinthisch sich windende und kreuzende

Menge von kleinen Gäßchen dar, welche, stets voll des abscheulichsten Schmutzes, den Keim der Pest in sich tragen, welche so oft schon die Stadt verheert hat. Die Straßen der neueren Stadt sind im Vergleiche mit denen der älteren schön und regelmäßig zu nennen; zwar fehlt es ihnen an einer auffallenden Breite, wie denn überhaupt in ganz Frankreich nirgends großartig und schön gebaut wird, ein paar Plätze von Paris ausgenommen; doch sind die Straßen wenigstens dreimal so breit als in dem alten Marseille; doch sind die Häuser groß und geräumig, gut, geregelt, in gerade Linien gestellt, und oft durch Plätze und Baumparthien unterbrochen, so daß sich ein auffallender Kontrast zwischen der alten und neuen Stadt gebildet hat.

Trotz des hohen Alterthums der Stadt findet man doch fast gar kein antikes Monument; die Belagerungen, die Feuersbrünste haben den größten Theil dessen zerstört, was aus der Römerzeit oder von früheren Jahrhunderten sich herschreibt, und die guten Bürger selbst, nicht achtend dieser Schätze, haben die Zerstörung vollendet, indem sie in einem abscheulichen Vandalismus die herrlichen Denkmäler alter Kunst abbrachen, niederrießen, um aus den Bausteinen Denkmäler moderner Geschmacklosigkeit, elende Wohnhäuser aufzuführen. Leider nicht das einzige Beispiel von Barbarei des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts; auch die Burg der herrlichen Hohenstaufen, welche zwei Jahrhunderte lang dem deutschen Reiche seine edelsten und größten Beherrscher gab, wurde abgetragen, um daraus die Stadt Göppingen, durch eine Feuersbrunst eingeäschert, wieder aufzubauen.

Die einzig übrig gebliebenen Trümmer aus der Römer-Zeit sind das Thor Joliette. Inschriften, durch den Rauch der benachbarten Fabriken fast unkenntlich gemacht, sagen, daß Cäsar durch dieses Thor in Marseille eingezogen sei. Man zeigt noch jetzt die Ringe, in denen das Fallgitter lief, welches sich vor ihm erhob. Von dem großen Badehause sind nur noch einige Fundamentmauern übrig, in deren Höhlungen die Werkstätte eines Böttchers aufgeschlagen ist. Alles Uebrige verschwand selbst noch im Laufe dieses Jahrhunderts von der Oberfläche der Erde.

Von den neueren Bauten sind bemerkenswerth; das Rathhaus, der Justiz-Palast, die Präfektur, die Börse, die neuen Gefängnisse, die öffentlichen Fontainen, der Triumfbogen, zu Ehren des Herzogs von Angouleme nach der Campagne von Spanien im Jahr 1823 begonnen, er ist jedoch noch nicht vollendet, und harrt einer neuern Bestimmung, vielleicht für die Truppen, welche Algier erobert. Mehre sehr schöne Kirchen, mehre Hospitäler, zwei Theater, mehre wissenschaftliche Anstalten sind bemerkenswerth. Die Promenaden werden hauptsächlich durch die alten Boulevards, breite mit Baumreihen besetzte Straßen, welche an die Stelle der ehe-

maligen Befestigungswerke getreten sind, gebildet; doch ist die Allee der Kapuziner, die Allee Meilhan, der Cours-Julient, der Cours-de-Marché, ferner das Champ-de-Mars, und der Platz St. Vincent-de-Paul, außerhalb jener Linien gelegen, großartig und schön.

Marseille ist eine sehr wichtige Handelsstadt, die Industrie hat daselbst einen ihrer Hauptsitze aufgeschlagen. Die Seifenfabriken setzen jährlich ein Kapital von 21 Millionen Franken in Umlauf, die große königl. Tabacksfabrik beschäftigt 600 Personen; Korallen-Fabriken, Zuckersiedereien, Lederfabriken sind in großer Menge vorhanden, einen Haupt-Artikel bildet auch der Filz von hochrother Farbe, aus welchem die Mützen verfertigt werden, die unter dem Namen der Tunesischen jährlich zu vielen Millionen nach der ganzen Nordküste von Afrika gehen. Der Werth der jährlichen Ausfuhr beläuft sich auf 80 Millionen Franken, und obwohl ein strenges Prohibitiv-Sistem den ausländischen Waaren den Eintritt nach Frankreich verweigert, so betragen doch die Eingangszölle in Marseille jährlich über 20 (im Jahr 1832 28) Millionen Franken.

Die Bewohner von Marseille scheinen in einer unaufhörlichen regen Thätigkeit; doch unterbrechen sie diese stets am Sonnabend; während der zweiten Hälfte dieses Tages und während des ganzen Sonntags scheint die Stadt verödet, wie durch eine Pest ausgestorben. Soviel nämlich Häuser in der Stadt sind (16.000 mit 145.000 Einwohnern) so viele Häuserchen befinden sich außerhalb derselben, in Gärten, Weinbergen, an den Landstraßen, auf und an den Hügeln zerstreut, Klein, zwei Zimmerchen und eine Küche enthaltend, einfach meublirt, dienen sie zum Erholungs-Aufenthalte für die Marseiller, welche nur, um Geld zu verdienen — in der Stadt sind, und dieselbe fliehen, sobald sie sich von ihren Geschäften losmachen können, selbst der Handwerker fühlt sich nicht glücklich, wenn er nicht sein Landhäuschen, seine Bastide hat, welche er während des Sonntags beziehen kann. Dort versammelt ein jeder seine guten Freunde um sich, dort bringt er den Sonntag mit Essen, Trinken, Tanzen und Spielen zu. Am Montage früh kehrt er nach der Stadt zurück, und übergibt sich von Neuem den beschwerlichen Geschäften, glücklich in dem Bewußtseine, am nächsten Sonntage wieder seine Bastide besuchen, und aller Sorgen vergessen zu können. Wer nun aber glaubte, daß diese Landhäuser selbst, wenn sie vornehmen Leuten gehören, durch ihre Lage, durch ihre innere oder äussere Ausstattung, einigen Schmuck haben, würde sehr irren; nichts Schönes sieht man daran, nichts Reizendes, nichts, was an die prächtigen Villen der Italiener erinnerte, alle sind einförmig gebaut, einförmig weiß angestrichen, kaum unterscheiden sie sich durch ein Zimmer mehr oder weniger von einander; alle liegen sie in der schattenlosen Gegend, nur von ein paar Oliven-, oder von Mandelbäumen

umgeben, (denn größere Bäume findet man dort gar nicht,) in einem Gärtchen, das in Deutschland dieses Namens gewiß nicht theilhaftig würde, und so gehört ganz der genügsame Sinn jener guten Leute dazu, um sich in solchen Umgebungen zu gefallen.

Aix, Hauptort des Arrondissements, zählt 23.000 Einwohner, welche sich rühmen, direkte Abkömmlinge der Römer zu sein, die 123 Jahre vor Kristi Geburt ihre Stadt gegründet haben. Sie ist freundlich und offen gebaut, die Straßen sind breit und gerade, die Gebäude von schönem Ansehen. Der Wasserreichthum, durch Kanäle herbeigeführt, trägt nicht wenig zur Verschönerung bei. Ein prächtiger Corso, mit 4 Baumreihen, von 3 Fontainen bewässert, mit der Statue des guten Königes René geziert, durchschneidet die Stadt in ihrer Mitte. Unter den Bauwerken ist das Rathhaus, der Justiz-Palast, die Universität, der bischöfliche Palast, der Aufmerksamkeit werth, nicht minder findet dieses Statt mit der schönen gothischen Johannis-Kirche, welche besonders durch ihren prächtigen und eleganten, scharf gespitzten Thurm bemerkenswerth wird. Die Bibliothek verdient einer besondern Erwähnung, sie ist das Geschenk eines Privatmannes, des Marquis von Méjanes, welcher, nachdem er der Provinz lange Jahre vorgestanden, diese Bibliothek der Stadt Aix schenkte, unter der Bedingung, daß sie daselbst zum öffentlichen Gebrauche aufgestellt werde. Das Museum der Stadt enthält außer mehren guten Gemälden vorzugsweise Alterthümer aus der Römerzeit, denn es befand sich hier ein Tempel des Augustus und ein Amfitheater, aus deren Trümmern eine große Anzahl herrlicher Monumente alter Kunst hervorgezogen wurde.

Arles, am linken Ufer der Rone, Hauptort des Arrondissements, zählt 20.000 Einwohner und ist schon bei der ersten Ankunft der Römer in Gallien gegründet. Zur Zeit des höchsten Glanzes war sie die Hauptstadt eines eigenen Fürstenthumes, des Arelats, sie zählte damals über 100.000 Einwohner. Durch die Verheerungen der Barbaren, deren Völkerwanderung manche herrliche Stadt vernichtete, ging auch der Glanz dieser verloren. Das Alterthum beweist die Stadt auch noch durch ihre Metropolitan-Kirche, welche, wiewohl dieß etwas zweifelhaft ist, schon im zweiten Jahrhundert kristlicher Zeitrechnung gegründet sein soll. Die Franzosen nennen diese Stadt eine schöne, obwohl sie zugestehen müssen, daß die Strassen eng, und die großen Bauwerke zwischen kleine Häuser eingeklemmt sind. Alterthümer findet man sehr häufig, jeder frisch gegrabene Brunnen bringt neue zum Vorschein, das Amfitheater ist eins der schönsten und wohlerhaltensten in ganz Europa.

Tarascon, Hauptort eines Kantons, auf dem linken Ufer der Rone, liegt der Stadt Beaucaire gegenüber, mit welcher es durch eine

Brücke verbunden ist. Der Ort hat eine gewisse Merkwürdigkeit durch eine Legende von der heiligen Martha erlangt, welche hier einen gewaltigen Drachen, der das Land verwüstete, und von welchem die Stadt ihren Namen entlehnt, überwältigte und durch ihren Gürtel fesselte. Eine Statue der Heiligen verewigt diese Heldenthat, und eine alljährlich wiederkehrende Prozession erhält sie im Andenken des Volkes. Ein altes Schloß, im 13ten Jahrhundert auf den Ruinen eines Jupitertempels erbaut, war ehemals die Residenz der Grafen von Provence.

XXXI.

Das Departement Var.

Gebildet aus einem Theile der Nieder-Provence, gränzt dasselbe mit seiner Ostseite an die Grafschaft Nizza, mit der südöstlichen aber und der südlichen an das Meer; es umfaßt 133 Quadratmeilen und zählt eine Bevölkerung von 318.000 Seelen. Das Departement stellt 808 Soldaten zum Heere und wird in 5 Wahlbezirke getheilt, deren vorzüglichste sind: Toulon, Draguignan, Grasse und Brignolles.

Im Norden und Nordosten ist das Land stark bergig, es hängt mit der Kette der Alpen, zusammen, im Süden dagegen verlieren sich diese Gebirge, welche bis auf 10.500 Fuß ansteigen, in niedere Hügel und zuletzt in Sand-Dünen. Spuren von vulkanischer Thätigkeit findet man in mehren Bergzügen zerstreut, besonders ist die Puzzolan-Erde häufig. Der Boden ist trocken, wenig fruchtbar, häufig mit großen Steinflächen ganz bedeckt, häufig von Sandwüsten und von Sümpfen durchzogen. Zu den Merkwürdigkeiten des Landes gehört das Felsen-Labirinth von Ollioules, von welchem Orte es sich bis zu den Ruinen des alten Tarent, bis an die Gränze des Departements der Rone-Mündungen erstreckt. Eine große Menge wunderlich geformter Kalkfelsen, welche von Ferne die Ruinen einer Stadt auf das Deutlichste darstellen, bedeckt diesen Landstrich. Zuckerhüte, Thürme, Obelisken, Piramiden, glaubt man zu sehen, doch keine Spur des Lebens

findet sich in diesen wunderbaren Gebilden einer spielenden Natur. Kein Baum, kein Strauch, nicht das kleinste Pflänzchen drängt sich aus den Ritzen dieser todten Kalkfelsen; mitten durch dieses Labirinth zieht sich eine starkbefahrene Kunststraße, welcher der Weg oft hat gewaltsam geöffnet werden müssen, da dieselben an manchen Stellen so dicht zusammentreten, daß kaum ein Mensch, vielweniger ein Wagen sich hindurch winden kann. Vergebens wäre es, hier einen Ausweg zu suchen, wenn die Straße selbst nicht einen solchen böte. In früheren Zeiten war der Ort höchst berüchtigt durch Straßenräuber, die daselbst Jahrhunderte lang ihren Sitz aufgeschlagen hatten; jetzt ist derselbe jedoch völlig gereinigt, und wenn man nicht besorgt, daß die Felsen dem Wanderer über dem Kopf zusammenstürzen, so kann er ohne Furcht passirt werden. Nach Zeit einer Stunde eröffnet sich vor den Blicken des Reisenden das enge und finstere Thal zu der heitern und schönen Fläche, in welcher Ollioules liegt. Von hier aus erblickt man das Meer, und in einem der schönsten Thalkessel sieht man plötzlich sich von blühenden Orangen umgeben, sich von Palmen überschattet, da man kaum zuvor noch geglaubt, auf einem ausgebrannten Planeten zu sein.

Das Thierreich dieses Departements hat einige Merkwürdigkeiten. Auf den großen Sümpfen versammeln sich während des Winters Tausende von Wasservögeln, nicht nur ganze Schaaren von Störchen, Kranichen, Reihern, sondern auch sehr viele Flamingos, Kropf-Gänse, ja selbst Löffel-Reiher findet man dort ihr Futter suchen. Der Fasan wird in den Vorbergen der Alpen häufig gefunden. Von den Hochgebirgen herab läßt sich der Falke und Adler. Die Seen und das Meer wimmeln von Fischen, unter denen der Thunfisch eine Haupterwerbs-Quelle für die Bewohner der Küsten ausmacht. An den Felsen sitzen Millionen von Austern und andern eßbaren Muscheln, von Korallen, welche in früherer Zeit mehr als jetzt gesucht wurden, und sonst große Fabriken mit dem Schneiden, Schleifen, Bohren, Poliren, beschäftigten, ein Erwerbszweig, der indessen jetzt sehr gesunken ist, da die Koralle als Schmuck sowohl, wie als Arzneimittel (der man sonst viele Heilkräfte beilegte) aus der Mode gekommen ist. Die Sümpfe, die ausgedehnten Wiesenflächen an den Seen, und die Seen selbst, geben einer großen Menge von Fischottern und andern Wasserthieren Aufenthalt und Nahrung. Reptilien sind zahlreich, giftige Schlangen kommen in allen warmen Thälern vor, Wasserschlangen machen Sümpfe und Bäche gefährlich, und kommen selbst in den Flüssen dem Badenden nicht selten nahe, alle stehenden Gewässer wimmeln von Wasserskorpionen, viele Sträucher ernähren die Schildlaus, welche unter dem Namen der Kermes-Beere bekannt ist. In den Sand-Ebenen verbirgt sich die Tarantel, eine große Spinne, welche um ihrer dicken und starken Fäden willen von den Kindern häufig aufgesucht wird, ihr Biß ist durchaus nicht so gefährlich, als man

denselben in Italien glaubt. Die Luft ist oft bis zum Ersticken mit kleinen Insekten angefüllt, welche den Mousquito's ähnlich sind, und sehr schmerzhafte Stiche verursachen.

Der Boden, dort, wo er befeuchtet ist, zeigt eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Auf den Höhen sieht man Fichten- und Eichenwälder, an den Abhängen den Erdbeerbaum, Mirthen- und Jasmin-Bäume, welche letzteren sich dort baumartig bilden, wie im südlichen Deutschland die Haselnüsse. Immortellen (Strohblumen) bilden einen weit verbreiteten Handelsartikel. Weiter abwärts bis zu den Meeresküsten hin sind die fruchtbaren Gegenden mit Wein, mit Kapernstauden (den afrikanischen vorgezogen), mit Korinthen (aus Griechenland herübervrepflanzt und mit Glück gebaut) mit Oelbäumen, mit Korkeichen, süßen Kastanien, mit Palmen, (**Phoenix dactilifera und Chamaerops humilis**), mit Aloe und Kaktus bedeckt.

Der Mineral-Reichthum dieser Provinz scheint entweder nicht beachtet, oder ist der Achtung nicht werth; dieß letztere ist jedoch nicht wahrscheinlich, da die Gebirge zur älteren Formation gehören, welche an Metallen überhaupt sehr reich ist. Das Einzige, was der nicht große Fleiß der Franzosen zu Tage fördert, ist Blei und Steinkohlen. Zum Bauen braucht man verschiedene Marmor- und Porfirarten. Man sagt zwar, daß auch der Bernstein daselbst gefunden werde, doch erscheint dieß sehr problematisch, und ist in keinem Falle von merkantilischer Bedeutung.

Der größte Theil der Orte dieses Departements ist eines sehr alten Ursprungs, überall findet man Spuren von der Anwesenheit der Römer, so in den Denkmälern, welche aus jener Zeit übrig geblieben sind, als selbst noch in den Namen verschiedener Orte, die sich von jener Zeit her erhalten haben, wie man denn **Antipolis in Antides, ad Horrea in Auribeau, Forum Iulii in Frejus, ad Turrim in Tourves, Brigantium in Brégançon, Vincie in Vence** ꝛc. leicht wieder erkennt. Diese und andere Orte sind an den großen Straßen gelegen gewesen, deren Spuren man noch jetzt theils auf der Oberfläche der Erde sieht, theils bei Nachgrabungen auffindet. Die ganze Küste des Mittelmeeres war vorzugsweise und beinahe zuerst der Sitz der römischen Macht, da sie von hier aus am leichtesten mit der Hauptstadt der Welt kommuniziren konnten, daher denn auch hier die mehrsten Wasserleitungen, Amfitheater, Triumfbogen, Bäder zu finden sind.

Das Volk erhält von französischen Schriftstellern nicht das beste Zeugniß. Einen Uebergang vom Norden in den Süden bildend, vereinigen sich in demselben die Fehler beider, scheinen dieselben die Tugenden beider zu fliehen. Wenig oder gar nicht gebildet, zeigt das Volk eine große Rohheit, die sich in ihren Leidenschaften, in ihren Handlungen, in ihren Spielen offenbart. Die Städte-Bewohner, die höheren Stände, haben

alle Laster der großen Welt, ohne deren Bonhommie, deren Duldsamkeit gegen Andere zu besitzen. Im Uebrigen ist das Volk ziemlich arbeitsam. Man kann drei Klassen unterscheiden: die Bewohner der Ebenen sind Ackerbauer, Winzer. Die Bewohner der Meeresküste beschäftigen sich fast ausschließlich mit Schifffahrt und Fischerei, die ersteren sind meistentheils wohlhabend, der Boden gewährt ihnen, was sie brauchen, und sogar mehr, die letzteren sind immer ein Spielball des Zufalls, heute reich, weil ihre Netze gefüllt sind, und sie ihren Fang gut bezahlt sehen, morgen arm, weil das Meer ihnen nicht viel gespendet, und weil Andere glücklicher gewesen, ihnen selbst für dieses Wenige den Preis verdorben haben. Die dritte Klasse ist die der Bergbewohner, sie haben nur den Landbau für sich, und diesen nur auf kurze Zeit im Jahre beschränkt, daher sie im Stande sind, Anderen mit ihren Händen, mit ihren Armen, zu dienen. Im Juni steigen sie hernieder in die Ebenen und helfen das Gras, später das Getraide mähen, in die Speicher bringen, den Acker umstürzen, und zur neuen Saat vorbereiten. Viele Tausende sieht man so alljährlich von den Gebirgen herab steigen, jeden Alters, jeden Geschlechts, kommen sie Familien- oder Truppenweise zu den Dörfern, zu den Gutsbesitzern, bei denen sie einmal Arbeit gefunden haben, von denen sie wissen, daß jeder ihre Arme, wie sie ihr Geld brauchen. Im August zieht alles wieder heim, denn während sie in den Thälern das Getraide mäheten, reifte die schon wieder sinkende Sonne das ihrige auf den Bergen. In zwei Monaten sind sie mit ihren Geschäften, mit der Bearbeitung ihrer Felder, mit der Einsaat fertig, dann steigen sie abermals aus den Hochgebirgen hernieder, um bei der Weinlese zu helfen, und nun bleiben sie, während ihre Schätze der Erde anvertraut sind, und langsam unter dem tiefen Schnee keimen, in den wärmeren Regionen, ihren früheren Verdienst verzehrend und ihren bisherigen Herren in der Wirthschaft helfend, bis das Frühjahr herankommt. Mit dem Ende des März wandert alles wieder schaarenweise in die Gebirge, um das Vieh zu hüten, den Acker zu bestellen, und den ganzen Kreislauf der frühern Beschäftigung von neuem vorzunehmen.

Haben wir hier gewißermaßen drei verschiedene Körperschaften betrachtet, so bleibt uns noch der Auswurf aller drei anzuführen. Unglaublich sind die Diebereien, welche immerfort vorfallen. Die Provinz ist so günstig für die Schelmen gelegen, sie gränzt so gut an ein Schelmenland, daß nicht zu verwundern wäre, wenn jeder Busch, jeder Fels, zu einem Räuber-Versteck benutzt würde. Die Franzosen wissen sich zwar viel damit, daß die Genuesen gegen das Ende des Jahres 1793 zwei ganze Schiffsladungen mit Dolchen herüber schickten, welche hier verkauft werden sollten, jedoch unverrichteter Sache zurückkehren mußten, allein dieß kam nur daher, daß sie diese Mordwaffe nicht kannten und daß ihnen ihr Taschenmesser mit

einer fußlangen Klinge und mit sehr fester Feder, lieber war als der Dolch, da sie mit dem ersteren ebenso gut dem Leben des Reisenden ein Ende machen, wie sie ein Stück Brod abschneiden konnten, was mit dem Dolche nicht der Fall war. Keine Heerstraße konnte sicher genannt werden, kein einsam gelegener Gasthof ohne Zagen betreten werden, überall hatte man die Raub- und Mordgier der wilden Provençalen zu fürchten, und wenn es jetzt nicht mehr so ist, so trägt wahrlich nicht das Volk die Schuld, sondern die gute Polizei, welche, da die Galeeren von Toulon und Marseille nicht weit sind, es vorzieht, diese lieber als die Landstraßen mit Räubern bevölkert zu sehen. Piemontesen und Bewohner von Nizza schieben übrigens die bei ihnen vorfallenden Uebelthaten gerade so auf die Provençalen, wie diese letzteren Alles, was bei ihnen geschieht, auf die Piemontesen schieben.

Toulon, einer der größten und herrlichsten Hafen des Mittel-Meeres, und eine Hauptstation der französische:: Marine. Der Ort hat **31.000** Einwohner und gehört nicht zu den ältesten, indem seine Geschichte mit Sicherheit nur bis zum zehnten Jahrhundert zurückzuführen ist. Toulon liegt auf einer gegen das Meer geneigten Fläche, im Hintergrunde einer Bucht, welche ihr einen herrlichen, jederzeit sichern, nirgends den Stürmen offenen Hafen bietet. Dieser Hafen wird in einen Kaufmanns- und in einen militärischen Hafen getheilt, zu welchem letzteren das Arsenal gehört, das in seiner Ausdehnung der Stadt beinahe an Größe gleichkommt. Diese zerfällt in eine alte und neue, ist schlecht gebaut, hat enge und krumme Straßen, kleine unregelmäßige Plätze und bietet im Innern keinen erfreulichen Anblick dar; desto großartiger aber ist der von Seiten des Meeres oder von den hinter der Stadt liegenden Höhen. An dem Hafen ziehen sich prächtige Quais hin, breit, mit schönen Häusern geziert. Das Hauptthor des Arsenals ist ein Triumfbogen in dorischer Ordnung, mit schönen Basreliefs und Trofäen geschmückt. Im Innern des prachtvollen Gebäudes, das jedem Fremden verschlossen ist, und selbst den Franzosen nur unter gewissen Formalitäten zu besuchen gestattet wird, enthält die größten Werften und Werkstätten, in denen **3.000** Arbeiter, und eben so viele Galeeren-Sklaven beschäftigt sind. Eins der merkwürdigsten Gebäude des Arsenals ist die Seilerbahn, **1.800** Fuß lang, mit **66** Fenstern in der ersten Etage, welche mit **66** Thoren im Parterre korrespondiren; im Innern ist dieses ungeheure Haus durch Säulen-Reihen in drei Abtheilungen von gleicher Länge mit dem Ganzen zerfällt, in

denselben wandeln die Seiler, die ungeheuer langen Schnüre drehend, aus denen die Ankertaue verfertigt werden sollen, auf und ab, in diesen werden die sehr dicken Taue selbst verfertigt, so ungeheuer, daß die Aegipter, als die französischen Offiziere ihre Marine zu bedienen anfingen, und sie solche Seile drehen lehrten, gar nicht begreifen konnten, daß es möglich sei, dieselben zu handhaben, was auch in der That ein Problem ist, da für jeden Fuß Länge ein starker Mann gehört, um dasselbe zu tragen, welches nicht weniger als 7.000 bis 8.000 Pfund wiegt. Dort sind die ungeheuren Magazine, aus denen die Schiffe mit ihrem Bedarf versorgt werden. Jedes Fahrzeug hat ein eigenes, ihm ganz allein zugehöriges, in welchem seine Kanonen, seine Segel, sein Tauwerk und alles, was zu seinem Kriegs-Bedarfe gehört, zur Zeit der Ruhe Platz findet, denn alle Kriegsschiffe, welche nicht im Gebrauche sind, werden abgetakelt, damit ihre Takellage und ihre Ausrüstung sich nicht aufreiben. In dem Zeughause befinden sich alle Arten von Waffen, historisch geordnet, so daß man die Fortschritte der Kriegskunst in ihrem ganzen Umfange übersehen kann. Eine Schiffsdocke zur Ausbesserung der Schiffe im Trocknen ist so interessant, als ein großer Modellsaal, welcher alle Arten von Schiffen, von den kleinsten angefangen, bis zum größten enthält.

Die merkwürdigste Gesellschaft dürfte das Lazareth der Galeeren-Sklaven, dürften die Galeeren-Sklaven selbst sein. Das Hospital dient zugleich in seinem untern Geschoß als Magazin für die Waaren Indiens, das obere Geschoß enthält prächtige, ausgedehnte Säle, für die Unglücklichen bestimmt, welche durch schwere Arbeit oder durch ungesunden Aufenthalt in den Bagnos erkranken. Auch eine Kaserne für die Wachen der Galeeren-Sklaven, so wie eine große reichhaltige Apotheke befindet sich in diesem Hause. Die Unglücklichen, deren gewöhnlich an 5.000 in Toulon sind, werden in drei Klassen getheilt. Die gröbsten Verbrecher befinden sich, an Ketten geschmiedet, auf abgetakelten Kriegsschiffen, die nothdürftig zu Wohnungen eingerichtet sind. Dieselben liegen vor Ankerketten in der Schuß-Linie der Befestigungswerke. Bei dem geringsten Aufruhr wird, wenn er nicht gleich zu stillen ist, auf ein solches Schiff geschossen, und dasselbe nöthigenfalls in Grund gebohrt. Diese Leute dürfen für sich arbeiten, und machen aus Stroh, Pappe, Weidenruthen, hübsche kleine Sächelchen, welche das Mitleid ihnen theuer bezahlt, und wofür sie sich dann einige Erleichterung verschaffen dürfen, da ihre Kost lediglich aus Brod, Bohnen und Wasser besteht (doch bekommt jeder täglich einen Schoppen Wein), und diese alltäglich wiederkehrende und lebenslänglich dauernde Nahrung doch sehr einförmig genannt werden muß. Die nicht für ihre Lebenszeit Gefangenen sind in der Regel nicht an ihre Zimmer gefesselt, sondern werden zu Hafenarbeiten gebraucht,

und erhalten auch bessere Kost. Sind sie Handwerker, so werden sie noch obendrein bezahlt, und dürfen das so gewonnene Geld beliebig verwenden. Viele von ihnen legen sich etwas zurück, später, wenn sie befreit sind, einen kleinen Anfang, eine Unterstützung zu haben. Man schmiedet in der Regel zwei und zwei von diesen Leuten zusammen, so daß sie immer eine Arbeit miteinander verrichten müssen, der Kommandant ist übrigens ermächtigt, hier mancherlei Erleichterungen eintreten zu lassen, so dürfen sie bei guter Aufführung das, was sie in ihren Musestunden an Arbeiten verfertigten, in der Stadt umhertragen, und selbst verkaufen. Alle tragen einerlei Kleidung, grobe leinene Pantalons, graue Aermel-Jaken mit den Buchstaben Gal: bezeichnet, rothe Kittel, und eine rothe wollene Mütze, die auf ihre Lebenszeit Verurtheilten tragen grüne Mützen.

Entsetzlich ist das Loos dieser Unglücklichen, wenn sie nach überstandener Strafzeit wieder in Freiheit kommen. Nicht genug, daß bei ihrer Verurtheilung sie mit dem Buchstaben T. F. (Travaux Forcées) auf dem Arm gebrandmarkt sind, so werden sie dieses auch noch bei ihrer Entlassung aufs neue dadurch, daß man ihnen einen Paß von gelber Farbe ertheilt, der sie beim ersten Anblicke als entlassene Galeerensklaven verräth. Jeder Gastwirth ist berechtigt, nach dem Passe zu fragen, jeder Soldat, jeder Gensdarme kann dasselbe thun, kann sie nöthigen, mit ihm vor den Richter des nächsten Ortes zu kommen. Niemand nimmt sich ihrer an. Das Mitleid ist auf den großen Heerstraßen erstorben, und von dieser dürfen sie bei Strafe augenblicklicher, neuer Einkerkerung, neuer Ablieferung auf die Galeere, nicht weichen, so sind sie denn der Gnade hartherziger Soldaten Preis gegeben. Niemand mag einen Galeerensklaven in seine Dienste nehmen, betteln darf er nicht, es bleibt ihm mithin nichts übrig, als den kaum verlassenen Weg des Lasters von neuem zu betreten, zu stehlen, zu rauben, und zuletzt beides vielleicht nur in der Absicht, um wieder auf den Galeeren zu Brod und Wohnung gebracht zu werden. Anstalten, wie die in Deutschland häufig gegründeten, zur Besserung von Strafgefangenen, zur Aufnahme von Sträflingen in Dienst, kennt man in dem wirklichen, glücklichen und hochgepriesenen Frankreich nicht.

Der wichtige Punkt, den Toulon für die französische Marine bildet, hat zu sehr starken Befestigungen des Platzes Veranlassung gegeben. Den Hafen vertheidigt auf der linken Seite ein großer, stark befestigter Thurm, der mit den übrigen Hafenbatterien und mit dem Fort Saint Louis in Verbindung steht. Das Fort la Malgue auf der Landseite ist ein längliges Viereck, mit bombenfesten Kasematten und gewaltigen Außenwerken, die bis an die Rhede hinunterreichen, es liegt auf einem Hügel,

welcher die ganze Stadt und den Hafen bestreicht, es kann den Angriff auf die Stadt von dieser Seite unmöglich machen, und kann, wenn die Stadt von einer andern Seite her erobert ist, den Feind unter den Trümmern derselben begraben. Der Hügel, auf welchem diese Feste steht, trägt den köstlichen rothen Wein von Malgue, welcher seiner magenstärkenden Wirkung wegen sehr berühmt ist. Ein Hügel-Rücken zieht sich von der Stadt nach dem Lande zu, bis zu einer bedeutenden felsigen Anhöhe, auf diesem stehen sieben Forts übereinander, durch starke Verbindungswerke untereinander in Kommunikation gesetzt, sie alle nebst den übrigen Befestigungen der Stadt fordern eine Besatzung von wenigstens **20.000** Mann, können aber auch in diesem Falle die Stadt beinahe uneinnehmbar machen. Einem Napoleon, der hier seine erste bedeutende Waffenthat verrichtete, konnte sie freilich nicht widerstehen.

Draguignan, Hauptort des Departements, hat **10.000** Einwohner, und ist in einem von hohen Hügeln umringten Kessel gelegen, bewässert von der Pis, welche mitten durch die Stadt fließt. Obwohl Toulon der viel bedeutendere Ort ist, so hat doch Draguignan, wegen seiner günstigen Lage in der Mitte des Departements, die Oberpräfektur. Die Stadt ist ziemlich freundlich, ihre Lage reizend zu nennen. Das warme Thal hat Veranlassung gegeben, einen botanischen Garten, Behufs der Akklimatisirung ausländischer Gewächse anzulegen; man hat zwar noch nicht viel von dem glücklichen Erfolge desselben gehört, doch enthält er wirklich viele schöne Gewächse von seltener Art, und bildet zugleich mit seinen schattigen Alleen einen der besuchtesten Spaziergänge. Paläste und sonstige Gebäude, welche die öffentliche Aufmerksamkeit rege machten, finden sich nicht.

Grasse, Hauptort des Arrondissements, hat ungefähr **13.000** Einwohner, und ist eine ziemlich alte Stadt, sie dankt ihr Emporkommen den räuberischen Einfällen der Barbaresken auf die Stadt Antibes. Die Bewohner zogen sich im Jahre **1270** von da zurück, und vermehrten die Bewohnerzahl der Stadt Grasse; zu gleicher Zeit wurde der Bischofs-Sitz von Antibes dahin verlegt.

Amfitheatralisch, auf einen schönen Hügel gelegen, bietet die Stadt von der Ebene aus den herrlichsten Anblick dar, gegenseits sieht man von der Stadt aus das einige Lieues entfernte Meer, denn die Häuser erheben sich terrassenförmig, so daß keines dem andern die Aussicht raubt. Im Innern aber vermißt man diese Schönheiten; denn die Straßen sind eng und finster, und überaus kothig, viele derselben haben einen so starken Fall, daß es schwer ist, in denselben zu gehen, unmöglich darin zu fahren. Den Fremden fällt bei dem gräulichen Schmutze, der überall herrscht, der liebliche Duft auf, welcher ihn schmeichelnd umspielt, dieser

rührt von den vielen Parfümerie-Fabriken her, welche in der Stadt etablirt sind, und aus den duftreichen Blumen des Südens die köstlichen Gerüche ausziehen. Eine schöne Esplanade, die verschiedenartigsten Aussichten gewährend, bietet einen fleißig besuchten Spaziergang. Den Gipfel des Berges krönt eine gothische Kirche mit einem prächtigen Glockenthurme; auf jener Höhe befindet sich auch eine sehr starke Quelle, welche mehre Fontainen der Stadt reichlich mit Wasser versieht.

Brignolles, Hauptort des Arrondissements, zählt ungefähr 6.000 Einwohner, und liegt auf dem Abhange eines Hügels in einem geräumigen fruchtbaren Thale, welches durch den Fluß Calami bewässert ist. Der Ort hat einen in Frankreich höchst seltenen Ruhm, den der außerordentlichen Reinlichkeit; dieser war ehemals so groß, daß die Gräfinnen von Provence hieher kamen, um ihre Niederkunft abzuwarten und um ihre Kinder hier erziehen zu lassen. Die Vortrefflichkeit der Früchte in der Umgegend bedingt dem Orte einen eigenen Handelszweig, den mit gedörrten Pflaumen: Brignolles, bei uns in Prünellen verkehrt.

XXXII.

Das Departement des Herault.

Es besteht aus einem Theile der alten Provinz Languedok und gränzt an das mittelländische Meer, das an seinen Küsten eine Menge Seen und Baien gebildet hat, welche, gleich dem frischen und kurischen Hafe in Ost-Preußen, durch schmale, sandige Landzungen von der See getrennt sind. Die Oberfläche des Departements beträgt 133 Quadrat-Meilen, auf derselben wohnen 347.000 Einwohner, welche dem Heere jährlich 922 Soldaten geben. Das Departement wird in sechs Wahlbezierke getheilt, deren Hauptorte sind: Montpellier, Béziers, Pézénas, Saint-Pons, Lodève. Durchaus bergig, theils durch Zweige der Sevennen, theils durch mehre

Arme des Lozére-Gebirges, hat dieses Departement zum Theile einen sehr fruchtbaren, zum Theile sterilen Boden. Spuren von vulkanischer Thätigkeit sind nirgend zu verkennen, und wo sich diese finden, da fehlt es an einem hohen Grade von Fruchtbarkeit nicht. Andere Gegenden bestehen aus einem dürren Kalkgesteine, und die Meeresufer zum Theil aus Sand. Auf den Höhen, welche bis zu 4.000 Fuß ansteigen, findet man keine Spur von Vegetation, einzelne Punkte ausgenommen, wo starke Verwitterung eingetreten ist, und auf welchen denn Zwerggebüsche, Haidekraut, einige Moosgattungen wachsen; die niederen Berge in der Nähe des Meeres heißen Garugues. Sie sind ein wenig besser, als die höheren, doch meistens auch nur durch den Fleiß der Menschen und nicht durch die Natur mit Erde versehen, und werden dann zu Getraide-Bau benützt. Hier, wie beinahe überall in der ganzen Provinz, findet man Spuren einer frühern Meeres-Bedeckung. Man darf den leichten Boden nur um einen halben oder ganzen Fuß tief aufschürfen, so sieht man Muschelsand, ganze Muschelbänke, zusammenhängende Kalkfelsen bildend, so findet man Versteinerungen von Fischen und andern Seethieren. Eine der bedeutendsten dieser Bänke findet sich nahe bei Montpellier, sie besteht, merkwürdig genug, aus lauter wohl erhaltenen, und nicht versteinerten Austernschaalen, obwohl sie viele tausend Klafter lang ist. Es scheint, als wären die mineralischen Gebilde hier noch nicht fertig, sondern erst in der Bildung begriffen. So findet man, unter Anderm, ganze Hügel und Berge, welche aus einem noch nicht festen Kalksteine bestehen, er läßt sich leicht schneiden, mit dem Beil behauen, mit einer Holzsäge zersägen; dennoch werden die größten Bauten daraus aufgeführt, und ganz Montpellier ist aus diesem Steine gebaut, indem derselbe an der Luft erhärtet und mit der Zeit eine solche Festigkeit annimmt, daß er dem besten Marmor gleich kommt.

Zunächst dem Meere bieten die Ufer der salzigen Landseen einen mittelmäßig fruchtbaren Boden. Während derselbe im ganzen Languedoc steinig und dürre ist, findet man ihn hier humusreich und durch die Nähe des Meeres immerfort befeuchtet. Die zwischen diesen Seen und dem Meere liegenden sandigen Landzungen sind fast gar nicht angebaut, fast gar nicht bewohnt, nur am Ausflusse des Etang-de-Thau nach Frontignan findet man, auf einer Erweiterung der Halbinsel, die Stadt Cette und das Dorf Saint Josef, von denen die erstere Hauptort eines Kantons ist. Dürre, öde Sandhügel, Dünen, welche dem Meere den Eingang in die Etangs und die Reinigung und Erfrischung derselben verwehren, geben eine traurige Aussicht auf zwei öde Wasserflächen.

Die Naturgeschichte dieser Provinz bietet wenig oder nichts Bemerkenswerthes dar, man findet dieselben Thiere wie in den bisher beschrie-

benen Seeprovinzen. Unter dem schädlichen Gewürme ist der Skorpion zu bemerken, welcher auf den Sandflächen in der Nähe des Meeres groß und häufig ist.

Das Pflanzenreich bietet viele aromatische und viele Farbgewächse, auf den Hügeln wachsen Korkeichen, Kermeseichen, Tamarisken, immergrüne Eichen, Maulbeern, Platanen, Oliven, Granatbäume, Cipressen und andere südliche Pflanzen. Das häufige Vorkommen der Pinien erinnert an Italien und zeugt für die Südlichkeit der Lage, für die Wärme des Klima's, noch mehr aber wird dieses durch Palmen verschiedener Art, durch großblättrige Aloe-Arten und durch die Kaktus bewiesen. Die Weine, welche hier vorkommen, sind außerordentlich feurig, und gehören zu den stärksten in Frankreich, sie sind meistentheils von rother Farbe, dunkel, setzen sehr stark und reichhaltig Färbestoff ab, sind jedoch trotz aller Stärke von angenehmem Geschmacke und von sehr belebender, erheiternder Wirkung. An Mineralien sollen sich Spuren von Gold, Silber, von Blei, von Kupfer, von Steinkohlen vorgefunden haben, doch ist entschieden, daß, wenn sich auch diese Schätze in dem Departement gezeigt haben, sie doch gar nicht benutzt worden sind. Die Trägheit des Karakters aller südlich wohnenden Nationen verhindert sie an der Ausbeutung solcher Schätze. Gewiß ist übrigens, daß man einige Edelstein-Gattungen, und unter diesen ungemein schöne Rubinen von lebhafter Farbe gefunden hat. Von brennbaren Fossilien findet man Steinkohlen und Erdharz, welches zu Theer verbraucht wird.

Wie alle Kalkgebirge, so bietet auch dieses Gebirgsland eine Menge Grotten und Höhlen dar. Viele derselben sind wegen ihrer Größe, andere wegen ihrer eigenthümlichen Form merkwürdig. Mehre davon sind durch Flüsse ausgewaschen und bilden natürliche Arkaden, Bogengänge, oft in langen Strecken durch Kalkberge führend.

Die Bewohner des Departements haben den allgemeinen Karakter der Südländer, sie sind fantasiereich, lebhaft, leicht zu Zorn aufgeregt, in diesem sehr rachsüchtig, doch wenn derselbe verraucht ist, ebenso leicht zum Verzeihen geneigt. Die Landleute sind grob, höchst abergläubisch, unwissend, mißtrauisch gegen Fremde, und wenig oder gar nicht gastfreundschaftlich. Doch gesteht man ihnen neben diesen Fehlern Ordnung und Sparsamkeit zu. Leidenschaftlich lieben sie Musik und Tanz, und die größte Hitze hält sie nicht ab, stundenlang wie toll umherzuspringen. Ihre Tänze sind immer höchst grotesk, und ermangeln aller französischen Grazie. Einer dieser Tänze ist seiner höchst komischen Ausführung wegen interessant, er wird hauptsächlich von zwei Personen, zugleich aber von der ganzen Zuschauermenge getanzt: die leztere bildet, bunt durcheinander, einen großen Kreis um die beiden Haupttänzer; einer derselben heißt der

Reiter, der andere der Stallknecht. Der erste ist halb versteckt in einem komisch aufgepuzten Pferde von Pappe, dessen Chabrake, bis auf den Boden herabreichend, seine Beine unsichtbar macht; seine Aufgabe ist: das scheinbare Pferd möglichst wild umher zu tummeln und dem andern, welcher als Stallknecht dem Pferde Haber in einem Siebe vorhält, solche Schläge mit den Hinterhufen des Pferdes zu geben, daß derselbe den Haber verschüttet. Der Stallknecht muß der Gewandtere sein, er hat dem Ausschlagen des Pferdes auszuweichen, und muß sich deßhalb immer vor dem Kopfe desselben zu erhalten suchen. Die tanzenden Zuschauer finden natürlich Gelegenheit genug, über die komischen Stellungen und Sprünge zu lachen.

Das weibliche Geschlecht entbehrt in diesen Gegenden jener Anmuth, welche die Franzosen an ihren Frauen so sehr zu rühmen gewohnt sind. Von den Männern häufig zu recht harter Arbeit angehalten, müssen sie das Vieh hüten, die wilden Pferde mit Schlingen einfangen, Lasten tragen, nicht nur die Netze stricken, sondern auch beim Fischfange tüchtig helfen. Dieß alles macht sie nicht geneigt zu Scherz und munteren Spielen, daher denn auch das Volk vielleicht nirgends in ganz Frankreich so prosaisch gestimmt ist als wie hier. Ein sonderbarer Gebrauch, vorzugsweise über diese Provinz, doch mehr oder weniger über das ganze südliche Frankreich verbreitet, ist das Tatoviren. Männer und Frauen unterwerfen sich mit gleicher Geduld dieser schmerzhaften Operation; wie die Insulaner der Südsee lassen sie auf alle Theile des Körpers, auf Brust, Schultern, Arme, Beine, auf den Rücken, ja manche sogar auf das Gesicht, sich Zeichnungen stechen, welche mit den buntesten, lebhaftesten Farben geziert sind: Kristus am Kreuze, die Embleme der Profession, welcher ein jeder sich gewidmet hat, der Name der Geliebten, mit einem Kranz von Blumen und Früchten umgeben, Inschriften und Denksprüche bilden die Hauptsache dieser sonderbaren Verzierung. Kein Jäger würde glauben, ein tüchtiger Waidmann zu sein, wenn er nicht ein paar wilde Schweine, Wölfe, Hirsche, Rehe, Hasen, und darüber aufgehängt seine Waffen, auf dem Arm oder der Brust zur Schau trüge, jeder Fischer muß ein Netz mit Thunfischen, jeder Ackerbürger Pflug und Egge aufweisen können, und so schmerzhaft die Operation ist, so würde sich doch jeder für entehrt halten, wollte er sich deswegen derselben entziehen. Auch lächerliche Sinnsprüche, komische Situationen findet man von geschickter Hand der Haut mit unverlöschlichen Farben eingebrannt.

Der Handel, der Seidenbau, der Weinbau beschäftigt die Leute hauptsächlich, die glühende Sonne kocht sehr süße Weine, welche noch jung, kaum ein Jahr alt, über das Meer verschickt werden und zu unseren feinsten Tafelweinen gehören. Die Feigen von Languedoc sind honigsüß,

und werden denen von Smirna gleichgestellt. Die Industrie in den Städten ist nicht ohne Belang, besonders werden Parfümerien und chemische Produkte verfertigt. Aus den Salzsümpfen der Küste zieht man eine große Menge Boisalz, das, in Piramiden aufgeschüttet, zum Trocknen in der Sonne liegt. Da die Weine sehr bald von ihrer Süßigkeit verlieren, also möglichst jung verbraucht werden müssen, so brennt man aus dem, was nicht im ersten Jahre verkauft wird, einen sehr guten Weingeist.

Die Sprache nähert sich durch ihre sonderbare Akzentuirung im Tone der italienischen, in den Städten aber spricht man allgemein ein ziemlich gutes Französisch, und es beginnt sich auch schon auf den Dörfern zu verbreiten.

Montpellier ist Hauptort des Departements, liegt unfern vom Meere, und ist entstanden, indem es als Bischofssitz im 8ten Jahrhundert gegründet, sich nach und nach zu seiner jetzigen Größe erhoben hat; es war späterhin ein Hauptsitz der Reformirten, welche 1559 sich dort zuerst zeigten; im folgenden Jahre war die Stadt der Schauplatz blutiger Gräuel, ein Religionskrieg brach aus und von da an sah jedes Jahr wieder neue schauderhafte Metzeleien. Schon früher war sie der Hauptsitz des furchtbaren Inquisitionstribunals, welches — von den Dominikanern gegen die Albigenser errichtet, seinen ersten Glaubensakt im Jahre 1417 beging. Die Hugonotten bildeten dort eine Republik, welche bis zum Jahre 1622 Bestand hatte, in welchem Jahre dieselbe durch Ludwig den XIII. besiegt und durch eine in der Nähe der Stadt errichtete Zitadelle im Zaume gehalten wurde. Die Feste besteht noch auf einer Erhöhung, von dieser erstreckt sich die Stadt amfitheatralisch nach zwei Seiten herunter, sich vorzugsweise dem Meere zu ausbreitend. Die große Straße ist eine Verlängerung der Hauptstraße von Béziers. Der Platz von Peyrou ist groß, geräumig, und der schönste der ganzen Stadt. Unter den Bauwerken zeichnet sich vorzugsweise die Wasserleitung aus; groß und prächtig, werth, ein Römerwerk zu sein, ward sie im Jahr 1753 begonnen, und in einer Länge von zwei Meilen bis zu den Quellen von Saint Element fortgesetzt. Zunächst der Stadt besteht sie bei 3.000 Fuß Länge in 53 ungeheuren Bogen, welche auf ihrem Gipfel 188 kleinere tragen, auf denen die eigentliche Wasserleitung ruht. Ein Triumfbogen, aus einem einzigen Bogen bestehend, ward Ludwig XIV. nach seinem Tode geweiht. An Bauten dürfte man den bischöflichen Palast, die Präfektur,

das Rathhaus, doch schwerlich eine Kirche anführen; denn obwohl unter diesen letztern die Kathedrale durch Größe sich auszeichnet, so ist sie es doch noch mehr durch ihre wunderliche, und wahrhaft häßliche Bauart.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten muß man das allgemeine Hospital für 650 unheilbare Kranke und das Irrenhaus, so wie das Gebärhaus anführen. Unter den gelehrten Anstalten zeichnet sich die sogenannte Universität, gleich den übrigen in Frankreich, nur aus einer Fakultät bestehend, hier die medizinische besonders aus, es gehört zu derselben ein anatomisches Kabinet, ein botanischer Garten, eine Bibliothek von 15.000 Bänden. Das Museum Fabre, von einem Bürger der Stadt geschenkt, enthält Kunstgegenstände in Werth von mehr als 2.000.000 Franken.

Béziers, auf dem linken Ufer der Orbe, nahe am Südkanal, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 17.000 Einwohner. Eine Kolonie der Römer, welche 636 nach Gründung der Stadt angelegt wurde, konnte sich lange nicht emporschwingen, bis Julius Cäsar sie durch seine Soldaten bevölkerte, und da es die 7te Legion war, welche sich dort niederließ, so bekam die Stadt Biterra den Beinamen Septimanorum. Es wurden große Bauten aufgeführt, und die Stadt erhob sich rasch. Tiberius erhob die Kolonie von Neuem, als aber im 5ten Jahrhunderte die Gothen sich ihrer bemächtigten, im 8ten Jahrhundert die Mauren die Stadt eroberten, dann Karl Martell sie daraus verjagte, und die Stadt völlig zerstörte, damit die Mauren sie nicht etwa wieder eroberten; da später, als sie sich unter Karl dem Großen wieder erhoben hatte, die Albigenser sie zu einem ihrer Hauptsitze machten, aber Kreuzzüge gegen diese gerichtet wurden, sank sie ganz, und wäre vielleicht nie mehr bewohnt worden, wenn nicht die außerordentlich günstige Lage immer wieder neue Kolonisten dahin gezogen hätte; denn bei dem ersten dieser Kreuzzüge schon wurden alle Einwohner niedergemacht, der Legat, welcher das Heer befehligte, rief den Stürmenden zu, tödtet sie alle, Gott wird die Seinigen schon erkennen. Dieß ist die Ursache, warum von allen Bauwerken der Römer nichts mehr übrig ist, denn von neuem bevölkert, ward die Stadt zu einer Festung gemacht, die Festung ward erobert und gänzlich demolirt. Bürgerliche und Religionskriege verheerten sie immer wieder von neuem, so daß endlich das jetzige Béziers eine ganz neue Stadt ist, deren Alterthümer man im Innern der Stadtmauern suchen muß. Ein Meisterstück der Baukunst ist die lange Steinbrücke über die Orbe und die Kathedrale, welche durch ihre schönen gothischen Thürme schon von Ferne den Blick des Wanderers auf sich zieht. Die Stadt ist an einem Berge gebaut, und die Kirche liegt so hoch, daß man von den Schwellen derselben die ganze reizende Umgegend übersieht. Der heilige Afrodisius ist der Schutzpatron der Stadt. Im Jahre 750 soll derselbe

auf einem Kameele reitend, dorthin gekommen sein. Die Verehrung desselben erstreckte sich sogar auf sein Kameel, es wurde aus dem öffentlichen Schatze ein Geldlehen gestiftet, in 800 Franken bestehend, und den jedesmaligen Nachkommen des Reitthieres dieses Heiligen gewidmet. Bis zur großen Revolution gab es solche direkte Abkömmlinge des heiligen Viehes, und diese wurden alljährlich in großer Prozession umhergeführt; 1793 aber verbrannte man das lezte Kameel, und diejenigen, welche sich seiner Einkünfte bemächtigen wollten, setzten dasselbe auf die Liste der Emigranten.

Die einzige Merkwürdigkeit des Alterthums ist ein römischer Aquäduct, dießmal nicht bestimmt, um Wasser zuzuführen, sondern um welches fortzuschaffen, er diente zur Austrocknung des Sumpfes und Sees von Montady, welchen er in höchst fruchtbares Land verwandelt hat.

Pézénas, Hauptort eines Kantons, liegt am rechten Ufer des Herault, und zählt 8.000 Einwohner. Ein schönes Schloß gehörte dem Fürsten von Montmorency, es beherrscht die Stadt, welche, freundlich und offen, hübsche Straßen, schöne Gebäude und einen schattenreichen Hauptplatz, der zum Spaziergange dient, darbietet. Das Schauspielhaus gehörte ehemals als Kirche den schwarzen Büßenden, in der der grauen Büßenden ist eine Branntweinfabrik. Die Hauptkirche des Orts hat nichts besonders Ansehnliches.

Ueber den Fluß führt bei dem Oertchen Saint-Guilhem eine hängende Brücke aus Stricken. Ein Sail ist an beiden Ufern befestigt und bildet einen tief hängenden Bogen. Auf diesem Saile läuft ein hölzerner Zilinder, an demselben hängt ein Strick mit einem daran befestigten Brette. Will man auf diesem den Fluß übersetzen, so besteigt man das Brett rittlings, hält sich an dem Stricke fest, giebt sich mit den Füßen einen Schwung, und fährt nun mit reißender Schnelligkeit auf der schrägen Bahn abwärts. An der entgegengesetzten Seite steigt man auf eine bedeutende Streke empor, zulezt aber muß man sich mit beiden Händen aufwärts forthelfen. So gefährlich dieses scheint, so unternehmen doch täglich Tausende diese Reise, selbst Kinder und Frauen mit Lasten auf dem Kopfe thun dasselbe. Die Brücke ist außerordentlich alt, keine Tradition erzählt, daß sie jemals nicht da gewesen, und es scheint demnach zweifelhaft, ob die europäischen oder die amerikanischen Wilden die Erfinder der hängenden Brücken sind.

Saint-Pons-de-Tomières, Hauptort des Arrondissements, hat 6.300 Einwohner und liegt am Jaur, in einem lieblichen, von Hügeln umgebenen Thale. Die Hauptkirche, so wie die mehrsten größeren Gebäude der Stadt sind aus Marmor gebaut, welcher unferne des Orts in großer Schönheit gefunden wird. In der Mitte der Stadt erhebt sich,

am Fuße eines Felsens, eine starke sprudelnde Quelle, welche ein tiefes Becken bildet, zwei ungeheure Ulmbäume überschatten sie, eine sehr alte Kirche steht nahe dabei. Ein alter gothischer Thurm krönt die Stadt und bildet einen der interessantesten Aussichtspunkte.

Lodéve, Hauptort des Arrondissements, zählt 10.000 Einwohner, und ist am Zusammenflusse des Soulouder und des Ergue sehr angenehm gelegen; Hauptort einer Grafschaft, bischöfliche Stadt, war sie in den stets wiederkehrenden bürgerlichen Kriegen wiederholten Unglücksfällen preißgegeben und nur mit Mühe entging die schöne Kathedrale einer sie oft bedrohenden Plünderung. Die alten Mauern sind das einzige Merkwürdige an der Stadt, denn sie selbst ist so schlecht gebaut, wie nur möglich.

XXXIII.

Das Departement des Gard.

Aus Theilen von Languedoc gebildet, gehört auch dieses zu denjenigen Departements, welche an das Mittelmeer stoßen, und zwar liegt es zwischen dem Departement des Herault und dem der Rone-Mündungen. Seine Oberfläche beträgt 105 □ Meilen, es umfaßt 358.000 Einwohner, welche jährlich 937 Soldaten zum Heere stellen, und wird in fünf Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Nimes, Alais, Uzès und Saint-Hippolyte.

Der südliche Theil des Departements ist flach, sandig, voller Muschelbänke, und ist wahrscheinlich verlassener Meeresboden. Moräste, Lachen und Seen bedecken diesen Theil. Von der Hauptstadt an, welche ungefähr 10 französische Meilen vom Meere liegt, erhebt sich der Boden immer mehr, indem die Sevennen denselben durchziehen. Die erste Hügelreihe sind die sogenannten Garrikes, wahrscheinlich die alten Ufer des Meeres, sie bestehen aus Muschelkalk und Sand, auf welchem kaum hie und da ein Salzpflänzchen wächst. Vom Meere aus gehend, hinter diesen

Hügeln erheben sich fruchtbare Länder, auf die zuletzt, noch weiter nach dem Innern des Landes zu, die Verzweigungen der Sevennen folgen.

Das Departement Gard hat, eben so gut wie das der Rone-Mündungen seine Camargüe, sein Delta, von der kleinen Rone und dem Kanal der Aigues mortes gebildet, welche beide, gleich der Vis, viel Schlamm nach dem Meere führen und die Ufer desselben damit überziehen. Dieser Theil heißt Grau-d'Orgon, ist eine Insel von 12 bis 15 Meilen Umfang und dient nur zu Viehwaiden; sie ist ganz wüst, der Mensch hat noch nicht versucht, sie zu bearbeiten, nur Salzkräuter und niedere Sträuche bedecken dieselbe, die wenigen Leute, welche dort zu Aigues-mortes wohnen, beschäftigen sich mit Salzgewinnung, obwohl früher das Städtchen ein bedeutender Hafen war (jetzt ist derselbe zwei Meilen weit vom Meere zurückgedrängt). Viele Pflanzen, südlicheren Regionen angehörig, sollen auf dieser Insel gefunden werden, da das äußerst milde Klima ihnen hier zu leben gestattet. Die Mitte der Insel wird von einem dichten Walde eingenommen, in dessen Schatten sich große Rinderheerden bergen, nur zur Morgen- und Abendzeit daraus hervorkommend, um frische Luft zu schöpfen, und nur bewacht von einigen berittenen Hirten, welche verhüten sollen, daß sie die Kanäle oder Flüsse durchschwimmen. Füchse, Dächse, Hasen sind in großer Menge dort zu finden, doch auch ungeheure Schlangen, durch ihre Größe an Süd-Afrika und Süd-Amerika erinnernd, haben diesen Wald und seine heißen Sümpfe zum Aufenthalte gewählt. Aus den salzigen Seen wird durch die Sonne eine große Menge reinen Salzes ausgekocht. In der Mitte des Sommers versammeln sich mehr als 2.000 Menschen, um dasselbe in Haufen zu bringen, und es, nachdem die Sonne es vollkommen getrocknet, in die Niederlagen zu schaffen.

Das Klima der Meeresgegenden ist unerträglich heiß und höchst ungesund. Dasselbe findet Statt viel höher hinauf in den engen, geschlossenen Thälern der Sevennen; der Winter jedoch macht einen Unterschied, in der Nähe des Meeres ist Schnee eine außerordentliche Seltenheit, in den nördlichen Thälern dagegen liegt er Jahr für Jahr mehre Fuß tief; die mittlere Temperatur der Hauptstadt Nimes ist, nach mehrfachen Beobachtungen, 13 Grad: die Sommerhitze steigt im Schatten bis auf 30 Grad und sinkt im Winter nicht viel unter Null; doch hat man Beispiele, daß die Kälte 12 Grad erreicht hat. Die Südwinde sind unerträglich heiß, sie führen die Glut von Afrika herüber. Ausgenommen hievon sind die, während des Sommers täglich wehenden Seewinde, welche auch von Süden herkommen, jedoch angenehm sind und die Luft erfrischen. Sie fangen nach 9 Uhr Morgens an, und dauern bis gegen Abend. Dann tritt Windstille ein und hierauf wechselt die Luft; Landwind kommt an

die Stelle des Seewindes und der ist schneidend kalt, daher ihn die verzärtelten Franzosen auch scheuen, ja ihn für höchst gefährlich halten.

Das Thierreich zeigt einiges Merkwürdige: die Pferde sind von schlechter Rasse, die Rinder alle schwarz wie Ebenholz, Füchse und Wölfe finden sich in großer Menge, Fischottern kommen an den Ufern der Flüsse vor, Biber erscheinen in den Rone-Inseln familienweise zu 15 bis 20 Stück, sie bilden gleich denen in Rußland und Amerika Deiche und Häuserreihen, welche der Beachtung werth sind. Schade ist es, daß diese nützlichen und kunstreichen Thiere so sehr verfolgt werden, kaum finden sie noch irgendwo in den Sümpfen einen Schlupfwinkel. Das Geflügel ist in Menge vorhanden. Unter dem Vogelwilde sind besonders die Schnepfen und Rebhüner, ferner der Ortolan und die wilde Ente häufig und gesucht. Fische sind zahllos, die Flüsse wimmeln davon, und man sollte hier die Fischottern nicht auszurotten suchen, sondern sie schonen. Höchst beschwerlich sind die ungeheuren Schaaren von Mücken, welche sich in den warmen Sümpfen miriadenweise erzeugen und eine wahre Landplage genannt werden können. Unter den schädlichen Gewürmen ist besonders der Tausendfuß (Scolopendra) wegen seines giftigen Bisses, ebenso der Skorpion gefährlich; unter den Reptilien sind Wasser- und Sumpfsalamander, ungeheure Eidexen und Schlangen verschiedener Species sehr häufig. Man findet welche von 13 bis 14 Fuß Länge und von 7 bis 10 Zoll im Umfange. Die Sumpfgegenden zunächst des Meeres sind der Aufenthalt zahlloser Zugvögel, welche sich dort versammeln, bevor sie ihre Reise über das Meer antreten.

Das Pflanzenreich ist ganz dem der bisher beschriebenen südlichen Provinzen gleich.

Das Mineralreich würde einem andern Volke wahrscheinlich große Schätze bieten, die guten Leute von Languedoc begnügen sich indessen damit, den Sand auszuwaschen und etwas Gold zu suchen, den Goldquellen selbst, aus denen die Flüsse sich bereichern, forschen sie nicht nach, etwas Eisen und Antimon wird gegraben, auch auf Blei, ferner auf Steinkohlen gibt es Bergwerke, doch werden sie schlecht behandelt.

Unter den Merkwürdigkeiten dieses Departements wird besonders die korossivische Quelle von Saint-Felix-de-Palière genannt. Wenn man in diese ein Blatt oder ein kleines Thier wirft, so findet man dasselbe in kurzer Zeit auf das sauberste skeletirt. Lange hat man nicht gewußt, wie man sich diese fressende Eigenschaft erklären sollte, bis bei zufälligem Kochen des Wassers dieser Quelle, man darin einen rothen Niederschlag fand, dessen nähere Untersuchung darthat, daß er aus einer großen Menge kleiner, fast mikroskopischer Krabben bestand. Dieses waren die geschickten Anatomen der Quelle, welche alles Fleisch von den Kno-

chen, welche die weiche Blattsubstanz von den Vegetabilien nagten und nur die Gerippe übrig ließen. Sie sind überhaupt in den Quellen der Sevennen sehr häufig, und werden dort Trinquetailles genannt.

Das Volk gehört nicht zu den Bestberufenen in Frankreich. Wild, leidenschaftlich, leicht gereizt, begehen sie in ihrem Zorne viele Verbrechen, deren Menge den Psichologen schaudern macht. Mordthaten aus Eifersucht, Rachsucht, Haß, kommen so oft vor, daß sie kaum einmal mehr Aufsehen erregen, leidenschaftlich dem Hazardspiel ergeben, bringt sie doch der Verlust so sehr in Wuth, daß sie dem, der gewonnen hat, nach dem Leben trachten. Zahllose innere Kriege zwischen kleineren und größeren Partien sind aus dieser wilden Leidenschaftlichkeit entstanden, und nirgends waren die Gräuel, welche dieselben hervorbrachten, entsetzlicher, blutiger, als in diesem Theile von Frankreich. Die sonst mit wilden Leidenschaften verbundenen Tugenden der Großmuth, der treuen Anhänglichkeit, der Freigebigkeit, Gastlichkeit, findet man selten, im Gegentheile nennt man sie geizig und interessirt. Die Bürger in den Städten, die Kaufleute, der ganze Mittelstand, machen von dem bisher Gesagten keine Ausnahme, auch sie sind interessirt, zurückgezogen, machen sich nicht viel daraus, jemanden zu übervortheilen, und verstecken nur unter geringer Politur die Laster und Fehler, welche der Landmann zu zeigen sich nicht scheut. Die Frauen haben etwas mehr äußere Feinheit, da sie jedoch gewohnt sind, das Hausregiment zu führen, so fehlt es ihnen an Weichheit und Nachgiebigkeit, welche das Weib so sehr zieren. Die Bewohner von Languedoc sind dürre, hagere Menschen, ihre Züge sind scharf markirt, eckig, die Haare und Augenbrauen schwarz, der Blick scharf durchdringend, feindlich. Sehr selten ist Schönheit, selbst die Frauen entbehren derselben. Auffallend ist bei ihnen das äußerst frühe Verblühen, und in späteren Jahren die Neigung zu ungewöhnlicher Corpulenz. Die Nahrung des Landmanns ist höchst einfach: Kastanien bilden sein Brod, sie werden zu jeder Mahlzeit genossen, und da der Getraidebau fast ganz vernachläßigt ist, so tritt wirklich dringende Noth ein, wenn die Kastanien-Aernte mißräth. Nur die Mitte des Departements, Nimes, bringt Getraide in größerer Menge hervor, besonders ist der Waizen in jener Gegend als der schönste in ganz Frankreich berühmt, er wird nicht wie im Norden mit Dreschflegeln, sondern — ganz auf afrikanische Art — durch Pferde oder Maulthiere von den Halmen gedroschen. Ein großer Kreis wird geebnet, die Garben werden, mit den Aehren nach der Mitte zu, in demselben umhergeschichtet und nun alles, was der Bauer an Thieren hat, in diesem Kreise umher gejagt. Diese höchst unvollkommene Art zu dreschen hat zur Folge, daß das Stroh völlig zertreten, krumm und dadurch beinahe unbrauchbar wird.

Wichtiger ist der Olivenbau, der Oelbaum gedeiht hier vortrefflich, und das aus seinen Früchten gewonnene Oel würde dem besten gleichkommen, wenn mehr Sorgfalt auf dessen Bereitung verwendet würde, leider aber mischt man reife und unreife Früchte durcheinander, läßt dieselben auf großen Haufen liegen, bis sie in Gährung kommen und verdirbt so muthwillig das gute Produkt. Nicht viel besser ist es mit dem Weine bestellt, wäre dessen Güte nicht so außerordentlich groß, wäre derselbe nicht so ungemein zuckerreich, so müßte bei der schmählichen Behandlung, die man ihm angedeihen läßt, bei der abscheulichen Unreinlichkeit bei seinem Aufbewahren in Schläuchen, in rohen Thierhäuten, derselbe nothwendigerweise ganz und gar verderben, auch hält er sich in der That nicht lange und muß bald getrunken werden, weil er theils sauer wird, theils einen unerträglichen fauligen Geschmack annimmt.

Die Industrie ist nicht sehr weit vorgerückt, sie beschränkt sich eigentlich auf Gewinnung und Verarbeitung von Seide, und man hat die Bemerkung gemacht, daß die Protestanten darin den Katholiken voran sind. Diese Religions-Parteien unterscheiden sich scharf von einander, mit Hartnäkigkeit bestehen sie auf ihren Grundsätzen und Meinungen, und tragen dieselben öffentlich zur Schau. So kann man besonders unter den Frauen Katholiken von Protestanten sogleich unterscheiden, die ersteren tragen ein Kreuz, die andern das Bild des heiligen Geistes als Halsschmuck von Silber, Gold oder von Messing an einer Kette auf der Brust. Dieses öffentliche Bekennen verschiedener Religions-Meinungen, dieses Prahlen mit äußern Abzeichen derselben mag wohl besonders zu der Hartnäckigkeit und Wildheit Veranlassung gegeben haben, mit welcher beide Parteien sich stets bekämpft haben, an Zahl sind sie einander beinahe gleich.

Nimes, das alte Nemausus, ist der Hauptort des Departements. Es zählt beinahe 42.000 Einwohner und 4.900 Häuser. Eng und schlecht gebaut, bildet es mit seinen acht Vorstädten ein wahres Labirinth verworrener Kothwege, indem selbst die neuangelegten äußeren Theile nur um weniges besser sind, als das eigentliche Zentrum der Stadt. Ungemein schön aber ist der Anblick derselben von Ferne, man glaubt eine römische Stadt vor sich liegen zu sehen, ein prachtvolles Amfitheater, groß und nur wenig ruinirt, zieht zuerst den Blick auf sich, ein alter schöner Tempel ist fast noch ganz erhalten, das Pantheon, die porta augusta

die aus weiter Ferne herüberragende Wasserleitung, aus drei übereinanderstehenden Bogenreihen zusammengesetzt, zieht die Augen auf sich, auch das neue Schauspielhaus, der Justiz-Palast, die Präfektur, die Kathedrale machen sich durch ihre Größe bemerkbar. Desto trauriger ist der Eindruck, den man empfängt, wenn man die Stadt betritt, indem sie nichts von dem zu enthalten scheint, was der äußere Anblick verspricht. Die Häuser stecken halb im Boden, das Parterre ist fast immer Souterrain, den obern Geschoßen fehlt es an Licht und Luft, nur eine einzige Straße, der neue Cours, ist breit und schön. Von öffentlichen und wohlthätigen Anstalten findet man nichts Bemerkenswerthes; nur eine Alterthums-Sammlung wird den Fremden interessiren. Die Fabrikation seidener Zeuge und Bänder bildet den Hauptgegenstand der Industrie. Der Umsatz in solchen Stoffen soll an 15 Millionen Franken betragen, dennoch werden die Arbeiter äußerst elend bezahlt, daher sie auch zu allen Lastern, zu Spiel und Trunk geneigt sind, um ihre Verzweiflung zu unterdrücken, der sie oft genug, gleich den Arbeitern von Lyon, in gefährlichen Revolten Luft machen. Nicht minder verdorben sind die Mägdchen dieser Klasse, welche sich auf jede Weise einen Nebenverdienst zu schaffen suchen, unbekümmert um das Wie. Auch Tuch- und Wolle-Webereien werden viel betrieben, denn die Schafzucht ist in diesem Departement nicht unbedeutend. Leinewand-Fabriken, Spitzenklöppeleien beschäftigen die übrigen Bewohner.

Alais, am Fuße der Sevennen, auf dem linken Ufer des Gardon gelegen, ist Hauptort eines Wahlbezirks und zählt 12.000 Einwohner. Der Ort hat wenig Merkwürdiges, und zeichnet sich nur durch sein Alterthum aus. Ein paar schöne Spaziergänge umgeben den Ort.

Uzés, Hauptort des Arrondissements, hat 6.200 Einwohner. Es war schon im fünften Jahrhunderte ein Bischofs-Sitz, aus welcher Zeit sich auch die alte Kathedrale herschreiben soll, von welcher man jedoch nichts mehr, als einen alten Thurm wahrnimmt, dessen schöne Bauart den Verlust der übrigen bedauern läßt.

Saint-Hypolite ist eine kleine Stadt von 5.000 Menschen bewohnt, am Fuße der Sevennen gelegen. Der reißende Bergstrom Vidourle richet oft schreckliche Verheerungen an und verhindert wahrscheinlich die industrieuse Stadt an weiterem Emporkommen. Auf deutsch heißt sie St. Bilt.

XXXIV.

Das Departement der Ardèch.

Dasselbe besteht aus der Landschaft Vivarais, zu Languedok gehörig. Es umfaßt 108 □Meilen und zählt 371.000 Einwohner, welcher 909 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in vier Arrondissements getheilt, deren Hauptorte sind: Privas, Tournon, Annonay und L'Argentière. Der Boden ist ziemlich fruchtbar, doch bergig, und deßhalb abwechselnd gut und schlecht. Viele Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigen sich in den höhern Gegenden, dort ist auch der Basalt und die poröse Lava nur mit einer sehr geringen Schicht fruchtbarer Erde bedeckt, deren Mächtigkeit zwischen zwei und sechs Zoll wechselt und folglich für den Ackerbau fast gar nicht benutzt werden kann. Die Berge sind Verästungen der langgestreckten Sevennenkette, am meisten erheben sie sich im südwestlichen Theile, und die Vulkankette kann man von Rochemaure an westlich in unterbrochener Bogenlinie verfolgen. Sie fängt mit dem Berge Coveyron an, gehet über Colombier, Montpezat bis an die Gränze von Oberloire, von wo sie sich weiter durch Velai (Oberloire) und Auvergne (Cantal und Puy de Dôme) ziehet und in dem letztern Lande sich endigt. Zu diesen Bergen gehören hier unter andern: der Mont-Mezin (zum Theil auch Oberloire angehörig), einer der höchsten, der mehr als 6.000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, und von seinem Fuße bis zu seinem Gipfel vulkanisch und mit 25 großen zu ihm gehörigen Basaltspitzen umgeben ist. Ferner der Gravenne de Montpezat, aus dem ungeheure Massen von Basalt geflossen sein müssen, weil daraus Basaltdämme von mehren Meilen entstanden sind, die sich am Flüßchen Montpezat und an der Ardèche hinziehen, der Maillas, dessen Gipfel aus einem ungeheuren Basalte besteht, der über 2.400 Fuß lang, und gegen 400 Fuß hoch und seiner ganzen Länge nach senkrecht abgeschnitten ist; der Montbrul mit

seinem merkwürdigen Krater ꝛc. Ueberall sieht man in diesen vulkanischen Gegenden so viele Basaltfelsen, Basaltsäulen und Lavaströme, als in keinem andern Lande, etwa die Insel Staffa bei Schottland und den Riesendamm in Ireland ausgenommen. Und nicht oberflächlich, sondern tief gehen diese Basaltlagen und die Bergströme und Wildbäche, welche sich mehre 100 Fuß tiefe Bette ausgewaschen haben, zeigen von beiden Seiten nichts als Basaltfelsen und Säulen. Viele solche Stücke haben 50 Fuß Länge, und bilden ganze Dämme von 150 Fuß Mächtigkeit.

Reich an Natur-Merkwürdigkeiten, wollen wir nur einige derselben anführen. Zu diesen gehört die Riesenstraße, eine Basaltkolonnade, welche sich auf dem Chenevari-Berg erhebt. Tausende von schwarzen Prismen von verschiedener Dicke und Höhe, doch aber fast alle gleich abgeschnitten, tragen die oberste Fläche des Berges, und scheinen durch Kunst sich neben einander gefügt, so daß man es dem gemeinen Manne nicht verargen kann, wenn er sie für ein Gigantenwerk ansieht. Mächtige Trümmer bedecken den Abhang des Berges und mehren sich von Jahr zu Jahr wie die freistehenden Säulen sich ablösen und herunterstürzen.

Nicht minder interessant ist die natürliche Brücke über die Ardèche. Unfern Viviers drängen die Gebirge den Fluß bis auf die Breite von 180 Fuß zusammen. Hier übersteigen die Felsen den Fluß und wölben sich zu einer kolossalen Brücke, in einem einzigen regelmäßigen, schön geschweiften Bogen, dessen Höhe über der Wasserfläche ungefähr 95 Fuß beträgt. Die Brücke wird als Weg benutzt, um von den Sevennen nach Vivarais zu kommen. Es gibt keine andere Straße, da steile Felsen den Fluß einschließen, und dem Bau einer Brücke entgegen sind. Ein Fort vertheidigte den Zugang zu diesem merkwürdigen Felsbogen. Ludwig XIII. ließ dasselbe zerstören.

Die Höhle von Montbrul liegt in der Tiefe des Kraters eines ausgebrannten Vulkans; ein beschwerlicher und gefährlicher Weg führt zu dem Eingange, dessen Höhlung man mit Zagen betritt, worinn man jedoch mit Bewunderung weiter schreitet, indem das großartigste Schauspiel sich den Blicken des Wanderers darbietet. Ungeheure Säulengänge, mächtige Wölbungen hat sich das Feuer hier gehöhlt, schwarze Basaltsäulen stützen den Dom, breite Mauern, scheinbar von Menschenhand, erheben sich übereinander wie die kolossalen Substruktionen eines riesigen Baues; was aber am meisten in Verwunderung setzt, ist, daß man wirklich Mauern von Menschenhänden aufgeführt, daß man Feuerstellen, Abtheilungen von Zimmern findet, und sich nicht läugnen kann, daß Menschen hier gewohnt haben müssen, und so ist es in der That gewesen, denn zur Zeit der bürgerlichen Kriege gab es viele der unglücklichen, um ihrer Meinung willen verfolgten Familien, welche keinen bessern Aufenthalt hatten.

Die Höhle von Vallon ist nicht minder merkwürdig. Mit Stalaktiten der schönsten Art geziert, setzt sie meilenweit unter den Bergen fort und durchbricht die ganze Felsenkette, welche das Thal von Vallon von dem Bette der Ardèche scheidet. Sie öffnet sich an dem Felsen der vorhin beschriebenen natürlichen Brücke, ist jedoch von hier aus unzugänglich. von Seiten des Fleckens Vallon aber gelangt man durch einen sehr engen und steil niedersinkenden Kanal zu der großen Wölbung, welche der Winter-Aufenthalt von MiriadenInsekten ist, und wohin sich auch zu derselben Zeit viele andere wilde Thiere flüchten. Besonders soll dieses mit Schlangen der Fall sein, vor deren gefährlichen Bissen die Führer den Reisenden zu warnen pflegen. Alle diese Thiere halten sich jedoch nur in der Nähe des Einganges auf. In größerer Tiefe sind sie niemals. Betritt man die Höhle zur hohen Sommerszeit, so ist ohnedieß nichts zu besorgen.

Auf den Höhen findet man häufig druidische Denkmäler, Altäre von unbehauenen Steinen, Pfeiler, offenbar von Menschenhand errichtet, mitunter auf so schwankende Stützen gesetzt, daß sie am Winde sich hin und her neigen, sogar Skulpturen aus dieser ältesten Zeit findet man vor, und die Gelehrten haben sich über verschiedene derselben Jahre lang gestritten, indem sie bald Diana, einen Hirsch verfolgend, bald den persischen Mithras, einen Jüngling, der einen Stier, bei den Hörnern gefaßt, niederwirft, sehen wollten. Wahrscheinlich haben beide Theile Unrecht, denn nur Römer konnten diese Gegenstände darstellen, und diese wieder konnten niemals so arbeiten, daß man ihre Werke für Denkmale aus der Druidenzeit zu halten vermöchte. Aus der Periode, in welcher die Römer das Land besetzt hielten, würde man noch viel mehr Denkmale finden, wenn die Zerstörungswuth, der Vandalismus des Volkes sie verschonte, allein wo irgend ein Tempel, ein Amfitheater, ein Bad, ein Triumfbogen gestanden hat, wo irgend eine Wasserleitung ihre Wohlthaten dem Lande spendete, da betrachteten die Winzer sie als Steinbruch, und machten Gartenmauern, und schützten ihre Terrassen daraus.

Das Volk überhaupt ging achtungslos mit den Schätzen des Alterthums um. Man darf nicht glauben, daß eine Zeit der Barbarei es gewesen, in der diese Gräuel geschehen, sie wiederholen sich noch täglich, und sind im neunzehnten Jahrhundert nicht seltener als im neunten und zehnten; nur in den größeren Städten ist man dahin gelangt, merkwürdige Bauten früherer Zeiten vor der Zerstörungs-Wuth des Volkes zu retten.

Die Bewohner dieser Provinz sind im Uebrigen arbeitsam, mäßig, anhänglich an ihren Boden; das Band, das die Familien verknüpft, ist Liebe und Ehrfurcht, die väterliche Gewalt ist noch ganz patriarchalisch, die beiden Geschlechter stehen einander ferner als irgendwo in Frankreich,

diese sind demnach in solcher Beziehung reiner, als man vermuthen sollte, das Weib ist dem Manne mit großer Ehrfurcht untergeben, ihre Religionsansichten sind, obwohl strenge, doch nicht intolerant, so daß Katholiken und Protestanten ziemlich verträglich miteinander leben; eine Milderung der Sitten von den Städten ausgehend, ist nicht zu verkennen, und so scheint es, als sei das vorhin Gerügte mehr ein trauriger Ueberrest der Barbarei des Mittelalters, als Neigungssache des Volkes, dem man keineswegs alles Gute absprechen kann.

Privas, Hauptort des Departements, liegt an der Ouvèze und ist bewohnt von 4.400 Einwohnern. Viele Unglücksfälle haben diesen sehr alten Ort wiederholt heimgesucht. Er war der Stützpunkt der Kalvinisten dieser Gegend und deßhalb litt er in den Religionskriegen sehr, indem er erobert und wieder gewonnen, geplündert, verbrannt wurde, die Einwohner über die Klinge springen mußten, die Festungswerke demolirt wurden ꝛc.

Langsam erholte sich dieser Ort von den gewaltigen Schlägen, bis er 1790 wegen seiner günstigen Lage zum Hauptorte der Provinz gewählt wurde, von welcher Zeit an er sich bedeutend erhob; dennoch ist der Ort weder schön noch groß, seine Straßen sind schlecht, seine Häuser schwerfällig und düster, nur die neuen Gebäude sind in besserem Stile und die neuesten Straßen, wenn auch nicht schön, doch gerade angelegt. Die Präfektur, der Justizpalast und das protestantische Bethaus sind die schönsten Gebäude des Ortes.

Tournon liegt am rechten Ufer der Rone, ist Hauptort des Arrondissements und zählt beinahe 4.000 Einwohner. Der Ort war die Residenz der Grafen von Tournon, von deren Schlosse man noch einige Ueberreste sieht. Ehemals durch eine Zitadelle befestigt, dient diese jetzt zum Gefängnisse. Ein Kollegium, von dem Kardinal von Tournon gestiftet, wurde durch Ludwig XVI. in eine Militärschule umgewandelt, sonst befindet sich nichts bemerkenswerthes in diesem Orte; die Umgegenden desselben aber sind ungemein schön, und von der Höhe des Schlosses genießt man einer entzückenden Aussicht, indem man den Lauf der Rone bis an den Horizont verfolgen kann. Die Lage des Ortes ist zudem äußerst vortheilhaft. Der Hafen von der Rone gebildet, ist geräumig und bequem, mehre Straßen, welche sich in dem Orte durchkreuzen, beleben den Handel ungemein. Unfern der Stadt befinden sich die Ruinen einer Brücke, welche Cäsars Namen trägt; die Stadt selbst ist mit einem ihr gegenüberliegenden Flecken Tain, durch eine hängende Brücke von

Eisendrath, verbunden, welche die erste war, die man in Frankreich in größerem Maasstabe ausführte. Eine zweite Brücke gleicher Art findet sich eine halbe Stunde von der Stadt bei dem Einflusse des Doux in die Rone.

Annonay, eine Stadt, in den Annalen der Fisik durch die Gebrüder Montgolfier berühmt geworden. Diese besaßen daselbst eine große Papierfabrik; sie kamen auf die Idee, einen Ballon von Papier durch ein aus gekämmelter Wolle bereitetes Gas zum Steigen zu bringen. Der Versuch gelang, wiewohl die Hipotheſe, welche sie darauf geleitet, durchaus falsch war, indem das so entwickelte Gas schwerer ist, als die atmoſfärische Luft. Der Versuch gelang, weil sie die mit diesem Gas vermischte atmoſfärische Luft durch die Verbrennung von Stroh und Wolle erhizt hatten; der erste Luftballon stieg und die Papiermüller hatten eine der wichtigsten Erfindung der Naturkunde gemacht; alle Nachfolger derselben haben nur versucht, die Erfindung zu vervollkommnen, und auch dieses ist nur theilweise gelungen. Auch der Fallschirm und manches andere zu diesem Apparate Gehörige dankt ihrem Fleiße und ihrem Nachdenken seine Entstehung. Die Lage dieses Ortes ist äusserst angenehm; obwohl nicht sehr groß, da er nur 8.000 Einwohner zählt, bildet doch seine Ausdehnung über verschiedene Hügel und die zwischen denselben liegenden Thäler eine höchst reizende Ansicht. Die beiden Flüsse Cance und Deaume bilden das Dreieck, welches die eigentliche Stadt einnimmt. Derselben gegenüber liegt an den Ufern beider eine Reihe von schönen Privathäusern, welche zwei Vorstädte bilden. Klaſſische Bauten findet man wenig oder gar nicht, die neueren Häuser aber, welche für die öffentlichen Anstalten gestiftet sind, zeichnen sich durch die Zweckmäßigkeit ihrer Bauart aus. Auf einem der Hauptplätze ist zu Ehren der ebengenannten Gebrüder Montgolfier ein höchst überflüſſiger Obelisk errichtet. Die Stadt macht nicht ihren Namen, sie machen den Namen der Stadt unsterblich.

L'Argentière, auf dem linken Ufer der Ligne gelegen, ist Hauptort des Arrondiſſements und zählt 3.000 Einwohner. Die Stadt ist sehr alt und dankt ihren Namen den silberhaltigen Bleiminen, welche bis zum 12ten Jahrhunderte bearbeitet wurden, sie liegt in einem tiefen Thale, auf der Fläche eines Felsens, welche eine Art Vorgebirge in den Fluß hineingeschoben, bildet. Dieser Fluß stürmt in einem tief eingeschnittenen Felsenbette daher. Aus seiner Mitte erheben sich einzelne Felsen, auf deren einem die Ruinen eines alten Schloßes stehen, welches mit der pittoresken Umgegend ein schönes impoſantes Bild gewährt. Die Stadt selbst ist schlecht gebaut, und ohne alles Interesse.

XXXV.

Das Departement Lozère.

Es ist gebildet aus der Grafschaft Gévaudan, welche zu Languedoc gehörte. Dasselbe umfaßt 97 □ Meilen und hat 140.000 Einwohner, welche jährlich 385 Soldaten zum Heere stellen. Es ist demnach eines der unfruchtbarsten und ödesten Departements von Frankreich, indem nicht einmal 1.500 Menschen auf die □ Meile kommen. Es ist getheilt in drei Wahlbezirke, deren Hauptorte sind: Mende, Florac und Marvejols.

Der Boden theilt sich von selbst in drei Zonen. Die nördlichste derselben besteht aus Granit, unfruchtbar, dürr, gebirgig, von wenigen Leuten in zerstreuten Häusern oder in kleinen Dörfern bewohnt. Die zweite Region besteht aus Kalkbergen; große Strecken sind ganz öde, keine Spur von Vegetation auf denselben zu finden, Kalkgeschiebe bedeckt alles, mächtige Blöcke von Liaskalk oder von Marmor sind einzeln zerstreut, kaum finden magere Flechten von weißer oder gelber Farbe ihre dürftige Nahrung darauf. Hin und wieder tritt Schiefer zu Tage, und wo dieser verwittert ist, findet man mäßig fruchtbaren Boden. Die dritte südlichste Region zeigt einen durchaus schieferhaltigen Boden. Die Sevennen, welche hier das Gebirge von Gévaudan heißen, durchziehen das Land, viele Wälder bedecken dasselbe. Sie bestehen größtentheils aus Eichen, Buchen und Nadelholz. Die Produkte dieses Landes sind höchst dürftig. Von den Thieren sind die wilden die häufigsten: Wölfe, Füchse, Dachse kommen viel vor, die ersteren sehr groß, sehr wild, fallen Menschen und Thiere an, und sind eine wahre Landplage. Pferde sind selten, häufiger Maulthiere, das Rindvieh ist von sehr schlechter Rasse, die Schaafe sind klein, doch geben sie eine gute feine Wolle. Ein Hund ist hier einheimisch, der zu den größten und stärksten seines Geschlechtes gehört; er beschützt die Heerden durch seinen Muth, er fürchtet sich nicht vor zwei Wölfen zugleich und wird als Hatzrüde zu wilden Schweins- und zu Wolfsjagden in

ganz Frankreich gesucht. Federwild ist sehr häufig: der Brachvogel, die Goldammer, der rothe Regenpfeifer, Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Auerhühner kommen in Menge vor. Die Bäche und Flüsse liefern treffliche Aale, Forellen und andere Fische. Das Pflanzenreich würde man sehr dürftig bestellt nennen müssen, indem fast wenig oder gar kein Getraide, kein Obst, kein Wein gebaut wird, wenn die Natur nicht auf andere Weise diesen Mangel zu ersetzen suchte. Die Wälder bieten eine große Menge verschiedener Farbpflanzen, auch Arzneipflanzen findet man, nicht minder Giftpflanzen. Die feuchten, warmen Thäler sind mit Palsatill Digitalis purpurea, Arnica, mit Schierling, Dulcamara, Brennwurzeln, (Flammula) ꝛc. bedeckt. Die Zahl der brauchbaren Pflanzen soll sich über 800 erstrecken.

An Mineralien enthält nach der Versicherung der Franzosen das Land außerordentlich viel. Man soll silberhaltiges Blei finden, welches 32 löthig ist, d. h. welches bei einem Zentner Erz 1 Pf. Silber liefert. Dieses wäre ganz enorm und ist daher wahrscheinlich übertrieben, es wird auch gar nicht ausgebeutet, was nun freilich nicht sowohl Schuld des Landes als des Volkes ist; allein wenn der Reichthum wirklich so groß wäre, so würde die französische Regierung, welche viel Geld braucht, diesen Schatz gewiß nicht unbenutzt lassen. Kupfer, Antimon und Eisen wird gefunden, auch Steinkohlen beutet man aus, doch ist alles dieses von sehr geringer Bedeutung, und beschäftigt weder die Einwohner noch kann es sie ernähren.

Das Klima ist gewöhnlich streng, das Land ist hoch gelegen, daher dauert der Winter sechs Monate, es fällt viel Schnee, und die Flüsse, (deren keiner durch das Departement fließt, sondern die alle in demselben entspringen, was ein Beweis seiner hohen Lage ist) welche denselben aufnehmen, sind außerordentlich reißend. Das Frühjahr ist regnerisch, der Sommer meistens stürmisch, in den engen Thälern aber glühend heiß, dem tropischen Klima vergleichbar, nur der Herbst ist freundlich, meistens heiter, selten durch Regengüsse unterbrochen.

Die Bewohner sind ein armes, doch ein arbeitsames Völkchen; was der dürftige Boden ihnen versagt, das sucht ihrer Hände Arbeit zu ersetzen. Da sie ihre Zeit nicht für ihren Acker brauchen, so suchen sie in den südlichern fruchtbaren Provinzen, so suchen sie selbst in Spanien Arbeit, und kehren gegen den Winter mit dem geringen Verdienste, den sie gemacht, in die Heimat zurück.

Der lange Winter vereinigt alle während der guten Jahreszeit zerstreuten Familienglieder um den heimatlichen Herd, allein nicht, wie auf unserem deutschen Schwarzwalde, bietet eine wechselvolle mechanische Arbeit ihnen Unterhaltung und Verdienst zugleich, sie machen keine Kir-

chenorgeln, keine Leierkasten und keine Uhren, sondern sie spinnen und weben; Männer und Frauen, Jünglinge und Mägdchen trillen die fette übelriechende Wolle, oder vergarbeiten die bereiteten Fäden zu ordinären Zeugen, und diese höchst langweilige Beschäftigung mag wohl Schuld daran sein, daß sie nicht selten mit dem Gewehre auf der Schulter die Forsten durchstreifen und auch wohl dann und wann die — für den Wolf geladene Kugel (immer nur aus verzeihlichem Irrthume in der Person) auf den Reisenden richten. Im Uebrigen sind es die schlimmsten Leute nicht; die Anhänglichkeit an ihr Dorf ist zwar so groß, daß unter allen Departements dieses dasjenige ist, in welchem man die mehrsten Flüchtlinge vom Militärdienst zählt, doch sind sie, einmal im Dienste, so tapfere Soldaten als die Franzosen überhaupt.

Das weibliche Geschlecht soll liebenswürdiger, sanfter und besser sein als das männliche. Die gegen einsame Wanderer häufig ausgeübte Gastlichkeit kommt fast immer auf Rechnung der Frauen. Von den — durch die Akademie vertheilten Tugendpreisen fallen die mehrsten auf Frauen, doch theilen sie mit den Männern eine gewisse Geistesträgheit, eine große Indolenz, welche sie starr und unbeugsam am Alten haften, das Neue verschmähen läßt.

Viele Alterthümer hat dieser Landestheil aufzuweisen, besonders sind Druidensteine und Altäre, Opferplätze, Gaugerichtsstätten, mit einem Stuhle für den Gaugrafen und einem Duzend niederer Stühle für die Beisitzer, alle aus hartem Fels, grob gemeiselt, nichts seltenes. Aus der Römerzeit findet man mehre Monumente, große Brücken, Heerstraßen, Grabmäler, und in diesen letzten Münzen, Geräthschaften, Aschenkrüge, Waffen u. a. m. Aus dem Mittelalter haben sich viele Kirchen ganz, viele Schlösser in sehr schönen Ruinen erhalten.

Mende, Hauptort des Departements, liegt auf dem linken Ufer des Lot, und zählt beinahe 6.000 Einwohner. Es ist äußerst angenehm, in einem schönen von freundlichen Hügeln umgebenen Thale gelegen, eine Menge kleiner Bäche bewässern die Gärten und die Wiesen. Die freundliche Umgebung allein ist es, welche den Ort schön macht, er selbst ist möglichst schlecht gebaut, die Straßen eng, abschüssig, voller Koth, obwohl eine große Menge lebendiger Quellen dieselben durchströmen und wohl reinigen könnten. Die Kathedrale ist ein großes, schönes Gebäude, dessen beide hohe spitzige Thürme von weiter Ferne den Blick auf sich ziehen

würden, wenn nicht das Thal sie ganz einschlöße. Die Stadt ist umgeben von einem Boulevard, der, ob zwar klein, doch ein angenehmer Spaziergang ist. Von ihm sieht man die Eremitage des heiligen Privat, welche an einem mächtigen, fast senkrecht abgerissenen Felsen, an der steilen Wand des Berges Mimat klebt wie ein Schwalbennest. Unfern der Stadt befindet sich eine alte gothische Brücke mit vier schönen Spitzbogen, sie erhebt sich in der Mitte bedeutend über das Niveau des Flusses, was zur Folge hat, daß sie sich von da aus nach beiden Seiten sehr stark senkt, und also mit schweren Wagen nicht leicht zu befahren ist.

Florac, Hauptort des Arrondissements, liegt auf dem linken Ufer des Tarnon und zählt 2.300 Einwohner. Ein breites Thal, mit Wiesen und Fruchtbäumen bedeckt, umgiebt dieselbe, einige Weinberge ziehen sich an den Hügeln hinauf; ein starker Bach durchströmt die Stadt (die nur aus Einer Straße besteht) in ihrer ganzen Länge, und bildet zwei schöne Bassins, welche durch Kaskaden dieses Baches, mit einander verbunden sind. Man findet in der Umgegend viele süße Kastanienbäume, deren Frucht die Hauptnahrung aller Bewohner dieses Departements ausmacht, und deren Mißrathen sie jederzeit in große Noth setzt, da das Getraide, das hier gebaut wird, das Bedürfniß des Landes bei weitem nicht deckt.

Marvejols, Hauptort des Arrondissements, liegt auf dem rechten Ufer der Colagne und zählt beinahe 4.000 Einwohner. Bürgerliche Kriege haben die Stadt häufig zum Schauplatze entsetzlicher Gräuel gemacht. Da sie befestigt war, wurde sie der Stützpunkt bald dieser, bald jener Partei, wurde abwechselnd erobert, zerstört, wieder aufgebaut, geplündert, befestigt, demolirt, bis sie endlich, nachdem die Leidenschaften, wenn auch nicht verschwunden, so doch abgekühlt waren, sich aus ihrer Asche in verjüngter Gestalt erhob. Sie ist jetzt regelmäßig gut gebaut, gut gepflastert, hat schöne Häuser, schöne Plätze, und ein paar sehr hübsche Fontainen.

XXXVI.

Das Departement Aveyron.

Dasselbe besteht aus der ehemaligen Landschaft Rouergue, umfaßt 167 □ Meilen und zählt 360.000 Einwohner, welche dem Heere 960 Soldaten stellen. Es ist in fünf Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte Rhodez, Saint-Afrique, Espalion, Milhau und Ville-Franche heißen. Durchgehends Gebirgsland, und zwar der höchste Theil der Strecke zwischen dem Mittelmeere und dem atlantischen Meere, bildet es höchst romantische, oft aber auch furchtbar malerische Gegenden; Abgründe, Felsschluchten, mächtige Höhen, weit in die Luft ragende Berggipfel durchziehen dasselbe, besonders ist der nördliche Theil der Provinz schroff und gebirgig. Die Vulkane von der Auvergne ziehen sich herein und machen den Boden selbst wankend und gefährlich. Die Vulkane sind zwar alle ausgebrannt, doch scheint in mehren noch ein unterirdisches Feuer zu glühen. So zeigt der Berg Fontagnes 18 Krater. Aus den mehrsten steigt Rauch auf, der Boden ist überall fühlbar erwärmt, sein Gipfel ist zwar angebaut, und trägt ein kleines Dorf, doch dieses steht so gefährlich, daß es kaum zu begreifen ist, wie man hat wagen mögen, sich dort niederzulassen, denn kaum 100 Schritte davon öffnen sich Spalten, in welche man nur einen Stock zu stoßen braucht, um denselben alsbald glühend herauszuziehen. Die Berge, welche in der Nähe des Lot zwischen diesem und dem Aveyron sich befinden, schließen sich an den Cantal und sind durchgängig vulkanisch, die Berge von Lévézou zwischen den Quellen des Aveyron und des Tarn gehören den Sevennen an, sie sind granithaltig, bestehen auch zum Theile aus Schiefer. Weiter abwärts findet man große Kalkberge, die äußerst höhlenreich sind. Von diesen ist eine nicht weit von Rhodez wegen ihrer natürlichen Beleuchtung besonders interessant. Von der Höhe des Berges stürzt sich in zwei schönen, 80 Fuß hohen Kaskaden ein starker Bach herunter, der dicht vor der Höhle

ein großes, ganz ruhiges Bassin bildet. Die Höhle selbst ist hier weit geöffnet, ein hohes Felsenthor führt in dieselbe. Wenn nun die Sonne demselben gegenüber steht, so wirft sie ihre Strahlen in voller Kraft auf die Fläche des kleinen Sees und derselbe sendet sie durch die hohe Pforte in das Innere der Höhle. Betritt man dieselbe zu solcher Zeit, so findet man sich überrascht durch die außerordentliche Klarheit, welche in dem weiten, unterirdischen Gewölbe herrscht, und welche noch vermehrt wird durch den herrlichen Schmuck flimmernder Tropfsteingebilde. Außer den oben angeführten Vulkanen findet man noch sehr häufig Erd- und Höhlenbrände, viele Bergwerke mußten verlassen werden, weil Anfangs die Hitze immer stärker, endlich unerträglich und der Aufenthalt in ihnen unmöglich wurde. Das Holzwerk verzehrte sich, nach und nach kam die ganze Gesteinmasse in Gluth und diese dauerte fort, bis alles Brennbare, natürlich Steinkohlen und Schiefer mitgerechnet, verzehrt war. Anfänglich schien dieses ein Verlust, späterhin suchte man Vortheil daraus zu ziehen, indem man den Schwefel, der in großer Menge aus den Steinkohlen und den Alaun, der aus dem Schiefer sublimirt wurde, sammelte.

Der Boden ist im Allgemeinen höchst unfruchtbar, er lohnt dem Bauern seine Mühe nicht, Kalk und Quarz sind die Hauptbestandtheile desselben. Große Haiden, an Ausdehnung der Lüneburger nicht viel nachgebend, durchziehen bedeutende Strecken dieses und der angränzenden Departements, sie werden daher auch gar nicht zum Ackerbau und nur wenig zur Viehzucht benutzt; denn selbst die sogenannten Wiesen sind so mager und dürftig, daß sie nur während des Frühlings reichlich, während des Sommers gar keine und im Spätherbste nur dürftige Nahrung bieten. Das Klima verbietet den Wein- und Obstbau fast ganz. Gerste und Hafer, Hülsenfrüchte, kommen an verschiedenen Orten fort. Auch hier ersetzen Kastanien das fehlende Brod; es ist wunderbar, daß dieser den südlichern Regionen angehörige Baum in diesem Departement und zwar in dem höher gelegenen rauheren Theile desselben, fortkommt, hier, wo der Saft erst im Mai in die Bäume tritt, wo die Getraideärnte erst Ende Augusts beginnt, wo der Schnee oft so tief fällt, daß die neben den Wegen aufgerichtete 7 bis 8 Fuß hohen Steine davon bedeckt werden. Dennoch kommen die Kastanien gut fort, ja man zählt über 20 Spielarten derselben, unter denen die sogenannten savoiensch en, die genuesischen und die Maronen vorzüglich geschätzt sind. Die Wälder bestehen aus Eichen und Nadelholz, wo die ersteren vorwaltend sind, findet man häufig Trüffeln.

Das Thierreich zeigt besonders viel Wild, die Wälder haben Hirsche, Rehe, wilde Schweine, doch auch Raubthiere in großer Menge. Die

Hausthiere sind durchgängig von schlechter Rasse, nur von den Pferden findet man welche, die zur leichten Kavallerie dienlich sind. Die Flüsse und Bäche sind fischreich, und enthalten auch viele Krebse. Unter den Reptilien giebt es eine Menge Schlangen, unter denen mehre giftige, eben so findet man Wasserschlangen und Sumpfschlangen von bedeutender Größe.

Der Mineralreichthum soll ehemals sehr groß gewesen sein, man erzählt sich von sechs Silberbergwerken, die jedoch nach der Entdeckung von Amerika bis auf zwei verlassen wurden, welche letztere bei Ville-Franche und bei Mur-de-Barrez bis zum 17ten Jahrhunderte bebaut wurden, dann aber auch eingiengen. Bergwerke, auf Antimon, Blei, Zinn, Kupfer und Eisen, auf Steinkohlen und Schwefel, auf Alaun, sind zum größten Theile verlassen worden, angeblich weil unterirdisches Feuer die Arbeiter vertrieb, in der That aber, weil die Arbeiter nichts von ihrer Sache verstanden.

Die Einwohner sind ein kräftiger, tüchtiger Menschenschlag von gedrungenem eckigem Körperbaue; nicht gerade arbeitsscheu, vernachläßigen sie doch sonderbarer Weise ihr Eigenthum in der Hoffnung, außerhalb des Landes sich mehr zu verdienen, als daheim zu erlangen möglich ist. Selten bleiben sie über ein halbes Jahr weg, sie kehren immer wieder nach Hause zurück, um in ihren elenden, strohbedeckten Hütten den Winter zuzubringen. Hier haben sie weder Luft noch Licht, denn es giebt keine Fenster, hier haben sie nicht einmal eine warme und trockene Schlafstätte, denn der Schnee dringt durch die Ritzen und Spalten der schlecht verwahrten Hütten in das Innere und bedeckt die Wände, die Geräthschaften und den Fußboden. Um nicht zu erfrieren, liegen während des Winters Menschen und Thiere bei einander, in demselben Raume, der gewöhnlich halb unterirdisch ist, so daß man unbekannt mit der Einrichtung zu der niedrigen Thüre eintretend, gewöhnlich in das Innere der Hütte fällt. Das Hauptmeubel derselben ist ein großer, lang gestrekter eichener Klotz, in dessen Mitte eine Vertiefung ausgehöhlt ist, welche das täglich wiederkehrende Gericht, einen Brei von Haidekorn und Kartoffeln oder Kastanien aufnimmt, und demnach als Schüssel dient. Auf einer Seite der Hütte hängt über einem großen Feuer an einem Schwenggalgen ein großer eiserner Kessel, in welchem der Brei kocht. Die ganze Familie ist auf dem Boden, auf hingestreutem Haidekraut, gelagert, und ist beschäftigt, mit einem Theile ihres Lagers das Feuer zu nähren. Wenn der Brei fertig ist, wird der Kessel an seinem Galgen hängend, zu dem Eßtisch oder Klotz hingedreht, langsam erhebt sich einer nach dem andern, läßt sich auf einen Baumstamm nieder, holt sein Besteck aus der Tasche, und verzehrt, was er so eben gekocht hat.

Das weibliche Geschlecht wird gewöhnlich auf eine barbarische Weise behandelt, und muß die niedrigsten Dienste versehen. Schon von den Aeltern werden die Mägdchen rauh und hart behandelt; während die Knaben und die Männer auf ihren Lagern faullenzen, müssen die Weiber den Acker bauen, Holz spalten, dasselbe auf dem Kopfe herbeitragen, müssen sie sich der rauhesten Witterung aussetzen, den beschwerlichsten Märschen unterziehen, und so werden sie früh alt, nachdem sie eigentlich niemals jung gewesen sind, denn schon des zehnjährigen Mägdchens Hand ist durch Schwülen verdorben, ihr Fuß von Frostbeulen entstellt, der Körper, der sich in seinem 16ten Jahre erst zur Vollkommenheit entfalten sollte, beginnt dann schon abzunehmen, die Haare auf dem Kopfe verlieren sich durch das Tragen schwerer Lasten, die Taille wird breit, der Rücken gekrümmt, die Stirne wird faltig, die Züge werden scharf und eckig, und aller Reiz körperlicher Formen ist verschwunden, bevor er sich entwickeln konnte.

Die Männer sind roh und hart, zu Zänkereien geneigt, besonders wenn in den benachbarten Provinzen der Wein gut geräth, und folglich wolfeil ist, hört man sehr häufig von Streitigkeiten, die fast immer blutig enden, denn jedermann trägt einen kleinen Dolch, capuchadou, den er sogleich zieht, so bald er sich beleidigt glaubt. Um ihn näher bei der Hand zu haben, wird er gewöhnlich nicht in der Beinkleidertasche getragen, wo sein eigentlicher Platz ist, sondern im Aermel, aus welchem er, bei der geringsten Bewegung, fliegt. Die Franzosen behaupten zwar, daß die Behörden sich alle mögliche Mühe gegeben hätten, diesem Uebel zu steuern; doch ist dieses nicht wahrscheinlich, denn wo irgend eine Behörde mit Energie auftritt, vermag sie so durchgreifende Maßregeln in Bewegung zu setzen, daß der Einzelne ihr schwerlich Widerstand leisten wird, und das Volk im Allgemeinen lehnt sich gegen die guten Maßregeln, deren Wohlthätigkeit es einzusehen gezwungen ist, nicht leicht auf.

Das Departement weist mehre Alterthümer auf. Aus der Zeit der Druiden findet man viele Altäre, Opferstätten, findet man Gräber, welche den sogenannten Hünengräbern des Nordens von Deutschland in ihrer äußern und innern Konstruktion ähnlich sind. Ein merkwürdiger Bau aus jener Zeit bestand bis zum 14ten Jahrhundert, dieß war ein bei dem Orte Saint-Radegonde gelegenes festes Schloß, in welchem jeder Einwohner der Umgegend ein ihm eigen zugehöriges Zimmer besaß, welches als Zufluchtsort für seine Familie diente, wenn ein Krieg die Gegend überzog. Dieses alte, von dem Volke gemeinschaftlich aufgeführte Gebäude ward im 14ten Jahrhundert zerstört, und an Stelle desselben ein Schloß gebaut, dessen Trümmer noch jetzt in jener Gegend zu sehen sind; sie sollen auf den Fundamenten des uralten Kastells stehen.

Bedeutender sind die Reste aus der Römerzeit. Amfitheater, große Straßen, Wasserleitungen, verschanzte Lager sind häufig. Ein solches liegt auf dem Berge Mont-Berle, südlich von Leyssac. Es würde 12.000 Mann mit Bequemlichkeit fassen können. Wall und Graben, und das davor gelegene Glacis sind sowohl zu erkennen, als die gut erhaltenen Bastionen an den Ecken desselben, welche die großen Seitenflächen flankiren. Aus dem Mittelalter giebt es eine große Menge bedeutender Monumente. Prächtige Kirchen, feste Schlösser findet man in allen Theilen dieser Provinz, viele derselben sind mit einer Eleganz gebaut, welche mit den Meisterstücken dieser Epoche wetteifern. Leider hat das Klima viel Schuld an der Zerstörung dieser Denkmale alter Kunst, rauhe Winde wehen Jahr aus Jahr ein, und nagen — mit Regen, Frost und Sonnenhitze verbunden — unaufhörlich an dem alteruden Gesteine.

Rhodez, Hauptort des Departements, ist am Aveyron gelegen und zählt 8.300 Einwohner. Man glaubt, der Ort sei das alte Segodunum, Hauptstadt der Ruthenen, denen es seinen jetzigen Namen verdankt. Vielfaches Unglück traf den Ort. Die bürgerlichen Kriege und die Eroberungen der Engländer, welche bis hieher und noch weiter drangen, haben demselben so tiefe Wunden geschlagen, wie die Pest, die Hungersnoth, welche das Land heimsuchte, und die Erdbeben, welche sie mehrmals trafen. Die Stadt erhebt sich auf dem Abhange eines Hügels, sie ist ziemlich gut befestigt, wozu der Fluß, der sie fast kreisförmig umschlingt, nicht wenig beiträgt. Der Ort ist höchst elend gebaut, die Dunkelheit der engen Straßen wird noch dadurch vermehrt, daß die elenden Häuser stufenförmig über einander hervorspringende Etagen haben. Die Straßen sind abschüssig, und das Pflaster aus spitzigen Kieseln thut den Füßen weh und ist zum Halsbrechen schlecht; dennoch sind ein paar Plätze und die Boulevards ziemlich heiter und geräumig. Das einzige merkwürdige Gebäude ist die Metropolitankirche, im schönsten gothischen Stile, von einem Thurme überragt, den man bis auf 18 französische Meilen, d. h. auf 14 deutsche soll sehen können; dieß ist jedoch ganz unmöglich, und gehört zu den Angaben der Franzosen, welche, in den Tag hineingemacht, ohne alle Glaubwürdigkeit sind. Um ihn 14 Meilen weit sehen zu können, müßte er 8.000 Fuß Höhe haben. Uebrigens ist dieser Thurm von außerordentlich schöner Bauart. Bis zu $^1/_3$tel seiner Höhe ist er viereckig, dann steigt ein achteckiger Thurm empor, und auf den vier Ecken der

Basis erheben sich vier kleinere Thürme, bei $^2/_3$tel wird der achteckige Thurm rund und hat in der Höhe des Gipfels der kleinen Thürme eine Plattform, aus deren Mitte eine schöne Kuppel aufsteigt, die eine kolossale Statue der heiligen Jungfrau trägt. Die Kirche selbst ist nur durch ihre Größe merkwürdig; sie hat 300 Fuß Länge und 120 Fuß Breite. Ihr Quadratraum nimmt 34.000 Fuß ein. Die Höhe des Gewölbes ist 100 Fuß. Noch eine zweite Kirche mit hohem Spitzthurme befindet sich hier, auch ein schönes Kloster ist bemerkenswerth.

Espalion auf dem linken Ufer des Lot, ist Hauptort eines Arrondissements, zählt 3.600 Einwohner und hat nichts Merkwürdiges, als ein paar hübsche, öffentliche Brunnen. Doch ist seine Lage in der Tiefe eines malerischen Thales sehr freundlich.

Saint-Affrique, Hauptort eines Wahlbezirkes, liegt an der Sorgue und zählt 6.700 Einwohner. Es ist ziemlich offen und heiter, mit breiten Straßen gebaut, doch sind die Häuser alt und düster. Die Sorgue scheidet die Stadt von einer früheren Vorstadt, welche jetzt indessen einen Theil des Ortes selbst ausmacht. Zwei Brücken wölben sich über den Fluß, zwischen ihnen dehnt sich die öffentliche Promenade aus. Die Lage in einem schönen Wiesenthale, zwischen freundlichen Rebenhügeln ist äußerst angenehm.

Milhau, auf dem rechten Ufer des Tarn, soll das alte Aemilianum der Römer sein. Es ist Hauptort des Arrondissements und zählt 10.000 Einwohner. Die Lehren des Calvin fanden hier zuerst bedeutenden Anklang; im Jahre 1562 wurden auf dem öffentlichen Platze alle aus den Kirchen geholten Statuen der Heiligen verbrannt, und die ganze Stadt, mit Ausnahme einer einzigen Familie nahm das reformirte Glaubensbekenntniß an, ja der Prior der Benediktiner heirathete die Aebtissin eines dasigen Nonnenklosters. In den Streitigkeiten mit der katholischen Kirche spielte der Ort eine große Rolle, bis Ludwig der XIII. dasselbe eroberte, und die Festungswerke schleifte. Seit dieser Zeit scheint der Ort sich eines frühern politischen Einflusses begeben zu haben. Die Straßen der Stadt sind nicht so unfreundlich, wie man sie gewöhnlich in Frankreich findet, mehre Plätze und öffentliche Spaziergänge, so wie der Quai sind schön zu nennen. Außer einer Brücke über den Tarn findet sich nichts Merkwürdiges hier.

Ville-Franche, auf dem rechten Ufer des Aveyron, am Einflusse des Alzon, auf dem Abhange eines Hügels inmitten eines von Wiesen, Weinbergen, Bosquets, von Landhäusern bedeckten Thales, umringt von hohen Bergen, gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 9.600 Einwohner. Der Ort ist häufig durch Kriegsunglück und Pest heimgesucht worden. Bei einem solchen Unglücke wurden Tausende

von verwaisten Kindern, durch die Liebe und Sorgfalt eines Franziskaner-Mönchs, Paters Ambrosius, am Leben erhalten. Dieser edle Mann ging in den Straßen der verpesteten Stadt umher, und nahm die hülflosen Säuglinge und Kinder auf, und ließ sie durch Ziegen, deren sein Kloster eine Menge hatte, säugen, weßhalb ihm ein Denkmal errichtet wurde. Der Ort ist freundlich, und für Frankreich bewunderungswürdig schön gebaut. Vier große und gerade Straßen durchschneiden ihn in seiner ganzen Länge; auf dem schönen Hauptplatze steht die große Kirche unserer lieben Frauen. Merkwürdig ist die außerordentliche Kühnheit und Großartigkeit im Baue dieser Kirche. Eine schöne Brücke, ein herrlicher Quai, längs des Flusses, mehre öffentliche Promenaden und eine schöne Fontaine sind die Hauptzierden der Stadt.

XXXVII.

Das Departement Tarn.

Es ist gebildet aus einem Theile von Ober-Languedoc und Albigois. Die Oberfläche desselben beträgt 105 □ Meilen, bewohnt von 336.000 Menschen, welche jährlich 928 Mann zum Heere stellen. Es wird in vier Arrondissements getheilt, deren Hauptorte sind: Alby (der Hauptort der ehemaligen Grafschaft Alby), Castres, Gaillac und Lavaur.

Der Boden ist größtentheils reich und fruchtbar, mehre Bergreihen, jedoch nicht von bedeutender Höhe, bedecken das Land und bilden viele Thäler von außerordentlicher Schönheit. Die Ebenen, welche sich vor diesen Hügeln ausbreiten, sind Kornfelder von solchem Reichthume, daß sie die ärmeren benachbarten Provinzen mit ihrem Ueberflusse versehen können. Die Berge sind in Verbindung mit den Sevennen und den Gebirgen der Auvergne; der höchste Theil derselben heißt das schwarze Gebirge, so genannt von den düstern, dichten Wäldern, die dasselbe bedecken.

Das Thierreich zeichnet sich in nichts vor vielen andern Provinzen aus. Die Pferde sind von ziemlich guter Rasse, das Rindvieh ist nicht schlecht, der

Schafheerden giebt es nicht viele; Wild ist dagegen in Menge vorhanden, Raubthiere aber sind seltener geworden. Die Flüsse sind nicht überaus fischreich. Das Pflanzenreich bietet außer allen Zerealien noch manche Gewürzkräuter, der Fenchel, der Anis, Koriander wird gebaut, ebenso kultivirt man die Farbenkräuter, den Wein und das Obst. Die Wälder enthalten Tannen, Fichten, Buchen und Eichen. Die Korkeiche und die immergrüne Eiche finden sich nur selten. Das Mineralreich bietet nichts von Bedeutung dar.

Unter den Merkwürdigkeiten des Departements zählt man einen mächtigen, beweglichen Felsen. Derselbe steht eine französische Meile von Castres, er hat die Form eines eingedrückten Eies, hat 26 Fuß Umfang und ungefähr 360 Kubikfuß Inhalt. Er steht auf dem Gipfel und jähen Absturze eines Berges, ruht aber nur mit einer ganz kleinen Fläche auf einem unter ihm stehenden Felsblocke. Er ist so außerordentlich gut äquilibrirt, daß ein nicht sehr starker Mann im Stande ist, ihn zum sichtbaren Schwanken zu bringen. Dieses Schwanken zu unterhalten vermag ein Kind, er wird jedoch nur bewegt, wenn man genau von Süden nach Norden auf ihn drückt. Die Leichtigkeit, mit der dieses geschieht, macht die Bewohner der Umgegend glauben, daß der leiseste Wind ihn bewege. Er ist das Ziel häufiger Wallfahrten, und da man leicht zu ihm gelangen kann, ist er mit Inschriften fast ganz bedeckt. Unfern von diesem beweglichen Felsen, am Fuße desselben Berges, findet man eine Höhle, die den Namen des heiligen Dominikus führt, als welcher sie zu seinem Aufenthalt gewählt haben soll. Durch einen niedrigen Eingang gelangt man in ein weites, prächtiges Gewölbe, welches durch zwei von Bäumen überschattete Oeffnungen ein zitterndes Licht erhält. Das von der Decke herabträufelnde Wasser sammelt sich in einer kleinen Schaale, welche man das Taufbecken nennt. Durch die Mitte dieser Höhlung läuft ein Bach, der an eine zweite Oeffnung führt, durch die man in noch tiefere und größere Räume gelangt, welche man jedoch nicht ohne Fackeln besuchen kann. Schöne Säulen stützen die Gewölbe, ungeheure Felsblöcke, von fast eirunder Form, welche bis auf 12 Fuß Durchmesser haben, sind zu einem kühnen, mächtigen Bogen über einander geschichtet, und scheinen mehr durch die Kunst, als durch die Natur so zusammengestellt. Sie sind durch keinen Kitt verbunden, und stehen von allen Seiten ganz frei, unerschütterlich fest bloß durch ihr eigenes Gewicht.

Man kann das Volk, welches dieses Departement bewohnt, in Berg- und Thalbewohner theilen; sie unterscheiden sich äußerlich und innerlich, körperlich und geistig von einander. Die Bewohner der Ebenen sind meistens wohlgesittete und freundliche Leute, ziemlich abgeschliffen, zuvorkommend gegen Jedermann, industriös, und nicht selten mehr unterneh-

mend, als zu ihrem Vortheile dient. Die Bergbewohner sind wilderer Natur, sie sind abergläubisch, viel roher, und schwere Verbrechen kommen viel häufiger vor, als in den Ebenen. Sie sind größer, viel kräftiger, heller von Farbe, als ihre Nachbarn auf dem flachen Lande, man möchte sie direkte Abkömmlinge der Kelten, Wisigothen, der Franken nennen, während die kleinern, dunkler gefärbten, schwarzhaarigen Bewohner der Flächen von den Römern abstammen. Die Bewohner von Alby (Albygeois) nennt man die häßlichsten und kleinsten von ganz Frankreich. Vandreoul erzählt in seiner Promenade de Paris à Bagnères, daß Chlotar II. — im 7ten Jahrhunderte die Bekehrung der Völker zum Kristenthume mit Feuer und Schwert unternehmend — allen Männern, welche größer waren, als sein Schwert, den Kopf abschlagen ließ. Sieht man nun die Albygenser, so möchte man wirklich glauben, daß er zu diesem furchtbaren Mittel der Bekehrung und der Beschwichtigung gegriffen, und daß die Weiber durch diese Exekution so in ihrem innersten Wesen erschüttert worden seien, daß sie nicht mehr im Stand gewesen, Knaben zur Welt zu bringen, die größer geworden, als des rauhen Bekehrers Schwert, denn wenige nur erreichen die mittlere Größe von 5 Fuß und einigen Zoll. Aber ihr Unglück beschränkt sich nicht allein darauf, die mehrsten sind auch noch dazu überaus häßlich, haben eine tief eingebogene Nase, eine zurücktretende Stirne, und sind häufig mit der englischen Krankheit geplagt. Die Frauen sind regelmäßiger gebaut, die Form ihres Gesichts bildet meistens ein schönes Oval, und ihre Züge ermangeln nicht der Regelmäßigkeit, doch fehlt ihnen alle Anmuth und aller Reiz.

Das Kostüm ist so reizlos und häßlich als möglich: die Männer kleiden sich in lange, weite Pantalons, welche bis dicht unter die Achseln reichen, so daß man recht eigentlich von ihnen sagen könnte, sie hätten das Herz in den Hosen; eine überaus kurze Jacke vollendet den Anzug; der Hut ist groß, doch nicht ungewöhnlich; die in Frankreich allgemeinen Holzschuhe haben die klotzhafte Zierlichkeit, deren sie fähig sind. In den Gebirgen ist die Kleidung ganz dieselbe; doch kommt noch eine eigentliche Dalmatika dazu, ein Hemd mit ganz kurzen Aermeln, aus der gröbsten Sackleinwand gemacht. Es hat genau den Schnitt des Chorhemdes der katholischen Priester. Die Frauen kleiden sich weniger häßlich, eine Jacke mit engen Aermeln und ein faltiger Rock sind die Hauptstücke ihres Anzuges, doch nonnenhaftes Verhüllen des Halses, der Brust, des Kopfes, durch darum gebundene und dicht geknüpfte Tücher und darüber gezogene Hauben, giebt ihnen etwas Reizloses und Unangenehmes, und die überaus kurze Taille, welche hoch auf dem Rücken zwischen beiden Schultern sitzt,

macht, daß sie alle krumm scheinen und daß die Brust wirklich eingedrückt ist, indem das Schnürband quer über den Busen geht.

Frankreich, so groß es ist, hat von einem Ende bis zum andern durch Bürgerkriege die furchtbarsten Verheerungen erlitten; doch keine Provinz des Reiches in solchem Grade, wie das Land der Albygenser. Der Ketzerei angeklagt wurden im 13ten Jahrhunderte förmliche Kreuzzüge dahin unternommen, alles wurde ermordet, verbrannt, geplündert, in Schutt und Asche verwandelt. Das sogenannte Glaubensheer von Mönchen angeführt, verübte die schauderhaftesten Gräuel, ein eigener Orden, der der Dominikaner, wurde für diesen heiligen Zweck gestiftet, und das unvergleichliche Institut der heiligen Inquisition war durch diese Dominikaner begründet. Nie hat der Geist der Menschen sich in einem glänzenderen Lichte gezeigt, als bei Erfindung der Martern, welche den sogenannten Ketzern angethan wurden, und die Inquisition in Spanien, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, hat nichts Aergeres gethan, als was damals in Frankreich, im Lande des feinen Gefühls und der höchsten Gesittung, geschah. Die Provinz wurde entvölkert, bald gab es nur noch Frauen und Kinder, und Kinder pflanzten ihr Geschlecht fort, daher vielleicht die Verkrüppelung der Bewohner dieses Landes. Nicht genug mit dem einen Kreuzzuge und der Inquisition, erhob sich auch noch König Ludwig, der Sohn des Philipp August, zu einem zweiten, welcher im Jahr 1219 begonnen wurde, und zu welchem sich alle Bewohner des Reichs vereinigten. Ein wüthender Vertilgungskrieg verschonte jetzt auch Weiber und Kinder nicht mehr, die unaufhörlich flammenden Scheiterhaufen der Inquisition nahmen den Rest hinweg, und die Albygenser verschwanden aus der Geschichte. Ein dritter Kreuzzug, von demselben Könige geleitet, konnte demnach nicht mehr eine Religions-Vereinigung zum Zweck haben, denn es gab ja nur noch Eine Partei, doch eben dieses bewies, daß auch die beiden früheren nicht aus verkehrt verstandenem Bekehrungseifer unternommen waren, sondern daß sie zum Zwecke hatten, das südliche Frankreich zu ruiniren, zu entvölkern, damit die Beherrscher des nördlichen Frankreichs keinen Widerstand finden, wenn sie sich desselben bemächtigen wollten; deßhalb war es auch nicht allein die Grafschaft Alby, sondern die ganze Provence, das ganze Languedoc, welches mit Krieg überzogen wurde, bis es sich, da seine Fürsten und Herzoge getödtet oder gefangen waren, freiwillig unterwerfen mußte.

Dem zu Folge giebt es denn auch in dieser Provinz fast gar keine Alterthümer, denn mit ungemeiner Geschicklichkeit verstanden es die erhabenen Sieger, jede Spur einer frühern Kultur von der Erde zu vertilgen.

Alby, Hauptort der Provinz, liegt am Tarn, und zählt 11.800 Einwohner. Ein merkwürdiges Glück hat diesen uralten Ort beschützt, so daß derselbe während der erwähnten Kriege nicht zehnmal hinter einander verbrannt, wieder aufgebaut, dem Boden gleich gemacht, von neuem bewohnt und wieder zertrümmert wurde, wie es mit vielen Städten dieses und der angränzenden Departements geschehen ist.

Merkwürdig muß man es um so mehr nennen, als die Stadt zur Hälfte von Ketzern bewohnt war. Sie liegt auf einem Hügel, welcher den Lauf des Tarn beherrscht; eine gothische Brücke mit Spitzbogen von ungleicher Größe führt über den Fluß. Obschon der Sitz eines Erzbisthums, ist die Stadt doch eine der häßlichsten von ganz Frankreich. Die Straßen sind eng, holperig und stets kothig, so daß ein wahres Studium der Elemente der Statik dazu gehört, um sich, in denselben gehend, aufrecht zu erhalten, da jeder Schritt den Fall droht. Die Häuser sind räuchelig und düster, und wenn auch nicht allgemein, so doch sehr häufig springen die oberen Geschoße über die unteren hervor. Die einzige Merkwürdigkeit der Stadt ist die Kathedrale, sie ward im 13ten Jahrhunderte erbaut, bietet, von außen gesehen, eine kolossale, doch schmucklose Anhäufung von Steinen dar, deren schwerfällige Massen durch die schlanken, gothischen Pilaster etwas gehoben werden, im Innern aber überrascht die Kirche durch ihre Kühnheit, durch die hohen Wölbungen, durch die schönen Köre und die reichen Fresko-Malereien von hohem Alterthume und seltener Farbenpracht. Die Vergoldungen sind so schön, als wären sie erst vor wenigen Jahren gemacht. In einer Seitenkapelle befindet sich ein Gemälde, die griechische Kaiserin Helena vorstellend; ihr trägt man einen Adler vor; doch ist dieß nicht der goldene Adler des römischen, sondern der zweiköpfige des deutschen Reiches. Aus diesem Anachronismus glaubt man die Epoche bestimmen zu können, in welcher jene Malereien gemacht worden sind; doch gehört dieß zu den gewöhnlichen leichtfertigen Ideen-Associationen der Franzosen; man kann daraus nämlich nur den Zeitpunkt bestimmen, vor welchem die Malereien nicht gemacht sein können; sie konnten nämlich nicht früher entstehen, als die deutschen Kaiser den Doppel-Adler zum Wappen nahmen, wohl aber noch ganze Jahrhunderte nachher.

Castres, am Agout gelegen, ist Hauptort eines Arrondissements, und zählt 16.500 Einwohner. Viel reicher, viel bedeutender, viel schöner gebaut als Alby, zugleich der Sitz des Erzbisthums, hätte dieser Ort größere Ansprüche auf die Ehre, Hauptstadt des Departements zu seyn, doch liegt derselbe nicht nahe genug am Mittelpunkte der Provinz. Mehre schöne Gebäude zeichnen die Stadt aus. Der alte, erzbischöfliche Palast, welcher lange Zeit zur Präfektur gedient, ist nicht das schlechteste von

den Gebäuden; schöne Promenaden umgeben die Stadt, der bischöfliche Garten aber, gleichfalls dem Publikum gewidmet, scheint nur in seinem alterthümlichen Zustande erhalten worden zu sein, um ein Modell der Geschmacklosigkeit älterer Gartenkunst in ihm zu bewahren, denn seine größte Merkwürdigkeit besteht in einer Fontaine, deren Wasserstrahl von der Dicke eines Federkiels, wenigstens 8 Zoll hoch springt und in zweien Kirschbäumen, welche sich höchst elend zu befinden scheinen, denen man jedoch mehr Ehre anthut, als die Römer den ersten dieser Art, welche Lukullus aus Persien brachte.

Gaillac, auf dem rechten Ufer des Tarn, ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 7.800 Einwohner. Die Stadt dankt ihre Entstehung einer Abtei, deren Reichthümer auf sie übergiengen; zwei schöne Klöster sind in Krankenhäuser verwandelt. Des Merkwürdigen enthält diese Stadt nicht viel; neuere Anlagen beweisen jedoch, daß man auch hier das Licht sucht. Die Häuser werden hell und geräumig gebaut, die Straßen breit angelegt.

Lavaur, auf dem linken Ufer des Agout gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 7.200 Einwohner. Diese alte Stadt war eine der Festungen der Albigenser, leistete mehren wüthenden Angriffen tapferen Widerstand, doch endlich unterlag sie der wilden Tapferkeit Simons von Montfort, welcher ein schauderhaftes Blutbad anrichtete. Der edle Vertheidiger der Stadt Aymeri von Montréal ward mit 80 Rittern, welche ihm beigestanden, auf öffentlichem Markt gehangen, dann wurden 400 Hauptanführer der Albigenser auf eben so vielen Scheiterhaufen mitten in der Stadt verbrannt, hierauf diese geplündert, und alles ohne Unterschied des Glaubens, des Alters und des Geschlechts niedergemetzelt. Außer ihrem Unglücke, welches noch Jahrhunderte lang fortdauerte, hat die Stadt nichts Merkwürdiges aufzuweisen.

XXXVIII.

Departement der Obergaronne.

Zusammengesetzt aus der zu Gascogne gehörigen Grafschaft Cominges und einem Stücke von Languedoc, umfaßt dieses Departement 112 □ Meilen mit 428.000 Menschen, welche jährlich 1.153 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in sechs Wahlbezirke eingetheilt, deren Hauptorte sind: Toulouse, Muret, Ville-Franche und Saint Gaudens.

In Hinsicht der fisischen Beschaffenheit unterscheidet sich der größere nördliche Theil sehr von dem kleinern südlichen; jener ist eine sehr fruchtbare Landschaft, wo niedrige Vorberge und Hügel mit weiten Thälern wechseln; dieser ein, von den Pirenäen gebildetes Gebirgsland, das desto höher und rauher wird, je mehr man sich dem Hochgebirge an der spanischen Gränze nähert, wo man selbst Schneefelder, Eisseen und Glättscher antrifft, und die Thäler sich sehr verengern. Der Kamm der Pirenäen macht hier einen fast rechtwinklichen Ellbogen, auf dessen nach Süden sich zurückbiegendem Theile, in dem schon zu Spanien gehörenden Thale Aran, die Quellen der Garonne sind. Die Pirenäen haben in diesem Departement eine eben so große Höhe, als in dem der Oberpirenäen; ja die an der Gränze dieses Departements und Spaniens sich erhebende Maledetta, dieser große, majestätische, mit Felsen übersäete und mit Trümmer bedeckte Berg, von Schnee- und Eisfeldern umgeben, an dessen nördlichem Abhange sich der größte aller Pirenäen-Glättscher hinzieht, wird für den höchsten Punkt der Pirenäen gehalten, wenigstens gilt dieß von dem östlichen Horne derselben, dem Pic-de-Nethou oder d'Anethou, der 10.700 Fuß hoch ist. Parrot war der erste, welcher am 28. September 1817 die Maledetta erstieg, doch war er nicht auf dem Pic d'Anethou. Nach der Maledetta folgt der Pic Posets oder las Posets (auch der Pic-de-Venasque genannt) dem Port von Oo gegenüber, der etwa nur 100 Fuß niedriger ist. Der Crabioules hat nicht völlig diese

Höhe, obwohl an seinem nördlichen Abhange ein Glättscher ist, er also die Schneegränze weit übersteigt. Fahrbare Pässe über die Pirenäen sind in diesem Theile von Frankreich nicht, wohl aber mehre Fußwege, von deren einer sich mehr als 9.000 Fuß über das Meer erhebt. Außerordentlich schöne Thäler ziehen sich in das Pirenäen-Gebirge hinein; mehre derselben übertreffen an romantischem Reize, andere an wilder, grausiger Schönheit alles, was die Alpen aufzuweisen haben. Unter den vielen Wasserfällen, durch die Flüsse gebildet, welche diese Thäler durchströmen, ist die Kaskade von Seculejo merkwürdig. Zwei Stunden von Bagneres aufwärts liegt das Dorf Oo; von dort sieht man einen alten viereckigen Thurm, werth des wilden Aufenthalts, in dem man sich befindet. Seinen Fuß bespült ein See. Im Thale desselben, schon hoch gelegen, wandert man weiter fort, dasselbe, immer rauher und wilder, nicht mehr bewohnbar, wird nur noch von den Heerden aus den untern Thälern besucht. Zwischen rauhen Felsen, aller Vegetation beraubt, klettert man nunmehr auf einem gefährlichen Fußsteige zu den Gipfeln des Felsen empor. Dort, beinahe 6.000 Fuß über der Meeresfläche dehnt sich der See von Seculejo in seiner ganzen Größe und Majestät vor den Blicken des Reisenden aus. Ueberrascht staunt man die Wildheit und den düstern Karakter dieser Gegend an. Der See hat eine Viertelmeile im Durchmesser, sein Wasser ist vollkommen klar, doch ist er so außerordentlich tief, daß sein Spiegel vollkommen schwarz erscheint. Felsen umgürten ihn und steigen immer höher und höher an, bis sie sich im Hintergrunde amfitheatralisch schließen. Dort stürzt sich ein mächtiger Bach, 800 Fuß hoch, in zwei Bogen, hernieder zum See, die stärkste und größte Kaskade der ganzen Pirenäenkette bildend, am Fuße aber trotz seiner beträchtlichen Masse nicht in Schaum, sondern in Nebel zerstäubend. Die Massen von Dunst und Nebel sammeln sich in einer tiefen Felshöhlung, welche sie durch ihren Fall sich gegraben. Aus dieser stürzen sie mit Wuth hervor, und stürmen dem See zu, dessen heilige Ruhe und Stille auf das lebhafteste contrastirt mit der wilden brausenden Thätigkeit des Wasserfalles. Oberhalb des Wasserfalles befindet sich ein zweiter See, von welchem jener Bach ausgeht. Er liegt in einem tiefen Felskessel und bietet nur den einzigen Ausgang dar, welchen sich die Fluthen des Baches gewaschen haben. Noch höher liegt der kleine See Sonansat, welcher den Fuß des Pic von Espingo badet. Zwischen den Gipfeln desselben schlängelt sich der gefährliche, nur für Fußgänger brauchbare Paß von Oo hindurch. Dort giebt es keinen Fisch mehr. Die Eiskälte des Wassers, welches den Glättschern entströmt, duldet kein Leben. Daß die Farbe des Sees von Seculejo nicht gleich der des Rio-Stegro in Ame-

rika wirklich von einer Tingirung herkommt *), geht nicht allein daraus hervor, daß sein Wasser im Glase völlig farblos erscheint, sondern auch daraus, daß Fische in großer Menge denselben beleben, was mit keinem schwarzen Flusse, in allen Welttheilen wiederkehrend, der Fall ist. Die Pirenäen-Wälder enthalten viel Raubwild; Bären, Wölfe, Füchse, Dachse, Luchse werden in Menge gefunden; auf den Felsgipfeln haust der Isard, eine kleine Art Gemse, der man so sehr nachstellt, wie der größeren in der Schweiz. Weiter abwärts kommt kleineres Wild aller Art vor. Das Heerdenvieh zeichnet sich hier schon durch seine Gebirgs-Natur aus, das Fleisch ist kräftig, Milch hat dasselbe im Ueberflusse und trefflicher Käse kann daraus bereitet werden. Die Ziegen sind langhaarig, und ihr Kleid wird zu Zeugen verwebt. Die Schaafe haben großen Theils feine Wolle, doch sind sie noch keineswegs ächte Merinos. Die Seen und Bäche sind überaus fischreich. Die Lamprete, eine bekannte Lekerei, treffliche Forellen und Lachse von seltener Größe kommen daselbst vor. An Reptilien scheint dieser Landstrich nicht so reich zu sein, wie man nach seiner südlichen Lage vermuthen sollte; wahrscheinlich ist den giftigen Schlangen der Höhe wegen das Klima zu rauh. Auch Insekten sind hier nicht so beschwerlich; Gewürm, als Skorpionen, Täranteln, nicht so gefährlich, als in den niederer gelegenen Meeres-Gegenden.

Das Pflanzenreich ist außerordentlich zahlreich, man glaubt, 3.600 verschiedene Spezien annehmen zu dürfen; da die Provinz von der Region des ewigen Schnees sich herabsenkt bis beinahe zum Niveau des Meeres, so ist dieses begreiflich. Die köstlichsten Weine, die trefflichsten Früchte erzeugt der nördliche Theil der Provinz. Orangen bringen die warmen Pirenäen-Thäler hervor, immergrüne und Kork-Eichen mit glänzendem, lederartigem Laube wachsen neben Oliven und Erdbeerbäumen. Die Höhen sind mit den herrlichsten Wäldern, dem Norden angehörig, mit Föhren, Weiß- und Roth-Tannen, mit Lärchen und Buchen gekrönt; sie gehen in Viehtriften über und weiter hinauf findet man nur noch Moose und Flechten.

Zahlreiche Bergwerke dringen in das Innere des Pirenäen-Zuges ein und schaffen daraus Silber, Blei und Eisen, Kupfer, Antimon und Wißmuth, auch Steinkohlen hervor. Edelsteine findet man wenig oder gar nicht, dagegen giebt es Marmor, Porfir, Granit, zum Häuser-, Brücken-

*) Das Wasser des Rio-Negro erscheint völlig schwarz, in eine Tasche oder ein Glas geschöpft, sieht es gelblich, wie sehr verdünnter Kaffee. Humbold vermuthet, daß diese Farbe von aufgelösten vegetabilischen Stoffen herrührt. Obwohl das Wasser nicht schädlich sein soll, so lebt doch kein Fisch und kein Gewürm darin, und man kann sich also ohne Furcht vor Schlangen und Krokodilen, welche keine Nahrung in demselben finden, darin baden.

und Straßenbau vielfältig benutzt. Eine Menge warmer Quellen wird zu Bädern gebraucht, eine einzige, die von Sainte Madeleine ist äußerst kalt, doch auch sie wird als Mineralbad häufig benutzt.

Das Volk ist, wenn man den Schriftstellern jenes Landes glauben darf, mit allem ausgestattet, was eine glückliche Natur sonst nur an viele Einzelne zu vertheilen pflegt. Keines ist mehr den Künsten und Wissenschaften zugethan, keines bringt mehr tapfere Soldaten hervor, nirgends findet man größere Tugenden, erhabenere Gesinnungen, edlere Thaten als dort. Diejenigen aber, welche dieses Land besucht haben, um es kennen zu lernen, diejenigen, welche nicht zu dessen Bürgern gehören, wollen nicht unbedingt in dieses Zeugniß einstimmen, sie schreiben den Bewohnern der obern Garonne wenig Ehrgeiz, wenig erhabene Gesinnungen und eben nicht viel Gutmüthigkeit zu. Große Vergnügungssucht, Neigung zur Verschwendung, Neigung zum momentanen Lebensgenusse, unterdrückt die edleren Gefühle. Intoleranz soll nicht die letzte ihrer Schwächen sein. Die Bergbewohner sind gefährliche Nachbarn; fast durchgängig Hirten und Jäger zugleich, sind sie rauh, beutegierig, wohl mitunter blutdürstig, in der Regel treiben sie das Schleichhändlerhandwerk, und wehe dem, der ihnen, wenn sie bepackt über die Gebirge steigen, in den Weg kommt, er ist niemals seines Lebens sicher. Viele von den guten Leuten aber sind ihres Handwerks bereits in solcher Art gewohnt geworden, daß sie sich nichts daraus machen, auch wenn sie nicht bepackt mit verbotenen Waaren durch die Pirenäenpässe schleichen, dem ihnen begegnenden Wanderer das Lebenslicht auszublasen; kann er doch bepackt sein, wenn auch nur mit Geld, dann ist es immer ein Verdienst, dem Armen seine Bürde abzunehmen. In diesem Departement findet man viele der Cagots, deren bereits am Anfange dieses Buches erwähnt wurde. Nicht Mitleid zeigt das Volk gegen sie, die Unglücklichen, von der Natur Verwahrlosten, sondern tiefe Verachtung, gränzenlosen Abscheu; nicht das größte Lob, was man diesem Volke ertheilen kann.

Die Kleidung hat wenig Ausgezeichnetes, wenn man nicht anführen will, daß die Männer gewöhnlich ein Kopftuch tragen, und daß ein Stück Zeug von mehren Ellen Länge zwischen Beinkleid und Weste als Gürtel um den Leib geschlungen wird. In den Gebirgen sind statt der Schuhe Sandalen gewöhnlich, welche mit Riemen über den Fuß fest gebunden werden, worauf eben diese Riemen sich immerfort kreuzend über Knöchel und Waden hinauflaufen bis zum Knie, wo sie dann das kurze Beinkleid befestigen. Bei den Frauen könnte man den Kopfputz als originell bezeichnen. Ein Tuch, nach dem Stande der Dame, gröber oder feiner, größer oder kleiner, wird mehrmals um den Kopf geschlungen, es verbirgt alle Haare, und ragt über den Hinterkopf weit hinaus. Das

Hauptstück dieses Putzes bildet nun eine Garnitur von Mousselin, grober Leinwand oder Brüsseler Spitzen, welche einen Schuh breit, stark gesteift, in große, runde Falten gebracht, von der Stirn aufwärts, von den Schläfen seitwärts strebt, eine halbe Sonne, einen Heiligenschein um das Haupt bildend. Wiewohl uns diese Anordnung, und vielleicht nicht mit Unrecht, komisch vorkommt, so gehört sie doch so sehr zum guten Tone, daß schwerlich irgend ein Frauenzimmer von Toulouse und seiner Umgebung des Kopfputzes entbehren wollte.

Toulouse, auf dem rechten Ufer der Garonne, ist Hauptort des Departements und zählt 60.000 Einwohner. Man behauptet, daß die Stadt noch früher gegründet sei, als Rom selbst, von welchem sie später den Namen Rom der Garonne entlehnte. Eine entsetzliche Berühmtheit hat dieser Ort durch mehre seiner Richtersprüche oder durch in seiner Nähe verübte Verbrechen gewonnen. Bekannt genug ist das schauderhafte Verfahren gegen den unglücklichen Johann Calas und das frühere noch grausamere gegen Vanini, weniger bekannt das schauderhafte Beispiel kannibalischer Wuth, welches ein dort gerichtetes Ungeheuer gab. Blaise Ferrage, ein Maurer seines Handwerks, hatte sich eine der Höhlen von Gargas bei Montrejeau zum Schauplatze seiner Thaten gewählt. Alle Mägdchen und junge Frauen, die er bekommen konnte, schleppte er in dieselbe, büßte seine schändlichen Lüste an ihnen, und schlachtete sie darauf, um sie nach und nach zu verzehren; er gieng jederzeit bewaffnet mit einem doppelläufigen Gewehre, mit einem Dolche und mit einem ganzen Gürtel voll Pistolen umher. Einige Mägdchen, die ihm zu entfliehen gesucht, hatte er erschossen, mit ihren Leichen schändlichen Frevel getrieben, und sie dann mit dem Blutdurst eines Tigers gefressen wie alle übrigen. Erst nachdem er 37 verzehrt, hatte man ihn gefangen genommen. Er wurde von den Assisen zu Toulouse zum Tode verurtheilt, doch dabei bemerkt, daß mildernde Umstände obwalteten.

In früheren Zeiten muß die Stadt sehr viel größer gewesen sein, als jetzt; denn da im Jahre 1535 Karl V. sie belagerte, zählte dieselbe 35.000 waffenfähige Bürger; doch war sie eben so häßlich, als eng und finster; selbst noch vor der Revolution gehörte sie zu denjenigen Städten, auf welche Frankreich am wenigsten stolz sein konnte; denn trotz der unabläßlichen Verschönerungen, welche man an dieser Stadt versucht hat, ist sie noch immer über alle Maßen schlecht gebaut, eng, winkelig, schmutzig, und die neu aufgeführten Gebäude dienen nur, um das Unschöne der

alten desto greller hervorzuheben. Die Stadt ist in einem unregelmäßigen Oval gebaut und umfaßt eine Insel, welche von der Garonne gebildet wird. Ihr gegenüber liegt die Vorstadt St. Ciprien (Saint Cyprian), allein unter allen besser gebaut, indem doch wenigstens eine breite Straße hindurch führt. Sie hängt mit der Stadt durch eine Brücke von 800 Fuß Länge und 7 schön gewölbten Bogen zusammen, ein Triumfbogen bildet den Eingang zu derselben. Was vorzüglich zu dem schlechten Aussehen der Stadt beiträgt, ist, daß alle Häuser aus Ziegelsteinen oder aus Fachwerk (Riegelwände) aufgeführt sind, und daß diesen alle äußere Uebertünchung fehlt, was denselben dann ein so schlechtes, unfertiges Ansehen giebt, wie gar keine andere Bauart gewährt. Einzelne schöne Häuser, das Kapitol, die Präfektur, das Schauspielhaus (im linken Flügel des Kapitols), treten auffallend hervor. Einige große Plätze sind entstellt durch eine Menge Buden und häßlicher kleiner Kaufläden. Die Kathedrale, dem heiligen Stefan gewidmet, scheint nach einem höchst großartigen Plane angelegt, doch ist sie gleich hundert andern Bauten ähnlicher Art unvollendet geblieben. Die Kirche Saint Saturnin ist die älteste in Toulouse auf den Ruinen eines Apollotempels erbaut, sie hat ihren Namen von dem ersten Bischofe von Toulouse, welcher dort im dritten Jahrhunderte das Martyrium erlitt. Das Gebäude macht einen großartigen Eindruck; der schöne Thurm, aus fünf über einanderstehenden sechsseitigen Prismen gebildet, ist durch eine große spitze Nadel hoch überragt, Das Innere der Kirche ist finster, durch die ungeheuer dicken Säulen, welche das Schiff von den beiden Seitengängen sondern. Diese Kirche war außerordentlich reich an Reliquien, man zählte darin 30 heilige Leiber, unter diesen sieben von den Aposteln selbst. Ehemals zählte die Stadt 80 Kirchen, von denen jedoch viele zu andern Zwecken verwendet worden sind. Der Kanal von Languedoc führt nahe bei der Stadt vorbei. Eine doppelte Brücke führt über diesen und den sich mit ihm vereinigenden Kanal Brienne. Auf einem Relief von weißem Marmor, welches in allegorischen Figuren die großen Arbeiten darstellt, die der Kanal gekostet, findet man angegeben, daß 14.800.000 Kubik-Meter Erde (über 800.000.000 Kubikfuß), 3.760.000 Kubik-Meter Felsen, herausgeschafft worden sind, (100.900.000 Kubikfuß) und daß man 3.000.000 Kubik-Meter (85.000.000 Kubikfuß) Mauerwerk verwendet habe. Bei dieser Brücke und auf der ganzen Länge des Südkanals bis zum Hügel von Sypiere fiel die große Schlacht zwischen den Franzosen unter Marschall Soult und der vereinigten Armee von Engländern, Spaniern und Portugiesen am 14. April 1814 vor. Die ehemaligen Befestigungen sind niedergerissen und die Stadt gewinnt nun nach und nach Luft und Licht, doch leider scheint man ebenso mit den Denkmälern des Alterthums verfahren zu sein, denn so

reich der Ort daran gewesen, so findet man jetzt doch beinahe nichts mehr davon, als die gänzlich zerstörten Trümmer eines Amfitheaters.

Muret, auf dem linken Ufer der Garonne, ist sehr angenehm in der Vertiefung eines Thales gelegen. Merkwürdig ist daran eine hängende Brücke von außerordentlicher Größe und Festigkeit. Die Stadt zählt 3.800 Einwohner.

Saint Gaudens, Hauptort des Arrondissements, zählt 6.200 Einwohner und ist äußerst angenehm, unfern der Garonne auf einem Hügel, gelegen, von welchem man einer schönen Aussicht genießt. Die Stadt bietet nichts Merkwürdiges dar, hat auch nur Eine schöne Straße, welche die große Heerstraße nach Toulouse einfaßt. Mehre Männer- und Frauenklöster befanden sich hier, einige derselben sind aufgehoben. Der kleine Ort ist lebhaft durch mehre nicht unbedeutende Manufakturen und durch einen starken Handel mit den Landesprodukten nach Toulouse hin.

Ville Franche, Hauptort des Arrondissements, zählt 2.700 Einwohner. Die Lage nahe am Südkanale, in der Mitte einer großen fruchtbaren Ebene, ist sehr günstig. Der Handel, durch den Kanal bedingt, nicht ohne Bedeutung. Die Leute sind ziemlich wohlhabend und die nicht übel gebaute Stadt verschönert sich von Tag zu Tage.

XXXIX.

Das Departement des Tarn und der Garonne

besteht aus Theilen der Guienne und Gascogne, nemlich aus Nieder-Quercy, Agenois, und einem Stücke von Rouergue. Es umfaßt 71 □ Meilen, und zählt auf dieser Fläche eine Einwohnerzahl von 224.500 Seelen. Jährlich stellt dasselbe 636 Soldaten zum Heere. Es ernennt vier Deputirte und ist demnach in vier Wahlbezirke getheilt. Die Hauptorte derselben sind: Montauban, Castel-Sarrazin und Moissac.

Die Oberfläche dieses Departements ist nicht bergig, auch wird es von keinem einzelnen Gebirgszuge durchzogen. Sein Boden besteht durchgängig aus erhöhten Ebenen, in welche die Flußthäler sich tief einsenken. Die durchschnittliche Höhe über dem Meere ist 1.200 Fuß. Lauter horizontale Lager, theils von Thon, theils von Gerölle, bilden die Unterlage einer sehr fruchtreichen Erde. Vorzugsweise günstig für den Anbau aller mehltragenden Gräser und aller Gemüse sind die Gegenden in der Nähe der Flüsse, woselbst man Feuchtigkeit genug hat. Die große Hitze macht häufig künstliche Bewässerung nöthig. Da wo man diese anwendet, fehlt das Gedeihen nicht, Artischoken, Spargel und Melonen, ferner die trefflichsten Obstgattungen, Feigen, Mandeln und Kastanien, treffliche feurige Weine, das Alter sowohl als das Verschicken vertragend, wachsen in Menge. Die Garonne, der Tarn, der Aveyron überschwemmen zuweilen das Land, und stiften so viel Schaden als Nutzen, indem sie theils große Strecken von ihrer fruchtbaren Erde entblößen, nichts als dürren Sand zurücklassend, theils aber andere Gegenden durch ihren fetten Schlamm düngen.

Unter den Thieren findet sich wenig Ausgezeichnetes. Die Viehzucht bildet zwar einen Haupterwerbszweig der Landleute, dennoch sind die Rassen, welche man dort kennt, nur höchst mittelmäßig, die Pferde allein zeichnen sich aus, und werden als Remonte für die Kavallerie, besonders für Chasseurs und Husaren gesucht. Die Schaafe sind grob-

wollig, die Rinder ziemlich unbedeutend. Raubthiere findet man, außer dem Fuchse, wenige, der Wolf ist sehr selten geworden. Geflügel wird in großer Menge gezogen, namentlich mästet man viele Gänse, welche nicht selten ein Gewicht von 25 bis 30 Pfund erreichen, d. h. durchschnittlich dreimal so schwer werden als im südlichen Deutschlande. Von Wild ist besonders der Hase, das Kaninchen sehr verbreitet. Rebhühner, Lerchen kommen häufig vor, Schnepfen und Ortolanen werden im Frühlinge und im Herbste zur Zeit ihrer Durchwanderung in großer Menge getödtet und als Delikatesse weit verschickt.

Das Mineralreich ist sehr dürftig, Bausteine bilden die Hauptsache. Die Flüsse sollen ein wenig Gold führen. Eisen und Steinkohlen werden in sehr geringer Menge gefunden, und darum der Bergbau fast gar nicht betrieben. Mineralwasser gibt es in diesem Departement gar nicht.

Das Klima wäre im Ganzen schön und mild zu nennen, denn die mittlere Temperatur des Winters beträgt nur zwei Grad unter Null, dagegen steigt die Sommerhitze im Schatten bis über 31 Grad, was kaum zu ertragen ist zumal, wenn zugleich der höchst erschlaffende Südwind seine Gluhten über das Land verbreitet. Die Nähe der Pirenäen bedingt mitunter furchtbare Stürme, mit schrecklichen Hagelwettern begleitet, welche gar oft die Hälfte der Aernte verwüsten, daher man auch an den Hagel-Assekuranzen fleißig Theil nimmt.

Der Karakter der Einwohner ist heiter und lebhaft, sie haben viel Einbildungskraft, viel Geist, sind geschickt für alle Zweige der Industrie, doch leider sind sie überaus faul und setzen ihre Geschicklichkeit nur in Bewegung, wenn die Noth sie zwingt; dagegen bedarf es nicht vieler Anmahnungen, um sie zu Tanz und Spiel zu bringen, was sie leidenschaftlich lieben. Ehrenvoll ist für sie die Bemerkung, daß sie dem Trunke weniger ergeben sind, als viele ihrer Nachbarn in den andern Provinzen. Aeußerer Schein wird in allem bewahrt, und es gehört einige Zeit dazu, bis man die eigentlich große Ignoranz des Volkes kennen lernt, so sehr weiß ein jeder den Anschein, als wüßte er etwas, zu bewahren. Eitelkeit ist ein Hauptzug ihres Karakters, man glaubt sich nach Rio Janeiro versetzt, wenn man Abends die Promenaden von Montauban besucht, und dort Herrschaft und Dienerschaft, vornehm und gering in ziemlich geschmacklosen, aber immer kostbaren Kleidern sich umhertreiben sieht. Nur an den gröbern Zügen und an den knochigen Händen erkennt man den Gewerbsmann, der Rock desselben oder das Kleid der Köchin ist aus so feinem Stoffe, und gerade so gemacht, wie das der vornehmern Leute: jeder will mehr scheinen, als er ist. In inniger Verbindung damit steht eine gute Portion Leichtsinn, der mitunter in Schlechtsinn ausartet. Gewinn, es sei auf welche Weise es wolle, ist der Zweck aller Handlungen;

der Fremde aber findet sich durch die feine Art, durch das charmante Benehmen so bestochen, daß er glaubt, es geschehe alles nicht um des Gewinnes, sondern lediglich um der Freundschaft willen, für welche er vorzugsweise die Damen, und vorzugsweise die der höhern Stände sehr empfänglich glauben muß.

Mehre Eigenthümlichkeiten der Sitten haben sich aus alter Zeit her erhalten. Die Protestanten, in diesem Departement stark verbreitet, feiern unter Anderem die Hochzeiten mit einer Art von Kokagne. Lebensmittel aller Art, Backwerk, Fleischwerk, verschiedene Getränke in kleinen Flaschen, befestigt man in den Zweigen eines jungen Baumes, der mit Bändern und Blumen geschmückt, von einigen starken Leuten dem Brautpaare vorgetragen wird. Man begibt sich damit zum Priester, der die Speisen segnet, und bringt dieselben nunmehr dem Brautpaare als Geschenk in 's Haus. Ist dieses arm, so nimmt es das Geschenk an, in der Regel aber wird der Baum vor dem Hochzeithause aufgepflanzt und den Gästen, die denselben geschmückt haben, zur Plünderung Preis gegeben, und nun beginnt ein fröhlicher Wettkampf der ganzen kletterlustigen Jugend; jeder sucht von dem Baume etwas zu erhaschen, und unter großem Jubel wird derselbe nach und nach seiner Last entladen, bleibt aber vor dem Hause der Neuvermählten oft Jahre lang stehen. Reichhaltige Mahlzeiten währen bis zum späten Abend, und getanzt wird immer bis zum andern Morgen oder Mittag. Die Neuvermählten ziehen sich in der Regel früher zurück, auf deren Verschwinden wird sehr Achtung gegeben, und zwei Stunden, nachdem dieses geschehen, schlägt man ihnen die Thüre gewaltsam ein, unter lautem Lachen und unter satirischen Bemerkungen ihnen eine entsezlich gesalzene und über alle Maßen gepfefferte Zwiebelsuppe zu essen gebend.

Das leichtsinnige Völkchen bedarf nicht weitläufiger Gründe, um sich zu verheirathen. Der geringste Anlaß ist zu einer daurenden Bekanntschaft genug: es genügt unter den Protestanten, daß man mit einander zu Gevatter gestanden habe, unter den Katholiken, daß der Schleier, der über das Brautpaur gehalten wird, zwei junge Leute verbindet, es genügt, daß man bei einer Prozession neben einander gegangen, um durch dieses lockere Band eine dauernde Verbindung geknüpft zu sehen, nicht selten ist der Blumenstraus, den ein junger Mann bei einer Hochzeit einem Mägdchen bietet, ein Ehepfand. Die Sprache ist ein Patois mit außerordentlich viel rein lateinischen Wörtern, welche ohne alle Veränderung im Munde des Volkes geblieben sind; dennoch herrscht eine auffallende Verschiedenheit des Dialektes, selbst in den einzelnen Dörfern, und die Bewohner derselben wissen einander gegenseitig an der Aussprache dieser oder jener Redensart wohl zu erkennen.

Montauban liegt am rechten Ufer des Tarn, ist Hauptort des Departements und zählt 25.000 Einwohner. Die Stadt ist nicht alt, und dankt ihre Entstehung der eigenthümlichen Sitte des jus primae noctis, welches die Herren in der Umgegend alle ausübten, und welches den Neuvermählten zwang, seine jungfräuliche Braut der Discretion des Gutsherrn zu überlassen. Am meisten machten hievon die Mönche auf ihren Territorien Gebrauch. Die Einwohner beklagten sich darüber bei dem Grafen von Toulouse, und dieser erlaubte ihnen, sich in der Nähe seines Schlosses anzusiedeln. So entstand um das Schloß her die Stadt Montauban, welche seit dem Jahre 1314, vorzugsweise durch die Bewohner des Fleckens Montauriol bevölkert, sehr schnell anwuchs. Die Reformationskriege brachten einen langen Stillstand hervor, da jedoch unter Ludwig XIV. die Festungswerke geschleift wurden, dehnte sie sich nach allen Seiten aus und war bald Hauptstadt von Bas-Quercy. Der Handel bereicherte die Stadt schnell, und sie ist jetzt eine der schönsten und reichsten Städte des Südens. Der Mittelpunkt des Ortes zwar kann nicht mit hieher gezogen werden; um so schöner aber sind die ringsumherlaufenden Vorstädte. Eine schöne gothische Brücke, 40 Fuß über der Wasserfläche, verbindet die beiden Ufer; solche Höhe ist nöthig, denn der Tarn schwillt manchmal zum Entsetzen an, und stieg unter Anderem vom 16. bis zum 24. Nov. 1766 bis auf 32 Fuß über seinen mittleren Stand. Fast alle Gebäude sind aus gebranntem Stein (Ziegel), selbst die schöne gothische Kirche, ein Meisterstück alter Baukunst, inmitten der Stadt gelegen, ist aus diesem Steine aufgeführt. Einige Plätze sind groß und geräumig, einige derselben mit schönen Baumreihen geziert, schöne Spaziergänge umringen die Stadt, welche einen äußerst freundlichen Anblick gewährt. Von mehren Punkten sieht man, bei heiterem Wetter, die ganze Pirenäen-Kette, welches der Gegend ein größeres Relief gibt, als die künstlichen Wasserfälle des Tarn, die zur Verschönerung der Spaziergänge angelegt sind.

Castel-Sarrazin, auf dem rechten Ufer der Garonne, ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 7.200 Einwohner; sie enthält jedoch nichts Merkwürdiges, als eine alte gothische Kirche.

Moissac, auf dem rechten Ufer des Tarn, ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 10.200 Einwohner. Der Fluß ist schiffbar, und bildet einen sehr lebhaften Handelsweg zwischen dieser Stadt und der Hafenstadt Bordeaux. Der Ort ist sehr freundlich, zwischen Weinbergen, herrlichen Gärten und üppigen Wiesen gelegen; das Letztere ist eine in Frankreich selten verbundene Merkwürdigkeit. Viele Gebäude der Stadt sind schön zu nennen, sie selbst aber im Ganzen ist es nicht.

XL.

Das Departement des Gers

Besteht aus den Landschaften Condomois (z. d. ehem. Guyenne gehörig) der Armagnac und der Comminges (Gascogne), umfaßt einen Flächenraum von 124 Quadr. Meilen und hat eine Bevölkerung von 312.000 Einwohnern, welche jährlich 818 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in fünf Wahlbezirke eingetheilt, deren Hauptorte sind: Auch, Condom, Lectoure, Lombez, Mirande. In diesem Departement erheben sich die ersten Stufen der Pirenäen-Kette, daher der Boden uneben, von Bergen und Thälern durchschnitten ist; die letztern sind zu eng, um Flächen darzubieten, die man Ebenen nennen könnte, mehr findet dieses noch mit den Gipfeln der Bergzüge statt, welche nicht selten weit ausgedehnt sind und sich beinahe zu Plateaux gestalten; die Höhen sind jedoch nicht bedeutend und steigen beinahe nirgends über 1.200 Fuß, von der Meeresfläche an gerechnet; die Bergkette von Mielhan scheidet die Wasser des Adour und der Garonne; beide Flüsse aber fallen in das Meer von Biskaya. Die Oberfläche des Bodens ist zum großen Theile recht fruchtbar, die Unterlage desselben besteht meistens aus sandreichem Thone, daher der Ackerbau auch ein Haupterwerbszweig der Bewohner ist, und nicht nur für den Bedarf der Provinz ausreicht, sondern sogar noch die Ausfuhr einer, wenn auch nicht bedeutenden, Quantität gestattet. Obst wächst hier in Menge, wiewohl die Baumzucht an sich selbst ziemlich vernachläßigt ist. Der Wein, welchen die Provinz hervorbringt, gehört zu den feurigsten in ganz Frankreich; er wird nur an einigen Stellen von den Weinen der Pirenäen übertroffen. Die Wälder umschließen vorzugsweise Laubholz, für das Nadelholz scheint es hier schon zu warm zu sein, es erfordert eine nördlichere Lage, oder eine größere Höhe über dem Meere, daher man in den Pirenäen auch wieder Tannen und Fichten findet. Das Klima ist äußerst mild, nicht selten geht der Winter ganz ohne Schnee vorüber,

der Sommer wird unerträglich heiß. Beides veranlaßt den Versuch, die Baumwollenstaude in jener Provinz heimisch zu machen; er scheint jedoch nicht gelungen zu sein, indem Frankreich noch immer große Quantitäten von Baumwolle aus seinen westindischen Besitzungen bezieht.

Das Thierreich bietet nichts Merkwürdiges. Die Hausthiere sind nicht von schöner Rasse, nur Geflügel wird in größerer Menge gezogen. Gänse und Enten werden gemästet, und erreichen eine ungewöhnliche Schwere; Raubthiere sind nicht so häufig, als man sich in der Nähe der Pirenäen vermuthen sollte. Die Flüsse, welche während eines großen Theiles des Jahres höchst wasserarm oder ganz ausgetrocknet sind, enthalten sehr wenig Fische. In den sumpfigen Gegenden, in den tiefen heißen Thälern, findet man dagegen eine große Menge verschiedener Schlangen, unter denen sowohl giftige als unschädliche sind.

Das Land, zu den Vorbergen der Pirenäen gehörig, soll sehr reich an Mineralien sein, doch findet man nichts Bemerkenswerthes; denn einzelne Spuren von Eisen haben doch noch nirgends ein Bergwerk entstehen lassen, und von anderen Metallen fehlt selbst diese Spur; dagegen sind der Steinbrüche, aus denen man verschiedene Marmorarten ausbeutet, viele vorhanden.

Das Volk ist gutmüthig, gastfreundlich, heiteren Sinnes, doch spricht man ihm wenig glänzenden Verstand zu; über alle Maßen prahlerisch sind die Redensarten der Gascogner, durch ganz Frankreich sprichwörtlich bekannt, so daß man einem Gascogner nirgends auch nur die Hälfte von dem glaubt, was er erzählt. Ein Lobredner derselben, der übrigens selbst ein Gascogner ist, sagt, daß diese Eigenschaft ihnen angedichtet sei und daß sie eigentlich gar nichts als industriöser, lebhafter, geselliger und liebenswürdiger seien als die übrigen Franzosen. Diese liebenswürdigsten Franzosen halten es nicht für unschicklich, den größten und schwersten Theil aller Arbeiten auf das weibliche Geschlecht zu wälzen. Während die Knaben daheim spielen und Dummheiten treiben, müssen die Mägdchen auf dem Felde das Vieh hüten. Ein großes, starkes Frauenzimmer, breitschulterig, von kräftigen Armen und Beinen, von der Luft gebräunt, findet leicht einen Mann, der Bauer sieht in diesem Falle nicht viel auf Mitgift, welche in der Regel in einem Bette, einem Kleiderschranke und ein paar hundert Franks besteht. Eine starke Frau will er für seinen ältesten Sohn, dem das ganze Gut allein übergeben wird, während die übrigen Kinder, irgendwo dienend, ein Unterkommen suchen müssen. Doch wehe dieser starken Frau, wenn sie dem Gatten nicht mehr Knaben als Mägdchen gebiert. Sie wird als ein unnützes Ding, als eine Last des Hauses behandelt. Sieht der Mann jedoch immer mehr Knaben um sich her erwachsen, so glaubt er, daß seine Reichthümer in gleichem

Maße zunehmen, und stolz, wie das Stammhaupt einer wilden nordamerikanischen Völkerschaft seine Waffen unter seine Söhne vertheilt, so vertheilt er seine Ackerwerkzeuge unter dieselben, und heißt sie diesen vertrauen.

Der Gascogner ist geizig oder wenigstens bis zum Uebermaße sparsam, er läßt dieses dem Fremden, der in seinem Hause einspricht, nicht empfinden, dagegen versagt er sich und den Seinen mitunter sogar das Nothdürftigste; wird Frau oder Tochter krank, so sagt man, Gott wird wohl helfen, wird jedoch ein Knabe oder eine Kuh krank, so springt man gerne zum Doctor. So lebhaft ihre Gefühle scheinen, so lassen die Gascogner doch gerne alles beim Alten, und gleichen in diesem Stücke sehr einem weiter östlich wohnenden Volke; man findet darum auch wenig Industrie bei ihnen, und während sich überall in ganz Frankreich eine Menge Fabriken erhoben haben, treiben die Gascogner noch immer nichts weiter als Ackerbau und Viehzucht; es sind daher auch wenig Städte in der Provinz, und diese wenigen sind nicht von Bedeutung.

Auch ist die größte derselben, sie zählt noch nicht 10.000 Einwohner, liegt am linken Ufer des Gers und ist Hauptort der Provinz. Die ältere Stadt soll viel größer gewesen und auf dem rechten Ufer dieses Flusses gelegen sein, man hat dort Nachgrabungen angestellt und die Grundlagen von vielen Häusern und Palästen, in Marmor aufgeführt, gefunden. Auf dem linken Ufer wurde durch Chlodwig eine Kirche gebaut, auf deren Trümmern die jetzige Kathedrale steht. Um dieselbe bildete sich die Stadt, welche in zwei Theile, in die obere und die niedere getheilt wird. Diese Bauart, im Innern höchst unbequem, da die Straßen durch dieselbe abschüssig und beinahe unfahrbar werden, gibt der Stadt doch von ferne ein großes und erhabenes Ansehen, wozu die kolossale Kirche, eine der prachtvollsten in ganz Frankreich, nicht wenig beiträgt. Bizarr ist dabei freilich, daß eben diese Kirche im gothischen Stile begonnen, im griechischen Stile vollendet worden ist, was ihr etwas ganz Sonderbares gibt. Zwei Thürme überragen die Hauptfront; ihr Gerippe, die nackte Mauer, ist der von Notre-Dame in Paris ganz gleich, die Umkleidung aber besteht aus lauter korinthischen gekoppelten Säulen mit dazwischen angebrachten Altanen, Gallerien, Fenstern ꝛc. Dieser Doppelthurm schließt sich überaus ungeschickt, und gar nicht passend an die gothische Kirche, deren gemalte Fenster von wunderbarer Schönheit sind, deren hohe, weit

gespannte Gewölbe Bewunderung erregen. Die Höhe des Schiffes der Kirche beträgt 90, die Spannung des Gewölbes 80 Fuß. Neben der Seitenpforte zu der Kirche befinden sich zwei kleine Thürme, welche die Treppen enthalten, auf denen man zu den höchsten Gallerien gelangt. Eine derselben wird als besondere Merkwürdigkeit gezeigt, es ist eine Wendeltreppe ohne Spindel; so gebaut, daß man die ganze Höhe derselben und alle einzelne Wendungen zugleich übersieht. Dieser Bau, dort sehr merkwürdig genannt, und als Merkwürdigkeit gezeigt, findet sich in den meisten Häusern von Wien, und hat gar nichts Künstliches und gar nichts Unsicheres, indem jede einzelne Stufe mit einer Seite in der äußern Mauer liegt. Nahe bei der Kirche ist der geräumige Königsplatz gelegen, derselbe hat mehre schöne Baumreihen, und man genießt von der äußersten Anhöhe einer entzückenden Aussicht auf die Umgebungen.

Condom, an der Baise, ist Hauptort eines Arrondissements und hat 7.200 Einwohner. Die Stadt zählte sonst 19 Kirchen; die mehrsten derselben aber wurden niedergerissen, als die Hugonotten in den Religionskriegen sich der Stadt zu wiederholten Malen bemächtigten. Von dieser Zeit an blieb dieselbe außerordentlich dürftig, bis der Handel ihre Verluste wieder ersetzte. Die Lage des Ortes ist äußerst angenehm, die Stadt selbst aber im Innern traurig, schlecht gebaut und nur die Umgebungen haben etwas Freundliches. Die Hauptkirche ist ein Bauwerk, das der Beachtung wohl werth scheint, obwohl es durch die Kriege sehr gelitten hat. Die Wölbungen sind prachtvoll und kühn, die Reifen der Säulen glänzend vergoldet und gewähren einen schönen Anblick. Der Platz, an den diese Kirche stößt, ist groß und heiter, und mit schönen Gebäuden besetzt.

Lectoure, Hauptort des Arrondissements, liegt am rechten Ufer des Gers und zählt 6.500 Einwohner. Obwohl der Platz außerordentlich fest war, ein dreifacher Gürtel mächtiger starken Mauern die Stadt umgab, hat doch nicht leicht irgend ein Ort die Schrecken des Krieges in so hohem Grade erfahren, als dieser. Um nur einen Unfall zu erzählen, so war der Graf von Armagnac im Jahre 1473 daselbst durch den Kardinal von Arras, Erzbischof von Alby, belagert. Derselbe ergab sich durch Kapitulation; sowie indessen der Feind in die Stadt gedrungen war, gab ihr Befehlshaber selbst das erste Beispiel, wie man alle Gesetze des Völkerrechts und der Menschlichkeit mit Füßen treten könne. Er ließ den Grafen mit seiner ganzen Familie in Stücke hauen, und übergab dann die Stadt der Vertilgung. Alle Einwohner, ohne Ausnahme, mußten über die Klinge springen. Der Geruch der Leichen, welche in den Straßen umherlagen, nöthigte die Sieger die Stadt zu verlassen, welche von da an während zweier Jahre ganz allein von Wölfen bewohnt war. Lud-

wig XI., König von Frankreich, hatte über diesen Sieg der Religion eine ungemeine Freude, und betete vor allen Heiligenbildern seines Hutes. Von da an, kaum wieder bevölkert, während der Religionskriege genommen, verloren, wieder genommen, war der Ort ein Schauplatz aller möglichen Gräuel, aller erdenklichen Unglücksfälle; Das feste Schloß, welches den Gipfel des Hügels krönte, auf dem der Ort sich erhebt, ward nunmehr ein Staatsgefängniß, in dem die berühmtesten und interessantesten Personen des 17ten Jahrhunderts unter Richelieus Tirannei schmachteten, mehrentheils so lang, bis das Blutgericht sie empfing.

Die Lage von Lectoure ist höchst malerisch und ganz eigenthümlich. Sie krönt einen ungeheuren einzeln stehenden Felsen, welcher von allen ihn umgebenden Hügeln durch tiefe Thäler getrennt ist, nur von einer Seite hängt derselbe mit dem Berge zusammen, dessen letzter Punkt, dessen Promontorium er ist. Hier ist ein tiefer Einschnitt von großer Breite gemacht, der auch diese letzte Verbindung trennt. So, noch durch mächtige Befestigungswerke verstärkt, schien die Stadt unüberwindlich; allein die Zeit hat sie überwunden; denn von allen diesen Werken existiren nur noch Trümmer, und das ehemalige feste Schloß ist ganz verschwunden. Sein Fundament dient jetzt zur Grundlage eines Hospitals. Eine schöne Kirche, ehemals mit einem außerordentlich hohen Thurme geziert, den jedoch der Blitz zertrümmerte; der bischöfliche Palast, welcher jetzt zum Rathhause geworden ist, sind die merkwürdigsten Gebäude, das letztere ist mit den Bildnissen mehrer berühmter Krieger geziert, welche hier geboren sind, dem größten derselben aber, dem Marschall Lannes, haben seine Mitbürger ein Marmordenkmal auf dem Platze vor der Kirche gesetzt.

Lombez, auf dem linken Ufer der Save, Hauptort des Arrondissements, hat kaum 1.600 Einwohner. Der Ort dankt einer Augustiner-Abtei sein Entstehen, ist äußerst schön, und in dem fruchtbarsten Theile der Provinz gelegen. Ein Vortheil, der indessen durch die häufigen Ueberschwemmungen des Flusses mehr als aufgehoben wird. Merkwürdiges hat dieser Ort nichts.

Miraude, Hauptort eines Arrondissements mit 2.600 Einwohnern, liegt auf dem linken Ufer der Baise, und war ehemals als Sitz einer Grafschaft ein fester, dauernder, widerstandsfähiger Platz. Noch sind die Mauern in gutem Zustande, und es würde wenig gefordert werden, um die Befestigung vollständig wieder herzustellen. Vier Thore sind einander so gerade entgegengesetzt, daß man auf dem Markte, der inmitten der Stadt liegt, stehend durch alle viere in's Freie sehen kann. An diese regelmäßigen Straßen schließen sich andere nicht minder regelmäßige, so

daß die Stadt für sehr gut gebaut gelten kann. Die Bewohner sind fast durchgehends Ackerbürger, und behaupten, allein durch ihren Fleiß, den Boden, der sonst für unfruchtbar galt, so verbessert zu haben, daß er jetzt für den vorzüglichsten der Provinz gehalten wird.

XLI.

Das Departement der obern Pirenäen.

Zusammengesetzt aus den Grafschaften Bigorre und Ober-Armagnac (Theilen der Gascogne) umfaßt dieses Departement 100 Quadr. Meilen und zählt darauf 233.000 Einwohner, welche jährlich 613 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement ernennt drei Deputirte, und ist folglich in drei Wahlbezirke getheilt; die Hauptorte derselben sind: Tarbes und Bagnéres. Schon in der Einleitung zu diesem Theile ist von den Pirenäen und deren Naturschönheiten gesprochen worden, ich darf daher darauf verweisen.

Das Thierreich bietet nur eine Merkwürdigkeit dar. Die Hunde, von einer solchen Stärke und Größe, von solchem Muthe, daß sie mit zweien Wölfen zu gleicher Zeit siegreich kämpfen. Sie schützen die Heerden der Pirenäen-Bewohner, welche vorzugsweise aus Schafen bestehen, die, von ziemlich guter Rasse, sich den spanischen, den Merino's, nähern. Auch die Pferde sind von ziemlich gutem Schlage. Auf den Höhen finden sich die schon öfters angeführten kleinen Gemsen. Unter dem zahlreichen Vogelwilde ist besonders der Auerhahn zu bemerken. Die Seen und Flüsse sind außerordentlich fischreich.

Klima und Erhebung des Bodens über der Meeresfläche bedingen das Vorkommen außerordentlich vieler Pflanzen verschiedener Klimate auf einem kleinen Raume. Wie in allen Gebirgsländern zeigen die höheren Regionen die Pflanzen des Nordens, je weiter man dort herabsteigt,

desto mehr Pflanzen südlicher Regionen bekommt man zu Gesichte, und in den warmen Thälern wachsen und blühen alle Pflanzen Spaniens, die Lüfte mit ihren aromatischen Gerüchen würzend. Treffliche Weine, köstliche Obstsorten, Zerealien, wachsen und gedeihen durcheinander. Obst- und Kastanienwälder bedecken die Abhänge der Hügel, Wälder von Korkeichen, immer grünen Eichen, findet man höher hinauf, dann kommen die Nadelhölzer, noch untermischt mit Laubwaldung, bald sieht man nur noch Föhren, endlich tritt die Region des Krummholzes ein, über diesen findet man keine Bäume mehr. Nur würzige, duftige Kräuter sprossen auf den Wiesen empor, bis endlich auch diese dem Moose, den Flechtengattungen weichen, und zuletzt der ewige Schnee aller Vegetation ein Ende macht.

Zahlreich sind die Schätze, welche das Innere der Berge bietet. Man findet Kupfer, Eisen, Zink, Blei, Gold und Silber, Kobalt und Wismuth; allein trotz dieses Reichthums wird doch fast gar nicht daran gedacht, diese Schätze auszubeuten, nur Steingruben auf Marmor und andere Bausteine werden bearbeitet. Die Marmorgattungen sind zwar äußerst schön und von den mannigfaltigsten Farben, man trifft grüne, rothe, grau gesprengelte Arten, nur ist es Schade, daß die gut aussehenden Steine an der Luft verwittern, und nur zum Bau im Innern der Häuser verwendet werden können. Man hat von diesen trefflichen Steinen, welche bis nach Paris geführt werden, und das ganze Innere von Klein- und Groß-Trianon ist mit solchen Marmorarten geziert. Die Mineralwasser betreffend, so gibt es wohl schwerlich ein Departement, welches reichlicher damit versehen wäre als dieses! ausgeschlossen die Quellen deren Eigenschaften bekannt sind, und welche zu vier großen Bädern und mehren andern von geringerer Bedeutung gebraucht werden, findet man noch eine außerordentliche Menge anderer theils warmer theils kalter Quellen, deren Gewässer unbenutzt fortfließen.

Von den Naturmerkwürdigkeiten, von dem Zirkus von Gavarnie, der Rolands-Bresche, und andern ist auch bereits am Anfange dieses Buches gehandelt worden.

Das Volk mag wohl nicht zu der besten Rasse gehören, wenigstens geben die Bearner demselben nicht das vortheilhafteste Zeugniß. Eine lebendige Fantasie, und durch diese verführt, eine etwas leichtsinnige Ansicht über das Gute und Böse ist ihnen ohne allen Zweifel eigen. Mögen nun die Lobsprüche von der einen, sowie der Tadel von der andern Seite übertrieben sein, so ist dieses gewiß, daß Räubereien ihnen keine Schande sind, daß Uebervortheilungen der Fremden, denen sie zu Führern dienen, daß endlich Schleichhandel zwischen Spanien und Frankreich überhaupt Erwerbszweige sind. Von Haus aus Jäger und Nomaden ist ihr Sinn schon

rauher und härter, und sie achten vieles weder für schlecht noch gefährlich, wovor ein anderer zurückschaudern würde. Man thut daher immer besser, ihnen und ihrem Laude auszuweichen, wenn man es kann. Auch Raubsucht der wildesten korsikanischen Art ist ein Hauptzug ihres Karakters, beispielloser Aberglaube läßt sie Vergebung jeder Sünde hoffen, läßt sie glauben, jedes Verbrechen ungestraft begehen zu können, wenn sie nur gewisse Gebräuche bei der Verübung desselben nicht versäumen, und der heiligen Jungfrau oder ihrem Schutzpatrone, oder irgend einem Kloster, einer Kirche, einen Theil ihrer Beute schenken. Eine Abscheulichkeit, worin sie durch die gewissenlosen Priester aufgemuntert werden, deren Habsucht es nicht verschmäht, den Raub zu theilen, und wäre er hundertfach mit Menschenblut befleckt. Große Neigung zum Trunke ist ihnen ebensowenig abzusprechen, und sie wissen in dieser ihren Leidenschaften gar kein Maß und Ziel zu setzen. Im Uebrigen sind sie ausdauernd, kraftvoll, wohlgestaltet, muthig. Sie trotzen jeder Witterung, den wildesten Stürmen, den drohenden Lavinen, gleich der versengenden Sonnenhitze, ihr Muth wird durch die feindliche Nachbarschaft der Spanier immerfort rege erhalten, sie sind genöthigt, für die Sicherheit ihres Besitzes, für ihr Vieh so gut wie für ihre Waideplätze zu kämpfen, und oft werden an Stellen, wo nur noch Adler hausen, Guerillas-Gefechte geliefert. Im Sommer, leicht gekleidet, doch stets schwer bewaffnet, immer mit mehren Feuergewehren versehen, klettern sie zwischen den Schnee- und Eisfeldern umher, versammeln sie sich in Schaaren zu einem Hinterhalte und tödten aus diesem sicheren Verstecke die Nachbarn jenseits der Pirenäen, wenn diese es wagen sollten, mit ihrem Vieh herüber zu kommen, gerade wie die Spanier es ihrerseits mit den Franzosen machen würden.

Die Jagd auf die Gemsen, auf die Bären, macht sie wild und verwegen. Die letzteren werden angegriffen wie in Ungarn, nur mit dem Unterschiede, daß man sie zuvörderst durch ein paar wohlgezielte Kugeln zu entkräften sucht; dann wird denselben der mit mehren Schaffellen umwickelte linke Arm hingestreckt, und während sie sich in der Wolle verbeißen, wird ihnen mit dem Dolch der Bauch aufgeschlitzt. Das weibliche Geschlecht theilt diesen Muth nicht in so hohem Grade, doch gibt es auch unter diesen Heldinnen, welche kühn an der Seite der Männer fechten, wenn es gilt, des Landes Gränzen zu vertheidigen; dabei sind sie außerordentlich feurig, lebhaft, geneigt zu verliebten Händeln, und besonders den Fremden sehr entgegenkommend. Man findet hier beinahe mehr uneheliche Geburten, als in irgend einem andern Departement von Frankreich.

Bei dieser Leichtigkeit, alle Wünsche zu befriedigen, ist es ein um

so auffallenderes Fänomen, die Männer, und besonders die Hirten, sehr gleichgültig gegen das weibliche Geschlecht zu sehen, dagegen sie einem höchst unnatürlichen Laster ergeben zu finden: sie mißbrauchen ihre Thiere auf die schändlichste Art, scheinen denselben mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, mit glühender Liebe zugethan, küssen sie, umarmen sie, schenken ihnen die zärtlichsten Namen und thun, was ich nicht auszusprechen wage. Man glaubt sich dieses pschologische Räthsel dadurch erklären zu können, daß sie während der sechs Sommermonate eines jeden Jahres ganz isolirt von aller menschlichen Gesellschaft entfernt leben, fast gar nicht mit Weibern zusammenkommen und durch ihre Einsamkeit, sowie durch die Langeweile verführt, in solche abscheuliche Verirrungen verfallen. Gewohnheit hat dieselben übrigens so sehr sanctionirt, daß sie dort nichts Schändliches mehr haben. Die Lebensweise jener Leute ist ziemlich dürftig, Kastanien, Zwiebeln, Knoblauch, einige Wurzeln, ferner die Milch ihrer Heerden, bildet ihre Hauptnahrung, der Getraidebau deckt den Bedarf des Landes bei weitem nicht, in den untern Theilen hat man zwei Aernten in demselben Jahre, es wird freilich nicht, wie einige Schriftsteller in einem unbegreiflichen Irrthume erzählen, Mais ausgesät, nachdem der Roggen von den Feldern abgeärntet ist, allein man erhält, wie in Oesterreich, nach dem Wintergetraide, auf demselben Acker, wo es gestanden, doch wenigstens noch ein schnell wachsendes Gemüse oder Haidekorn (Buchwaizen); dieß alles aber deckt den Bedarf an Brodfrüchten noch nicht, und darum wird dasselbe überhaupt nicht gegessen, sondern es werden Kastanien an seiner Statt gebraucht. Fleisch bekommen die Hirten selten zu sehen, auch können sie ihre Speisen nicht wie die Tiroler und Steiermärker in Fett schwimmen lassen, denn ihre Kühe geben nicht, wie das treffliche Alpenvieh in Deutschland, eine Menge Milch, und folglich viel Butter und Käse, sondern es ist sehr dürftig, von unergiebiger Rasse und würde zweifelsohne in Deutschland gar nicht gehalten werden. Etwas besser ist es hierin mit dem durch Jean-Pauls wundervolle Fantasie berühmt gewordenen Kampanerthal bestellt. Während in den obern Regionen die Hütten nur dürftige übereinander gepackte Steinhaufen sind, mit Reisig gedeckt, welches kaum den Schnee, niemals aber den Regen abhält, findet man in diesem Thale malerisch schöne Häuser, ähnlich denen in der Schweiz, mit Gallerien, Altanen, freundlich bemalt, glänzend und sauber erhalten. Während dort rauhe Thierfelle die Schultern und die Lenden des wilden Bergbewohners decken, ist hier eine zierliche Kleidung, eng und nett, die gefälligen Formen des Körpers günstig hervorhebend, sind hier bunte Farben und leichte, meistens seidene Stoffe Mode.

Während des Sommers werden die Viehheerden nach den höhern Gebirgsgegenden getrieben, während des Winters halten sie sich im

Freien in diesem Thale auf, nur in der Nacht die Ställe suchend, da es am Tage warm genug ist, und die kräftige Sonne das Gras und die duftreichen Kräuter niemals absterben läßt. Nähere Bekanntschaft mit den Fremden, welche dieses Thal sehr häufig besuchen, angeblich um die köstlichen Feigen, Pfirsiche und Aprikosen, in der That aber um die Rosen von den Lippen der frischen Mägdchen zu pflücken, deren heißes halbspanisches Blut, deren rasches lebendiges Gefühl sie mit ihren Gunstbezeugungen nicht spröde thun läßt, — hat die Sitten dieses Thales auffallend gemildert, so daß man in den Bewohnern desselben schwerlich die Wilden wieder erkennen dürfte, welche oben beschrieben sind. Auch ist viel größerer Reichthum hier allgemein verbreitet, sie sind nicht moralisch besser geworden; was der Umgang mit Fremden, die gewöhnlich der Libertinage huldigen, selten bewirkt, sie sind, wenn auch nicht ganz so habsüchtig, wie die Schweizer, dennoch sehr auf ihren Vortheil bedacht, allein sie haben durch äußere Politur ungemein viel gewonnen, und gehören vielleicht zu den gesittetsten Bewohnern von ganz Frankreich, wenn man Paris und seine Umgebungen ausnimmt. Bei alle dem muß man sich keine Vorstellung davon machen, wie man sie aus Jean-Pauls Erzählung leicht gewinnen kann, man muß sich kein idillisch Leben aus Geßners Hirtenbildern träumen, auch nicht jenes Arkadien, wie es unserer Fantasie vorschwebt, zum Muster nehmen, man wird aber der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man dasjenige Arkadien, was wirklich existirte, dasjenige, was Geschichte und Geografie, nicht dasjenige, was Poesie aufstellt, zum Vorbilde nimmt.

Der Städte und größeren Ortschaften gibt es in diesem Departemente wenige. Die Dörfer sind, wie in allen Gebirgsländern, auf großen Flächen ausgedehnt, nehmen oft viele Quadrat-Meilen ein, und zählen doch wenig Häuser. Neben den bei den Hauptorten der Arrondissements ist nur noch das Bad Barrèges anzuführen.

Tarbes, auf dem linken Ufer des Adour, ist der Sitz der Präfektur und zählt 9.800 Einwohner. Ihre Lage hat trotz dem, daß sie die Hauptstadt des Pirenäen-Departements ist, nichts Malerisches, wie man sich dasselbe mit einem Gebirgsorte immer vereint zu denken pflegt. Eine große Fläche umgibt die Stadt, im Innern aber kann dieselbe schön genannt werden. Die Häuser sind großen Theils von Marmor gebaut, fast immer mit schönen Gärten versehen, die Straßen sind gerade,

breit, mehre durchlaufen die Stadt von einem Ende zum andern. Durch alle Straßen fließen schnelle, plätschernde Bäche, welche den Bewohnern die Bequemlichkeit gewähren, ihr Wasser unmittelbar vor der Thüre schöpfen zu können. Der Fluß selbst ist der Stadt von großem Werthe, indem er ihr die Produkte der höheren Gegenden zuführt und ihr gestattet, die ihrigen weiter abwärts in die unteren Gegenden zu schaffen. Bei alle dem hat der Ort doch nichts Imposantes. Es fehlt ihm an großen und schönen Gebäuden, denn die Kathedrale und die Brücke über den Fluß, das Einzige von Bedeutung, wird von hundert anderen bei weitem übertroffen. Dagegen ist die Stadt mit mehren schönen Plätzen, mit schattigen Promenaden und auf diesen mit einer Unzahl Kaffeehäusern versehen.

Bagnères, Hauptort des Arrondissements, am Adour gelegen, zählt 7.699 Einwohner und gehört zu den ältesten Städten Frankreichs. Doch ist aus der Römerzeit kein Denkmal übrig geblieben, die Zeit hat alle bis auf die letzte Spur zerstört, die geduldige Zeit, der man so viel aufzubürden gewohnt ist. Wie überall, so auch hier, hat man die grandiosen Werke eines mächtigen kunstliebenden Volkes als Steinbrüche benutzt. Bagnères ist die erste Badestadt Frankreichs. Während des Sommers wird sie von der gesammten vornehmen Welt besucht, weniger um der vortrefflichen Kuren willen, welche man der Heilkraft des Wassers zuschreiben könnte, als weil die Vergnügungen dort so gehäuft sind, wie der Franzose sie außerhalb Paris nirgends zu finden gewohnt ist. Alles, was von gutem Tone ist, versammelt sich daselbst, um den Sommer zuzubringen; allein, sowie die Ehre, so ist auch die Schande der großen Gesellschaft dort zu suchen. Alle Laster finden freien Spielraum (Klein-Paris), alle Lüste ihre Befriedigung (Klein-Paris), alles ist käuflich, die Ehre, die Liebe, die Gesundheit (wenigstens auf den Wangen), die Jugendfrische; alles ist dort zu verlieren: die Ehre, das Geld, die Gesundheit (nicht bloß auf den Wangen, sondern durch und durch), wo könnte sich denn ein Franzose glücklicher fühlen, als dort oder in Paris? (Groß-Bagnères). Ueberdieß ist Bagnères schlecht gebaut, ohne Plan, verworren, mit der größten Unregelmäßigkeit, man findet nicht Ein schönes Bauwerk, nicht Einen schönen Platz, dagegen genug Schmutz und Staub, lauter Dinge, ohne welche der Pariser nicht leben kann.

Die Lage am Eingange in das Kampaner-Thal ist zwar nicht romantisch, doch sehr schön zu nennen. Viele Spaziergänge geben Gelegenheit, sich nach Gefallen zu vereinzeln oder zu paaren. Bei der Rückkehr von denselben findet man in den prächtigen Wirthshäusern der schlechten Stadt alle möglichen Bequemlichkeiten und die nöthige Ruhe. Im Mittelpunkte der Stadt ist ein kleiner mit Bäumen besetzter Platz,

sonderbarer Weise der Park genannt, hier versammelt sich an heiteren Sommerabenden die ganze schöne Welt, er ist der Schauplatz, zu welchem die Damen ihren Schmuck, ihren glänzenden Putz tragen; er ist das Theater aller Koketterie und aller Liebeleien, welche hier angesponnen, und auf den Promenaden ausgesponnen werden.

Barèges, im Mittelpunkte der Pirenäen. Umstarrt von Trümmern eingestürzter Berge, liegt dieser Ort 4.000 Fuß hoch über dem Meere, in dem Thale von Bastan. Seine Entstehung datirt sich vom Jahre 1744, bis dahin bestand es nur aus wenigen schlechten Hütten, kaum für Fußgänger und Maulthiere erreichbar, damals wurde die große Straße nach Luz gebaut, und von da an erhob sich der Ort, trotz seiner fast grauenvollen Lage, sehr schnell zu seiner jetzigen Bedeutung; denn der Kranke sieht nicht die Häßlichkeit der Stadt, sondern nur die wunderbare Heilkraft des Wassers an.

Barèges besteht aus einer einzigen Straße von ungefähr sechzig Häusern; diese sind ganz und gar den Fremden gewidmet. Sobald der Winter herannaht, wird das Dorf von allen seinen Bewohnern verlassen, die Häuser, so schön sie aussehen, sind doch nur von Brettern gebaut, und leicht übertüncht, sie werden zusammengebrochen, auf einen Haufen gelegt, und nur von wenigen Hütern, welche sich für das Ganze aufopfern, bewacht. Die Winter sind äußerst streng und langdauernd, der Schnee fällt 15 Fuß hoch und verwahrt unter seiner Decke die zurückgelassenen Trümmer der Häuser sicherer, als die Hüter es können. Die schöne Welt, durch nichts angezogen, als durch den Wunsch, von einem vorhandenen Uebel zu genesen, kommt spät im Sommer dahin, und verläßt den Ort früh genug wieder, indem daselbst keine Vergnügungen zu haben sind. Für kranke Militärs befindet sich ein eigenes Badehaus dort, groß genug, um 100 Offiziere und 400 Unteroffiziere und Soldaten aufzunehmen.

XLII.

Das Departement Arriège

Ist gebildet aus der Landschaft Foix und den Grafschaften Sault und Couserans, Theilen von Languedoc. Es hat eine Oberfläche von 88 Quadr. Meilen und zählt 253.000 Einwohner, welche jährlich 675 Soldaten zum Heere stellen. Die Provinz wird in drei Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Foix, Pamiers und Saint-Girons.

Durchaus Pirenäen-Land, theilt es alle Eigenschaften des vorigen Departements, sowie die der folgenden. Die Pirenäen erreichen in dem südlichen Theile die Höhe von 10.000 Fuß über dem Meere, daher ist dort Viehzucht; in dem nördlichen Theile dagegen, der nur die niedrigen Vorberge der Pirenäenkette enthält, Ackerbau zu Hause. Es führt keine fahrbare Straße über die Gebirge, wohl aber mehre Fußsteige, welche von den Schleichhändlern immerfort benutzt werden.

Die Natur dieses Departements ist in nichts verschieden von der der übrigen an die Gebirge gränzenden Theile; einige Merkwürdigkeiten aber umschließt dasselbe, welche nicht ohne Interesse sind. Hieher gehört die Fontaine troublée, im gascognischen Dialekte Fontestorbes. Zwischen den Dörfern Fougas und Bélesta entspringt, aus einer Höhle am Ende einer Felsenkette, diese Quelle, welche sogleich einen Fluß von 18 Schuh Breite und mehren Fuß Tiefe bildet. Während eines großen Theiles des Jahres zeichnet sie sich ganz allein durch ihre Stärke vor andern Quellen aus. Das Becken, aus welchem sie entspringt, scheint die Mündung eines tiefen geräumigen Felsenkessels zu sein; so schließt man wenigstens aus dem lange dauernden Geräusche, welches hinabgeworfene Steine machen. Während der Sommermonate aber ändert sich die einfache Erscheinung, und die mächtige Quelle wird eine intermittirende, welche auf das regelmäßigste, in ganz bestimmten Zwischenräumen, läuft und versiegt. Sie verschwindet während 32 Minuten und 30 Sekunden, und läuft mächtig

fort, während 36 Minuten und 35 Sekunden, worauf sie ebenso vollkommen verschwindet, wie sie darauf mit Mächtigkeit wiederkehrt. Ihr Steigen ist mit einem starken Geräusche verbunden. Ein bedeutender Regen macht die Quelle wieder ununterbrochen fließen, zwei Tage reichen hin, um eine Wirkung von 14 Tagen auf die Quelle zu üben; ist der Sommer überhaupt regnerisch, so wird die Quelle gar nicht intermittirend. Man weiß jetzt, daß sie von den Gewässern einer höher gelegenen Fläche genährt wird, wahrscheinlich ist eine heberförmige Beschaffenheit eines Zuleitungskanals im Innern des Berges Schuld an dieser Erscheinung. Sobald der natürliche Heber gefüllt ist, läuft er fort, bis das Bassin, mit dem er kommunizirt, ausgeleert ist, und muß nunmehr trocken stehen, bis dasselbe sich von neuem so weit gefüllt hat, als nöthig ist, um auch das Heberrohr zu füllen, und es zum Ueberfließen zu bringen, da es denn von neuem läuft, bis der eine Schenkel des Hebers die Wasserfläche nicht mehr erreicht. So kann dieses Spiel vom Fließen und Aufhören ununterbrochen fortdauern.

Eine andere Erscheinung, höchst eigenthümlicher Art, bieten die Höhlenwinde dar. Der Berg Pui-du-Till, unfern des Dorfes Blaud, hat mehre tiefe Höhlungen, welche man Barènes nennt. Aus diesen strömt immerfort ein Luftzug, den die Bewohner Vent-du-Passe nennen. Derselbe ist von wechselnder Stärke, beginnt vom leisesten, kaum fühlbaren, Hauche, und steigt bis zu einer solchen Gewalt, daß er die starken Bäume entwurzelt, vorzugsweise ist er stark während des Sommers; dabei ist jedoch merkwürdig, daß er am Tage oft kaum bemerkbar ist, mit sinkender Nacht aber sich erhebt und immer stärker und stärker wird, bis gegen den Morgen er wieder nachläßt. Das Fänomen selbst hört niemals auf, es wechselt nur in seiner Stärke; der Sturm allein tritt nur unter gewissen Bedingungen ein. Vergebens hat man gesucht, die Ursache dieser höchst merkwürdigen Erscheinung zu ergründen. Auf der entgegengesetzten Seite der Felsenreihe, in welcher diese Windhöhlen liegen, stürzt sich ein Flüßchen in das Innere des Berges. Man behauptet, Stroh und Federn und andere leichte Gegenstände dort hineingeworfen und bemerkt zu haben, daß sie auf der andern Seite des Gebirges, nach kurzer Zeit, hervorkamen, glaubt mithin, die Meinung bewiesen zu sehen, daß die Dünste des in die Höhle stürzenden Wassers es seien, welche sich hier einen Ausweg suchen, und das angränzende Thal mit ihrem Stürmen erfüllen. Diese vollkommene Erklärung des Fänomens macht dasselbe ganz unbegreiflich; sehr viel einfacher dagegen und sehr viel faßlicher wird alles, wenn man nur an den Zugwind denkt, der bei übrigens ganz stiller Luft in einem Hause entsteht, dessen einander gegenüberliegende Thüren geöffnet sind. Betrachtet

man die Stärke einer solchen Strömung, in einem Raume von ein paar hundert Kubikfuß erzeugt, so wird man faßlich finden, daß in einer Höhle von ein paar 100 Millionen Kubikfuß die Temperaturdifferenz einen Sturm hervorbringen kann.

Eine Viertel-Meile von Mas-d'Azil befindet sich eine der schönsten natürlichen Arkaden; zwei ungeheure Felsen-Flächen, zwischen denen der Ariſe durchströmt, haben sich von dem hinter ihnen stehenden Gebirge losgerissen. Die mächtige Bildnerin, Natur, hat sie so leicht und künstlich aneinander gelegt, wie spielende Kinder ein paar Kartenblätter, doch sind diese Felsenmassen groß genug, um 3.000 Menschen zugleich ein gemeinschaftliches Dach zu geben, so fest, daß sie während der Religionskriege zu wiederholten Malen den flüchtigen Reformirten als Festung dienten, welche sich darin mit Glück gegen die Bombardements der katholischen Glaubensbrüder wehrten. Die eisenharten, zähen Felsen haben kaum Spuren von den feindlichen Kugeln behalten.

Als Merkwürdigkeit kann noch aufgeführt werden, daß auf dem Berge Lauſe, nahe beim Pic von Orlus, ein ganz isolirter Felsen steht, welcher, auf einer schmalen Unterlage ruhend, dem Tone nach von Erz zu sein scheint, denn sobald man mit einem Steine oder Hammer daran schlägt, so giebt er einen dumpfen Klang von sich, welcher dem einer großen Glocke entfernt ähnlich ist. Dieß hat veranlaßt, daß die Bewohner der Umgegend glauben, er sei wirklich von Metall. Nähere Untersuchung hat indeß bewiesen, daß er, was beinahe eben so wunderbar ist, aus einem einzigen Magneteisensteine besteht.

Wenn auch nicht zu den Naturmerkwürdigkeiten, so doch zu den furchtbarsten Schauspielen der Natur gehören die Gewitter auf den Pirenäen. Wer solche nur auf dem flachen Lande gehört hat, kann sich von der Wuth der empörten Elemente durchaus keine Vorstellung machen, und glaubt, wenn er zuerst ihre Schrecken erfährt, den Untergang der Welt nahe in seiner entsetzlichsten Gestalt. Die Winde rasen, der Schnee fällt in dichten Massen und wird von den Stürmen mit furchtbarer Gewalt fortgetrieben; mit dem fallenden, wühlt sich wieder empor der schon auf dem Boden liegende, das Gewicht und die Masse des sinkenden verdoppelnd; Blitze kreuzen sich nach allen Seiten, scheinen aufwärts wie niederwärts zu fliegen; der furchtbare Donner, von den Felsen tausendfach zurückgeworfen, hat eine bedeutende Gewalt, man glaubt, die Berge spalten, und, krachend, die unter ihnen liegenden Thäler verschütten zu sehen; die hoch aufflammenden, sich kreuzenden Blitze erleuchten mit schauerhafter Helle auf Augenblicke die Gegend, um gleich darauf in desto düsterere Nacht zu versinken. Vergebens sucht man dem daher brausenden Orkane Widerstand zu leisten; um nicht hinweggerissen zu

werden, bleibt nur ein Mittel übrig, das nämlich, sich flach an den Boden zu legen, und sich von den Schneemassen, welche der erzürnte Luftstrom daher führt, wie brandende Meereswellen, überschütten zu lassen, es dem Zufall überlassend, ob man wieder von dem Winde aufgedeckt würde, oder ob man sich selbst unter der Grabeslast des kalten Schnees hervorwühlen kann. Selten streichen die Gewitter über die eigentlichen Berggipfel hin, hat man diese also erreicht, so befindet man sich über den Stürmen, und nun bietet sich ein um so herrlicheres Schauspiel dar, als das vorige furchtbar und grauenerregend gewesen. Tief unter sich erblickt man die sich wälzenden, zusammenballenden Gewitterwolken, die sich thürmenden Wogen von Schnee; hoch im Aetherblau steht man über den Stürmen erhaben, in weiter Ferne jenseits der Region des Gewitters ruht die Landschaft im stillen Frieden, sonnig und warm, als könne nie des Ungewitters Macht sie erreichen, und an der dunklen Wolkendecke wölbt sich in prachtvollen Farben der Bogen des Friedens.

Die Einwohner sind mit den benachbarten Pirenäen-Provinzen zu nahe verwandt, um auffallende Unterschiede darzubieten. Nur die Schleichhändler sind wo möglich hier noch verwegener als anderer Orten, sie bewohnen zerstreute Dörfer in den Hochgebirgen, bilden eine Mischlingsrasse, welche weder den Spaniern, noch den Franzosen angehört, wohl aber feindlich gegen beide Nationen gesonnen ist, und mit denselben in einem nie unterbrochenen Kriege lebt. Meistens liederliches Gesindel, sowohl Männer als Weiber, dem Trunk, dem Spiel, der Völlerei und allen möglichen Lastern ergeben, leben sie in einem steten Sinnenrausch, welcher sie nicht zum Nachdenken über ihre verzweifelte Lage kommen läßt. Unaufhörlich von Gefahren bedroht, im steten Kampfe mit der feindlichen Natur, mit den reißenden Thieren der Gebirge, mit den ihnen noch gefährlichern Menschen sind sie gewohnt, ganz allein auf ihre fisischen Kräfte zu rechnen, daher auch eine unbesiegbare Entschlossenheit und ein wilder Trotz ihr ganzes Wesen karakterisirt. Das stets gespannte Feuerrohr ist immer nicht auf den Feind, sondern auf den Mann gerichtet, der ihnen naht, weil sie in jedem einen Feind zu sehen gewohnt sind, auch liefern sie häufig wirkliche Gefechte mit den beiderseitigen Gränzbewohnern und danken ihr Leben, ihre Existenz immer nur dem Zufall.

Die Contrebandiers der Schweiz und der Alpgegenden überhaupt machen sich ihr Handwerk ziemlich bequem, indem sie nur Dinge von hohem Werthe doch von kleinem Umfange, wie Uhren, Gold und Edelsteine, Brüsseler Spitzen, auch wohl Karmin und Ultra-Marin über die Gränzen schaffen. Die Bewohner der Pirenäen aber treiben hauptsächlich mit Taback Schleichhandel. Sie nehmen denselben auf spanischer Gränze in Empfang, tragen die umfangreichen, gewichtigen Ballen auf die Gipfel

der Berge, und stürzen sie von hier hinab, sie ihrem Schicksal überlassend, entweder sie gehen nun denselben nach, bis sie sie wieder finden, oder sie haben sich vorher mit andern Leuten über den Punkt verabredet, auf welchem diese warten und die herniederrollenden Ballen in Empfang nehmen sollen. Auf diesem Wege entgehen die Waaren den an den Pässen wartenden Zollbeamten, welche kein Recht haben, die leer herniederkommenden Schleichhändler anzuhalten.

Foix, Hauptort des Departements, auf dem linken Ufer des Arriège gelegen, zählt 4.900 Einwohner. Es dankt dieses Städtchen seine Entstehung einem alten festen Schlosse, welches auf dem Plateau eines isolirten Felsen, der so steil ist, daß er an manchen Stellen sogar seine Basis überragt, gelegen, noch jetzt in seinen Ruinen imponirt. Ein runder und zwei viereckige Thürme von ungeheurer Größe sind die Ueberbleibsel des alten Palastes der alten Fürsten von Foix, jetzt sind sie in Gefängnisse verwandelt, oder dienen einer kleinen Garnison, welche die Gefangenen bewacht, zum Aufenthalte. Die Stadt reihet sich rund um den Felsen, dessen umgürtende Mauern, verbunden mit den Thürmen und ein paar kleinen Häusern, den Anblick höchst malerisch machen. Die Schönheit der Lage wird noch dadurch erhöht, daß das schöne Thal, in welchem die Stadt liegt, von mächtigen, das Schloß überragenden Felsen, eingeschlossen ist. So freundlich der Anblick ist, den diese Stadt gewährt, so schlecht und unbedeutend ist ihr Inneres, die Straßen sind über allen Begriff elend gepflastert, krumm, steil, und aus schlechten Häusern gebildet, und nur wenige Häuser von einiger Größe sind vorhanden. Unter diesen zeichnet sich die Hauptkirche und die Präfektur aus, welch' letztere an den Felsen des Schlosses gebaut ist. Die Lage des Ortes ist so fest, daß derselbe dem wilden Grafen von Montfort und seinem Kreuzheere widerstehen konnte; ja daß die Einwohner das Heer in die Flucht schlugen, indem sie nichts weiter als Steine gegen dasselbe brauchten. Durch diesen glücklichen Erfolg kühn gemacht, wagte es der Graf von Foix sich gegen Filipp den Kühnen aufzulehnen; empört, beschloß der König den Untergang der Stadt und belagerte dieselbe mit einem gewaltigen Heere. Der Widerstand war aber so entschlossen, und dauerte so lange, daß der König, um nicht mit Schimpf und Schande abzuziehen, beschloß, den Felsen zu stürzen. In dieser Absicht begann man denselben zu untergraben, und schon war das Werk so weit gediehen, daß er auf

einer Seite überhing, als der kühne Vertheidiger, fürchtend, es möchte der Beharrlichkeit des Königs das Beschlossene gelingen, sich unterwarf.

Pamiers, Hauptort des Arrondissements, liegt am rechten Ufer des Arriège und zählt 6 100 Einwohner. Derselbe hatte ehemals ein festes Schloß, das jedoch gänzlich verschwunden ist; der Platz, auf dem es gestanden, heißt zwar noch das Schloß, ist indeß schon lange eine, mit Bäumen besetzte Promenade, welche, obwohl in die Stadtmauern eingeschlossen, doch hoch über denselben thront, die sich vor den Blicken des Beschauenden in allen ihren einzelnen Theilen öffnet. Die Lage des Ortes ist wunderschön zu nennen, der Anblick der hohen Pirenäen-Gebirge, der in ewigen Schnee verhüllte Gipfel, der dunklen Waldregionen, der lachenden Hügel und Triften, der freundlichen Weinberge und der fruchtbaren Ebenen, welche die Stadt zunächst umgeben, macht die Aussicht auf jeder Seite höchst reizend und mannigfach. Der Ort ist ziemlich gut gebaut, hat breite, heitere Straßen und mehre schöne Gebäude.

Saint Girons, auf dem rechten Ufer des Salat, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 4.400 Einwohner. Die Verbindung der beiden Flüsse, Salat und Lez, so wie die Durchkreuzung von vier großen Hauptstraßen ist dem Handel und der Industrie dieses Ortes sehr günstig, daher auch eine starke Verbindung mit Spanien Statt findet, vorzugsweise ist der Viehhandel von Wichtigkeit. Im ganzen schlecht gebaut, zeichnen sich nur zwei Brücken von bläulichem Marmor aus, an deren Enden große Plätze befindlich sind, auf denen Jahrmärkte gehalten werden.

XLIII.

Departement der östlichen Pirenäen

wird aus den vormaligen Landschaften Roussillon und Cerdagne gebildet, umfaßt 78 □ Meilen mit 157.000 Einwohnern, welche jährlich 405 junge Soldaten zum Heere stellen. Das Departement sendet drei Deputirte zu den gesetzgebenden Versammlungen, wird also in drei Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Perpignan, Ceret und Prades.

Diese Provinz trägt ganz den Karakter der bereits beschriebenen Theile des Pirenäen-Gebirges, doch ist dieselbe nicht Hochgebirgsland, indem die höchsten Gipfel nirgends die Schneegränze erreichen, selbst der 8.600 Fuß hohe Canigou hat nicht immerwährenden Schnee, sondern wird während der fünf Sommermonate von demselben gänzlich befreit.

Das Land ist ein weiter, amfitheatralisch aufsteigender Halbkreis, der sich von dem Mittelmeere, an welches er mit seiner größten Fläche gränzt, stufenförmig bis zum Gipfel der Pirenäen erhebt. Die Meeres-Gegenden selbst sind zum Theile sumpfig, und haben viele Seen; das übrige Land theilt sich von selbst in drei große Flußbecken, welche von reißenden Gebirgswassern durchströmt werden. Nur in den obern Gegenden, wo die Flüsse noch schwach, die sie umgebenden Berge noch hoch genug sind, durchstreichen sie ihre Bette, ohne bedeutenden Schaden zu bringen. Weiter abwärts werden die Gegenden flacher, und setzen den Gewässern nicht mehr natürliche Dämme entgegen, daher sie alljährlich wiederholt ihre Bette überschreiten und furchtbare Verheerungen anrichten. Alle diejenigen Kantons, welche in der Nähe der Flüsse liegen, haben daher gesucht, durch eine große Menge von Kanälen, den Ueberfluß des Wassers abzuleiten, und ihren Feldern, den ein eherner Himmel die nöthige Befeuchtung versagt, eine solche künstlich zu verschaffen, und zugleich den überströmenden Wassern eine bestimme, nach eigenem Willen geregelte, minder gefährliche Richtung zu geben. Diese Gegenden sind daher auch

immerfort grünend und blühend und belohnen den Fleiß ihrer Bewohner reichlich; sie stechen auffallend ab gegen die höher — von den Flüssen entfernter — gelegenen Theile, auf die niemals ein Regentropfen fällt, welche von der Mitte des Sommers eine gänzlich verbrannte, todte Fläche darbieten, deren völlige Unbewohnbarkeit man annehmen müßte, wenn nicht hie und dort kleine Wäldchen von Oelbäumen und Kastanien sich zeigten, wenn nicht an manchen Stellen aus einem Boden, der von lauter Kieseln zusammengesetzt scheint, Rebenstöcke mit — schon an der Staude zu Rosinen gewordenen Trauben auf Bearbeiter und also auch Bewohner schließen ließen.

Das Thierreich bietet einige schöne Pferde-Rassen, den spanischen angehörig, dar; Ziege und Schaafe werden in Menge gehalten; im Uebrigen unterscheidet sich die animalische Natur von der der benachbarten Provinzen nicht; nur in den Seen der Küste findet man eine Fischart, welche selbst in den andern Seeprovinzen Frankreichs selten vorkommt, das ist der Zitterrochen, ein elektrischer Fisch, welcher bei der Berührung heftige, elektrische Schläge ertheilen kann.

Die südliche Lage gestattet in den unteren Gegenden den Anbau tropischer Pflanzen, man hat den Versuch mit verschiedenen, halbjährigen oder Sommerpflanzen gemacht, und er ist durchgängig gelungen. Die perennirenden aber, welche nicht, wie der Reis, wie der Banane oder Pisang nur im Sommer bestehen, leiden selbst die geringe Winterkälte dieses Landes nicht, daher Kaffee und Baumwolle, daher Kokos-Palmen und Brodfrüchte nicht wie die Franzosen sich dessen rühmen, zu den hier akklimatisirten Pflanzen gehören. Als Seltenheit zeigt man in dem botanischen Garten von Perpignan einen, im Jahr 1769 gepflanzten virginischen Tulpenbaum, welcher schon 9 Fuß Umfang hat und eine Höhe von 60 Fuß erreicht.

Eisenminen, Silber-, Kupfer-, Wismuth- und Blei-Bergwerke stehen zwar in dieser Provinz offen, sind jedoch so schlecht bearbeitet, daß man nicht sagen kann, sie vermehrten den Reichthum der Provinz. Marmor und verschiedene Bausteine sind sehr häufig, Edelsteine geringerer Gattung, Quarz, Topase, Amethiste, Achat, Karneol findet man häufig. Merkwürdig sind die Versteinerungen, welche ein Braunsteinlager zu Estavar darbietet. Nicht nur verschiedene Pflanzentheile, verschiedene größere und kleinere Thiere, sondern auch menschliche Knochen will man versteinert gefunden haben. Unter diesen letzteren namentlich eine Hand, mit allen einzelnen Knochengliedern und den wohl erhaltenen Nägeln, dann auch eine Kinnlade, an welcher nur ein einziger Zahn fehlte.

Zu lange hat diese Provinz unter spanischer Herrschaft gestanden, als daß nicht in den Volkskarakter ein Anstrich davon übergegangen sein sollte. Dieses spricht sich vorzugsweise in einem ungemessenen Hoch-

muthe, in einer Ueberschätzung seiner selbst aus. Sich selbst stellt der Bewohner von Roussillon über alles, an sich legt er den Maßstab des Fremden, und paßt dieser ihm nicht, so ist das Gemessene schlecht. Mit dem spanischen Karakter überhaupt ist auch die Bigotterie, die Frömmelei auf ihn übergegangen; jedes Verbrechen meint er sich erlauben zu dürfen, wenn er dasselbe nur dem Priester beichtet. Nichts ist schwer genug, das auf solche Weise nicht verziehen werden könnte. Im Augenblicke beleidigt, ist er auch im Augenblicke bereit, sich blutig zu rächen, wie denn überhaupt ein gewisser Blutdurst hier vorwaltet, der sich in der Lust an Thierhetzen, an den gräßlichsten Thiergefechten ausspricht. Die Spanier haben diese schauderhafte Unterhaltung eingeführt, und die Bewohner der östlichen Pirenäen hängen derselben jetzt so sehr an, wie nur jemals die Spanier selbst. Der Handwerker, der Ackermann, der Kauf- oder Geschäftsmann in der Stadt, sie alle lassen ihre Geschäfte liegen, sobald sich's um ein Stiergefecht handelt. Wo ein paar Hunde sich beißen, wo Menschen mit einander raufen, wo ein paar Hähne kämpfen, da versammelt sich gleich eine müßige, schaulustige Menge um sie, und in den glühenden Blicken, in den leidenschaftlichen Zügen, in den wilden Ausrufungen kann man die lebhafte Theilnahme erkennen, welche sie an dem Vorfalle nehmen.

Ein anderer, zu ihrer Existenz gehöriger Genuß, sind die kirchlichen Feierlichkeiten; nirgends hat man Prozessionen von größerem Glanze. Hunderte von Fahnen in den glühendsten, transparentesten Farben gemalt, die schönen, heiligen Männer und Jungfrauen darstellend, werden in langen Zügen durch die Stadt getragen, in allen Händen flammen Wachskerzen, wehen Palmenzweige mit Blumen geschmückt, eine zahllose Menge müßiger Leute schließt sich, den Rosenkranz betend, an den Zug. Die Kirchen sind auf das herrlichste geschmückt, mit prächtigen, silber- und goldgestickten und gemalten Tapeten, meistens von den schwersten Seidenstoffen behangen. Tausende von Lichtern flammen von den Wänden und den Kronleuchtern, bedecken den Hochaltar mit einer Glorie von Sternen; auf einer Seite der Kirche ist ein Theater errichtet, auf welchem die berühmten Autos sacramentales, Geschichten des neuen Testaments, in Schauspielen aufgeführt werden. Da spinnen sich in dem Gedränge, von Niemand beachtet, gar herrlich Liebes-Abenteuer an, da theilen die jungen Mägdchen dem, der ihnen gefällt, heimlich ein Blättchen mit, auf welchem ihre Wohnung steht, und die Stunde, in welcher sie zu sprechen sind; da sucht im Gedränge ein Nebenbuhler den andern auf, um ihm hinterrücks einen Dolch ins Herz zu bohren. In dem allgemeinen Lärm verhallt sein Schrei, und getragen und gequetscht von der Menge, wird der Mord vielleicht nicht früher bemerkt, als bis außerhalb der Kirche

der dichte Menschenknäuel sich löst, und die Leiche niederfällt. Das feurige Blut verlangt Befriedigung, und der spanische Karakter sieht darin keine Schande. Die Mägdchen kommen den Männern auf halbem Wege entgegen, und es gehört dieses Departement zu den am zahlreichsten durch uneheliche Kinder bevölkerten, ja dieses würde noch viel auffallender sein, wenn nicht schauderhafte Verbrechen, an den unglücklichen Kindern vor oder nach der Geburt begangen, die Zahl der Nicht-Legitimen bedeutend verminderten. Wie in Spanien, so hat auch hier jede Frau ihren Cortège, jedes Mägdchen ihren Geliebten, und die Zusammenkünfte werden so ungestört gehalten, wie kaum in Italien; doch wie nachsichtig auch der Ehemann gegen seine Frau ist, so über alle Begriffe wüthend eifersüchtig ist der Liebhaber und die Geliebte. Wehe dem Liebhaber, den seine Geliebte — nicht auf der That ertappt — sondern nur einer Untreue beargwohnt, keine Rache scheint ihr wild, scheint ihr furchtbar genug; unter der Maske der Freundlichkeit und Liebe verbirgt sie das verzehrende Feuer, sie berauscht sich in den Armen desjenigen, den sie schon haßt, um ihm heimlich verzehrendes Gift beizubringen, das ihn schneller oder langsamer dahinrafft, je nachdem sie ihr Schlachtopfer mehr oder minder quälen will. Mit weniger Raffinement, aber mit mehr Grimm und Wuth, mit lauteren Ausbrüchen des Zornes verfolgen die Männer den Gegenstand ihres Hasses, darum sind auch diese Pirenäen-Gegenden der Schauplatz zahlloser Verbrechen, welche nur deßhalb nicht zur allgemeinen Kunde kommen, weil sie in den Jahrbüchern der Gerichtshöfe fehlen, weil keine Klage erhoben wird, da entweder das Begangene für etwas Natürliches gilt, oder der Beleidigte oder sein nächster Verwandter sich selbst sein Recht verschafft, und die Gerichte damit nicht behelligt.

Im allgemeinen sehr träge ist das dolce far niente, das süße Nichtsthun, beinahe das Lieblings-Vergnügen dieser Halbspanier; nur wenn ihre Leidenschaften aufgelegt sind, zeigt sich die rasende Wildheit ihres Blutes. Wenn sie 10 Monate des Jahres gefaullenzt haben, und es nun zur Aernte geht, so arbeiten sie, voll Wuth, nunmehr arbeiten zu müssen, sechsmal so viel als ein anderer, um nur schnell fertig zu werden. Beim Tanze, den sie nächst der Ruhe am meisten lieben, scheinen sie sich in Bacchanten und Bacchantinen zu verwandeln. Eine Glut der Leidenschaft, eine Liebeswuth, drückt sich in ihren Mienen und Geberden aus, welche bei dem fremden Zuschauer beinahe Entsetzen erregt, selbst schon die Kinder theilen diese von den Eltern ererbte Wildheit, und kaum die ältesten Leute lassen darin nach.

Die Sprache, welche hier allgemein gebräuchlich ist, kann fast rein katalonisch genannt werden, sie ist kein Dialekt des Französischen oder

spanischen, sie ist ein fast reines Ueberbleibsel aus der Römerzeit, ein recht eigentlich lateinischer Dialekt, nicht ciceronisch, doch wohl, so wie die alten salischen Priester es in ihren Gesängen gebraucht haben mögen.

Die Tracht dieser Bergleute hat nichts Schönes. Bei den Bauern, von denen immer nur die Rede sein kann, wenn man von Volkstrachten spricht, findet man als einzige Auszeichnung eine rothe Mütze in Form der Schlafmütze geschnitten, doch sehr viel länger, so daß der Zipfel auf dem Rücken hängt, sonst tragen sie Jacke, Weste und Beinkleider, Schuhe und Strümpfe, wie alle andere Bauern, nur die ärmeren haben statt der Schuhe Sandalen von ungegärbten Fellen mit Riemen bis an die Knie hinauf geschnürt.

Die Frauen, von Natur voll Liebreiz und Koketterie, wissen diese letztere selbst auf dem Dorfe und selbst bei ihrer einfachen Kleidung in Bewegung zu setzen; dazu dient ihnen hauptsächlich ein dreieckig zusammengelegtes Tuch, welches sie von der Stirne herab zu beiden Seiten des Gesichts bis zum Kinn legen, und unter demselben zuknüpfen. Wie die vornehmen Pariserinnen mit ihrem Schleier oder mit dem Fächer spielend dahinter liebäugeln, ernst oder schalkhaft, auffordernd oder zurückstoßend sein können, so wissen es die Mägdchen dieser Provinz mit ihrem Kopftuche zu machen. Die Schlankheit der Taille wird durch ein eng anschließendes, vorne geschnürtes Korset, gehoben; die Röcke sind leicht und kurz, und lassen den hübschen Gliederbau ohne Rückhalt erkennen. Gegen die Unbilden der Witterung dient ihnen ein großes Tuch, welches sie bei Regenwetter über den Kopf hängen, bei Wind und Kälte um die Schultern nehmen.

Perpignan, Hauptort der Provinz, liegt am Tet-Flusse, zwei französische Meilen vom Meere und hat ungefähr 17.000 Einwohner, welche 2.600 Häuser bewohnen. Lachende Hügel trennen die Stadt von der See, und hindern, dasselbe zu sehen. Gegen Westen erhebt sich der hohe Canigou, gegen Mittag die catalonischen Pirenäen. Die Stadt liegt in einer schönen Ebene, deren weite Fläche als Glacis der Festung dient, welche aus Ziegelsteinen erbaut, die Stadt mit vielen Bastionen umgibt. Die Wichtigkeit des Ortes, in der Nähe der spanischen Gränze und in der Nähe des Meeres hat die verschiedenen Beherrscher von Frankreich nach einander veranlaßt, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, und so

hat die äußere Festung sowohl als die innere ganz von derselben umschlossene Zitadelle durch wiederholte, bedeutende Arbeiten sehr gewonnen. Die Stadt hatte früher weder schöne Plätze noch Spaziergänge, noch öffentliche Fontainen; der letzte Uebelstand ist durch Herbeileitung mehrer bedeutender Quellen gehoben; die Spaziergänge sind zwar noch nicht zahlreich, doch hat der Ort schon viel gewonnen, indem man die Fläche zwischen der Stadt und der Zitadelle mit Bäumen bepflanzt hat. Unter den Gebäuden ist besonders der Inquisitions-Palast mit seinen mächtigen, bogenförmigen Pforten, mit seinen ungeheuren Gewölben, sonst zu Gefängnissen und Marterkammern gebraucht, merkwürdig. Auch die Kathedrale ist ein schönes Gebäude, inwendig ganz mit Marmor bekleidet. Interessant ist das, von Karl V. angelegte Schloß, Salces, auf dem Wege von Perpignan nach Narbonne, es liegt unfern des Meeres, unfern einer starken Salzquelle. Die Bauart ist ganz eigenthümlich, die weit vorspringenden Bastionen sind durchgängig Dreiviertel-Kreise, die Gräben, welche dieselben umgeben, sind ebenso gestaltet, auf allen aus- und einspringenden Winkeln treten kleine Thürmchen aus der Mauer hervor; Wachhäuser, welche zur Beobachtung der äußeren Theile der Festung dienen. In der Mitte erhebt sich ein ungeheurer, sehr starker Thurm, zu einer beträchtlichen Höhe.

Cerct, am Ufer des Tech, am Fuße der Pirenäen gelegen, ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 3.300 Einwohner. Die Straßen sind eng und klein, auf dem beschränkten Platze steht eine große, höchst prachtvolle Fontaine von Marmor, sie würde das Schloß von Saint Cloud zieren, und man begreift nicht, wie sie hieher kommt; die Vorstädte sind besser gebaut, doch enthalten auch sie nichts Merkwürdiges.

Prades, am rechten Ufer des Tet, ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 2.900 Einwohner. Der Ort hat nichts Merkwürdiges, als daß er der Hauptsitz einiger Gerichtsbehörden ist.

XLIV.

Departement Aude.

Nördlich von dem vorigen gelegen, stößt es gleichfalls an das mittelländische Meer, ist gebildet aus einem Theile von Nieder-Languedoc und hat 120 □ Meilen mit 270.000 Einwohnern, welche jährlich 731 junge Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wird in fünf Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte Carcassonne, Castelnaudary, Limoux und Narbonne sind.

Die Fläche dieses Landes ist südlich von den Pirenäen, nördlich von den schwarzen Bergen, einer Fortsetzung der Sevennen, eingeschlossen und bildet ein weites Tiefthal, das sich wenig erhoben über das Mittelmeer, zuletzt sogar unter dasselbe verliert, indem große Salzseen zunächst der Küste, beweisen, daß der Boden niedriger liegt, als die Meeresfläche. Da sehr viele Flüsse und Bäche diesen Landestheil durchströmen, so gehört derselbe, obwohl sandig und kalkreich, doch zu den fruchtbareren Provinzen des Reichs; nur wo die Gewässer nicht mehr hinwirken können, ist alles öde und verbrannt. Das Klima ist äußerst heiß, es begünstigt daher den Anbau vieler fremden Pflanzen, da der Winter einem warmen Frühlinge gleicht, das Eis eine höchst seltene Erscheinung ist, und bei den kältesten Wintern kaum die Dicke eines Strohhalmes erreicht, auch wenn es um Mitternacht entsteht, niemals bis zum Mittag des folgenden Tages dauert, so wurde es möglich, nicht nur Reis, sondern sogar Zuckerrohr zu pflanzen, welches an mehren Stellen sehr gut gedihen sein soll; dennoch wurde die Anpflanzung desselben nicht landwirthschaftlich, sondern immer nur von einzelnen Liebhabern versuchsweise betrieben.

Der Kanal du Midi durchläuft die ganze Provinz und ist unter andern in einer schönen Brücke, welche zu gleicher Zeit eine Hauptchaussée trägt, über einen Fluß geführt, so daß Schiffe sich kreuzend übereinander hinwegsegeln können, wie bei dem Bridgewater-Kanal; derselbe ist für die

Provinz von großer Wichtigkeit, indem er ihr gestattet, ihre Produkte: höchst vortreffliches Obst, mittelmäßigen Wein, Reis, Mais, Wolle, auf die leichteste Weise nach zwei verschiedenen Meeren zu führen. Die Schaafzucht wird daher auch sehr stark, geringer die Rindviehzucht betrieben. Gänse werden in großer Menge gemästet und weit verschickt. Reich an aromatischen Pflanzen, welche beinahe das ganze Jahr hindurch in Blühte stehen, gehört auch der Honig zu den Hauptprodukten des Landes, und der von Narbonne ist vorzüglich berühmt. Für die Wärme des Klimas zeugt der Aufenthalt, den die Halcyonen, die rothen und weißen Flamingos in den Meeres-Gegenden nehmen, auch die Zugvögel halten sich hier besonders lange auf. Da die Gegend, der nahen Gebirge wegen, ziemlich waldreich ist, so fehlt es auch an Wild aller Art keineswegs, selbst Wölfe, Bären, Luchse, zeigen die Wälder der schwarzen Berge, und Gemsen sieht man auf den Höhen der benachbarten Pirenäen-Züge, von wo nicht selten Adler und Geier in die Ebenen kommen, um den Bauern die Mühe, ihre gemästeten Gänse zu Markte zu bringen, abzunehmen.

Das Mineralreich soll in früherer Zeit Silber, Gold, und sogar Zinn geliefert haben, welches, wie bekannt, in ganz Europa nur an drei Orten, in Sachsen, England und in Ungarn vorkommt, jetzt werden indessen alle die berühmt sein sollenden Gruben entweder sehr vernachläßigt oder gar nicht bebaut, und Steinbrüche sind die einzigen Quellen, durch welche man dem Innern der Erde etwas entlockt.

Die Bewohner dieser Provinz sind als prahlerisch, als grob, als höchst ungebildet verschrieen; die Franzosen selbst gestehen zu, daß vieles, was man ihnen nachsagt, durchaus übertrieben sei. Die Bürger müssen sich zwar in den größern Städten, in denen Fabrikarbeit den Haupterwerb ausmacht, vorzugsweise und unabläßig mit dieser beschäftigen, daher ihnen keine Zeit bleibt, um sich einen Grad von Bildung und Verfeinerung anzueignen, wie der Pariser denselben zeigt. Doch sind, seitdem die Revolution das Volk durcheinander gerüttelt, die Provinzen einander näher gebracht hat, auch von hier aus so viele Verbindungswege mit der Hauptstadt Frankreichs eröffnet, daß nicht leicht der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns des Vaters Handlung antritt, ohne vorher ein paar Jahre in Paris gewesen zu sein, und sich Pariser Sitte und Unsitte angeeignet zu haben, welche er dann wieder über seine liebe Vaterstadt zu verbreiten bemüht ist.

Die Landbewohner unterscheiden sich auffallend, je nach dem ihre Heimat in den Ebenen oder in den Gebirgen ist. In diesen letzteren scheinen die Bauern rauher, härter, zugleich aber auch mäßiger, offener, besonnener zu sein, als in den Ebenen. An ein enges häusliches Leben gewöhnt, verlassen sie den größten Theil des Jahres ihre Dörfer gar

nicht, bekümmern sich um Niemand, selbst nicht um ihre nächsten Nachbarn. Hier führen sie ein dürftiges, höchst elendes Leben. Ihre Hütten sind klein, eng, überaus unrein, sie theilen dieselben mit dem Vieh, welches als ein Theil ihrer Familie selbst angesehen zu werden pflegt. Die Weiber müssen die härtesten Arbeiten verrichten, während die Männer an der Seite eines fetten Schweines ruhen, ein wonnigliches Nichtsthun treiben. Ihr Acker bringt ihnen wenig Beschäftigung, denn derselbe ist nicht besonders ausgedehnt. Die reicheren Bauern unter diesen halten sich für sehr glücklich, wenn sie einen besonderen Schweinstall haben, Schaafe, Rinder und Pferde oder Maulesel, ferner das Geflügel, bleiben auch bei diesen die steten Haus- und Stubengenossen ihrer Herren; allein, was sie besonders als reich auszeichnet, und was immer ein Gegenstand des Luxus genannt wird, das ist ein kleines Gärtchen, in welchem sie einige Gemüse bauen können. Nicht selten werden solche Leute von den andern um ihres Reichthums, um ihrer Verschwendung willen, beneidet, sogar unerlaubter Mittel, der Zauberei, beschuldigt und angeklagt. Die Weiber sind in der Regel überaus häßlich, werden durch den Sonnenbrand nicht verschönt, und altern durch schwere Arbeit sehr früh. Von diesen Leuten würde Niemand glauben, was so eben gesagt ist, wenn man sie im Hochsommer zur Aernte in die Ebenen eilen sieht. Mit unermüdlicher Rüstigkeit arbeiten sie während des heißen Tages, und der von ihrer Stirne rinnende Schweiß bewegt sie nicht, sich auch nur so viel Zeit zu nehmen, um denselben zu trocknen. Der Abend naht heran, man sollte meinen, die Unglücklichen ganz erschöpft in den nächsten besten Winkel vor Müdigkeit hinfallen zu sehen, doch ist es keineswegs der Fall. Ein Dudelsack ertönt, eine Schalmei, und schnell vergessen ist Müdigkeit und Anstrengung des Tages. In grotesken Sprüngen ergötzen sie sich mit den hübschen Mägdchen der freundlichen Dörfer, die halbe Nacht hindurch. Ein paar Stunden Schlaf sind genug, um sie von Neuem zu der angestrengtesten Arbeit zu stärken. So wandern sie von Ort zu Ort, und überall freut man sich, die lustigen, rüstigen Bergbewohner zu sehen, welche mit ihren unbesiegbaren Kräften die Arbeit fördern, mit ihren Späßen alles erheitern. Ist die Aernte beendet, so kehren sie mit dem verdienten Gelde in ihre Berge zurück, und leben in ihrer alten Apathie.

Durchaus anders ist das Leben der Landleute in den Ebenen. Die gütige Natur hat dafür gesorgt, daß eine Menge kleiner Bedürfnisse, welche andere Leute nicht haben, welche jedoch zu ihrer Existenz gehören, leicht befriedigt werden. Sie leben in einem gewissen Ueberflusse, lassen sich, wie man zu sagen pflegt, nichts abgehen, suchen durch Fleiß ihre Lage zu verbessern, suchen aber ebenso sehr ihre Lebensgenüsse möglichst zu erhöhen, zu vermehren, und so ist es dann nichts Seltenes,

einem Bauern drei Gerichte zu seiner Arbeit auf das Feld bringen zu sehen. Freundlich und mittheilsam läßt er gerne andere an seinem Wohle, das heißt, bei ihm an seinem Mahle Antheil nehmen, weiß ihm aber immerfort bemerklich zu machen, welcher Ehre und welcher Wohlthat er gewürdigt wird; denn Hochmuth auf seine Reichthümer, welche er für das Wichtigste der Welt anzusehen geneigt ist, bildet einen Hauptkarakterzug des Unterländers. Damit stimmt schlecht zusammen eine Art von Bettelei, welche von jeder jungen Braut am Hochzeittage getrieben wird, indem dieselbe sich vor ihrem Hause niederläßt, eine große Schüssel auf ihren Schoß setzt, und von allen Gästen, auch wohl von andern Vorübergehenden, eine Kontribution einsammelt. Es gibt ihr Jedermann zwei Küsse, und wirft in das Becken ein Geldgeschenk, so groß, wie es seine Kräfte erlauben. Dieses gehört zur Aussteuer der jungen Frau, und seibst von wohlhabenden jungen Leuten wird die Sitte nicht vernachläßigt. Eigenthümlich ist ein Spiel, welches die jungen Leute aus der Johannes-Straße zu Karkassone alljährlich spielen. Am ersten Sonntage des Dezembers begeben sie sich in solenner Prozession vor das Thor, bewaffnet mit Aexten und Beilen, um den Roitelet (Zaunkönig) zu jagen, einen kleinen Vogel, der in den niedern Gebüschen der Bäche und Flüsse nistet. Diese werden daher mit wilder Hand niedergehauen, und der Glückliche, der zuerst ein solches Thierchen fängt, heißt der König. Unter dem Schalle aller möglichen Instrumente zieht er nun in die Stadt; er wählt daselbst seine Behörden, Offiziere und Adjutanten und alle Hofchargen. Am letzten Tage des Jahres begiebt er sich mit diesen, nach Möglichkeit prachvoll gekleidet, um der Ehre, Begleiter des Königs zu werden, würdig zu erscheinen, im großen Cortége nach der Kathedralkirche. Hier läßt er sich auf dem vornehmsten Platze nieder, umringt von seinem ganzen Gefolge, ein förmliches Hochamt, eine große Messe wird ihm zu Ehren gehalten, und er genießt aller Ehre eines wirklichen Königs, hat auch eine förmliche Leibgarde, die seinen Sitz umgibt, und dünkt sich nicht wenig zu sein, obgleich sein Reich bald ein Ende hat, denn nach der Messe wird der bis dahin sorgfältig bewahrte Zaunkönig auf einer hohen Stange befestigt, mit Eichenlaub und mit Mistel geschmückt, vor dem Könige hergetragen; er begiebt sich mit seinem ganzen Gefolge von Garden, Adjutanten und Hofchargen zum Bischofe, zum Präfekten, wird von denselben mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, präsentirt ihnen ein Becken, bestimmt die Geschenke aufzunehmen, welche die Kosten eines fröhlichen Mahles decken sollen, und begiebt sich dann sammt allen denjenigen, welche ihm den Roitelet suchen halfen, an den Ort, welcher zu ihrer letzten Zusammenkunft bestimmt ist. Mit eingenommenem Mahle hat seine Herrlichkeit, hat sein 4wöchentliches Reich ein Ende, und alles kehrt

bis zum ersten Sonntage des Dezembers folgenden Jahres in seine alte Ordnung zurück. Aus dem Eichen- und Mistel-Laube glaubt man auf einen druidischen Ursprung dieses Festes schließen zu dürfen.

Noch wären zu betrachten die Strand-Bewohner, eine, fast möchte man sagen, eigenthümliche Menschenrasse, welche den größten Theil ihres Lebens, nicht wie andere Seeleute, auf-, sondern in dem Wasser zubringen. Es sind Fischer, welche mit Handnetzen am Strande umhergehen, um zu fangen, was sie in den seichten Gewässern erlangen können. Hier sieht man Jünglinge, Knaben, Mägdchen und Frauen, junge und alternde Männer, bis auf wenige Lumpen, beinahe ganz nackt umhergehen, und die Makrelen, die Aale, die Lachse, aus den salzigen Strandseen oder die Austern von den felsigen Ufern des Meeres zu sammeln. Doch, was man nicht glauben sollte, es führt diese große Ungenirtheit beinahe niemals zu Unziemlichkeiten, und wenn ein junges Paar Gefallen an einander findet, so ist fast immer eine rechtmäßige Ehe das Ziel ihrer Wünsche, ihrer Anstrengungen; ohne Eide und ohne schriftliche Versprechungen sind ein paar freundliche Blicke genug, den neuen Bund zu besiegeln. Das Mägdchen beginnt alsdann für ihre Aussteuer zu sorgen, und wenn ein Paar Kleider und ein Bett erarbeitet sind, so kann die Hochzeit vor sich gehen.

Man wirft dem Deutschen vor, er kenne keine andere Freuden als die der Tafel, und Schiller läßt seinen Wallenstein sagen: „dieß Geschlecht kann sich nicht anders freuen, als bei Tisch.“ Es scheint jedoch nicht bloß bei den Deutschen so zu sein, auch die Franzosen feiern ihre Taufen und ihre Hochzeiten sogut, wie ihre Begräbnisse, mit einem großen Schmause. In diesem Departement geht das Leichengefolge nicht paarweise, sondern es marschirt jeder einzeln hinter dem andern her. Nach der Rückkehr von dem Kirchhofe wäscht sich, vor dem Eintritte in das Leichenhaus, ein jeder die Hände, und nunmehr setzt man sich fröhlich zu Tische, und hat des Todten ganz vergessen. Nur wenn einer der Begleiter aus Versehen oder aus Unwissenheit das Licht auslöscht, welches bei der Leiche gebrannt hat, tritt große Bestürzung ein, man glaubt, es müsse, der dieses gethan, sterben, und gewöhnlich kann man von einem sochen Menschen sagen, „aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben.“

---

* Carcassonne, Hauptort des Departements, liegt an der Aude und zählt 17.500 Einwohner; es besteht aus zwei Theilen, der alten und der neuen Stadt, welche durch den Fluß getrennt sind. Die alte Stadt liegt

auf dem Gipfel eines Hügels, auf dem rechten Ufer; sie ist mit doppelten Mauern und starken Thürmen versehen, doch ist sie nur — wenn schon die Hauptstadt — der Sitz der Armuth. Ihre abscheulichen, finstern, engen und höchst schmutzigen Straßen bieten ein lebendiges Bild entsetzlicher südländischer Unfläthigkeit, doch ist sie merkwürdig als eine von den gothischen Städten Frankreichs, welche noch am besten erhalten sind. Ihre hohen Mauern, ihr Alles überragendes Kastell, nach Art der Bastille gebaut, ihre zinnengekrönten, runden oder eckigen Befestigungs-Thürme, von denen man glauben könnte, Montalembert habe sie zum Muster seiner kasemattirten Kanonenkegel genommen, geben der Stadt von Ferne ein höchst malerisches und alterthümliches Ansehen. Die neue Stadt hängt durch eine schöne Brücke von zehn Bogen mit der alten zusammen, auch sie war befestigt, doch sind an die Stelle von Wall und Graben herrliche Gärten, Boulevards und Baumpflanzungen getreten. Dieser Theil der Stadt besteht aus acht Hauptstraßen, welche gut angelegt, sich rechtwinkelig durchschneiden, die Plätze sind mit schönen Fontainen geziert; doch gibt es wenige bedeutende Gebäude, und es scheint allein die alte gothische Kirche und die Kavallerickaserne, welche ein ganzes Regiment faßt, bemerkenswerth.

Castelnaudary, eine alte Stadt am Kanale des Südens, zählt 10.000 Einwohner. Der Kanal bildet hier ein großes prächtiges Bassin von schönen Quais und von großen Magazinen umgeben. Auf der einen Seite derselben befindet sich die öffentliche Promenade, welche eine schöne Aussicht auf die Stadt und die im Hintergrunde liegenden Pirenäen bietet. Auch dieser Ort ist von Außen schöner als von Innen. Ein Paar Kirchen sind allein bemerkenswerth.

Limoux, auf dem linken Ufer der Aude, in einem fruchtbaren Thale gelegen, zählt 6.500 Einwohner, ist freundlich gebaut, hat hübsche Straßen und Häuser, und eine sehr schöne Kathedralkirche im reinsten gothischen Stile.

Narbonne, Hauptort des Arrondissements, am Kanale von Robine, zählt 10.300 Einwohner, hat jedoch jetzt, mit Ausnahme der Hauptkirche, wenige oder gar keine schöne Gebäude. Diese aber gehört zu den prächtigsten Denkmalen gothischer Baukunst. Der Erzbischöfliche Palast, an einen mächtigen viereckigen Thurm gelehnt, steht mitten in der Stadt, welche er ganz beherrscht. In der Geschichte spielt diese Stadt eine sehr große Rolle. Schon von den Zeiten der Römer als Hauptstadt der Provinz Gallia Narbonensis bekannt, war sie es späterhin nicht minder in den bürgerlichen und Religionskriegen, welche Frankreich zerrütteten. Jetzt hat sie ihre ehemalige Wichtigkeit beinahe gänzlich verloren.

XLV.

Departement der Gironde.

Es ist das größte Departement von ganz Frankreich, besteht aus einem Theile von der ehemaligen Provinz Guienne und dem Bordelais, umfaßt eine Oberfläche von 200 Quadr. Meilen und hat auf derselben eine Bevölkerung von 560.000 Menschen, welche jährlich 1.350 Soldaten zum Heere stellen. Es ernennt 9 Deputirte, ist also in 9 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Bordeaux (3 für die Stadt und 1 für das Arrondissement), Bazas, Blaye-Lesfarre, Libourne und La Réole.

Traurig und düster bietet der größte Theil dieses Departements nichts als flache Küstenstriche und magere Viehwaiden dar; unbrauchbar für jede Kultur liegen sie seit Jahrtausenden unbenutzt, nur ein geringer Raum, in der Nähe der Flüsse, zeigt grünende Ebenen, freundliche Thäler, mit Reben bepflanzte Hügel. Zwei schöne Flüsse; die Garonne und die Dordogne, welche sich bei Saint-Jacques zur breiten Gironde vereinigen, bewässern das Land, und geben demselben hier, wo sich alles zusammendrängt, den Anstrich einer ungemein großen und regen Bevölkerung. Fern davon wird dieses sehr mager, nackter Meersand, vom Winde immerfort bewegte Dünen, sumpfige, böse Dünste aushauchende Moräste oder auf andern Stellen schwarze Föhren- und Tannenwälder, im Sommer beinahe verbrennend, im Winter kaum dem Froste trotzend; nicht soviel Nahrung bietend, um die dürftig genährten, von dem Departemente der Heiden herüberkommenden Schafe zu füttern — ist natürlich auch die Bewohnerzahl höchst auffallend gering, und wenn nicht im Mittelpunkte dieser Provinz eine mächtige reiche Handelsstadt läge, so würde die Provinz wohl kaum bevölkert zu nennen sein, denn es

kommen in diesem schlechten Landstriche höchstens 30 Bewohner auf die Quadratmeile, was beinahe beispiellos ist.

Die Naturprodukte sind, in Folge dieser üblen Verhältnisse, sehr dürftig. Man hat zwar Baumwolle und Oliven gepflanzt, allein die Stürme, die Winterkälte, thun diesen Gewächsen so bedeutenden Schaden, daß an einen Anbau derselben im Großen gar nicht zu denken ist.

Treffliche Weine, von großem Feuer, werden in den Flußthälern und an den Abhängen der Hügel, welche das Land durchschneiden, gebaut. Man behauptet, daß nirgends, in ganz Frankreich, der Weinbau einen solchen Grad von Vollkommenheit erlangt habe, daß nirgends die Bearbeitung desselben so vollkommen rationell betrieben werde, auch ist in der That bekannt, daß die Bordeaux-Weine, sowohl weiße als rothe, von einer ungemeinen Güte sind. Die Weinberge sollen dem Lande einen jährlichen Ertrag von 50 Millionen Franken liefern. Dort liegen die Orte: Medoc, Estefe, Blanquefort, Chauteau margaux, Chateau la fitte und Latour, welche jedem Weintrinker wohl bekannt sind; dort sieht man die köstlichen rothen Gravesweine, welche zu der ersten Klasse von Bordeaux-Weinen gehören; dort wachsen Dulammond, Cartonnieux und Saint-Bries, ferner die Sauterne-Weine, Haut-Preignac, Beauvin und Barsac, welche alle höchst vorzügliche Gewächse sind, von Weinkennern außerordentlich geschätzt werden, und weit in Europa, ja selbst in Amerika umherkommen.

Rechnet man diesen höchst wichtigen Kulturzweig ab, so ist alles Uebrige von sehr geringer Bedeutung; es wird etwas Mais, es wird in den östlicheren Theilen der Provinz auch gutes Obst, es wird in den dem Meere näher gelegenen Gegenden Haber und Gerste gebaut, doch alles dieses nur zur höchsten Nothdurft, das Land selbst muß davon vieles zur See außerhalb von Amerika oder von den entfernteren französischen Provinzen kommen lassen. Dieses entfernter scheint etwas paradox, ist es aber nicht, sobald man bedenkt, daß man von dem Hafen von Bordeaux Amerika binnen 14 Tagen (mit dem Dampfschiffe) erreichen kann, während die Transporte aus dem Innern des Landes sowohl auf Flüssen als auf der Achse an Zeit das sechsfache fordern; auch Segelschiffe kommen in günstigen Fällen von der französischen Küste nach dem südlichen Theile von Nordamerika in drei Wochen.

Das Thierreich würde ganz vernachläßigt erscheinen, denn Pferde, Rinder, Schafe sind nur von der schlechtesten Rasse vorhanden, wenn nicht die See einen außerordentlichen Reichthum von verschiedenen Thieren darböte; dieser ist aber so groß, wie man denselben beinahe nirgends mehr findet. Der Busen von Biskaya ist überhaupt äußerst fischreich, und um die Mündung der Gironde scheint sich noch überdieß alles zu drän-

gen, was sich dort vorfindet. Berühmt sind unter Anderem die großen Austernbänke, welche dort eine ungewöhnlich reiche Beute liefern.

Auch das Mineralreich ist sehr dürftig bestellt. Es gibt zwar vier Hochöfen in der Provinz, doch werden sie nicht mit Erzen gespeist, welche hier gegraben sind, sondern müssen von den Pirenäen her damit versorgt werden.

Zu den Naturmerkwürdigkeiten gehört vorzugsweise eine, die den armen Bewohnern der Flußufer oft großen Schrecken und ungemeinen Schaden verursacht: das ist die Springfluth, welche unter dem Namen des Mascaret bekannt ist. Sie erscheint bei Bordeaux in dem Flusse Dordogne, welcher sich auch aus den Bächen Door und Dogne bildet. Im Sommer bei niederem Wasserstande sieht man plötzlich in dem Flusse das Wasser sich breit und hoch erheben, je nach der Stärke der Erscheinung steigt es auf 6 bis 8, steigt es auf 20 bis 30 Fuß, hat in wenigen Minuten sein Maximum erreicht, und eilt nun mit reißender Geschwindigkeit rückwärts den Strom hinan, und zwar so unglaublich geschwinde, daß ein Reiter im schnellsten Traben nicht im Stande ist, gleichen Schritt mit dieser Wassermasse zu halten, das Volk nennt die Erscheinung Wasserratte; Maskaret ist der plattfranzösische Name. Man eilt von allen Seiten herbei, um dieses Wunder anzuschauen; die Schiffer suchen die Schnäbel ihrer Schiffe gegen die den Strom hinauflaufende Barre zu kehren, weil dieselben sonst umgeworfen würden. Aber entsetzt flieht alles, wenn diese Naturerscheinung in ihrer größten Stärke auftritt. Die ungeheure Welle überragt mit vorne übergebeugtem, schwankendem, drohendem Haupte die beiden Ufer, stürzt sich mit Gewalt gegen die Dämme, und verwüstet auf große Entfernungen die benachbarten Ländereien; man begreift nicht, wo in dem magern halbausgetrockneten Flüßchen die ungeheure Wassermasse herkommt, höchst wahrscheinlich ist es eine Meereswelle, die Fluht wird vom Winde aufwärts getrieben. In der meilenbreiten Gironde weniger bemerklich, steigt sie, eingeschränkt durch die sich nähernden Ufer immer höher, bis endlich die Garonne in einem Winkel abspringt, und die ganze Wassermasse der viel kleineren aber gerade fortlaufenden Dordogne zuweist. In dieser, auf den sechsten Theil der früheren Breite zusammengedrängt, muß sich ihr Wasser auf das Sechsfache erhöhen, und kann alsdann natürlich in den niederen Ufern nicht mehr Raum finden. Die Wahrscheinlichkeit dieser Hipothese ergibt sich daraus, daß bei hohem Wasserstande die Erscheinung niemals Statt findet, indem alsdann die vereinigten Flüsse Kraft genug haben, um die Welle zurückzudringen; ferner daraus, daß sie nur bei Westwind eintritt, welcher das Meerwasser in den Fluß drängt, während dagegen der Ostwind das Flußwasser dem Meere zuführt. Ganz ähnliche Erscheinungen

bieten andere Flüsse, wie die Seine, die Elbe, die Newa, dar; bekannt ist die furchtbare Gewalt, mit welcher die mächtige Sturmfluth im Jahre 1824 in Petersburg gewüthet hat. Auch andere Welttheile sind Zeugen ähnlicher Naturerscheinungen: der Amazonenstrom zeigt dieselbe in erhöhtem Maße, nur mit dem Unterschiede, daß nicht der Westwind, sondern der Ostwind es ist, welcher sie herbeiführt, indem die Mündung dieses Flusses sich nach Osten öffnet, mithin sich zugleich der sich heranwälzenden Fluth und dem sie befördernden Winde zugänglich zeigt, auch der Nil und Ganges zeigen dasselbe Beispiel.

Man nennt die Bewohner der Städte lebhaft, leidenschaftlich, dem Vergnügen ergeben, spekulativ, mehr wagend als hundert andere, den Gewinn über Alles schätzend, und darum nicht selten zum Geize geneigt scheinend, man nennt sie aber auch leicht erregbar, wie sie selbst sagen, gute Patrioten, d. h. immerfort etwas anders, wenn auch nichts besseres suchend, als was da besteht, dabei erkennt man in ihnen die Großstädtler auf den ersten Blick: Feinheit im äußern Benehmen macht, daß man sich von den Kaufleuten nicht mit solchem Widerwillen betrügen läßt, als an andern Orten, wo die Gemeinheit, wo die Absichtlichkeit zu sehr durchblickt. Obwohl dieses ihre guten Sitten sehr verdunkelt, so ist doch Freiheit und Feinheit im äußern Benehmen immer hervorstechend genug, um sie als liebenswürdige Leute zu karakterisiren.

Die Landleute scheinen den bessern Theil dieser Eigenschaften erhalten zu haben, Artigkeit im äußeren Benehmen verläugnet sich nirgends, sie sind äußerst anhänglich an ihr Haus, an ihr Dorf, verlassen dasselbe auch nur gezwungen und ungern; die Bewohner der Flußgegenden aber, immerfort mit Fischerei beschäftigt, immerfort auf die Fremde angewiesen, machen sich weniger daraus, von Hause fortzugehen, entweder auf den Schiffen der großen Handelsleute zu dienen, oder als Matrosen und Seesoldaten in die königliche Marine einzutreten; nicht selten findet man sie sogar in außereuropäischem Dienste, vorzugsweise auf amerikanischen Schiffen. Große Verbrechen sind selten, das gutmüthige Volk scheint derselben kaum fähig; die Liebe aber verleitet sie häufig zu mancherlei Fehltritten, und die Populationslisten ergeben eine unverhältnißmäßig große Menge unehelicher Geburten, welche selbst nach dem Geständnisse der Franzosen nicht allein auf die Rechnung von Bordeaux geschoben werden können.

Die dürftigen Bewohner der Haiden scheinen ein beklagenswerthes Loos zu haben, wenn auch nicht gerade so elend, wie wir sie deßhalb glauben, weil sie unsere Bedürfnisse nicht haben, was vielleicht mehr ein Glück als ein Unglück ist, sind sie doch einer Menge Uebeln und Entbehrungen ausgesetzt, welche ihre drückende Lage fühlbar genug machen. Bedeckt mit Lumpen, mit Thierfellen, welche

im Sommer zu schwer, im Winter nicht wärmend genug sind, befinden sie sich stets in einer — der Gesundheit des Körpers nicht zuträglichen Lage. Ihre Nahrungsmittel sind höchst schlecht und dürftig, selbst der reiche Heerdenbesitzer ist hievon nicht ausgenommen; Hafer- oder Gerstenbrod ist beinahe der höchste ihrer Genüsse, und sehr zufrieden würden sie sich fühlen, wenn sie dessen immer zur Genüge hätten. Sie sind zwar, wenn man so sagen will, reich, ausgedehnt sind ihre Ländereien, Heerden von vielen Tausenden waiden darauf, allein der Absatzweg, den sie für das Vieh haben, ist so schwierig, daß auf dem Marsche, nach dem Orte des Verkaufes ein großer Theil des Gewinnes für die Zehrung verloren geht, sie warten daher lieber, bis Händler zu ihnen kommen, und ihnen einen Theil ihrer Heerden abnehmen; diese Händler aber geben so wenig, daß sie sich doch niemals aus dem Stande bitterer Dürftigkeit herausreißen können, und in dieser Hinsicht mit den spanischen Heerdenbesitzern in den Pampas von Buenos Aires zu vergleichen sind, welche nicht selten 200.000 Stücke wilde Stiere und Kühe ihr Eigenthum nennen und wohl ebensoviele Pferde besitzen, und doch der heiligen Jungfrau danken, wenn sie ihnen einen reisenden Europäer zuschickt, der ihnen aus seinem Vorrathe eine Handvoll Paraguay-Thee schenkt, der ihnen einen Schluck aus seiner Korbflasche erlaubt.

Eine ernste, fast düstere Natur, deren Anblick niemals wechselt, ein ewiges betäubendes Einerlei, läßt sie nicht zu freudigen Gefühlen kommen. Die Genüsse, welche ein glückliches Klima, eine heitere Umgebung gewähren können, sind ihnen unbekannt, ihre Gemüthsstimmung ist daher äußerst ernst. Unterricht, große Gelehrsamkeit beschwert sie niemals, es giebt vielleicht gar keine Schulen in ihren Gegenden; die Sitten sind zum Theile von einer patriarchalischen Einfachheit, welche uns zwar sehr schön scheint, welche jedoch mit einem großen Grade von Rohheit verbunden ist. Ein Augenzeuge, de Caila, erzählt hievon Folgendes: An einem Sonntage, in einem der Dörfer sich aufhaltend, bemerkte er, daß gleich nach der Messe, die Kirchgänger unmittelbar vor der Kirche einen großen Kreis bildeten, um zu tanzen, die Männer ließen sich auf ihre Fersen nieder, und gaben die Zuschauer ab, die jungen Leute tanzten in der Mitte dieses Kreises in sehr burleskem Tanze, der in abscheulichen Arm- und Beinverdrehungen bestand. Der Geistliche sagte zu dem Fremden, es werde noch heute einige Hochzeiten geben; auf die Frage, woran er dieß bemerkte, erinnerte jener: sie drücken sich die Hände. Bald darauf hörte der Schäfer, welcher ohne Ritmus und Tonfolge auf einem mächtigen Kuhhorn abscheulich schön zum Tanze gespielt hatte, auf, und nun sprangen die Paare, welche sich die Hände gedrückt hatten, jauchzend und schreiend hervor, betrachteten sich einige Augenblicke gegenseitig, erklärten,

daß sie einander heirathen wollen, giengen zu den beiderseitigen Aeltern, um ihnen den Entschluß zu eröffnen, und auf die sogleich gegebene Einwilligung ward der Dorfnotar und der Pfarrer herbeigerufen, ein und derselbe Tag war Zeuge der entstehenden Liebe, der Liebeserklärung, des Verlöbnisses, der Trauung und der Hochzeitfeier. Mit weniger Umständen und mit geringerem Aufwande von Zärtlichkeit und schönen Redensarten kann wohl kaum unter den Eskimos eine Ehe eingeleitet und geschlossen werden. Der Ausdruck dafür ist auch sehr bezeichnend, sie wollen nicht heirathen, sie wollen „ihre Heerden zusammenthun."

Die Sprache in den Städten, namentlich in Bordeaux ist französisch, doch mit einem scharfen gascognischen Akzent.

Bordeaux, Hauptort des Departements, liegt an der Garonne, deren linkes Ufer sie in einer großen Krümmung, von Süden nach Norden sich dehnend, einnimmt. Der Ort zählt über 100.000 Einwohner, ist sehr alt, und gehört seit undenklichen Zeiten zu den größten und berühmtesten Häfen Frankreichs. Es ist unbekannt, in welchem Jahr das alte Burdegala entstand, man glaubt ungefähr die Zeit annehmen zu dürfen, in welcher Cäsar nach Gallien kam und die einzelnen Völker dieses Landes vor sich her in die Flucht trieb. Düstere Wälder mochten damals den Ort umgeben, an welchem in Sümpfen und Moorgründen eine blühende Völkerschaft eine Zufluchtsstätte suchte. Eine Stadt wurde gegründet, so unregelmäßig, als nur immer möglich, sie bestand in dieser Form mehre Jahrhunderte, bis die Römer auch jene Wälder durchdrangen, die Stadt eroberten und zerstörten; bald aber, bewogen durch die günstige Lage, an einem tiefen fischreichen, in das nahe Meer mündenden Flusse, die zerstörte Stadt wieder aufbauten, und zwar nach einem regelmäßigeren und besseren Plane, als der früher befolgte. Mit Wall und Graben und mit starken Mauern umgeben, bildete die Stadt damals einen sehr wichtigen, militärischen Stützpunkt. Mit dem Verfall des römischen Reichs sank auch die Macht desselben in den Provinzen. Alarich hielt dort vom Jahre 402 seinen Hof, Clodwig vertrieb ihn im Jahre 409, im Jahre 730 nahmen die Sarazenen, im Jahre 840 die Normannen, die Stadt ein; dann ward sie von den Gascognern, zuletzt von den Engländern erobert und der schwarze Prinz, Sohn Eduards III. machte sich zum Herrn der Stadt und der ganzen Guienne. Richard II. ward 1366 daselbst geboren. Es ist begreiflich, daß diese Eroberungen

und Wieder-Eroberungen die Stadt nicht zu einem gehörigen Wachsthume, nicht zur gehörigen Entfaltung ihrer Blühte kommen lassen konnten. Erst hundert Jahre später, als die muthige Johanna d'Arc Frankreich wieder an seinen rechtmäßigen Herrn, an den Schwächling Karl VII. brachte, fieng der Ort an, sich zu erheben.

Die erste Umgürtung der Stadt, welche durch die Römer gezogen worden war, wurde durch die Barbaren zerstört, durch die Herzoge von Guienne aber wieder nach dem alten Plane aufgebaut. Das Innere der Stadt war auf eine beispiellose Weise vernachläßigt, wo möglich waren die Straßen noch schmutziger, noch finsterer, und der Aufenthalt in denselben noch ungesünder als in andern Städten Frankreichs, erst spät kam man zu der Erkenntniß dieses Uebels, das durch die hohen mit Thürmen gespickten Mauern noch vermehrt wurde. Erst vor dem Jahre 1743 begann die Verschönerung der Stadt. Um nach und nach einen Plan hineinzubringen, zog man weit außerhalb des Umkreises des bestehenden Ortes eine neue Linie, nach welcher sich in Zukunft die Bauten im Innern der Stadt richten sollten. Die alten Festungswerke fielen, neue Straßen entstanden, öffentliche Plätze wurden angelegt, und wie viel Schwierigkeiten sich auch darboten, es ward doch die Stadt um ein Bedeutendes erweitert, verschönert, gereinigt, so daß sie jetzt in mancher Hinsicht mit Paris rivalisiren kann.

Die Stadt dehnt sich längs der Garonne auf eine Meile Länge aus. Wenn die Quais sonst der ungesundeste und abscheulichste Aufenthalt waren, wenn man durch den Koth, der sie bedeckte, nicht dringen, wenn selbst die Schiffer daran nicht landen konnten; so sind sie jetzt die Zierden der Stadt, sie sind breit, offen, reinlich gehalten, sind geschmückt mit den prächtigsten Privathäusern und mit vielen ungemein schönen öffentlichen Bauten. Den Schiffern ist für die Ausladung ihrer Waaren unmittelbar am Flusse die größte Bequemlichkeit geboten, die Fußgänger aber werden weder durch den abscheulichen Geruch des Thranes, des Oeles, des Theers, noch durch den widerwärtigen Anblick der Thierfelle und anderer Gegenstände des Handels, welche den Sinn des Gesichts und Geruchs beleidigen, incommodirt. Große Schiffe, mit den Schätzen fremder Welttheile beladen, landen an, eine belobte Menge von Käufern und Verkäufern, von Matrosen und Soldaten, von Fremden jeder Nation und jeden Standes, da beinahe alle Völker ihre Repräsentanten hieher senden, drängt sich in bunter Mannigfaltigkeit durch einander.

Der Hafen (wohl nur uneigentlich so genannt, indem man sich darunter noch gewöhnlich ein Meeresbecken denkt) wird von dem Flusse selbst gebildet, und liegt 22 Lieues vom Ozean entfernt, hat jedoch eine außerordentliche Tiefe, indem er bei hohem Meere 27 Fuß, bei der Ebbe

aber doch noch 16 Fuß mißt, was immer genug genannt werden kann, wenn nur Kauffahrteischiffe denselben besuchen sollen; denn selbst bei dem niedrigsten Wasserstande zur Ebbe-Zeit und im Hochsommer können Schiffe mit 600 Tonnen Ladung, ohne Gefahr den Boden zu berühren, einlaufen. Der Raum ist so groß, daß 1.200 Schiffe Platz haben, ein wunderbar schönes Schauspiel ist es, auf der einen Seite einen Wald von 4.000 Masten, auf der andern die schönsten Gebäude, die prachtvollsten Plätze und mitten in diesem Masten-Gewimmel die herrlichste Brücke, die den Hafen in einer Länge von 1.500 Fuß und in einer Breite von 45 überspannt zu sehen. Sie übertrifft mit ihren 17 prächtigen Bogen von 75 Fuß Oeffnung die mehrsten anderen Brücken um mehre 100 Fuß Länge. Sie ist 120 Fuß länger als die von Dresden, 160 Fuß länger als die bei Tours über die Loire, 340 Fuß länger als die Waterloo-Brücke über die Themse in London, hat 6 1/2 Millionen Franken und ungeheure Arbeiten gekostet, und ist eines derjenigen Meisterwerke der Baukunst, welche an Größe und Nutzbarkeit wenig ihres Gleichen auf der Erde haben. Die Konstruktion derselben ist überdieß noch äußerst sinnreich, denn so schwer die äußere Masse scheint, so leicht ist sie doch im Ganzen gebaut. Unter den Trottoirs laufen Kanäle, durch welche man wie durch eine Wasserleitung die Stadt von dem rechten Ufer aus mit Wasser versehen kann. Unter dem Fahrwege aber läuft eine große Gallerie, vermöge deren man zu den Bogen selbst gelangen kann, um diese nöthigenfalls zu repariren, ohne daß dadurch der Lauf der Wagen unterbrochen wird.

Die Stadt hat 630 Straßen und 90 Durchgänge. Die schönste derselben heißt: Chapeau-Rouge, sie beginnt bei der Straße Richelle am Hafen; von da bis zum Theater, scheint sie mehr ein Platz als eine Straße zu sein, und die Häuser, welche an derselben stehen, würden auch den größten Platz zieren; vom Theater an wird sie schmal, geht aber in gerader Linie fort bis zum andern Ende der Stadt, welches sie in zwei beinahe ganz gleiche Theile theilt. Noch länger ist die Straße Saint Jean, welche von dem Platze Rodisse über den Platz von Aquitanien an dem Kapuzinerplatze und an dem Hospital der Inkurablen, so wie an den großen Schlachthäusern vorbeiführt. Eine dritte Straße fängt von eben demselben Platze Rodisse an, bildet mit der vorgenannten einen rechten Winkel, läuft über den Platz Dauphiné, über den Platz Tourny, bei den großen öffentlichen Gärten vorbei, und hängt zuletzt mit dem Chemin du Roi zusammen. Hat man diese gesehen, so kennt man das schönste, was die Stadt an Straßen aufzuweisen hat. Unter den Plätzen nimmt der Filipps I. den vornehmsten Rang ein. Er hat eine Ausdehnung, groß genug, um selbst eine kleine Stadt zu fassen, ist ganz mit prächtigen Baumreihen besetzt, stößt auf einer Seite auf den Quai Lud-

wigs XVIII. und nimmt auf seinen übrigen drei Seiten 16 Straßen auf. Durch den Cours XXX Juillet (Cours heißen alle die Straßen, welche sehr breit, mit Baumreihen auf beiden Seiten besetzt und Promenaden bilden), hängt derselbe mit den öffentlichen Gärten zusammen, einem eben so großen, doch unregelmäßigen Platze, welcher gleichfalls ganz mit Bäumen bepflanzt ist, auf welchen 20 Straßen münden.

Bordeaux hat mehre sehr geschmackvolle Paläste, unter denen die bischöfliche Residenz, welche Napoleon in einen Kaiser-Palast umschuf, sich besonders auszeichnet, die Börse, die Duane, das Rathhaus und der Justizpalast, die Kirchen und die Hospitäler, die Museen, die Theater sind außerordentlich schön, zu bedauern ist allein, daß die mehrsten dieser Prachtbauten entweder auf einem kleinen Raume versteckt, keinen vortheilhaften Anblick gewähren, oder gar im Innern eines undurchdringlichen Häuser-Konglomerats liegen, welches ihre nähere Betrachtung ganz und gar hemmt. Noch ein anderer Misbrauch besteht in dem Anbau von Hütten und Häusern an solche Monumente älterer und neuerer Kunst, ja in dem Gebrauche der unteren Geschoße zu Zwecken, für welches die Häuser ursprünglich durchaus nicht bestimmt waren. Der kaiserliche, jetzt wieder königliche Palast hat unter andern, gleich dem Palais Royal in Paris, im Parterre gedrängte Reihen von Kaufläden aller Art, welche des Gebäudes unwürdig sind, und keineswegs zur Verschönerung desselben beitragen. Zu den Zierden der Stadt gehören auch noch die öffentlichen Badehäuser, zwei Gebäude, von regelmäßig viereckiger Form, jede Seite von 100 Fuß Länge. Sie bestehen aus einem erhöhten Sousterrain, einem Parterre, einer Bel-Etage und einer Attike, über welches sich ein plattes Dach, mit Orangen-Bäumen geziert, ausdehnt, von dem man eine herrliche Aussicht über den ganzen Lauf der Garonne, über die Dörfer und die schönen Landhäuser, welche längs derselben liegen genießt. Außer den gewöhnlichen Wanne-Bäder, welche man hier nehmen kann, enthält jedes Haus noch ein großes Bassin, welches ungefähr 1.000 Tonnen Wasser faßt, worin man sich frei bewegen, worin man schwimmen kann.

Bordeaux hat eine sogenannte Akademie, d. h. eine Universität mit einer, der theologischen, Fakultät, es hat eine öffentliche Bibliothek von 100.000 Bänden, ein Museum, ein Taubstummen-Institut, mehre Schiffahrts- und Handelsschulen, eine wissenschaftliche Gesellschaft, welche sich nach Limnée nennt. Unter den Wohlthätigkeits-Anstalten zeichnet sich ganz besonders das Irrenhaus aus, die Wahnsinnigen werden hier von mitleidigen Frauen, von den Soeurs de la Charité gepflegt; das Haus umfaßt mehre Höfe, welche alle mit großen Bäumen bepflanzt sind. Jeder Kranke hat dort zur ebenen Erde ein kleines freundliches Zimmer, die Gärten dienen zum Spazierengehen, beinahe alle Kranke dürfen darin

frei umherwandeln, nur über sehr Wenige übt man strenge Aufsicht, keiner wird gebunden, keiner wird gemartert, mit Tropfbädern, mit Drill-Maschinen, mit Zwangsjacken oder gar mit Ketten regalirt, selbst Leute, die man als völlig rasend, gefesselt, dorthin brachte, sind in Kurzem von ihren Ketten befreit worden, und zwar glaubt man, so mächtig durch die Gewalt der Musik zu wirken, welche täglich in diesem Hause geübt wird, theils von den edlen Schwestern, die sich dem beschwerlichen Geschäfte der Wartung und Pflege jener Unglücklichen unterzogen haben, theils von den Kranken selbst, die entweder, sobald sie dessen fähig sind, Unterricht in der Musik erhalten, oder das von dieser Kunst anwenden, was sie schon früher in glücklichern, gesunden Tagen gelernt. Es soll eine zauberische Gewalt sein, welche die Musik auf die Kranken ausübt, und selbst die am wildesten Tobenden sollen durch die Macht der Töne, sollen durch eine rührende Stimme bezwungen werden; man möchte fragen, ob kein Irrenarzt davon weiß, ob man noch nirgends als dort diese Beobachtung gemacht, es wäre wohl der Mühe werth, darüber möglichst ausgedehnte Versuche anzustellen. In jedem Falle wäre ein solches Mittel willkommener als die entsetzlichen Zwangsmaßregeln, welche man bis jetzt gegen die Unglücklichen in Ausübung bringt.

Aus dem Alterthum sind verschiedene Denkmale übrig, die Trümmer eines Amfitheaters bedecken einen großen Raum, und wahrscheinlich würde der ganze prachtvolle Bau noch bestehen, wenn nicht der Eigennutz in demselben eine bequeme und leicht auszubeutende Quelle für Bausteine gefunden hätte. Außer dem Platze, auf dem es gestanden, und welcher dessen Größe bezeugt, findet man jetzt kaum noch Ruinen, aus denen man den früheren Zweck des Gebäudes zu erkennen vermag. Es vermöchte 15 bis 16.000 Zuschauer zu fassen, war elliptisch gebaut, und maß in seinem größten Durchmesser 420, in seinem kleineren 315 Fuß. Man glaubt, daß seine Entstehung in die Zeit fällt, in welcher die Künste schon im Verfall begriffen waren. Die Bauverständigen behaupten, daß die Verhältnisse dieses Denkmals nicht mehr so vollkommen, so ganz ihrem Zwecke entsprechend seien, als man dergleichen in den früheren Epochen, in denen der höchsten Blühte alter Kunst, zu machen gewußt. Jetzt ist nur noch ein kleiner Theil der Mauern übrig, welche ehemals in fünf konzentrischen Reihen mit vier dazwischen liegenden Gewölben die Arena umgaben, deren größerer Durchmesser 240 Fuß, deren kleinerer aber nur 175 betrug. An den beiden Thoren, welche gleichfalls den Zerstörungen entgangen sind, sieht man, daß der Stil des Ganzen toskanisch gewesen ist. Die übrigen Alterthümer sind fast gänzlich verschwunden. Mehre Tempel, mehre Paläste berühmter Kaiser, sind gänzlich vom Boden verschwunden, so daß man zum Theil die Stelle nicht mehr anzugeben weiß, auf welcher sie gestanden.

Außerhalb der Stadt findet man beinahe noch weniger Ueberbleibsel von der Römerherrschaft als innerhalb derselben, wo sich doch noch einige Bruchstücke und das Andenken an das Vorhandene, erhalten haben.

Bordeaux ist eine mächtige Handelsstadt, welche mit Amerika, Afrika und Asien in ununterbrochener Verbindung steht. Man zählt jährlich 200 der größten Schiffe, welche nach diesen Welttheilen handeln, ohne die kleineren zu zählen, in Summa aber wechseln in dem Hafen von Bordeaux, aus- und eingehend, nahe an 7.000 Schiffe. Es ist bekannt, daß von diesem Hafen zuerst Reisen nach Indien unternommen wurden, und daß Kaufleute von Bordeaux sich sogar in China niedergelassen haben, und dort endlich zur Würde der Mandarinen gelangt sind. Bordeaux empfängt von den andern Welttheilen: Kaffee, Zucker, Pfeffer, Zimmt, Baumwolle, China, Thee, Reis, Farbhölzer, trockene Thierhäute und Hörner; sendet dagen aus: Weine, Branntweine, Essig, Oel, trockene Früchte, Mehl, Leinwand, verarbeitetes Leder und Lederwaaren, Wolle, Bücher, Eisen- und Bleiwaaren, Glas- und Porzellanwaaren, und überhaupt alle Gegenstände der Industrie, in sofern die Kolonien, oder die fremden Welttheile überhaupt, nicht schon durch die Engländer, welche ihre Hand überall im Spiel haben, versorgt sind. Der Aktivhandel der nordischen Staaten bestand hauptsächlich in Eisen und in linnenen Waaren. In Bordeaux aber giebt es sehr viele Leinwand-Fabriken, so wie auch Fabriken von verschiedenen Eisenwaaren, beide in Vergleich mit den nordischen, schlechte Produkte liefernd. Sie konnten die Konkurrenz nicht aushalten, und wußten daher durch mancherlei, eben nicht rühmliche Manipulationen ein Gesetz herbeizuführen, das einem förmlichen Einfuhrverbote auf ein Haar ähnlich sieht, indem die Waaren des Auslandes mit einem so bedeutenden Zolle belegt wurden, daß man in Bordeaux wenig mehr davon kaufte, die Fremden mithin also auch nur noch wenig mehr dahin brachten, und ihr Handel dadurch in nicht geringem Grade beeinträchtigt wurde. Es ist unbegreiflich, warum die übrigen europäischen Mächte gegen dieses Abschließungssistem, welches Frankreich befolgt, keine Repressalien brauchen, man kann sehr gut ohne französische Quincaillerien bestehen, dieses beweist Oesterreich, welches derselben fast gar nicht bedarf, und darum nicht unglücklich genannt werden kann; was aber die Franzosen ohne das gute Geld machen wollten, das für ihre schlechten Waaren allein aus den östlich gelegenen Ländern zu ihnen gelangt, möchte ich wohl wissen. Daß sie selbst dieses einsehen, geht aus der Besorgniß hervor, welche der preußische Zollverein bei ihnen erregt. Sollten denn die übrigen Mächte nicht dasselbe Recht haben, wie Frankreich und England? Sollte man beide nicht zwingen können, von ihrem abscheulichen Prohibitivsisteme abzustehen?

Bazas, Hauptort eines Arrondissements, zählt 4.300 Einwohner, und liegt mitten in einer Ebene auf einem mächtigen Felsen. Der Ort ist sehr alt, doch klein und von geringer Bedeutung und hat wenig Merkwürdiges, denn die alte Kathedrale ist das einzige bedeutende Gebäude. Der römische Dichter Ausonius wurde dort geboren.

Blaye, auf dem rechten Ufer der Gironde, ist Hauptort des Arrondissements und zählt beinahe 4.000 Einwohner. Der Ort war früher sehr stark befestigt, hauptsächlich trugen die weiten Sümpfe dazu bei, welche denselben umgeben; diese aber sind durch Heinrich IV. zum großen Theile ausgetrocknet, bieten jetzt fruchtbare Felder dar, und haben der Zitadelle das Geschäft der Vertheidigung der Stadt allein überlassen. Diese liegt auf einer Erhöhung, und wird die obere Stadt genannt, wiewohl sie nichts von einer Stadt aufweisen kann, auch nur von der Garnison bewohnt wird. Die untere Stadt, ganz nahe am Flusse gelegen, der hier schon eine sehr beträchtliche Breite hat (12.000 Fuß), wird von Kaufleuten, vorzüglich von Weinhändlern bewohnt, und ist die Haupt-Niederlage der Produkte des Departements. Die große Breite des Flusses veranlaßte die französischen Ingenieurs, eine Insel, die in der Mitte desselben liegt, stark zu befestigen. Der Ort ist berühmt geworden durch den Aufenthalt der Herzogin von Berry, welche auf dem Schlosse in Gefangenschaft gehalten, von einer Tochter entbunden wurde, die man nicht legitim nennen konnte.

Lesbarre, ein kleiner Ort auf der Halbinsel, welche von dem Meere und der sehr breiten Gironde gebildet wird. Die Lage ist ungünstig, und die Stadt, obwohl Hauptort des Arrondissements, hat doch kaum 1.000 Einwohner; sie ist weder als Handelsstadt noch in irgend einer andern Art von Bedeutung, auch hat sie kein schönes Gebäude aufzuweisen. Die Früchte und die Thiere, welche auf den guten Waiden genährt werden, bilden den einzigen Erwerbszweig der Bewohner.

Libourne, auf dem rechten Ufer der Dordogne, ist Hauptort des Arrondissements und zählt beinahe 10.000 Einwohner. Die Stadt wurde von Eduard I. König von England im Jahr 1286 eine Viertelmeile von der Stelle gegründet, auf welcher das alte Condate Portus gelegen. Von diesem sind kaum noch Spuren übrig, die neue Stadt aber ist blühend, und erfreut sich einer so schönen und regelmäßigen Bauart, wie nur sehr wenig französische Städte dieselbe aufzuweisen haben. Die Plätze sind schön, die Straßen wohl gebaut, die Häuser freundlich, die Kavallerie-Kaserne groß und geräumig, die Spaziergänge an den Ufern zweier Flüsse (Dordogne und Isle) entzückend schön, die Brücke über den Hauptfluß prachtvoll und bequem, so daß der Eintritt in die Stadt wohl thut, nach-

dem man durch ganz Frankreich nichts als gewissermaßen verkrüppelte Städte gesehen.

La Réole, auf dem rechten Ufer der Garonne, Hauptort eines Arrondissements und zählt 8.300 Einwohner. Das Alterthum dieser Stadt ist sehr bedeutend. Aus den Zeiten des Heidenthums findet man noch Ueberbleibsel in einem alten Tempel, welcher den Namen die große Schule führt (grande ecole). Der Theil der Stadt, welcher Bourg-Neuf heißt, steht auf dem Platze, der sonst der geheiligte, zum Tempel gehörige Wald einnahm. Die Sarazenen erbauten hier ein prachtvolles Schloß, welches von den vier Thürmen, die es umgeben, das Schloß der vier Schwestern genannt wurde, es steht davon noch ein halbzerstörter und ein ganzer Thurm. Unfern der Stadt befindet sich ein Hügel, Lamothe du Mirail, auf diesem befindet sich eine Quelle, deren Wasser sichtbarlich unter dem Einflusse der Ebbe und Fluth steht. Nahe dabei ist auch eine stark inkrustirende Quelle.

Bemerkenswerth ist noch der Leuchtthurm von Cordouan auf einer Felseninsel in der Mündung der Garonne, welcher von Louis de Foix, einem französischen Baumeister, zur Zeit der Regierung Heinrichs II. begonnen und binnen 26 Jahre vollendet wurde. Die Insel, auf welcher er steht, ist nur bei niederem Wasserstande trocken, bei der Fluth hingegen mit Wasser überdeckt und, da sie sehr uneben ist, während des Sturmes höchst gefährlich, weil sich dann die mächtigen Wellen über die zackigen Felsen hinwälzen, schäumend sich daran brechen, so daß ihr Brausen weit hin auf das feste Land hörbar ist. Mit solchen Schwierigkeiten hatte der kühne Baumeister, der es wagen wollte, hier ein den Wogen trotzendes Gebäude hinzustellen, zu kämpfen, doch Muth und Ausdauer besiegten jedes Hinderniß. Ungeheure Kosten wurden zwar gefordert, allein es erhob sich auch bald aus der schäumenden Wassermasse, ein mächtiger Kreis von 414 Fuß Umfang, aus den schwersten Quadern gebaut, der sich immer mehr und mehr verjüngt, und dem Thurme eine schön geschweifte Form verlieh. Die Höhe von 150 Fuß bis zu dem Kranze, oder der Gallerie gab der ganzen Masse ein imposantes Verhältniß, und die 22 Fuß hohe Laterne krönte würdig das Ganze, dessen Aeußeres da, wo die verschiedenen Stockwerke sich, in der Umhüllung abgetheilt, durch reiche Bildhauerarbeit und durch prachtvolle Säulengänge verziert zeigen, einen Begriff von der Schönheit des Innern giebt. Allein wenn in der schweren steinernen Masse, welche Stürmen und Wogen trotzen soll, die gediegene Stärke und Dauerhaftigkeit vorwaltet, so ist der große innere Raum mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Dort findet man mehre Reihen von Sälen und Zimmern übereinander, vorzüglich aber die für

den König bestimmten, mit einem Schimmer, mit einem Prunke überladen, der haarscharf an's Geschmacklose gränzt; dort stehen die ganz vergoldeten Marmorstatuen König Heinrichs II., der das Riesenwerk begann, und König Heinrichs IV., der es vollendete; Wappen, Trofäen, allegorische Gemälde und buntes, krauses, schwer vergoldetes Schnitzwerk bedeckt alle Wände. Unter den großen gewölbten Hallen befindet sich auch eine reich und kostbar verzierte Kapelle, welche ihr Licht durch eine Oeffnung in der Kuppel erhält, und in der sich die Büsten der beiden Könige Ludwig XIV. und XV., sowie des Erbauers befinden.

Nicht eben so kostbar (was wohl das Unzweckmäßigste am ganzen Gebäude ist) sind die Wohnungen der Wächter dieses Leuchtthurms, welche allnächtlich die großen Laternen zu versehen haben. In früheren Zeiten verbrannte man dort vom Abende bis zum Morgen 225 Pfund Steinkohlen in mächtigen Pfannen, jetzt hat man die viel reinlicheren, weiter leuchtenden und minder kostbaren Lampen gewählt.

XLVI.

Das Departement der Haiden (des Landes).

Es besteht aus Theilen der alten Provinzen: Gascogne, Guienne und Béarn, umfaßt 174 □ Meilen und zählt 281.000 Einwohner, welche jährlich 752 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in drei Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Mont de Marsan, Dax und Saint-Sever.

Eine Fortsetzung der Meeresküste von Bordeaux nach Süden hin, bildet dieses Departement zum allergrößten Theile nichts als Sümpfe, dürre Haiden und Fichtenwälder, in denen auf Meilen-Weite und Breite keine Ortschaft zu finden ist, so daß man vorzüglich in dem westlichen Theile genöthigt war, an den Landstraßen Post- und Gasthäuser anzulegen, weil sonst die Wagen ohne Bespannung, die Reisenden ohne Obdach geblieben wären.

Die Landes bilden eine fast gleichmäßig erhöhte, ungefähr 300 Fuß über dem Meere erhabene Fläche, welche fast ohne alle Abdachung immer eben und gerade fortläuft; wenige oder gar keine Bäche bewässern dieselbe, sie ist daher vollkommen dürr und unfruchtbar. Eine Eigenthümlichkeit des Landes, welche schon ganz an ein tropisches Klima erinnert, macht sie allein bewohnbar und nutzbar, das sind die periodischen Regen, welche während 4 Monaten des Jahres fast ununterbrochen vom Himmel herabströmen und welche während dieser Zeit, da fast gar keine Abdachung nach dem Meere stattfindet, die ganze ungeheure Ebene in einen See verwandeln, der ungefähr 1 Fuß Tiefe hat. Die übrigen Wasser, welche niederfallen, dringen in den trockenen, ausgeglühten, acht Monate lang nicht getränkten Sandboden ein. Nur sparsam stehen auf demselben dürftige Salzkräuter, welche unmöglich eine große Menschenmasse, unmöglich zahlreiche Heerden ernähren könnten, wenn sie nicht so außerordentlich ausgedehnt wären.

In diesen weiten Flächen findet der Blick nirgends einen Ruhepunkt. Die Franzosen, welche nun einmal nicht gestehen können, daß ihr Land irgend einen Mangel habe, finden auch hierin etwas Schönes, ja Erhabenes und Majestätisches. Wie eine wirkliche Sandwüste, von beinahe unendlicher Ausdehnung, ein Meer ohne Ufer, dem Auge nichts darbietend als den nie getrübten blauen Himmel, und eine wellenförmige, bewegliche Oberfläche des Bodens, wie eine afrikanische Sandwüste einen erhabenen, einen erschütternden Eindruck machen kann, begreift man wohl, daß aber dieses bei einem so kleinen Stückchen Erde, wie die Landes sind, welche man nach jeder Richtung im Laufe eines Tages durchreisen kann, solchen Eindruck machen sollen, ist um so schwerer zu fassen, als selbst dieser kleine Raum doch mit mehren 100 Dörfern besetzt ist. Nicht großartig, wohl aber traurig ist der Anblick des elenden, dürftigen Landes, auf welchem man nur hier und da den Versuch, ein Stückchen urbar zu machen, bemerkt, auf welchem nur einzelne Bäume, und in deren Schatten erwachsen, niedere Gesträuche zu sehen sind, in denen man nur das heisere Zirpen der Grille und den langgedehnten dumpfen Ton des Hirtenhornes vernimmt, durch welches man die zerstreuten Thiere zusammenruft und während der Mittagshitze unter einen der elenden, halb zerfallenen Schoppen führt, welche zum Schutze der Heerden errichtet sind. Nach dem Meere hin findet man eine Menge Strandseen, dort sieht man auch Dörfer an den Ufern derselben vertheilt, und die starke Bewässerung macht das Land fähig, etwas mehr als schlechtes Haidegras, ja wohl gar Hafer und Kartoffeln zu tragen; hier findet man sogar Bäume, nämlich Seefichten und Korkeichen, die Heerden sind zahlreich, in den Sümpfen wälzen sich schwarze Büffel, auf den Anhöhen waiden Pferde, wegen ihrer ungemeinen Genügsamkeit und großen Ausdauer gesucht, doch sind auch sie, gleich den Schafen, welche doch den Hauptnahrungszweig der Bewohner abwerfen, von schlechter Rasse, und nur durch den Mangel, den sie ertragen können, ausgezeichnet.

Ob übrigens dieses Land nicht einer größeren Kultur fähig wäre, ist ein Problem, welches vielleicht schon gelöst wäre, wenn nicht eine engherzige Politik das Unternehmen gehindert hätte. Als nämlich der grausame Filipp (wenn man diesen Titel nennt, braucht man wohl nicht hinzuzufügen, daß es der II. war) mit unmenschlicher Härte die Mauren aus Spanien vertrieb, um nur rechtgläubige Kristen in seinem Lande zu haben, erboten sich 900.000 derselben, die Haiden anzubauen, entweder hat großer Glaubenseifer, oder die Furcht vor dem mächtigen Filipp, die französische Regierung gehindert, den guten Vorschlag anzunehmen; die tapfern Mauren wanderten nach Afrika und bevölkerten die Raubstaaten.

So machte man mit Gewalt zu Korsaren Leute, die früher ruhige Bürger gewesen, und die es auch bleiben wollten.

Noch trauriger ist der Anblick der Dünen. Diese Sandberge, welche von dem Meere herangespült werden, erheben sich bis zu 150 Fuß über die Oberfläche desselben, sie bestehen ganz aus beweglichem Flugsande und würden fast ohne alle Vegetation sein, wenn nicht in den Thälern, welche sie durchziehen, vom Meere aus Feuchtigkeit genug herbeigeführt würde, um Salzkräutern Nahrung zu geben, welche von dem Vieh mit Begierde gefressen werden, und demselben sowohl reichliche Milch als seinem Fleische große Schmackhaftigkeit geben sollen. Doch ist es nicht ohne Gefahr, daß man das Vieh hier waiden läßt. Nach jedem Regenguſſe sammelt sich in den Vertiefungen Wasser an, der Wind führt Staub darüber hin, es bildet sich eine feste Kruste, welche durch neuhinzukommenden Staub und durch Sand verstärkt wird. Das Wasser vertrocknet endlich von der Oberfläche, welche nunmehr vollkommen dem festeren Lande der Dünen gleich ist, geht man jedoch unvorsichtig, ohne Führer, in dieses Labirinth von kleinen Thälern und Hügeln, so trifft es sich häufig, daß man urplötzlich bis an die Arme in solch eine Falle versinkt. In der Regel ist der Schreck größer als die Gefahr, gibt man dem Sande, dessen Zusammenhang man zerstört hat, Zeit, sich wieder zu setzen, so kann man ein Bein erheben, nach einiger Zeit, bis der abermals verschobene Sand in Ruhe gekommen ist, zieht man das andere empor, und so hilft man sich durch Besonnenheit und Ruhe nach und nach heraus, während man sich immer tiefer hineinarbeitet, wenn man mit Hastigkeit und Ungeduld verfährt; sehr viel schlimmer steht es mit dem Unglücklichen, der auf eine größere Vertiefung, auf einen so bedeckten See geräth, dort bilden sich nach lang anhaltendem Regen oft Dümpel, welche ein paar hundert Fuß Durchmesser und 12 bis 15 Fuß Tiefe haben. Die große Sonnenhitze erweckt bald die kleinen Wasserpflanzen, die eine zusammenhängende Decke bilden, auf der sich dann Staub und Sand in noch größerer Masse ansetzt, als dieses auf dem bloßen Wasser möglich ist. Die Feuchtigkeit, welche den Wanderer warnen könnte, verflüchtet sich bald an der Sonne, und eine trügerisch leichte Decke verhüllt das weite Grab; geräth man durch Zufall auf solch eine Vertiefung, so ist man fast immer verloren, und stirbt, zwischen Sand und Wasser schwebend, eines langsamen, qualvollen Todes. Die Dorfbewohner rathen, niemals ohne Führer jene gefährlichen Dünengegenden zu besuchen, da sich aber dieselben immerfort verändern, so können sie im Grunde so wenig wie der Fremde wissen, welcher Ort gefährlich ist; ihr ganzes Geheimniß besteht darin, daß sie immer auf den Gipfeln oder Abhängen der Dünen bleiben, und niemals

in die Vertiefungen gehen, woselbst allein solch Unglück zu befürchten ist. Vermeidet man diese Tiefen, so ist gar kein Unglück zu befürchten.

Die Dünen sind, wie bereits bemerkt, immerfort beweglich, das Meer spült den Sand in ungeheurer Menge heran. Man rechnet auf 35.000 Millionen Kubikfuß, welche jährlich von dem Meere an die Küsten geschwemmt werden. Dieser Sand ist so fein, daß er immerfort, selbst bei leisem Winde, Wellen zu schlagen scheint, also recht eigentlich dasjenige ist, was man Flugsand nennt, er rückt immerfort weiter in das Land hinein, jeder Wind schiebt ihn um etwas vor, und man glaubt vielleicht nicht mit Unrecht annehmen zu dürfen, daß jährlich die Dünen um 60 Fuß weiter in das Land rücken. Dieses Vorschreiten scheint wirklich unaufhaltsam zu sein, man hat Beispiele davon an mehren Städten und Dörfern, welche früher weit genug von den Dünen entfernt waren, und jetzt von ihnen entweder schon schwer bedroht oder gar erreicht, ja zum Theil schon völlig bedeckt sind, so daß sie haben von den Einwohnern verlassen werden müssen. In der Nähe von Mimizan, von Teste, Vielle und andern Orten, sieht man auf den Höhen ganz kleine, scheinbar junge und im Entstehen begriffene Waldungen, sie sind schon sehr alt, der Fuß ihrer Stämme liegt 60 bis 70 Fuß unter den sichtbaren Gipfeln, und sie sind nahe daran, gänzlich zu verschwinden; denn der Zug dieser Sandhügel macht reißende und unaufhaltsame Fortschritte. Auf diese Weise ist ein Theil des Dorfes Mimizan wirklich begraben worden, auf diese Weise wurde die Kirche desselben Dorfes durch einen sich nähernden Sandhügel von 120 Fuß Höhe bedroht. — Endlich ist man so gescheit geworden, diesen Berg mit Fichtensamen zu besäen, dieses hat den Hügel befestigt, und sein Fuß, kaum 1 Klafter weit von der Kirche entfernt, steht schon seit einer Reihe von Jahren unverrückt fest. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn nicht die Trägheit des Volkes jede größere Unternehmung hinderte, dem Fortschreiten der Dünen dadurch Einhalt gethan werden könnte, daß man die Salix babilonica, die Thränenweide (Trauerweide), welche einem wärmeren Klima angehört, in großer Menge an das Meeresufer pflanzte. Geschehe dieses von jedem Küstendorfe, so wäre in wenigen Jahren das ganze Meeresufer mit einem dichten Geflechte von Wurzeln und Zweigen bedeckt, und der Vermehrung der Dünen von außerhalb Einhalt gethan, ja durch fortgesetzte Bepflanzung des sich von Neuem anhäufenden Sandes könnte man wohl gar das Meer zwingen, neue Küstenstriche anzusetzen, und so den Boden nach außenhin zu vermehren, den es früher durch Vorrücken der Dünen nach innen dem Lande raubte.

Der Strich, welcher von dem Hauptflusse der Provinz, dem Adour,

nach den Pirenäen gerichtet ist, hat einen bessern Boden, ist leichthügelig, ist gut bewässert, und lohnt daher den Fleiß der Bewohner hinlänglich.

Das Volk, welches diese Gegenden inne hat, ist schwächlich gebaut, klein und mager, scheint kaum fähig, die geringsten Beschwerden zu ertragen, und ist doch kaum von den Größten zu besiegen. Man ist gewohnt, dasselbe in zwei Klassen, in die der Reisenden und die der Hirten zu theilen; beide führen ein gleich trauriges Leben, das ihnen schwerlich von dem ärmsten deutschen Bauern beneidet werden dürfte. Die ersteren haben nicht genug Vieh, um von dem Ertrage desselben zu leben, sie sind daher beständig auf der Fahrt, um irgend etwas zu verdienen, gewöhnlich um die Reichthümer ihrer wohlhabenden Nachbarn nach den Städten zu transportiren. Ein abscheulich schlechter Wagen, mit zwei oder vier Rädern, deren Achsen meistentheils in den Rädern feststecken, und daher bei jeder Wendung des Weges durch die vermehrte Reibung einen fürchterlichen Lärmen machen, und zwei Ochsen mit den Hörnern davorgespannt, ist der ganze Reichthum, ist gewissermaßen Haus und Hof des reisenden Bewohners der Haiden; er hat auf demselben nebst der Ladung auch noch seinen geringen Proviant sowohl für sich als die Thiere, denn er verzehrt in den Wirthshäusern auf den festgesetzten Stationen, von denen er niemals abweicht, gar wenig; ihm genügt ein Stück Haberbrod oder Maiskuchen, welchen er mit Sardellen würzt, die ihm um so besser scheinen, je ranziger sie sind. Ein paar Stücke eines abscheulichen Gebäckes aus Kleie und Spreu von der Gerste, die ihm zum Brode gedient hat, und Leinölkuchen (die trockenen Ueberbleibsel des Leinsamens, aus welchem man das Oel gepreßt hat) machen die Hauptnahrung seiner guten Thiere aus. Tag und Nacht geht die Reise fort, bis er an dem Orte seiner Bestimmung ist, er unterbricht den Marsch nur für wenige Stunden, während welcher er gewöhnlich auf bloßer Erde unter seinem Wagen schläft; nur bei sehr schlechtem Wetter, und wenn der Boden ganz durchweicht und naß ist, sucht er einen Winkel im Stalle zur Schlafstätte; die Ochsen laufen unterdessen frei auf den Haiden umher und kommen auf seinen Ruf willig herbei, um sich wieder einspannen zu lassen.

Ein anderes, obwohl schwerlich ein besseres Leben, führt der Hirt. Dieser, von zahlreichen Heerden umgeben, bringt den ganzen Sommer auf freiem Felde zu, nur während des Sonntags kommt er in ein Haus, nämlich in das Wirthshaus; denn er ist äußerst fromm, besucht regelmäßig die Kirche, und da in der Nähe derselben immer ein Wirthshaus zu finden ist, so sucht er daselbst, was ihm nicht zu verdenken ist, einigen Zeitvertreib. Die Kleidung dieser Leute ist höchst grotesk, fast immer

sind sie in weite Röcke von schwarzem Schafpelz gehüllt, auch ihre Beinbekleidung besteht gewöhnlich aus solchen Fellen, zur Regenzeit schlagen sie darüber einen Mantel, welcher entweder aus mit Fett getränkten Häuten, die Harseite nach innen gekehrt, besteht, und welcher possierlich genug aussieht, da an ihm ein veritabler Hannswurstkragen mit langen Zipfeln und eine ebensolche Kappe befestigt ist, oder sie tragen einen Regenmantel aus Stroh geflochten, so gemacht, daß das Flechtwerk den Hals umschließt, die langen Halme aber über den Leib herabhängen. Eine ähnliche Kappe aus Stroh, in Form den chinesischen Mützen nicht unähnlich, bedeckt den Kopf. Das Sonderbarste aber bei dem ganzen Anzuge ist, daß diese Leute auf 7 Fuß hohen Stelzen gehen, welche an die Beine geschnallt sind; sie bedienen sich derselben, um dem Vieh, welches weit und frei umherläuft, mit größerer Bequemlichkeit nachzukommen. Ein 12 Fuß langer Stecken dient ihnen dabei als Stütze, wenn sie ruhen wollen, Männer und Frauen so miteinander umhergehen, so ihre einfachen Beschäftigungen, Strümpfe stricken, Kleider ausbessern, vornehmen zu sehen, hat etwas ungemein possierliches, was ihnen natürlich durchaus nicht mehr so scheint, da sie des Anblicks täglich gewohnt, nichts mehr darin finden, was ihnen auffallend sein könnte. Ihre Wohnungen sind höchst elend und dürftig, das Klima überhebt sie in der Regel der Nothwendigkeit, dieselben mit dem Vieh zu theilen; nur im Winter kommt dieses unter Dach, sie selbst aber leben in ihren Hütten, genau genommen, noch schlechter als das Vieh. Die Meublen bestehen in ein paar übel verschlossenen Kasten, in einem Bette, in welchem der Hausherr und seine Frau ungebührlich schwitzen, da dasselbe dick mit Federn ausgepolstert ist, und vielleicht hauptsächlich zu dem elenden Aussehen beiträgt, welches man an allen Haidebewohnern bemerkt. Knechte und Mägde schlafen durcheinander auf dem bloßen Erdboden, ein paar Hammelfelle sind ihre Unterlagen, der Mantel ist ihre Bedeckung. Die Knaben sind vom 10ten Jahre an gewöhnlich aus dem Hause verwiesen, und schlafen unentkleidet irgendwo in einem Haufen Laub, Heu oder Stroh.

Die Sitten dieses Volkes sind höchst einfach; etwas Eigenthümliches haben die Brautbewerbungen. Derjenige, welcher um ein Mägdchen zu werben gesonnen ist, vereinigt sich mit mehren guten Freunden, zu einem Besuche bei den Eltern, jeder der Freunde trägt ein paar Krüge Wein. Um Mitternacht klopft man an die Thüre des Hauses der Schönen, und fordert Einlaß, welcher niemals verwehrt wird. Man setzt sich zu Tische, was das Haus irgend zu bieten vermag, wird herbeigebracht; man spricht vom Krieg und Frieden, man erzählt sich allerlei; Gespenstergeschichten machen einen Hauptgegenstand der Unterhaltung aus, doch keine Silbe verräth den Zweck des Besuches, es fragt auch weder Vater noch Mutter

nach der Ursache des nächtlichen Ueberfalls, weil man dieselbe kennt, indem niemals zur Nachtzeit ein Besuch in anderer als der berührten Absicht gethan wird. Das Mahl muß sich bis zum Morgen verlängern, mit dem grauenden Tage bringt das Mägdchen, welchem die Bewerbung gilt, das Dessert, in mancherlei Früchten bestehend, herein. Dieß ist der Augenblick der Antwort auf die stillschweigend gemachte Anfrage; befinden sich unter dem Nachtische wälsche Nüsse, so ist der Freier ein für allemal abgewiesen, und darf nie wieder eine Bewerbung um dieses Mägdchen wagen, daher „un galant la noix" eine allgemeine sprichwörtliche Redensart ist, welche einen zurückgewiesenen Bewerber bedeutet.

Ein sehr beliebtes Volksspiel ist, die Bestürmung der Festung Dax. Unfern dieses Ortes wird in der Mitte des Adour ein Kastell aus Holz erbaut, in welchem sich zwei ganz in Eisen gehüllte Vertheidiger befinden. Acht ähnlichermaßen bewaffnete jungeLeute sind bestimmt, das Fort anzugreifen, sie schießen auf die Vertheidiger mit Flinten, in welche sie kleine Kugeln von Thon geladen haben. Diese vertheidigen sich gegen die Angreifenden, indem sie große Töpfe von Thon, gewöhnlichem Töpferzeuge, auf jene werfen, gegenseitig decken sich die Angreifer und die Angegriffenen durch die großen eisernen Schilde, welche zu ihrem Kostüme gehören. So dauert der lustige Kampf fort, oft Stundenlang, bis die eine oder die andere Parthie Sieger ist. Tausende von Zuschauern besetzen die Ufer des Flusses, Tausende von Kähnen die Fläche desselben; es ist ein wahres Volksfest, am wenigsten doch für diejenigen, welche es geben, indem die Anstrengung und die Gefahr, verwundet zu werden, oder in's Wasser zu stürzen, und bei der oft 90 Pfund schweren Rüstung zu ertrinken, nicht gering ist.

Zu den Vergnügungen, welche sich kein Haidenbewohner gerne rauben läßt, gehört die Jagd. Jeder Hirt ist mit einer Flinte versehen, welche über seinen Pelzrock gehängt ist, und deren Spitze drohend über der Schulter emporsteht. Hasen und Kaninchen sind in zahlloser Menge über die Haiden verbreitet, Wasservögel über die Seen und Sümpfe in der Nähe der Dünen, die Wälder enthalten ganze Heerden von wilden Schweinen, von Rehen und Hirschen, doch auch eine sehr große Menge von Füchsen, wilden Katzen, Iltissen, die Wölfe werden oft den Heerden höchst gefährlich, nicht minder die Beutevögel, welche oft junge Lämmer entführen, der Adler und Geier von den Pirenäen herabkommend, die Falken, Stößer, Weihen, leben von dem kleinern Wilde, vorzugsweise von den rothen und grauen Eichhörnchen, welche letztern ihres schätzbares Pelzwerks wegen stark verfolgt werden. Raben und Krähen und Aasgeier sind in unzählbaren Schaaren vorhanden, indem sie in den gefallenen Thieren, welche man stets im Freien liegen läßt, reichliche Nah-

rung finden. Die Getraidefelder werden häufig durch wilde Tauben, durch Rebhühner, durch Fasanen, stark mitgenommen; besonders sind die erstern, man möchte glauben, millionenweise vorhanden, sie halten sich in großen Heerden zu einander, und ziehen, viele Meilen weit, der Nahrung nach. Ein solcher Flug Tauben währt oft mehre Stunden lang, was bei der Schnelligkeit des Fluges dieser Thiere auf eine kaum berechnenbare Anzahl deutet. Die Heerden von wilden Gänsen, Kranichen, Störchen, von Reihern und andern Sumpfvögeln zeugen für eine außerordentliche Bevölkerung der nassen Wiesen und Seegründe. In der That findet man auch beinahe in keiner andern Provinz Frankreichs der Schlangen, Frösche, Salamander, der Schildkröten, eine solche Menge, als hier, wo sie nicht gestört durch eine zu große Menschenzahl, sich nach ihrer Bequemlichkeit vermehren können. Dieß alles macht, daß die Flinte der Hirten selten ruht, zum Unglücke aber führen auch mehre große Straßen durch das Land, und es scheint, als sei der Haidenbewohner ebenso leicht geneigt, seine Flinte gegen die Zugvögel aus England, wie gegen die Zugvögel aus Afrika zu richten. Räuberei, wenigstens großer Hang zu derselben, ist allen Nomadenvölkern eigen.

Mont de Marsan ist Hauptort des Departements und liegt am Zusammenflusse des Douze und des Midou. Die Stadt zählt 3.800 Einwohner und war ehemals die Hauptstadt des Landes Marsan. Durch einen Grafen Peter Labaner von Marsan ward sie im Jahre 1140 gegründet, gehörte dann zu den Besitzungen des Königs von Navarra, und kam endlich ganz an Frankreich, als Heinrich der IV. den Thron bestieg. Die Stadt gehört zu den merkwürdigen Ausnahmen, welche gerade und regelmäßige Straßen zeigen; die beiden kleinen Flüsse umgeben den amfitheatralisch sich erhebenden Ort. Die Bauten übrigens gehören nicht zu den schönsten, und nur eine Brücke über die vereinigten Flüsse, welche hier auch ihren Namen vereinigen, und als Midouze zum Adour laufen, ist das einzige Werk von Wichtigkeit. Die Umgebung ist durchaus öde und einförmig, doch ist der todte Sand durch Kultur in ziemlich tragbaren Boden verwandelt.

Dax, Hauptort des Arrondissements, ist größer als der vorige, und zählt 4.800 Einwohner. Früher von mehr Bedeutung, Sitz eines Bischofs, ward derselbe theils durch die Kriege in Frankreich, theils durch fremde Eroberungen zuerst von Seiten der Sarazenen, dann von Seiten

der Engländer stark mitgenommen. Der Bischofssitz war beinahe durch ein ganzes Jahrhundert erledigt, was der Stadt nicht wenig Schaden that. Einen großen Verlust erlitt dieselbe in der herrlichen Kathedrale, welche durch die Mauren gänzlich zerstört wurde. Die Stadt ist mit alten Mauern umgeben, welche offenbar noch aus der Römerzeit herrühren. Eine Brücke verbindet sie mit der, ihr am Adour gegenüberliegenden Vorstadt Sablar, unfern welcher (in der Nähe der Kirche Saint Paul) eine große gewölbte Höhle ist, in welcher man vor der Revolution drei antike Marmorgrabmäler vorfand, welche immer entweder ganz oder zum Theil mit Wasser gefüllt waren. Das Volk, immer zum Wunderglauben geneigt, sah auch hierin ein Mirakel und fand das Wasser dieser Quellen, welche niemals versiegten, und doch ohne Zufluß waren, höchst heilsam gegen alle Uebel, gegen Leiden des Körpers wie der Seele, gegen Untreue des Geliebten, wie gegen die Hühneraugen. Die Stadt hat seit längerer Zeit nur den Mineralquellen, welche auf ihrem Gebiete entspringen, ihren Wohlstand zu danken; die Hauptquelle befindet sich mitten in der Stadt, und bildet ein großes Bassin, das ganz ummauert auf einer Seite mit einem geschmackvollen dreifachen Bogen in einem edlen Stile geziert ist. Ein Gitter schließt den Eingang, und unter demselben springt in neun mächtigen Adern das Wasser der Quelle hervor. Die Temperatur desselben ist 58 Gr. R. Das Wasser ist schwefel- und kalkhaltig, und enthält eine große Menge Kohlensäure. Gegen Gicht und alle rheumatische Uebel, gegen alte Wunden wendet man diese Quelle mit Erfolg an, in der Stadt wird sie sogar zum Brodbacken gebraucht. Noch eine große Menge anderer Quellen befindet sich theils in den Gräben der Stadt, theils auf freiem Felde, oder an den Flußufern.

Saint Sever, am linken Ufer des Adour, ist Hauptort des Arrondissements, und zählt 5.600 Einwohner. Entstanden durch die berühmte Benedictiner-Abtei, welche im zehnten Jahrhunderte durch einen Herzog von Gascogne, zum Danke für einen ihm durch die heilige Jungfrau verliehenen Sieg errichtet wurde, gelangte dieser Ort bald zu nicht geringer Bedeutung, bis die inneren Unruhen, und die feindlichen Einfälle dem Glanze der Abtei, und somit auch dem seinigen ein Ende machte. Der Ort ist nicht übel gebaut, und liegt in einer freundlichen Gegend, am Ende der Höhenzüge, welche von den Pirenäen herunterstreichen, bis dahin, wo der Boden sich in die Haiden verwandelt. Aus der einen Seite öffnen sich freundliche Spaziergänge nach dem Hügellande zu, auf der andern hat man eine unbegränzte Aussicht auf die Haiden. Schöne Bauten zeigt der Ort nicht, das einzige allenfalls Bemerkbare ist die Kathedrale.

XLVII.

Das Departement der niedern Pirenäen

ist gebildet aus den alten Landschaften Béarn, Nieder-Navarra, und aus einigen baskischen Landschaften. Es umfaßt 147 Quadratmeilen und zählt 430.000 Einwohner, welche jährlich 1.090 junge Soldaten zum Heere stellen. Es ernennt 5 Deputirte zu den Stände-Versammlungen, und wird also in fünf Wahlbezirke getheilt. Die Hauptorte derselben sind: Pau, Bayonne, Mauléon, Oleron und Orthez.

Diese Provinz gehört zu den schönsten von ganz Frankreich. Am Abhange eines Hochgebirges gelegen, genießt sie, in der Aussicht auf dessen prachtvolle, mit ewigem Schnee bedeckte Kuppen, alle Schönheiten desselben, während sie selbst, weder die Schrecken ihrer Höhe, noch die Rauheit ihres Klimas theilt. Im Süden und Südosten begränzen die fern herüberschimmernden Berge den Horizont, im Westen schmiegt sich warm und mild das Meer an die Küsten, liebliche Thäler mit anmuthigen Hügelreihen, wahre Obst- und Weingärten, dazwischen liegende freundliche Ebenen und Thäler, bilden in der Hauptsache die Oberfläche, welche mit einem dichten Teppiche der herrlichsten Pflanzen bedeckt ist. Das milde Klima zeitigt daselbst nicht nur alle Getraidegattungen des Nordens, alle Obstgattungen in einer seltenen Vollkommenheit, Mais von ungemeiner Größe und Reichhaltigkeit der Früchte, sondern man sieht auch, wie an den Küsten des Mittelmeeres, Kaktus, Aloen, ja Palmen die warm gelegenen Thäler zieren, welche kein Winter berührt. In den Theilen des Landes, welche an die Haiden stoßen, findet man, wie in diesen selbst, mächtige Wälder, wohl nicht Urwälder, wie die Franzosen sagen, doch in jedem Falle solche, in denen das Holz nicht gehauen wird, sondern vor Alter abstirbt. Andere höher gelegene Regionen bieten ebenso reichhaltige doch zugänglichere Wälder dar; sie haben höchst vortreffliches Holz, das

für den Schiffsbau viel verbraucht wird. Mächtige Tannen von außerordentlicher Stärke, große Eichen (man findet einzelne Bäume von 30 Fuß Umfang) bieten ein treffliches Nutzholz dar.

Das Thierreich hat nichts besonders Ausgezeichnetes. Wölfe kommen von den obern Pirenäen genug herüber; Wild findet sich in Menge. Die Jagd der Tauben, der Schnepfen, der Hühner, ist ein allgemein gesuchtes Vergnügen. Die Hausthiere haben, wie beinahe in ganz Frankreich, nichts Ausgezeichnetes; die Schafe selbst, davon es hier, wie in den Haiden, eine große Menge gibt, sind von sehr mittelmäßiger Rasse, durchaus nicht veredelt, weil die Regierung selbst nichts dafür thut, und die Landleute nicht im Stande sind, sich theure Böcke oder Mutterschafe aus Spanien kommen zu lassen. Auch die Pferde, wenn gleich ausdauernd und kräftig, sind doch klein, und weder zu Kavallerie-, noch zu Kutschen-Pferden zu brauchen. Das Meer, an welches die Provinz im Westen stößt, ist reich an Fischen; Lachse, Sardellen, Thunfische werden in Menge gefangen.

Dieser Theil der Pirenäen soll überreich an Mineralschätzen sein. Die Franzosen führen Kupferminen an, welche schon unter Kaiser Oktavian bebauet wurden. Dieses ist sehr glaublich und sehr möglich, denn die Römer waren Leute, welche solche Schätze nicht unbenützt ließen; jetzt ist dieses ganz anders, was nutzen Reichthümer, welche im Boden liegen, wenn man nicht Lust oder Vermögen hat, sie herauszuholen. Eins oder das andere muß aber hier stattfinden; denn obwohl wirklich Kupfer, Eisen, Kobald, Schwefel nachgewiesen ist, so sind die Bergwerke doch von höchst geringem Belange, viele derselben sind eingegangen, viele werden so schlecht bearbeitet, daß sie den Unternehmern Schaden statt Nutzen bringen, und allein die Marmorsteinbrüche, welche Behufs des Häuser- und Straßenbaues ausgebeutet werden, sind von Belang.

An Mineralquellen, warm und kalt, an Salzquellen ist das Departement reich, und da sie den Leuten in die Hand laufen, so braucht man sie auch zum Theil.

Die Bevölkerung der Provinz besteht hauptsächlich aus Bearnern und Basken. Die Ersteren halten sich für den Hauptstamm der Menschheit, ihr unglaublicher Stolz, oder besser, Hochmuth läßt sie alles verachten, was nicht Bearner ist; sie theilen mit ihren Brüdern, den Gascognern, den Ruhm, das prahlerischste Volk Frankreichs zu sein. Eine außerordentliche Reizbarkeit ist ihnen eigen, zornig bis zur Wuth können sie werden, wenn man ihren Großsprechereien nicht glaubt, wenn man die Reihe ihrer Ahnen in Zweifel zieht. Dieß ist auch der Punkt, über welchen sie leicht zur Rache gereizt sind; da aber bei all ihrer Großthuerei ein nicht geringer Grad von Geiz ihnen eigen ist, so unterdrücken

sie diesen Hang häufig wegen zu befürchtender Geldstrafen und suchen vor Gericht ihr Recht, oder die Bestrafung des Beleidigers, daher man ihnen vorwirft, daß sie außerordentlich prozeßsüchtig sind, und behauptet, nirgends gebe es mehr Rechtshändel als dort. Die Hauptbeschäftigung der Béarner ist der Ackerbau. Der Baske dagegen neigt sich mehr zur Viehzucht, er ist mäßiger als der Béarner, ist mehr der persönlichen Freiheit zugethan als dieser, unterwirft sich schwerer und nur mit Ueberwindung dem Gesetze, allein was den Hochmuth betrifft, so steht er darin nicht nur dem Béarner ganz gleich, sondern übertrifft ihn noch wo möglich. Der Baske geht stolz mit erhabenen Haupte einher, blickt frei und kühn um sich, grüßt selten zuerst den ihm begegnenden Fremden, weil er dadurch seiner Würde etwas zu vergeben glaubt, er hält sein Volk für das edelste der Welt, denn es war frei und erhielt sich frei zu einer Zeit, wo die Römerherrschaft alle benachbarten Staaten und Völker in tiefe Sklaverei geschmiedet hatte, darum erscheint ihm auch der Ruhm des Einzelnen unbedeutend neben seinem National-Ruhme, er achtet nichts Persönliches, nur der Aelteste eines Hauses ist ihm nach patriarchalischer Sitte eine Respekts-Person; überhaupt findet man neben diesem Zuge noch andere, welche an ein graues Alterthum erinnern. Die Gastfreundschaft sieht man auf einen hohen Grad gestiegen, der Hirtenstand scheint ihnen der ehrwürdigste, die Verbindung mit andern Völkern durch Heirath ist ihnen durchaus verwerflich, denn sie sind das auserwählte Volk, das Volk Gottes, und während sie unter sich alle gleich sind, kommen sie sich weit erhaben über alle andere vor; eine Verbindung mit andern ist demnach eine Erniedrigung.

So wie sie sich für die ältesten und ehrwürdigsten Stämme unter den die Erde bewohnenden Völkern halten, so halten sie sich auch für die gescheitesten, tapfersten und kühnsten Leute; alle große Erfindungen sind von ihnen gemacht, sie haben Indien und Amerika entdeckt, das erstere, indem sie die Wallfische, welche sich früher an den baskischen Küsten fanden, bis in ihre fernsten Schlupfwinkel verfolgten und so Terre neuve entdeckten (neu Fundland, welches aber zufällig nicht im Süd-, sondern im Nord-Meer liegt), auch Amerika, oder der Ruhm, dasselbe gefunden zu haben, gebührt ihnen, wie der Historiker Maison von Bayonne behauptet. Alfons Sanchet de Huelva, ein baskischer Pilot, war auf einer Reise von Bayonne nach Madeira weit westlich verschlagen, und kam an die Insel Hayti, welche später Skt. Domingo genannt worden ist. Er kehrte dann zurück nach Madeira, woselbst zu Terzeira der Genueser Christoforo Colon sich aufhielt, diesem übergab er seine Tagebücher und starb kurz darauf. Colon ist demnach nichts als ein Plagiator, ein unredlicher Mensch, welcher sich fremde Gedanken und

Erfindungen auf höchst verwerfliche Weise zugeeignet hat. Wir wollen dieß dahin gestellt sein lassen, und den Basken die Freude gönnen, einen großen Mann zu verkleinern, die einzige Freude des Schwachen.

Ein nicht ehrenvoller Zug für die Basken ist die tiefe Verachtung, in welcher alles Fremde bei ihnen steht; vorzugsweise aber ist diese gegen ein unglückliches Volk gerichtet, das unter ihnen zu wohnen gezwungen ist. Man hält dasselbe für einen arabischen oder sarazenischen Stamm, welcher bei den Kriegen dieses Volkes in Spanien und im südlichen Frankreich hier zurückgeblieben ist. Dasselbe unterscheidet sich nur in geringem Grade und nur bei genauerer Forschung von den Basken, scheint etwas zarter von Körperbau, regelmäßiger von Gesichtszügen. Seit Tausenden von Jahren schon unter den Basken wohnend, hat es doch noch nicht vermocht, das Vorurtheil derselben zu bekämpfen. Agotac oder Cascarotac werden diese Unglücklichen genannt, welche wahre Schlachtopfer eines bösen verwerflichen Vorurtheils sind. Man hält sich durch ihre Nähe beschimpft, sie dürfen ihre Häuser nicht innerhalb der Dörfer bauen, sie dürfen an den allgemeinen Festen keinen Theil nehmen, sie haben in den Wirthshäusern ihren abgesonderten Platz, und werden in eigens für sie zurückbehaltenen, meistens zerbrochenen Gefäßen mit den geforderten Speisen und Getränken bedient, ja selbst in der Kirche haben sie einen von allem übrigen abgesonderten Platz in dem düstersten Winkel des Gebäudes. Wie lange werden wir uns denn doch über den Kasten-Geist der Indier wundern, über denselben schmähen, wenn in dem zivilisirtesten Lande der Welt und bei dem edelsten Theile des Volks, der dasselbe bwohnt, dergleichen vorkommen kann?

Außerordentlich beweglich, leicht und fröhlich sind die Basken im Uebrigen; schon von den Zeiten des ältesten Geographen, des Strabo haben sie diesen Ruf, und „er ist leicht wie ein Baske“ ist ein in ganz Frankreich bekanntes Sprichwort, sie lieben den Tanz und das Spiel ungemein, sind darin beinahe gar nicht zu ermüden, und zeigen eine Gewandtheit und Schnelligkeit in den Bewegungen, welche um so mehr in Erstaunen setzen, als sie mit ihrem äußerlich würdevollen und ernsten Benehmen nicht zusammen zu passen scheint.

Die baskischen Mägdchen zeichnen sich durch Schönheit und Anmuth aus, an ihren Fisiognomien und ihrem Körperbaue kann man mehr als an dem der Männer die Verschiedenheit ihres Stammes von dem der eigentlichen Franzosen erkennen. Hochgewachsen und kräftig, vollen Angesichts, von schwellenden Formen zieht ihre frische, ihre blühende Farbe, ihre Rüstigkeit selbst die Augen der Teutschen auf sich, welche an solche Formen mehr gewöhnt sind, als irgend ein andres Volk, die Schweden etwa ausgenommen. Dabei scheint ihr Blut sehr feurig und sie, obwohl

es eine große Schande ist, vor der Hochzeit taufen zu lassen, doch nicht so sehr abgeneigt, die Wünsche ihrer Liebhaber zu erhören, als man die Mägdchen in Frankreich gewöhnlich findet. Die Nähe von Spanien und die Verwandtschaft mit den spanischen Basken mag wohl hauptsächlich Schuld daran sein; Spanien ist ja mehr wie Italien das Land glühender Gefühle. Nur so gefährlich ist es bei den Basken nicht, als im eigentlichen Spanien, man hört nicht soviel von Ermordungen aus Eifersucht.

Die Kleidung der Béarner hat nichts Auffallendes, nichts Schönes. Sie tragen sich im Sommer so warm als im Winter, haben gleich den Bewohnern der Haiden häufig Pelze, immer aber Stoffe von ungefärbter natürlich brauner Wolle. Die Basken tragen sich eleganter, man möchte sagen, mit einem Anstriche von Koketterie, man sieht nicht leicht einen Basken ohne schneeweise Strümpfe, Sammetbeinkleider, eine seidene Weste, und ein seidenes, leicht um den Hals geknüpftes Tuch, ausgehen. Seine Jacke, oder sein Sonntags-Rock sind von besserem Tuch, als die der Bèarner. Die Mägdchen und Frauen tragen sich häufig in Seide, zwar ganz im Schnitte der gewöhnlichen Bauernkleider, doch anmuthig und elegant.

Die Sprache der Béarner ist ein Patois, die der Basken ist eine durchaus andere als französische Sprache, sie hat keine Aehnlichkeit mit irgend einer andern in Europa vorkommenden, die ältern Gelehrten glauben ihren Wohnsitz nach Fönözien zurücklegen zu müssen, sie ist in ihren Formen höchst einfach, hat z. B. nur Eine Deklination, ist dagegen reich an kräftigen Ausdrücken, durchgängig sehr bezeichnend, und was sie als eine Sprache karakterisirt, die aus dem höchsten Alterthum herstammt, ist, daß die Benennungen der mehrsten Gegenstände von Eigenschaften derselben hergenommen sind. Die Basken sind stolz auf ihre Sprache, und führen sie als einen Beweis des Alterthums und der Reinheit ihres Volksstammes an.

Pau, ehemalige Hauptstadt in Béarn, jetzt Sitz der Präfektur, liegt am Flusse gleiches Namens, über welchen eine in der Mitte erhöhte Brücke von 7 schönen Rundbogen führt, zählt 11.400 Einwohner. Auf dem Hügel, welcher sich dicht bei der Stadt erhebt, steht ein schönes alterthümliches Schloß, welches im 10ten Jahrhundert durch einen Béarnischen Fürsten gebaut wurde und der Stadt das Entstehen gab. Das

jetzt noch daselbst vorhandene Schloß ist spätern Ursprungs, auf und von Trümmern des frühern gebaut. Ein zweites kleineres Schloß, in äußerst schöner Lage war dasjenige, in welchem Heinrich IV. geboren wurde, man zeigt daselbst noch jetzt die große Schaale einer Riesenschildkröte, welche seine Wiege war. Zunächst des Flusses und unterhalb des Schlosses befindet sich der freieste und schönste Theil der Stadt. Eine andere gleichfalls schöne und gerade Straße zieht sich durch die ganze Länge des um das Schloß gebauten Ortes. In einem kleinen Hause derselben von 3 Fenstern Breite, ward Bernadotte, der jetzige König der Schweden, Karl Johann XIII. geboren. A. Hugo nennt ihn in ungebührlichem Eifer „die Schlange in Frankreichs Busen geboren;" er sagt von ihm, kaum habe er sein Vaterland verlassen, als er sich auch zu den Feinden desselben gesellt, so daß Frankreich ihn immerfort zu befürchten und zu bewachen gehabt, späterhin sei er eine Haupt-Quelle alles Unglücks der französischen Waffen gewesen, er habe Frankreichs Feinden den Schlüssel zu Frankreichs Politik in die Hände gespielt, er habe sie die Taktik des französischen Heeres kennen gelehrt, und habe ihnen den Weg zu dem geheiligten Boden gezeigt; vergebens soll er sich damit entschuldigt haben, daß — da er Schwede geworden — es seine Pflicht gewesen, aufzuhören Franzose zu sein. Er nennt dieses eine höchst gezwungene Entschuldigung, nur für die gemeine Menge gut und für den Ehrgeizigen, dem kein Mittel zu schlecht ist. Er sagt, um eine Frau zu nehmen, kann man nicht gezwungen werden, der Mutter zu entsagen, noch weniger aber ihren Busen zu durchbohren, ihr Eingeweide zu zerreißen. A. Hugo geht hier in seinem Eifer viel zu weit, und setzt die Thaten des Königs von Schweden viel zu hoch. Um Frankreichs Politik zu durchschauen, bedurfte es, nachdem sie sich einmal in ihrer ganzen Perfidität geoffenbart hatte, keines Schulmeisters. In der Taktik war Napoleon selbst der Schulmeister der Teutschen gewesen, er hatte sie in diesem großen Schachspiele so oft pat gesetzt, daß es eine Schande gewesen wäre, wenn sie bei ihrer sonstigen Gelehrigkeit es nicht dahin gebracht hätten, auch ihn nur einmal matt zu machen; billig hätten sich die Franzosen darüber nicht wundern sollen, denn unter Prinz Eugen, unter Friedrich dem Großen, und selbst Napoleon gegenüber unter Erzherzog Carl, sind sie von teutschen Händen oft genug geklopft worden. An dem Unglücke der französischen Heere war Napoleons unbedachter Zug gegen Rußland Schuld. Des damaligen Kronprinzen von Schweden Lage zwang ihn, am Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, allein er bedung sich, was ehrenwerth zu nennen ist, dabei aus, nicht über Frankreichs Gränzen gehen zu dürfen, zeigte also Niemanden den Weg auf den „geheiligten Boden" ja er hielt so gut Wort, daß er mit seinen 12.000 Schweden immerfort

im Rücken der alliirten Heere zu finden war, und der Bürgermeister einer deutschen Stadt, welchem er für ein Nachtlager in seinem Hause 100 Louisd'or schenkte, ihm dieselben mit einem Schreiben begleitet zurückgeben konnte, worinn er den Kronprinzen bat, das ihm bestimmte Geschenk für die Verwundeten seines Heeres zu verwenden, falls er bei demselben welche hätte. Das Uebrige anbelangend, ist Bernadotte ein Ehrenmann, und die Schweden bereuen nicht, daß sie ihn zum Könige gewählt haben.

Bayonne, am Adour gelegen, eine französische Meile vom Ozean, ist Hauptstadt eines Arrondissements und zählt ungefähr 15.000 Einwohner. Sie zerfällt in 3 Theile, welche durch den Fluß Nive und den Adour, in den sich der vorgenannte ergießt, gebildet werden, und durch verschiedene Brücken untereinander zusammenhängen. Auf dem rechten Ufer des Adour liegt die Heiligegeist-Vorstadt, welche noch zum Departement der Haiden, das hier an das der niedern Pirenäen gränzt, gehört. Die Stadt ist wohl befestigt, und von einer schönen Zitadelle überragt, in welcher man eines der größten Meisterwerke Vaubans zu sehen gewohnt ist. Die Zitadelle beherrscht den Fluß und die Fläche umher auf eine große Entfernung, doch ist man durch ununterbrochene Ausdehnung der Festungswerke bemüht, den Ort zu einem der stärksten in Frankreich zu erheben, dessen er um so mehr würdig ist, als er so nahe an der See, wie an der spanischen Gränze liegt. Auch genießt er des Ruhmes, noch jungfräulich, noch nie von Feinden betreten worden zu sein. Der Adour, welcher den Hafen der Stadt bildet, hatte nicht immer seinen jetzigen Lauf; ein furchtbares Unwetter dämmte denselben zu, und zwang ihn mehre Jahrhunderte lang, seinen Weg durch das Departement der Haiden zu nehmen, da er sich bei Alt-Boucant, 3 Meilen von Bayonne, in's Meer ergoß. Der berühmte Ingenieur Ludwig von Foix, der Erbauer des Leuchtthurmes von Corduan, der Erbauer des Escurials, hat die Ehre, dem Fluß sein altes Bette wieder gegeben zu haben. Die Stadt Bayonne ist nicht blos durch ihren vortrefflichen Schinken, sondern auch durch die Erfindung der Waffe, welche man nach ihr Bajonett nennt, bekannt; dort ward es erfunden, und bei einer Belagerung des Ortes zuerst angewandt. Die Stadt hat breite Straßen, in vielen derselben Bogengänge, mehre schöne Plätze, heitere Spaziergänge, von breiten Baumreihen besetzt, hat eine sehr schöne Brücke, in manchen Einzelheiten aber, und vorzüglich in den Sitten seiner Einwohner schon sehr vieles, was an Spanien erinnert. So ist es etwas ganz Gewöhnliches, zwei junge Damen auf einem Pferde reiten zu sehen, davon die eine rechts, die andere links auf einem quer über den Sattel gehenden Sitze ruhet, so daß sie halb nebeneinander, halb mit dem Rücken zu einander gekehrt sind. Von dem Treiber, welcher nebenher läuft, wird das Pferd durch

einen Stachelstock zum rascheren Gehen freundlich ermuntert. Es giebt fünf Schiffswerften, eine große Menge Segeltuchfabriken, Seildrehereien, und manches andere, was auf den Schiffsbau Bezug hat, welcher hier sehr bedeutend ist.

Mauléon, Hauptort eines Arrondissements, ist ein kleiner unbedeutender Ort, von 1.200 Einwohnern, der Sitz einer Unterpräfektur, und einer hipothekarischen Versicherungs-Anstalt, hat durchaus nichts Merkwürdiges, als daß in seiner Umgegend ein sehr guter Clairet-Wein wächst.

Oleron liegt am Zusammenflusse der Aspe und der Ossau, welche dadurch den Oleron bilden. Die Stadt hat 6.500 Einwohner, besteht aus zweien Theilen, ist jedoch ziemlich schlecht gebaut. Gute Weine wachsen in der Gegend, auch wird etwas Industrie getrieben, wiewohl diese nicht bedeutend ist, und sich auf Sailerwaaren und grobe Produktion von Leinwand beschränkt.

Orthez zählt 7.200 Einwohner und liegt auf dem Abhange eines Hügels, unter welchem das Flüßchen Pau seinen Lauf nimmt. Dort stand das berühmte Schloß der Fürsten von Béarn, in welchem die unglückliche Blanka, Tochter des Königs von Arragonien, und Gattin Heinrichs des IV. Königs von Kastilien, durch ihre eigene Schwester, die Gattin Gaston des IV. Grafen von Foix, vergiftet wurde. Diese Fürsten waren Protestanten. Unter ihrer Herrschaft erhob sich die Stadt zu einem außerordentlichen Glanze, wozu die Errichtung einer Universität nicht wenig beitrug. Die Aufhebung des Edikts von Nantes zerstörte allen früheren Glanz, verbannte die Künste, den Handel und die Gewerbe aus dem Orte, und ließ ihm nichts weiter als seine geräucherten Schinken übrig, welche noch jetzt dort in Menge gemacht, jedoch von Bayonne verschickt werden.

XLIX.

Departement der Charente (Unter-)

Dasselbe ist aus Aunis und einem Theile von Saintonge gebildet, umfaßt ungefähr 144 □ Meilen und hat eine Bevölkerung von 450.000 Seelen. Zum Heere werden jährlich 1.060 junge Soldaten gesendet, sieben Deputirte werden ernannt, und demnach das Departement in sieben Wahlbezirke getheilt. Die Hauptorte derselben sind: La Rochelle, Saint Jean d'Angely, Jonsac, Marennes, Rochefort und Saintes.

Der Anblick dieses Landes ist höchst verschiedenartig; es gränzt an das Meer, und weist daher eine Schönheit auf, deren sich die mehrsten andern Departements von Frankreich nicht zu erfreuen haben. Die demselben zunächst gelegenen Gegenden aber sind keineswegs reizend oder fruchtbar, sie sind gewissermaßen eine Fortsetzung der Haiden (Landes); zunächst dem Meere liegen jene großen Sümpfe und Seen, von denen bereits gesprochen ist, auch Sandhügel oder Dünen fehlen nicht, weiter nach dem Innern des Landes dagegen wird der Anblick mannigfaltiger, schöne rebenbekränzte Hügel durchziehen dasselbe nach vielen Richtungen, die Flüsse Gironde und Charente bieten die schönsten, reizendsten Ufer, die Gipfel der sich denselben nähernden Berge sind fast alle mit stattlichen Burgen gekrönt, ihre Ufer mit malerischen Bauten besetzt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr verschieden; die Sümpfe bieten eine Menge Salzpflanzen dar, welche von dem Vieh häufig aufgesucht werden. Die hügeligen Gegenden sind zu Ackerfeldern gebraucht, und die Theile, welche man Champagnes nennt, aus fruchtbarer Erde bestehend, die auf Kalktuff ruht, sind diejenigen, welche vorzugsweise zum Weinbaue benutzt werden.

Die drei Naturreiche zeugen nichts, was besonderer Erwähnung verdiente. Es kommen die Thiere, die Pflanzen vor, welche man überall im mittleren Frankreich findet, und an Mineralien ist das Land so wenig

reich, als die mehrsten übrigen Provinzen Frankreichs. Diezunächst der Küste liegenden Inseln Ré und Oleron liefern, eine Menge Sardellen und Austern.

Die Bewohner dieses Departements sind raschen, lebhaften Geistes, spekulativ, gute Handelsleute, nicht leicht durch irgend einen Widerstand abzuschrecken, aber auch ebensowenig leicht zu irgend etwas zu bewegen, das ihnen nicht selbst einleuchtet. Die fortwährende Verbindung, in der sie sich mit dem nahe gelegenen Meere befinden, macht sie vorzugsweise geneigt, diesem sich anzuvertrauen, daher wenige Departements mehr gute Seeleute geliefert haben, als das der untern Charente. Dabei kann man nicht leugnen, daß keineswegs Vorschnelligkeit, sondern im Gegentheile Bedächtlichkeit einen Hauptzug ihres Karakters bildet. Wenn diese Hand in Hand mit Muth, mit Ausdauer, mit Kühnheit geht, so kann die Mischung des Karakters eine sehr glückliche genannt werden.

Die Häuser der Bewohner des Meeres sind besser gebaut, die Dörfer reinlicher, als im Innern des Landes; Alles kündigt einen gewissen Grad von Wohlstand, von Behaglichkeit an. Während man in allen andern Provinzen Frankreichs von Bettlern belagert wird, sieht man hier derselben verhältnißmäßig weniger. Es scheint, als ob ihre Rüstigkeit, die Kräftigkeit des ganzen Menschenschlages sie hindere, ihr Brod auf eine so schmähliche Weise, wie das Betteln ist, zu verdienen. Meistens von breitschultrigem, kräftigem Baue, arbeiten sie in einem Tage mehr, als die Bewohner der benachbarten Haiden in einer ganzen Woche. Ihr äußeres Ansehen ist auch viel gesünder, ihre Farbe viel frischer. Die Mägdchen und Frauen sind im Vergleiche mit den Männern zwar etwas klein, doch darum nicht minder schön gebaut, und vielleicht anmuthiger, graziöser, als man sie selbst in den größten Städten Frankreichs findet. Dieß würde noch mehr auffallen, wenn nicht ein entstellendes Kostüm, und besonders eine ungeheure, weit ausgebreitete Haube von wunderlichem Schnitt sie — ich will nicht sagen — entstellte, doch gewiß ihnen viel von ihrem freundlichen Aussehen raubte.

Sehr viele alte Gebräuche und Sitten haben sich bei diesem Völkchen erhalten, sie hängen mit einer abergläubigen Verehrung an denselben, sie würden sich um keinen Preis erlauben, an einem als unglücklich bezeichneten Tage zu säen, zu ärnten, an einem andern auf die Jagd, auf den Fischfang, auf Reisen zu gehen; ein Mägdchen würde keinen Gatten nehmen, der ihr nicht durch mancherlei Hexereien als vorzugweise für sie bestimmt, angewiesen wäre. Sie glauben alle fest und unerschütterlich an Geister, an Feen, welche sie Fades nennen, von denen sie glauben, daß sie in hellen Mondscheinnächten, weiß angethan, immer zu Drei umhergehen oder an isolirte Quellen sich setzen, um mit einander zu

spinnen und zu plaudern. Sie machen sich kein so schönes Bild von diesen Wesen, wie wir Deutsche gewohnt sind, es zu thun; die Feen sind ihnen nicht liebliche, zarte, luftige Wesen, welche ein heiteres, fröhliches Leben führen, in den Kelchen der Tulpen und Lilien sich wiegen, von duftigen Blumen leben, im fröhlichen Reigen nach dem Tone des Instruments, welches die Grille spielt, tanzen, die Menschen, denen sie gewogen sind, durch werthvolle Geschenke beglücken, sie sind ihnen im Gegentheile ernste, düstere Schicksalsgöttinnen, welche man wohl in stiller Mitternacht um Rath fragt, welche jedoch selten geneigt sind, gutes zu profezeihen, es sind alle Frauen, welche mehr Aehnlichkeit mit den Nornen der skandinavischen Mithologie haben. Auch an Hexen und Hexenmeister, an Wehrwölfe glauben sie, und erzählen sich viel von Frauen, die, ohne daß man gewußt habe wodurch, schwer verwundet, von einem Ausgange heimgekehrt, indem sie in Wolfsgestalt von einem Jäger angegriffen worden sind, zu welcher Verwandlung ein Zaubermittel nöthig ist. Sie glauben, daß die Geister um ihre Gräber wandeln, daß sie, und nicht die Eulen und Uhus, das Klaggeschrei ausstoßen, welches von so übler Vorbedeutung ist. Etwas Besseres, als dieser Aberglaube, ist ihnen in einer seltenen Gastfreundschaft von den alten Sitten übrig geblieben; der Fremde, der um ein Obdach bittend, in die Thüre ihrer Hütte tritt, wird betrachtet wie ein von Gott Gesandter, wird gerne und mit Freundlichkeit aufgenommen, gut bewirthet, und würde beleidigen, wenn er dafür etwas bezahlen wollte. Die Schwalbe, welche jährlich zu ihrem Hause wiederkehrt, das Heimchen, welches am warmen Herd zirpt, wird als ein Mitglied der Familie betrachtet, und den Kindern schon Achtung vor dem Hausrecht desselben beigebracht.

Die Sprache ist stark mit englischen, spanischen, lateinischen und keltischen Worten gemischt. Die Provinz liegt auf der Gränze der beiden Sprachsisteme, welche man in Frankreich mit Oc und Oil bezeichnet, daher ist nirgends die Sprache weniger karakteristisch, als hier, obschon die Leute sich rühmen, Authochthonen, das heißt, mit keinem benachbarten Volke, auch nicht mit dem römischen oder deutschen Eroberer-Geschlecht verwandt, sondern ein eigenes Stammvolk zu sein. Weil ihre Sprache im Allgemeinen ein, wenig durch die Mundart verdorbenes Fra = zösisch ist, so fällt die Beimischung fremder Wörter um so mehr auf.

La Rochelle, alte Hauptstadt der Provinz Aunis, ist Hauptort des Departements, berühmter Seehafen und bedeutend starke Festung. Merkwürdige Schicksale hatte die Stadt, und merkwürdiges Unglück zu

erdulden. Abwechselnd, bald den Endländern, bald den Franzosen, und unter den Letztern, bald diesem, bald jenem großen Herrn gehörig, hatte sie manchen furchtbaren Sturm zu überstehen. Die Festungswerke, sowohl in Hinsicht auf ihren Umfang, als auf ihre innere Stärke merkwürdig, vermochten zwei Belagerungen auszuhalten, wie vielleicht kein anderer Ort sie zu überstehen hatte. Die erste 1572 unternahm der Herzog von Anjou, sie war fruchtlos, dauerte 8 Monate, und kostete dem Belagerer 20.000 Menschen; die zweite und schrecklichere ward von Richelieu unternommen, die Belagerung dauerte 13 Monate, und die Stadt konnte nur durch Hunger bezwungen werden, indem man einen mächtigen Damm in das Meer schob, und ihr so die Kommunikation mit der See und die Mittel, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, abschnitt. 12.000 Bürger starben vor Hunger, bevor sich die Festung dem schrecklichen Kardinale übergab, welcher sie von der Erde vertilgen ließ; ihm widerstanden zu haben war ein Verbrechen, das nur mit der Vernichtung gebüßt werden konnte. Der schreckliche Damm, welcher die Stadt bezwang, ist nach und nach durch die Gewalt der Wellen zerstört worden, man sieht nur noch bei niederem Wasser das Fundament desselben. Durch Vauban ward die Festung wieder hergestellt, durch 19 starke Bastionen und 8 Halbmonde, so wie durch einen Graben von bedeutender Größe, vertheidigt. Der Hafen ward ausgetieft, erweitert und mit Mauern umgeben, doch können in denselben, wegen des engen Fahrwassers, nur Schiffe von 500 Tonnen einlaufen. Die Stadt ist sehr schlecht gebaut, die niedrigen, schwerfälligen Häuser haben ein eigenthümliches und düsteres Ansehen, die Straßen sind unregelmäßig und enge, viele mit Arkaden versehen, wodurch die unter ihnen liegenden Kaufmannsgewölbe völlig verfinstert werden; nur eine Straße, die Königsstraße, welche die Stadt von dem Thore Dauphine bis zum Hafen durchläuft, ist erträglich breit. Tritt man durch dieselbe in die Stadt ein, so sieht man zugleich die Hauptgebäude; zwei große Kasernen, eine Dampfmühle, das Seminar ꝛc. Der Hauptplatz ist groß und geräumig, durch die im modernen italienischen Stile erbaute Hauptkirche geziert. Bemerkenswerth sind noch der Justizpalast, die Börse, das Rathhaus, die Münze. Das Rathhaus ist ein altes gothisches Bauwerk einer gewaltigen Festung, einem Kastell mehr als einem Hause ähnlich sehend, man zeigt daselbst noch das Zimmer, in welchem Heinrich IV. schlief. Eine Promenade, öffentliche Bäder, ein botanischer Garten, ein schönes Theater sind die übrigen Merkwürdigkeiten des Orts.

Saint Jean d'Angely, auf dem rechten Ufer der Boutonne gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 6.200 Einwohner. Der Platz, den jetzt die Stadt einnimmt, trug sonst ein altes, sehr festes

Schloß, die Residenz der Herzoge von Aquitanien. Pipin, der Kleine, zerstörte dasselbe, und erbaute an seiner Stelle eine Benedictiner-Abtei, welcher er das Haupt des heiligen Johannes von Edessa, welches er von Palästina erhalten hatte, und nach welchem die Abtei benannt wurde, schenkte. Es erhob sich um das Kloster bald ein Dorf, das zum Flecken und dann zur Stadt anwuchs, welche sich den Königen von Frankreich ergab, wodurch eine Menge bedeutender Privilegien auf dieselbe übertragen wurde. In die Religionskriege verwickelt, litt der Ort viel durch wiederholte strenge Belagerungen, doch hat er sich durch ein Jahrhundert der Ruhe erholt und ist, wenn auch nicht mehr eine starke Festung wie früher, so doch eine recht lebhabte Handelsstadt geworden. Im Jahre 1820 suchte ein neues Unglück dieselbe heim, indem eine Pulvermühle in die Luft flog, welche nicht nur alle Häuser der ganzen Vorstadt niederstürzte, sondern die Stadt überhaupt auf das schrecklichste bedrohete, indem alle Häuser mehr oder weniger erschüttert wurden.

Jonzac, Hauptort des Arrondissements, zählt 2.700 Einwohner und liegt auf dem rechten Ufer der Seugne. Sie war ehemals befestigt und hatte im 15ten und 16ten Jahrhunderte mehre schwere Belagerungen zu überstehen. Noch sieht man auf einem mächtigen Felsen ostwärts von der Stadt die Ruinen des alten Schlosses, welches die Hauptstärke der Stadt ausmachte. Es gewährt von Ferne einen imposanten Anblick. Durch unterirdische Gänge soll dasselbe mit der Stadt zusammenhängen. Der Ort ist lebhaft, treibt Handel, hat zwar keine große Schönheiten aufzuweisen, kann jedoch sowohl wegen seiner freundlichen Lage als wegen der ziemlich guten Bauart zu den hübscheren Städten gezählt werden.

Marennes, Hafen am Meere, ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 4.700 Einwohner, ist hübsch gebaut, und würde vielleichk ein bedeutender Handelsort geworden sein, wenn die Ungesundheit der Luft durch die Sümpfe, welche die Stadt umgeben, dieß nicht hinderte; sie hat bis jetzt nichts Merkwürdiges, wenn man nicht die Jesuiten unter die Merkwürdigkeit der Stadt zählen will, welche dort, wenn auch unter neuem Namen und veränderter Gestalt fortwährend für das Seelenheil vorzugsweise der Frauen und Mägdchen besorgt sind, und sich alle mögliche Mühe geben, sie von dem Protestantismus, dem sie angehören sollen, zurückzubringen.

Rochefort, auf dem rechten Ufer der Charente, zwei französische Meilen von der Mündung derselben, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 14.200 Einwohner, sie wurde von Vaubau mit starken Festungswerken umgeben und bildet einen wichtigen, militärischen Punkt. Ein großes See-Arsenal, dessen Existenz als dringende Nothwendigkeit erachtet wurde, gab der Stadt die Entstehung, daher sie auch noch sehr

jung, daher sie auch regelmäßig, freundlich und offen gebaut ist. Die Straßen sind breit und gerade, sind wohl gepflastert, durchschneiden einander fast alle in rechten Winkeln, sind zum Theil mit Bäumen bepflanzt. Schöne Plätze, schöne Promenaden, ein Park, ein botanischer Garten zieren die Stadt, leider ist dieselbe nicht so gesund gelegen, als man wünschen möchte, denn obwohl viel zu Austrocknung der Sümpfe geschehen ist, so hat man sie doch noch nicht beseitigen können, und vorzüglich im Sommer ist sie sehr ungesund. Das Arsenal, der Hafen, sind die größten Merkwürdigkeiten der Stadt. Schiffe von 600 Tonnen können in denselben einlaufen. Das Arsenal enthält mehre sehr bedeutende Gebäude, unter denen die Sailerwerkstätte von 1.200 Fuß Länge, verschiedene Magazine, Zeughäuser, das Bagno für 2.400 Galeerensklaven und das prächtige Hospital die merkwürdigsten sind. Außerhalb der Stadt bilden neun große Häuser, um einen mächtigen Hof gereihet, das See-Hospital, welches von vorzüglicher Einrichtung sein soll. In der Umgegend von Rochefort findet man ein merkwürdiges, altes Monument, welches aus einem Obelisk besteht, den auf seinem breit vorspringenden Fuße eine Säulenreihe umgibt, die eine Attika trägt; die Inschrift „und die Kinder Israel (Oelzweige in den Händen tragend), werden vor der Lade des Herrn einhergehen und rufen, Ehre sei Gott in der Höhe," hat wahrscheinlich allein den Namen dieses Denkmals veranlaßt, man nennt es das Grabmal Moses. Die Alterthumsforscher schreiben es irgend einem englischen Fürsten oder Feldherrn zu.

Saintes, auf dem linken Ufer der Charente, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 10.500 Einwohner. Es ist eine der ältesten Städte Frankreichs. Sie kommt unter der Römerherrschaft schon unter dem Namen der Stadt der Santonen vor. Sehr freundlich gelegen, gefiel es den Römern, den Ort durch mehre Bauten möglichst zu verschönern, die Triumfbogen, dem Tiberius zu Ehren, zierte eine Brücke über den Fluß, welcher jedoch damals noch nicht die Charente, sondern die Seugne war, die späterhin durch die Charente verdrängt, derselben weichen mußte, so daß die über einen ganz andern Fluß geschlagene Brücke nunmehr diesem diente. Beide Flüsse, welche unfern der Stadt zusammenkommen, erlitten in ihrem Laufe die auffallendsten Veränderungen, und man war genöthigt, die Brücke beinahe zu verdoppeln, so daß der Bogen, welcher früher am Anfange der Brücke auf dem einen Ufer stand, nunmehr in der Mitte der Brücke und des Flusses befindlich ist. Von den ehemaligen Festungswerken der Stadt, welche in starken Mauern bestanden, ist beinahe nichts mehr übrig, der Rest derselben verschwand im Jahre 1815, und nur noch wenige Trümmer der Fundamente sehen da und dort aus dem Boden hervor. Bei Nachgrabung hat man verschiedene römische Alter-

thümer, welche wahrscheinlich machen, daß die Stadt der Sitz einer römischen Heeres-Abtheilung gewesen, gefunden. Die Stadt ist höchst unregelmäßig gebaut, nur der Quai längs des Flusses, der hier eine beträchtliche Breite einnimmt, ist schön; die Kathedrale, unter Karl dem Großen erbaut, muß einst sehr schön und großartig gewesen sein, leider sieht man davon nichts mehr, als einen Glockenthurm und die Hauptpforte. Außerhalb der Stadt, in einem engen Thale gelegen, befindet sich ein altes Amfitheater, welches den ganzen Raum dieses Thales ausfüllt; es war sowohl zum Gladiatoren- als zum Schiffer-Spiel eingerichtet, zu welch' letzterem Behufe ein das Thal durchströmender Bach abgedämmt werden konnte; 60 große Bogen führten in die inneren Räume, die beiden Hauptpforten, noch weiter als die anderen befinden sich an den entgegengesetzten Enden der großen Axe der Elipse. Eine Wasserleitung führte zur alten Stadt, aus einer drei Meilen weit entfernten Quelle, ein sehr gesundes Wasser. Diese Denkmale haben schon sehr gelitten, ganz zerstört sind aber die öffentlichen Bäder und der Tempel des Jupiter Ceraunius, welchen letzteren man unter den Trümmern einer über ihm erbauten und später zerstörten Kirche Saint Ceroine erkennen kann. Das Hauptgefängniß, das Hospital, der Justizpalast, das Schauspielhaus sind schöne Gebäude. Der große Weg nach Bordeaux ist mit schönen Häusern besetzt.

Die Insel Oleron liegt zwei französische Meilen vom Strande, gegenüber Marennes, gegen welche Stadt dieselbe mit ihrer Südspitze gekehrt ist. Sie hat sechs Lieues Länge auf zwei der Breite und 16 im Umfange, 16.500 Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit Schifffahrt, doch ist auch der Gemüsebau nicht unbedeutend, und der gut bewässerte Boden bringt einen Reichthum von Bohnen, Erbsen, Rüben und Kohlgattungen hervor, auch Mais gedeiht vortrefflich, da er genug Wärme und in dem fast ebenen Boden viel Feuchtigkeit findet. Die Salzseen, deren die Insel sehr viele hat, liefern ein feinkörniges, wegen seiner Leichtigkeit gesuchtes Salz. Von einem Ende der Insel bis zum andern führt eine gut unterhaltene Heerstraße. Einige Städte, und unter diesen eine kleine Festung, ferner fünf große Dörfer sind auf der Insel gelegen.

Nördlich von Oleron liegt das Eiland Ré, zwei Meilen von la Rochelle, es ist kleiner als das vorige, und von sehr unregelmäßiger Form, die Oberfläche wird ungefähr zwölf französische □ Meilen, die Länge sechs, und die Breite eine halbe bis zwei Lieues betragen. Mehr als 18.000 Menschen wohnen darauf, und geben ihr eine gewisse Wichtigkeit, welche die Engländer, wie die Franzosen wohl erkannten, daher die letzteren sie so gut zu vertheidigen und zu befestigen, wie jene

sie zu erobern suchten. Vier bedeutende Forts dienen, die Häfen und die Landungsplätze zu vertheidigen. Der größte Theil des Volkes beschäftigt sich mit Fischfang und mit Salzerzeugniß. Die Insel bringt nichts hervor, was ihr einen bedeutenden Rang zusicherte, wenn man nicht einen ziemlich schlechten Wein ausnehmen will, welcher in der Mitte derselben auf dem hügeligen Lande wächst, und größtentheils zu Branntwein verbraucht wird.

XLIX.

Departement der beiden Sèvres.

Diese Provinz besteht aus einem Theile des ehemaligen Poitou, hat eine Oberfläche von 114 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 296,000 Einwohnern, welche jährlich 780 Soldaten zum Heere stellen. Sie wird in vier Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Niort, Melle, Parthenay und Bressaire.

Der Boden dieses Landtheiles ist ziemlich allgemein fruchtbar; hügelig, doch nur wenig erhöht; indem die Gipfel der Berge nirgends 400 Fuß übersteigen, ist das ganze Land der Kultur fähig, obwohl noch keineswegs so angebaut, wie es sein könnte. Viele Wälder bedecken noch einen großen Theil der Oberfläche, auch Sümpfe und kleine Seen, 200 an der Zahl, rauben derselben viel des Anbaues fähiges Land, und noch ist zur Entwässerung derselben keine Anstalt gemacht.

Das Thierreich hat wenig Ausgezeichnetes, die Pferde und Maulthiere aber, welche in dieser Provinz gezogen werden, schätzt man als dauerhaft und kräftig. Eine große Menge Wild bevölkert die Wälder. Auch viel Raubwild ist vorhanden, besonders sind Wölfe und Füchse zahlreich. Da der Boden sehr feucht ist, findet man eine Menge Reptilien. Fünf verschiedene Schlangengattungen, unter denen zwei giftige, machen die Wiesen für die Fußgänger gefährlich. Die Vipernjagd war ein sonst ziemlich einträgliches Gewerbe, indem das Gift und das Fett

dieser Thiere in den Apotheken sehr häufig gebraucht wurde. Die Seen und die Flüsse sind reich an Fischen. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Thierreiches ist allein der langhaarige Esel. Er ist schwarz von Farbe und sein ganzer Körper ist mit einem weichen Pelze bedeckt, dessen Haare über vier Fuß lang sind, so daß sie ihm von dem Rücken bis auf die Erde hängen; sie werden sehr theuer bezahlt, gelten bis auf 4.000 Franken, und werden besonders von den Spaniern gesucht, wegen der Maulthierzucht.

Das Pflanzenreich bietet an siebenzig verschiedene Garten- und Waldbäume, unter denen viele von Amerika herübergebracht erst seit Kurzem in Frankreich akklimatisirt sind.

Das Mineralreich zeigt gar nichts von Bedeutung. Die Minen sollen einmal Eisen ausgegeben haben, jetzt entzieht man dem Boden jedoch nichts als Bau- und Pflastersteine, allein bei Chatillon findet man eine große Menge durchsichtiger Kieselkugeln, Quarz, zu falschen Edelsteinen häufig verwendet.

Das Volk scheint ein guter Menschenschlag; offen, fröhlicher Laune, gesprächig, freimüthig, findet man die mehrste Leute, doch sind sie auch leicht reizbar und zum Zorn geneigt und mißtrauisch sowohl gegen den Fremden als vorzugsweise gegen ihre Behörden, deren Thaten und Befehle sie stets mit Mißtrauen und geheimem Widerwillen aufnehmen. Sie sind sehr anhänglich an den Boden, auf dem sie geboren, anhänglich an die Religion (katholisch oder protestantisch), der sie einmal zugethan, fähig, für ihren Glauben und für ihren König die größten Opfer zu bringen, so lange es nichts gilt als Blut und Leben; unfähig auch nur das Geringste zu leisten, wenn sich's um Geld und Geldeswerth handelt.

Die Bewohner dieses Departements unterscheiden sich ziemlich auffallend in drei verschiedene Klassen. Die Bewohner der Waldgegenden sind etwas finsterer, melancholischer Natur, was daher kommen mag, daß sie in ihren Hütten durchaus isolirt leben, nicht in Dörfern vereinigt, meistens ihr Häuschen mitten auf ihrem kleinen Grundstücke stehen haben. Dasselbe enthält an Möbeln beinahe gar nichts, außer etwa ein paar alte Kasten, worin sie die wenigsten Kleidungsstücke, welche sie besitzen, und ihr Geld verwahren. Auch auf dem Felde bei der Arbeit ist der Bauer nicht minder allein; es trennen ihn gewöhnlich Gehölze, Gebüsche, Hecken von seinem Nachbar, er spricht also Jahr aus Jahr ein fast mit Niemanden, als mit seinen Ochsen, die er zärtlich zu lieben scheint, für welche er sogar Gesänge dichtet und sie ihnen vorsingt. Der Bewohner der Ebenen ist heiterer, offener, freier, er liebt den Tanz, das Spiel, den Wein, doch nicht leicht bis zum Exzeß, sein Gesicht ist heiter und zeugt von Laune, doch wirft man ihm nicht mit Unrecht vor, daß er prozeßsüchtig sei, was sei-

nen Grund vielleicht darin findet, daß die Gränzen seines Feldes nicht scharf genug abgesteckt sind, und er demnach alle Augenblicke sich in seinen Rechten angegriffen wähnt. Abergläubisch bis zum Lächerlichen, schreibt er gewöhnlich das größere Glück, das die Arbeiten des, in seiner Gegend wohnenden Protestanten krönt, nicht sowohl seinem Fleiße, als der Hexerei zu, die er zu treiben weiß, und mittelst deren er die Früchte von den Feldern der Katholiken auf die seinigen leitet, was denn nicht selten zu Verfolgungen Anlaß gegeben hat. Eine dritte Klasse von Bewohnern findet man in der Nähe der Sümpfe und Flüsse, sie leben meistentheils vom Fischfange und daher ist ein Kahn das wichtigste ihrer Mobilien, er dient ihnen jedoch häufig nicht bloß zum Fischfange, sondern auch um gelegentlich von den Ufern Gras und frisches Getraide zu holen, wenn's gerade Niemand sieht, um es seinem Vieh zu bringen, für das er nicht minder besorgt ist, als der Bergbewohner, indem es ihn während des Winters, wenn die Fischerei aufhört, ernähren muß.

Die Verschiedenheit der Sitten dieser Landleute tritt vorzugsweise bei den großen Jahrmärkten hervor, welche im ganzen Lande umher häufig gehalten werden. Der lebhafte Bewohner der Ebenen läuft zu jeder Neuigkeit hinzu, um zu sehen, was es gibt, bedächtig wartet der Fischer, bis der Lärm zu ihm kommt, der Waldbewohner zieht sich zurück, und stellt sich hinter seinen Nachbar, um über dessen Schulter halbversteckt den Vorgang zu beobachten, denn er ist gewohnt, in seinem durchschnittenen buschreichen Terrain, ihn verbergende Plätze, eine Hecke, einen Baum zur Beobachtung zu wählen. Die Nahrungsmittel dieser Leute sind sehr einfach, Brod aus Gerste, Hafer oder auch aus Korn bildet den Hauptbestandtheil ihres Küchezettels, dann und wann Eier, selten Fleisch, was nur auf des Reichen Tisch kommt, als Lieblingsgericht ein Gemengsel aus aus klein gehacktem Kohle, Brodkrume und Eiern — dieß sind die wichtigsten Delikatessen, deren sie sich zu erfreuen haben. Der Wein wird nicht häufig gebaut, und von ihnen selbst sehr wenig getrunken. In den Weingegenden bedient man sich eines widerwärtig schmeckenden Gebräues, das man gewinnt, indem man auf die ausgepreßten Weintrauben Wasser gießt, und dieses in Gährung übergehen läßt; Bier kennt man gar nicht, Zider (Obstwein) ebensowenig. In den Gegenden dieses Departements, welche keinen Wein haben, bereitet man ein abscheuliches Getränke aus gedörrten Pflaumen, auf welche man Wasser gießt, was denn säuerlich, doch für den Gaumen des Deutschen ganz ungenießbar ist.

Die Kleidung ist in der Regel überaus faltenreich, aus ziemlich groben buntfarbigen Stoffen; Sommer und Winter machen wenig Unterschied, es kommt höchstens noch ein Mantel dazu, kurz wie die Kleider

selbst es sind, und wenig mehr als die Schultern schützend. Was bei den Bauernmägdchen des nördlichen Deutschlands so angenehm auffällt, die reichen starken Haare, nicht, wie in Süddeutschland durch das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe verdorben, das sieht man in Frankreich beinahe gar nicht; in diesem Departement, wie beinahe in allen übrigen, verstecken die Mägdchen diese Zierde unter Hauben, Tüchern, welche sie nonnenhaft umhüllen, daher auch Frankreich der Hauptsitz des Haarhandels ist, und jedes Bauernmägdchen sich von den, auf diesen Handelszweig umherreisenden Leuten, ihren verborgenen Schatz um ein Tuch, ein buntes Band, abschwatzen läßt.

Die vielen Jahrmärkte sind die Hauptpunkte, um welche sich das gesellige Leben dieser Leute dreht, vorzugsweise ist der Jahrmarkt von Niort als Kalender der jungen Mägdchen berühmt; jede Mutter beeilt sich, ihre heirathsfähige Tochter dort zu zeigen, gewissermaßen in die Welt einzuführen, dieses geschieht mit zurückgelegtem fünfzehnten Jahre und wiederholt sich alljährlich, bis ein Mann gefunden, was die Haupturſache dieser Besuche zu sein scheint. Jede Mutter aber fürchtet sich zu gleicher Zeit, ihre Tochter zu frühe dahin zu führen, weil man ihr das Alter gar zu leicht nachrechnen kann. Eine sprichwörtliche Redensart ist, sie zählt so und soviel Jahrmärkte von Niort, das heißt, weil man gewohnt ist, fünfzehn Jahre damit zu warten, sie zählt so und soviel über fünfzehn. Dort sowohl, als an andern Orten, an denen man sich zur Sommerszeit versammelt, werden die Verlöbnisse geschlossen, was immer im Sommer geschicht, worauf dann im Herbste die eheliche Verbindung erfolgt. Bei dieser ist es Pflicht des Bräutigams, alle Verwandten seiner Braut, dem Grade nach, wie sie näher oder entfernter mit ihr verwandt sind, früher oder später einzuladen, eine Art von Etikette, auf deren Beachtung mit großer Strenge gesehen wird. Hiebei befestigt der Bräutigam an das Bett der Hausfrau einen möglichst großen Blumenstrauß. Die Braut wird von vielen Mägdchen des Dorfes geputzt, jedes derselben bemüht sich, zu ihrem Kopfschmucke eine Stecknadel zu geben, um dieselbe Abends beim Entkleiden der Braut wieder zu erhalten, ein solches Glück deutet dem Mägdchen an, daß es binnen eines Jahres gleichfalls Braut werden wird. Verlust der Stecknadel ist ein böses Omen, es drohet den Tod, oder was noch ärger ist, ewige Jungfrauschaft. Die Zeit bis zur Kirche und von da bis zum Schlafengehen wird mit Singen, Essen und Trinken hingebracht; dabei genießt die Braut aller möglichen Ehre, während der Bräutigam sie und die Gäste stehend bedienen muß; doch werden der so geehrten Braut immerwährend, in spöttischen Liedern, die Lasten ihres künftigen neuen Standes vorgehalten, so daß sie nicht zu übermäßiger Freude gelangen kann. Rückt die Nacht

heran, so verkündet das wiederholte Klingen der Gläser, ihr, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen, sie wird von ihren Freundinnen in ein benachbartes Haus geführt, daselbst zu Bette gebracht, und dann dem Bräutigame auf Diskretion übergeben. Nach drei Stunden bringen die lärmenden Gäste die Zwiebelsuppe herbei, ein satirischer Gesang fordert, daß man die Thüre öffne, die Gäste werden eingelassen, setzen die Schüssel mit Suppe auf das Bett, singen, trinken, stoßen mit den Gläsern zusammen, und treiben endlich die Neuvermählten aus den Federn, worauf denn wieder getrunken und tollirt wird, bis der Morgen herankommt. Der zweite Tag ist noch ausgelassenern Freuden gewidmet; Maskeraden werden gehalten, jeder sucht den Andern in Erfindung einer komischen Vermummung zu übertreffen, an diesem, wie an dem vorigen Tage, bildet das Schießen und das Trinken die Hauptmomente der Belustigung, bis alles hinlänglich ermüdet ist, und sein Geld durchgebracht hat, worauf dann jeder nach seiner Wohnung zurückkehrt, um seinen Rausch auszuschlafen.

Hier mehr, als in irgend einem andern Theile Frankreichs, gab es bizarre Rechte und Vorrechte der Grundherren gegenüber ihren Bauern. Das jus primae noctis bestand bis zur Zeit der Revolution in seinem vollen Glanze. Die Rechte der Ehegatten durften nicht früher ausgeübt werden, als bis der Gutsherr seinen rechten Fuß in das Hochzeitsbett gesetzt hatte; ein anderes Vorrecht bestand darin, daß er sich von dem Hochzeitstische die beste Schüssel und eine Piepe des besten Weines holen lassen durfte. Der Hochzeitsprung war noch bis zum Jahre 1789 gebräuchlich und bestand darin, daß an einem gewissen Tage alle in demselben Jahre vermählten junge Leute über einen breiten Graben springen mußten, eine nicht unbedeutende Abgabe strafte die Ungeschickten, welche in das Wasser fielen; dieser Gebrauch oder Mißbrauch sollte aufhören, sobald irgend einer den Graben übersprungen haben würde; er war aber so breit, deß die Forderung nicht erfüllt werden konnte, und demnach die Abgabe als ein Herrenrecht bis zur Zeit der Revolution wirklich gezalt wurde. Einer der vielen kleinen Könige, welche in alten Zeiten diesen Landestheil beherrschten, hatte das Recht, zu fordern, daß seine Unterhanen ihm ihre Huldigung darbrächten, indem ein Zaunkönig, mit einem Ankertau auf einem Wagen festgebunden und von vier Ochsen gezogen, dem Herrn dargebracht werden mußte. Einem andern brachten die Fleischhauer ihre Huldigung, indem sie mit entblöstem Haupte und baarfuß, auf den Knien liegend, den Drücker seiner Thüre küßten, und um Einlaß baten, worauf sie ihre Abgabe entrichteten, und man ihnen die Hände mit Rosenwasser wusch.

Noch eine Menge anderer solcher Rechte und Sitten war in diesem Departement und mehr oder weniger im ganzen Lande zu Hause. Sie alle anzuführen, wäre so zwecklos als weitläufig, darum es mit diesen Proben genug sein mag.

Niort, an der Sèvre-Niortaise, ist Hauptort des Departements, und zählt 16.300 Einwohner, ist eine sehr alte Stadt, war ehemals durch ein großes Schloß — aus mächtigen runden Thürmen gebaut — vertheidigt. Dasselbe war lange Zeit Sitz der Gouverneure dieser Festung, und die berühmte Frau von Maintenon ist daselbst geboren. Jetzt ist dieses noch in seiner ganzen alterthümlichen Größe und Pracht bestehende Gebäude in das Departementsgefängniß umgewandelt, eine Bestimmung, welcher es dem äußern Anscheine nach mehr entspricht, als jeder andern; denn ganz im Stile der alten Bastille aufgeführt, und zwar so, als hätte eines dem andern als wirkliches Modell gedient, scheint es mehr von den in Quälereien höchst erfinderischen Menschen aufgeführt, um Unglückliche zu quälen, als um freien Menschen zur Wohnung zu dienen. Der Ort ist schlecht gebaut, ist jedoch durch die neuen Arbeiten, welche man an denselben gewendet, so freundlich geworden, daß er mit Recht einer der schönsten von Poitou genannt werden kann. Sehr schöne Promenaden umgeben denselben, und wenn das Innere auch nicht überreich an modernen Häusern ist, so hat es doch aus dem Alterthume mehre von vorzüglicher Bauart aufzuweisen. Hiezu gehört die neuere Kathedrale, welche von den Engländern im reinsten gothischen Stile erbaut ist; das Rathhaus ist der alte Palast der Eleonore von Aquitanien. Ein Hospital, ein Schauspielhaus, Bäder und Kasernen zeichnen sich als große architektonische Werke aus. Hier ist auch der Hauptsitz einer Gärtnerschule, und ein derselben gehöriger botanischer Garten, in welchem die Pflege von vielen tausend verschiedenen Pflanzen gelehrt wird, ist sehr interessant. In der Umgegend der Stadt findet man mehre druidische Denkmäler.

Melle, Hauptort des Arrondissements, an dem kleinen Flüßchen Beronne gelegen, zählt 2.600 Einwohner, war ehemals eine feste Stadt, und dadurch von Merkwürdigkeit, daß Karl der Kahle daselbst seine Münzen schlagen ließ. In neuerer Zeit hat sie alle Wichtigkeit verloren, und selbst die in der Nähe gefundene Mineralquelle, welche man zu einem Bade benutzen wollte, hat ihren gesunkenen Glanz nicht besonders gehoben.

Parthenay, an dem Flüßchen Thouet, ist eine kleine alte Stadt von 4.200 Einwohnern, ehemals Hauptstadt der Landschaft Gastine, jetzt des Arrondissements, war sonst befestigt, und hatte, besonders während der Vendéekriege, viel zu leiden. Ein altes Schloß, umgeben von Graben und alten Thürmen, diente ihr sonst zur Befestigung. Die Thürme waren Gefängnisse, jetzt ist das Ganze eine Ruine.

Bressuire, am kleinen Flüßchen Argenton gelegen, ist Hauptstadt des Arrondissements, und zählt 2.000 Einwohner. Ehemals von größerer Wichtigkeit und stark befestigt, durch ein Schloß vertheidigt, ist der Ort doch durch mannigfaltige Unglücksfälle sehr heruntergekommen. Zuerst machten die Engländer diese Gegend zum Schauplatze ihrer Kämpfe, dann traten die bürgerlichen und Religionskriege ein. Die Widerrufung des Edikts von Nantes gab der Stadt einen gewaltigen Stoß, endlich vollendeten die Vendéekriege ihr Unglück, die Stadt zeigt in der That nichts Merkwürdiges, als eine große Menge von Trümmern, denn sie ward wiederholt ganz und gar in Asche gelegt, und im Jahre 1793 während der Revolutionskriege so furchtbar mitgenommen, wie Magdeburg unter Tilly. Es blieb nur die Kirche und ein einziges Haus stehen.

L.

Das Departement der Vendée.

Es macht einen Theil des alten Poitou, und zwar den untern, aus, umfaßt 130 Quadratmeilen, und zählt darauf 333.000 Einwohner, welche jährlich 930 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in fünf Wahlbezirke eingetheilt, deren Hauptorte sind: Lusson, Fontenay, Bourbon-Vendée, les Herbiers und les Sables. Das Land ist sehr durchschnitten, und obwohl eigentlich nicht gebirgig, so doch ganz geeignet, einen Gebirgskrieg zu unterhalten, da Hügel, Thäler, Schluchten, Gebüsche, Felsverstecke, den Guerillas tausendfältig Gelegenheit geben, sich zu verbergen und ihren Banditenkrieg auf heimtückische Weise zu führen. Die Vendée wird, in Bezug auf ihre Beschaffenheit als Land, in drei Theile getheilt, in das Marschland, zunächst dem Meere, in das flache Land, an das vorgenannte gränzend, und in das Gehölze oder Waldland, welches an dieses stößt, und den östlichsten, innersten Theil des Landes bildet. Die Hügel haben einen ziemlich leichten, doch nicht unfruchtbaren Boden, das flache Land dagegen ist beinahe steril zu nennen. Der Grund bildet Kalkstein, mit einer großen Menge von Muscheln vermischt, darauf ruht eine leichte Schicht von Thon und Sand. Beide Landesstrecken theilen eine Eigenthümlichkeit, welche sie eben so geschickt zur innern Vertheidigung macht. Wenig große Dörfer, desto mehr einzelne Häuser, sind über die Fläche zerstreut, das ganze Land ist tausendfältig durchschnitten von Hecken, Gebüschen, Wäldchen, von jedem Hause führt zu den Nachbarhäusern ein mannigfach gewundener Fußsteig, oder ein ganz enger Fahrweg, so schmal, daß es gar nicht möglich ist, daß zwei Wagen einander ausweichen können, der Boden, niemals hart genug, um Widerstand zu leisten, ist durch die stets gleichen Schritt haltenden Ochsen, gänzlich ausgetreten. Jeder Regen spült den aufgelösten Boden hinweg,

so daß der Weg sich von selbst immer mehr vertieft und man nirgends mehr von der Fläche aus, das in den Boden gesunkene Fuhrwerk sieht. Dabei ist die Vertiefung, eben durch den gleichen Schritt der Thiere, so mit Löchern durchsäet, so tief geknetet, daß es unmöglich ist, dort zu gehen, wenn auch nicht, während zwei Drittheilen des Jahres, der Morast so undurchdringlich wäre, daß man bei einem Versuche, denselben zu durchwaten, nothwendig darin stecken bleiben müßte, deshalb man auch diese Wege gar nicht zum Gehen braucht, und die Bauern, welche zu Fuß reisen, auf den Rand dieser hohen Wege klettern, um einem Fußsteige zu folgen, welcher nach und nach dort gebahnt worden ist. Sie müssen dabei theils über die vielen Zäune klettern, welche die Felder von einander trennen, wozu dann immer ein paar Stufen angebracht sind, welche dieses erleichtern, oder sie müssen tief gebückt durch die Dornhecken kriechen, welche ebenso gebraucht werden, um die Felder von einander zu sondern.

Die gegen den Ozean hin liegenden Sumpfgegenden werden theils zu Salzbereitung gebraucht, dann sind sie von tausend Kanälen durchschnitten, und mit Schleusen versehen, durch welche man nach Belieben das Meerwasser einlassen und auf den Flächen zurückhalten kann. Dazwischenlaufende Dämme dienen zur Bearbeitung, zur Anpflanzung von Gemüsen. Andere Theile dieser Sümpfe sind ganz trocken gelegt, noch andere stehen immerfort unter Wasser und bilden die sogenannten Etangs. Auf diesen und den Kanälen laufen zu Hunderten und Tausenden die kleinen Boote, welche die Früchte der Felder und Gärten zu Markte bringen, eine lange Stange dient als Ruder, der auf dem Hintertheile stehende Führer schiebt, die Stange gegen den Boden gestützt, das Schifflein so schnell vorwärts, daß ein scharftrabendes Pferd mit demselben kaum gleichen Schritt halten kann, und er in einer Stunde anderthalb französische Meilen zurücklegt. Hier findet man freundliche Dörfer, welche auf den Wiesenflächen, auf den Ackerfeldern sich ausgebreitet haben, und welche durch die Dämme, die längs den Kanälen hinlaufen, und die in Vizinalwege verwandelt, miteinander verbunden sind. Hier wohnt ein scheinbar sehr gesunder Menschenschlag, man sieht lauter große, starke, wohlgenährte, dem Aeußern nach sehr rüstige Leute, doch ist dabei vieles Schein; immerfort in den Sümpfen lebend, immerfort beschäftigt, seine Dämme, seine Gräben zu unterhalten, dabei häufig Salzfleisch essend, ist er aufgeschwollen mehr, als wirklich muskelhaft, seine Rundung kommt nicht von Fülle der Kraft, sondern vom Fette her; es fehlt diesen Leuten daher auch an dem Grade von Muth, den nur das Selbstvertrauen, das Gefühl innerer Kraft zu wecken vermag. Sie sind zum Trunke geneigt, grob und gefühllos, und werden von den Bewohnern der

Wälder deßhalb gemieden und für sehr unglücklich gehalten, weil ihre Hütte einen großen Theil des Jahres im Wasser schwimmt, und weil sie isolirt, fast ganz von anderer Gesellschaft entblöst, auf sich selbst zurückgewiesen sind, etwas, was den Franzosen fast immer als ein Unglück erscheint; doch theilt der Bewohner jener Sümpfe diese Ansicht nicht, seine Hütte nach allen Seiten offen, scheint ihm keineswegs reizlos, die Wiesen umher nähren seine Heerden für ihn ohne Kosten, diese versorgen ihn mit Milch, Butter und Käse. Wenn er sein Netz eine Stunde lang im Meere wäscht, so hat er soviele Fische gefangen, als er während der ganzen Woche nicht verzehren kann. Im Winter liefert ihm seine Flinte reichliche Beute. Die Ufer der Seen, die Kanäle sind bedeckt mit Wasservögeln, Enten und Gänsen in der größten Menge, und er hat mit denselben keine weitere Mühe, als sie zu tödten und sie zu braten. An Holz fehlt es ihm freilich, doch bedient er sich des Düngers seiner Heerde und des Schilfrohres zur Feurung. Niemals ist er in Noth, ja im Gegentheile kann er sich einer gewissen angenehmen Existenz und selbst des Reichthumes erfreuen, denn unter seinen Augen erwächst ihm eine Fülle von Getraide, erwächst ihm Hanf und trefflicher Lein, ein Gegenstand vielseitiger Spekulationen. Allein er weiß diesen Reichthum wenig oder gar nicht zu brauchen, er verschließt das gewonnene Geld in Kasten, denn er kennt nichts von der Welt, nichts von ihren Genüssen, sein Dorf, sein Pfarrer ist Alles, was er von Frankreich weiß, und er stirbt als Greis, ohne jemals über die Gränzen seiner Markung hinausgekommen zu sein.

Anders ist es mit dem Bewohner der Fläche und der Wälder; überaus gesund, von einer großen Rüstigkeit des Körpers, fähig, jede Strapaze zu ertragen, nicht von so großer äußerer Stärke, nicht dick und fett, wohl aber körnig und dauerhaft, überragt er an Thätigkeit, an Muth, seinen westlich wohnenden Nachbar bei weitem. Sein Karakter ist in der Regel nicht eben zu tadeln, er scheint gutmüthig, freundschaftlich, dienstfertig, er hält treu das gegebene Wort, ist jedoch überaus abergläubig, und kann dadurch fanatisch werden. Fest und unerschütterlich hängt er an seinen alten Gebräuchen, todtfeind scheint ihm derjenige, der ihn davon abbringen will, und in dem Falle, daß er sich einmal berechtigt glaubt, Haß zu empfinden, treibt er denselben bis zur furchtbarsten Rachsucht. Er ist von lebhafter Einbildungskraft, und diese wird immerfort beschäftigt durch seinen Gespensterglauben, denn wie er an Jesus Kristus glaubt, so fest glaubt er an die Wiederkehr der Todten aus dem Grabe, an Wehrwölfe, an Feen, und neben dem Prediger seines Dorfes und dem Teufel, ist ihm ein Hexenmeister ein Gegenstand der größten Verehrung. Seine Wünsche sind ziemlich beschränkt, er lebt von höchst einfachen Speisen, von Brod, Gemüse, von Eierspeisen und Wild, daher auch

wohl seine körperliche Kraft, welche genährt wird, geübt wird, durch immerwährende Bewegung in der freien Luft, durch Ackerbau, durch Jagd, durch den Aufenthalt in den Gehölzen.

Die Wohnungen dieser Leute haben etwas Eigenthümliches, fast alle sind von einem großen Hofe umgeben, ein solcher ist aber nicht das, was wir unter Hof zu verstehen gewohnt sind, es ist kein ummauerter, oder durch einen Zaun eingeschlossener Raum, sondern nur eine ziemlich weite Fläche, welche mit Gestrüpp, mit Waldunkraut, dicht bewachsen ist, durch welche man nur mit verletztem Fuße sich durchzuwinden vermag. Auf einer oder der andern Seite steht wohl ein Heuhaufen, durch etwas darüber gedecktes Geniſt kaum zur Noth gegen die Witterung geschützt, daher auch der ganze Hof bei Regenwetter von den dürren Grasstängeln überschwemmt wird. Das Haus besteht aus zweien Theilen, den einen bewohnt der Meier, den andern benachbarten sein Vieh. Zwischen beiden steht in der Regel eine große prächtige Eiche, deren nächste Umgebung von Unkraut gereinigt, einen schönen, mit kurzem Rasen bewachsenen Platz darbietet. Unter dem Schatten dieser Eiche versammelt sich an heitern Sommerabenden die ganze patriarchalische Familie, dort aber wird auch, in Ermanglung einer Geschirrkammer (denn viel Räumlichkeit haben die französischen Häuser überhaupt nicht), das sämmtliche Ackergeräthe, Wagen, Egge, Karren, Pflüge, aufbewahrt. Das Innere dieser Häuser ist so einfach, als ihre äußere Umgebung. Ein länglich viereckiger Raum bildet das Wohnzimmer und die Küche zugleich, im Winter erwärmt das Feuer eines ungeheuern Kamins, dem es nie an Holz und hochflammendem Reisig fehlt, den weiten Raum, der große Mantel dieses Kamins ist mit den Waffen der männlichen Hausgenossen behangen, man zählt oft sechs und mehr Flinten. Die Hauptmeubeln dieser Zimmer sind riesige Betten, mit Decken von Wolle und von Federn. Sie sind gewöhnlich von Kirschbaumholz, und ihre vier hoch in die Luft ragenden Pfosten tragen einen sogenanten Betthimmel. Zu Häupten eines Jeden hängen mehre Heiligenbilder, vor allen der grell und bunt gemalte Schutzpatron dessen, der darin schläft; ferner eine geweihte, um Ostern geschnittene Ruthe von Weidenholz, welche besonders heilbringende Kräfte haben soll; endlich ein messingenes oder zinnernes Kruzifix, unter welchem ein kleines Gefäß, befindlich ist, das Weihwasser enthält. Kein Bauer vergißt es beim Schlafengehen und Aufstehen sich damit zu benetzen. Die übrigen Möbeln, ein paar Kasten und Tische, sind gleichfalls von Kirschbaumholz; alle diese sind mit Schnitzwerk geziert, und es gehört zur Existenz eines wohlhabenden Bauern, daß möglichst reiche Verzierung, besonders die Flügelthüren und die Gesimse bedecken; es wird behauptet, daß man nirgends so vortrefflich in Holz arbeite, als in der Vendée. In der Mitte des

Zimmers steht jederzeit ein Tisch, auf welchem ein Brod liegt, ein Zeichen der Gastfreundschaft, ein Zeichen, daß man bereit sei, dem Eintretenden mit dem, was das Haus vermöge, aufzuwarten. Ueberhaupt sind die Vendéer gastfreundschaftlich, und es tritt nicht leicht ein Mensch unter ihr Dach, ohne daß demselben Essen und Trinken angeboten würde, dasselbe zurückweisen, wäre eine schwere, nicht leicht zu verzeihende Beleidigung.

Persönlicher Muth ist die Zierde fast eines jeden Vendéers, daher sie auch alle in besonders lebhafter Art an den Kriegen Antheil genommen haben, welche während der großen Revolution das Land zerrissen. Ihre Art Krieg zu führen, ist dabei so eigenthümlich, daß es wohl der Mühe werth ist, dieselben in etwas kennen zu lernen. Es ist begreiflich, daß diese Leute, welche kaum rechts und links von einander zu unterscheiden wußten, nicht so exerzirt waren, wie die übrigen Truppen, sie hatten sich auch weder in Regimenter noch in Bataillone getheilt, sondern fanden sich nach den Dörfern, zu denen sie gehörten, zusammen, sie wählten ihre Hauptleute selbst, diese gehorchten ohne Widerrede einem sogenannten Divisionschef, welcher endlich sich dem Obergeneral der Provinz in Verbindung setzte, und von diesem seine Befehle empfieng.

Die Hauptstärke der Vendéer bestand in der Infanterie; das sehr durchschnittene Terrain, welches sie besetzen, gestattete fast gar nicht den Gebrauch einer andern Truppengattung. Ihre Bewaffnung war im Anfange höchst einfach, sie bestand nur aus einer, gewöhnlich sehr schlechten Flinte, aus einem Bratspieß, einer Heugabel, einer, der Länge nach am Stiel angebrachten Sense, und ähnlichen, höchst unvollkommenen Waffen, nur die Bewohner der Sümpfe hatten in der langen Entenflinte ein furchtbares Gewehr, weil sie sich desselben mit großer Geschicklichkeit zu bedienen wußten. Ihre Kavallerie hatt Pferde von allen Farben und allen Größen; ihr Säbel war mit einem Stricke umgürtet, und an einem Stricke hieng die lange Flinte über die Schulter. Oft hatten sie statt aller andern Bewaffnung eine Keule, aus am Feuer gehärtetem Holz oder eine Stange mit einem Nagel zugespitzt, welche als Lanze diente. Es war daher auch eines vendéer Kavalleristen erste Sorge, einen Gensdarmes zu tödten, um sich seiner Equipage zu bedienen.

Die Artillerie der Vendéer war Anfangs mit Ochsen bespannt, welche indessen nicht minder furchtbar waren, als die Feuerschlünde, die durch sie gezogen wurden, indem sie, einmal in Zorn gebracht, wie toll in die Feinde stürmten und niederwarfen, was ihnen im Wege stand, sie waren übrigens durch ihre Treiber in so schnelle Bewegung zu bringen, daß sie trabten und galoppirten, trotz der Kavallerie, mit welcher sie gewöhnlich gleichen Schritt hielten.

War nur irgendwo ein Streich auszuführen, so ließ der Befehlshaber die Glocken läuten, und sogleich eilte alles zu dem bestimmten Waffenplatz. Kein Alter machte eine Ausnahme, wer die Waffen zu tragen vermochte, ergriff dieselben, und niemals ist der Fall vorgekommen, daß ein Vendéer dieselben wieder weggelegt hätte ohne den Willen seines Befehlshabers. Selbst Frauen und Mägdchen sah man in den vordersten Reihen mit so viel Muth als unbesiegbarer Ausdauer kämpfen. Unbekannt mit aller Taktik siegten sie doch fast immer durch die Wildheit ihres Angriffes, welchem nicht zu widerstehen war, sie marschirten in langen Kolonnen, gewöhnlich vier Mann hoch, den Zug führte der Befehlshaber an, welcher allein das Ziel kannte, auf welches der Angriff gerichtet war, voran zogen Tirailleurs, die geschicktesten Jäger des Kantons, gewohnt, ihr Gewehr niemals abzuschießen, ohne des Zieles gewiß zu sein; sie versteckten sich hinter Büsche, Gräben und Hecken, und, vom Feinde nicht gesehen, schoßen sie mit Sicherheit Mann für Mann aus den Reihen hinweg. Sobald man auf dem Punkte angekommen war, auf welchem die Hauptmasse des Feindes stand, rief der Führer seinen Leuten zu, zerstreut euch meine Freunde, ein anderes Kommando kannten sie nicht, auf dieses aber stürzten sie alsbald unter wüthendem Geschrei, gleich den amerikanischen Wilden, auf die republikanischen Truppen los, umzingelten sie von allen Seiten, warfen sich mit unbesiegbarem Muth in die Spitzen der Bajonette, und vergeblich war bei solch einem Angriffe auch der besonnenste und kaltblütigste Widerstand. Wenn in der Brust der Männer der ersten Reihe das rauchende Bajonett stak, so stürmte die zweite Reihe über die darniedergeworfenen hin und siegte. Diese Art des Gefechtes war den regulären Truppen so neu, daß es unmöglich schien, mit Erfolg dagegen aufzutreten, selbst wohlbesetzte Batterien wurden so genommen, der Befehlshaber suchte ein paar Hundert der entschlossensten Männer aus seinem Korps aus, diese führte er gerade auf das Geschütz zu; bis zum ersten Schuß blieben sie ziemlich beisammen, so wie sie jedoch den ersten Pulverblitz sahen, warfen sie sich zu Boden, um alsbald, nachdem die Kugel über ihnen hingesaußt war, aufzuspringen, zerstreut vorwärts zu laufen, und bei jedem neuen Schuß abermals niederzufallen, bis die Batterie erreicht war. Umringt, von allen Seiten angegriffen, wußten die Kanoniere nicht, wohin sie ihr Geschütz richten sollten, wußte die Deckung nicht, welche Seite am mehrsten gefährdet war. Wenige Leute giengen verloren, der Feind aber erlitt eine blutige Niederlage. Jeder Fuß breit Landes, den die Republikaner besetzten, mußten sie mit ihrem Blut, mit ihren Leichen düngen, furchtbare Barbareien waren die Folgen eines solchen unnatürlichen Bruderkampfes; wo die Republikaner hinkamen, verwüsteten, zerstörten sie alles mit der größten

Barbarei. So blieb denn den Vendéern, ihren alten Herren getreu, nichts übrig, als ihre Dörfer zu verlassen, und wohl selbst anzuzünden, was, wenn sie es nicht thaten, in jedem Falle von Seiten der Feinde geschah. Große Massen dichten Gestrüppes bedecken die Hügelflächen; das Gesträuch ist in der Regel 12 Fuß hoch, und so außerordentlich dicht, daß es unmöglich ist, dasselbe auf mehr als auf 10 Fuß mit dem Blicke zu durchdringen. Zwischen diesem Gesträuche hindurch führen die schmalen Wege, dort lauerten die Vendéer, das gespannte Feuerrohr in der Hand, auf den einzelnen Republikaner. Gewiß war sein Tod, sobald er sich blicken ließ. Dort verbargen die Bauern ihre Schätze, ihr Hab und Gut; durch untrügliche Zeichen sicher, dieselben zu rechter Zeit wieder zu finden, dort auch verbargen sie Weib und Kind. Der zweiräderige Karren ward mit vieler Mühe in das Gebüsch geschoben, dann der Hintertheil herunter, der vordere, die Gabeldeichsel in die Höhe gerichtet, mit einem Thierfell, mit einem Stück Leinwand überdeckt, bildete sich so das Dach der Hütte, unter welchem die Hausfrau ihren Platz hatte, oft kaum durch einen 20 Schritte breiten Raum von dem Wege getrennt, auf welchem ein republikanisches Heer gieng, bedurfte es weiter nichts als der Ruhe, um vor jedem Ueberfall sicher zu sein, denn so dicht waren jene Waldverstecke, daß ein tagelanges Suchen völlig vergeblich gewesen wäre. In dem dichten Walde von Grâla sieht man noch jetzt die Trümmer einer im Jahre 1793 erbauten Barakenstadt. Der Wald ist ganz dicht; für ein Heer ist es unmöglich, hindurchzudringen, den Bauern aber gelang es, sich einen Weg in das Zentrum desselben zu bahnen, und die Spuren desselben doch wieder so vollständig zu vertilgen, daß es den Republikanern nie gelang, den Ort zu entdecken, obwohl sie von seiner Existenz unterrichtet waren. Mehre Gemeinden hatten sich zusammengefunden, und hatten sich dorthin geflüchtet, ihre Häuser dem vordringenden Feinde überlassend; dort waren Straßen, Plätze, Märkte, Spaziergänge angelegt, um welche her die regelmäßig vertheilten Hütten aus Baumzweigen gemacht, standen. Vier bis sechs in die Erde geschlagene Pfähle bildeten den Hauptraum der Hütte, größere Aeste mit ihren Zweigen und ihrem daranhängenden Laub füllten die Zwischenräume und bildeten die Wandung der Hütten. Von dem Boden erhob sich bis über diese Einpfählung hinaus ein schräges Dach, wodurch die Hütten die äußere Form der Zelten bekamen, doch nicht aus Einem sondern aus dreien Räumen bestanden. Das Dach war ebenso aus Zweigen geflochten, mit Laub bedeckt, und schützte vollkommen gegen Regen und Kälte. Dieser Ort, der seinem Zweck entsprechend, Refuge hieß, war mit Kaufläden, mit Wein und Bierschenken so gut versehen, als eine ordentliche Stadt, es fehlte auch nicht an einer Kirche und einem Pfarrer, es wurden daselbst Heirathen geschlossen, und Pro-

zesse geführt so gut wie anderswo, und Jahre lang war dieses Asil der verfolgten Patrioten von ihnen und ihren Angehörigen bewohnt, bis der goldene Friede wieder seine Fittiche segnend über das, von Unruhen zerrissene Land ausbreitete. Jubelnd zog dann alles in die verlassenen Dörfer, und die mächtige Vegetation übte dort bereits ihre Alles besiegende Gewalt aus. Kaum ist der Ort mehr zu erkennen, an welchem viele tausend Menschen nicht nur lebten, sondern auch geboren wurden.

Die buschreichen Gegenden der Vendée enthalten eine große Menge Schlangen, welche vor Zeiten sehr gesucht waren, und in den Apotheken theuer bezahlt wurden. Mit der Bereitung des einst so berühmten Theriac hat zwar die Nachfrage nach diesen Thieren bedeutend sich vermindert, doch giebt es noch immer eigene Vipern-Jäger, und diese betreiben ihr Handwerk auf folgende Weise: Um sich gegen die Bisse zu schützen, sind sie ganz in ein Kleid von Leder gehüllt, mit einem Kessel, Feuerzeug und etwas Milch versehen, gehen sie in die sumpfigen, warmen Wälder. An dem Orte, an welchem sie ihren bekannten äußern Anzeigen zu Folge Vipern erwarten können, zünden sie das Feuer an, um die Milch zu kochen, deren Geruch den Vipern angenehm ist, und sie von großer Ferne herbeilockt. So wie sich eine solche zeigt, wird sie von dem Vipern-Jäger ergriffen und in eine Tonne gesperrt, läßt die Menge derselben nach, so schüttet er die Milch aus, und berührt eine der gefangenen Vipern mit einem Feuerbrand; das gequälte Thier beginnt zu zischen, und alsbald kommen von allen Seiten Schlangen in großer Menge herzu. Der Jäger ist ganz umringt von denselben und hat alle Hände voll zu thun, um so viel zu fangen, als sich ihm darbieten. Ist auch diese zweite reichlichere Aernte gemacht, so nimmt der Jäger seine Geräthschaften zusammen, und sucht sich einen andern noch nicht geplünderten Ort aus.

Man würde sich irren, wenn man nach den rauhen Beschäftigungen der Jagd und des Schlangenfanges auf die sonstigen Sitten des Volkes schließen wollte. Dieses ist im Ganzen viel milder, als man zu glauben geneigt ist, wenn man von den Gräuelszenen hört, welche bei demselben vorgefallen sind. Die Feste in den Dörfern sind sehr heiter, sie sind zu Späßen aller Art geneigt, selten läuft eine Hochzeit, eine Taufe ohne Maskeraden ab, nur einen auffallenden Fehler kann man ihnen nachsagen, das ist eine große Neigung zum Trunk, dem sie sich hingeben, wenn sie es irgend können.

Bourbon-Vendée, Hauptort des Departements, liegt auf dem rechten Ufer der Jon und zählt 4.000 Einwohner. Es liegt auf der Stelle des alten Roche-sur-Jon (Yon), welches ein ungeheures Schloß trug, dessen Gründung bis in die ersten Zeiten des Kristenthums hinaufreicht. Ein kleiner, schlecht gebauter Flecken schloß sich daran. Bis zur Revolution sah man noch die großartigen Trümmer des Gebäudes, damals aber haben die republikanischen Truppen, welche dort bivouakirten, dieselben beinahe ganz zerstört, und der Bau einer großen Kaserne, welche auf jenem Platze errichtet wurde, ließ beinahe jede Spur der Ruine verschwinden. Da es der Vendée an einem wohlgelegenen Hauptorte fehlte, machte Napoleon diesen dazu, gab ihr sogar seinen Namen, und zierte ihn mit einer Menge schöner Anlagen, welche jedoch nicht vollendet wurden, bis zum Jahre 1815 währte der Name, dann mußte derselbe abgelegt und in den verwandelt werden, den der Ort noch jetzt trägt. Der Theil der Stadt, welcher unterhalb des Schloßfelsens liegt, ist durch einen schönen Platz eingenommen, welcher mit Bäumen besetzt und von großen Häusern umgeben ist. Der größte Theil der Straßen der Stadt läuft dorthin aus, viele derselben sind aber, durch ihre außerordentliche Steilheit, sehr unbequem. Unter den Bauten zeichnet sich die Hauptkirche aus, welche ganz in griechischem Stile gebaut ist, wiewohl zwei an der Hauptfront stehende Thürme zu diesem nicht passen wollen. Die Säulen auswendig sind dorischer, inwendig korinthischer Ordnung, die letzteren tragen ein sehr schönes, dreifach getheiltes Schiff, und die Kapitäler der Säulen sind von ausgesuchter Arbeit. Die mehrsten Verzierungen im Innern dieser Kirche sind von weißem Marmor, der Hochaltar und die Sakristei glänzen von prächtigen Vergoldungen. Auch die Präfektur, das Rathhaus, der Justizpalast sind Häuser in einem sehr schönen griechischen Stile, würdig einen größern Ort zu zieren. Man sieht überall die Spuren einer schaffenden Hand, doch überall auch nur den Anfang. Viele der schönsten Straßen sind kaum begonnen, abgesteckt, weit genug, mit Häusern besetzt nur auf eine kurze Strecke. Aus der Stadt wäre ohne die Unterbrechungen, welche die Kriege herbeiführten, etwas Großes geworden, jetzt ist die Aussicht verloren.

Luçon, Hauptort eines Kantons, zählt 3.800 Einwohner. Der Ort dankt seinen Namen nach Angabe alter Legenden Lucius, dem Bruder Konstantins, und seine Entstehung einer alten Abtei. Diese ward im 14ten Jahrhundert ein Bischofssitz, die sich vergrößernde Stadt wurde eine Baronie, und wuchs bald zu einer bedeutenden Größe an; die bürgerlichen Kriege aber raubten ihr einen Theil ihres Glanzes. Man zeigt die Kathedrale, in welcher sich im Jahre 1568 ein Kanonicus mit seinen Anhängern katholischen Glaubens verschanzte, er widerstand lange der

Belagerung der Protestanten, ward jedoch endlich aus seinem Verstecke getrieben, und gehangen, während man seine Anhänger über die Klinge springen ließ. Die Stadt ist eine der schlechtest gebauten in ganz Frankreich, ihre Lage ist höchst ungesund, da sie von Morästen umgeben ist; nirgends erfreut eine freundliche Aussicht den Blick; die Luft ist sehr schädlich, denn Sümpfe umringen die Stadt von allen Seiten. Das einzige Bemerkenswerthe ist der gothische Thurm der bereits angeführten Kathedrale, welcher achteckig und sehr schön durchbrochen ist.

Fontenay, an dem Vendée-Fluß, ist Hauptstadt eines Arrondissements und zählt 7.600 Einwohner. Ehemals befestigt, besaß sie ein großes Schloß, welches die Residenz der Grafen von Poitou war, wovon man noch einige Trümmer sieht. Diese Befestigung machte sie zum Gesichts-Punkte der streifenden Parteien, welche sie eroberten und wieder eroberten und einander gegenseitig in Gräuel und Grausamkeiten zu überbieten suchten. Sie liegt in einem schönen Thale. Dort wo die Vendée anfängt, schiffbar zu werden, erhebt sie sich auf dem Abhang eines Hügels und bietet einen freundlichen lachenden Anblick dar, theilt jedoch, was das innere Ansehen betrifft, die Eigenschaft der mehrsten französischen Städte, den sie Besuchenden zu täuschen, indem sie durchaus schlecht gebaut ist, und den Erwartungen, welche man nach ihren äußern Anblick zu hegen berechtigt ist, durchaus nicht entspricht. Die Vorstädte haben ein etwas besseres Ansehen, doch ist überhaupt das einzige bemerkenswerthe Gebäude, die alte Kathedrale, mit einem schönen, durchbrochenen gothischen Thurm, welcher über 300 Fuß hoch ist, und dessen Erbauung, nach dem edlen Stile zu schließen, in eine sehr frühe Periode, in die der Blühte gothischer Kunst, zurückfällt.

Les Herbiers, Hauptort eines Kantons, zählt 2.900 Einwohner, und scheint sehr alt. In der Nähe der Stadt aufgefundene Denkmäler haben die Archäologen zu der Meinung bestimmt, daß diese Stadt das alte Herbatilla sei, welches zuerst durch ein Erdbeben, dann im Jahre 580 durch die Normannen und später noch durch Bougon von Aquitanien zerstört wurde. Die Stadt war befestigt, die Mauern aber wurden unter Ludwig XIII. niedergerissen. Während der Revolution ergriff ein Teil der Bewohner die Partei des ermordeten Königs, ein anderer suchte, jedoch vergeblich, die Neutralität zu bewahren. Die Stadt wurde, gleich allen übrigen in der Vendée furchtbar verwüstet, hat indessen nach und nach die erlittenen Drangsale so zu vertilgen gewußt, daß kaum noch irgendwo eine Spur davon vorhanden ist; doch zeigt sie nichts Merkwürdiges. Nur eine mittelmäßig hübsche Straße, deren größte Erweiterung zugleich als Marktplatz dient, ist bemerklich. Die Haupt-

kirche ist trotz der vorgenommenen Verschönerungen noch eine Ruine, und der zerstörten Schlösser hat die Umgegend viele.

Les Sables d' Olonne, Hauptort des Arrondissements, zählt 5.000 Einwohner, und ist ein nicht unbedeutender Hafen. Er liegt an der Mündung der Vie unmittelbar am Meere, ist ziemlich gut gebaut, freundlich und reinlich. Das eine Quartier, welches Chaume heißt, liegt auf der ebenen Fläche eines Felsen, bildet eine von der Stadt getrennte Vorstadt, indem der Eingang zum Hafen zwischen beiden liegt, und ist berühmt wegen der Reinheit seiner Luft. Den Eingang zum Hafen vertheidigt ein ziemlich festes Schloß. Das Beken ist zwar geräumig, kann jedoch nur Schiffe von 150 Tonnen aufnehmen.

LI.

Das Departement der untern Loire.

Dasselbe besteht aus einem Theil der alten Bretagne, umfaßt einen Flächen-Raum von 138 □ Meilen und hat auf demselben eine Bevölkerung von 472.000 Menschen, welche jährlich 1.150 Soldaten zum Heere stellen und 7 Deputirte ernennen; daher die Provinz in 7 Wahlbezirke getheilt ist, deren Hauptorte sind; Nantes, Ancenis, Chateaubriand, Paimboeuf und Savennay.

So gebirgig und von so durchschnittenem Terrain das Innere der Bretagne ist, so wenig hat diese Provinz doch eine Erhöhung aufzuweisen, welche den Namen eines Berges verdiente. Haiden, ebene Flächen mit einer starken Schicht Dammerde bedeckt, also sehr fruchtbar Dünen, Sandflächen, also sehr dürftig, bilden den Boden. Das Meer bespült die Küsten, welche durch dasselbe sehr zerrissen sind. Es setzt hier Land an, reißt dort welches weg, ja es hat noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts den Flecken Escoublas versandet, so daß die Bewohner den Ort verlassen, und sich eine Viertelsmeile von

dem frühern Standpunkte desselben neu anbauen mußten. Mächtige Sandhügel haben sich angehäuft, und ragten drohend über den Ort herein. Lange bestritt man denselben ihre Eroberung, endlich aber waren die Bewohner genöthigt, der siegenden Gewalt zu weichen. Der Sand drang bis in die Straßen des Ortes, und die Bewohner verließen ihn. Man sah noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Spitze des Glockenthurms aus dem Berge hervorragen, unter welchem der Flecken begraben war, jetzt ist auch dieser verschwunden. Beinahe 600 kleine und größere Seen bedecken einen nicht unbedeutenden Theil der Oberfläche des Landes, was von der sehr niedrigen Lage desselben herrührt. Es wiederholt sich hier beinahe dasselbe Schauspiel, das die Lombardei darbietet, daß nemlich die Flüsse, ihr Bette selbst erhöhen, was zur Folge hat, daß ihre Oberfläche zuletzt höher steht, als der Boden, den sie durchströmen; daher man dann kostbare Dämme aufführen muß, um sie in Schranken zu halten; es ist bei der Loire nicht so Gefahr drohend, wie bei dem Po in Italien; doch ist das Erhöhen des Bettes vollständig erwiesen, indem die Fluth, welche sonst bis Ancennis ging, jetzt nur noch wenig über Nantes hinausreicht.

Das Thierreich ist in nichts unterschieden von dem des mittleren Frankreichs überhaupt. Das Hornvieh ist von geringem, die Pferde sind von kleinem Schlag. Die Schaafe sind nicht veredelt, die Schweine dagegen groß, zum Fettwerden geneigt, und da sie während des Sommers sich frei in den ungeheuren Wäldern umhertreiben, der Eicheln und Bucheln wegen von gutem derbem Fleische.

Das Planzenreich zeugt eben so wenig Besonderes, Obst und Wein wird gebaut an beidem leidet der Landmann durch viele in den Forsten gehegte wilde Schweine oft großen Schaden. Die ausgedehnten Wälder geben vielem Wilde, auch großem Raubwilde, Aufenthalt. Die eßbare Kastanie gedeiht hier noch sehr gut, der Nußbaum ist seltener; es scheint, als haben die letztgenannten Bäume ihre Eigenschaften verwechselt; in Deutschland findet man wenigstens den Nußbaum nördlicher gedeihen, als den Kastanienbaum.

Das Mineralreich ist gleichfalls ziemlich dürftig ausgestattet, ganz allein im Arrondissement Ancennis findet man Eisenmühlen, und diese beschäftigen im Ganzen sieben Hochöfen und dreizehn Eisenhämmer. Auch Steinkohlen und Baumaterialien findet man.

Die Provinz enthält viele Alterthümer, sowohl aus der Druiden als auch aus der Römer Zeit. Die ersteren bestehen meistens aus ungeheuren Steinen, deren es mehre theils am Meere, theils mitten im Lande bis zur Größe von 20.000, ja von 50.000 Pfund giebt. Wenn nicht Menschenhand, oder die Gewalt des Blitzes sie zerstört, ihre Lage

geändert, so findet man sie meistens horizontal liegend durch vier kleinere, doch immer auch noch große Steine gestützt, so daß sie einen rohen Tisch bilden, den man vielleicht nicht mit Unrecht für einen Opferheerd hält. Ein solches Monument heißt das Grab des Almansor. An demselben bemerkt man ein paar Rinnen, und Steine, die am Boden liegen, haben große Aushölungen. Man glaubt, daß sie unter jenen Rinnen gestanden, und bestimmt gewesen seien, das Blut der Schlachtopfer aufzunehmen. Der Name des Denkmals soll davon herkommen, daß ein junger Gallier Almansor, der letzte gewesen, der hier geopfert worden. Diese Voraussetzung scheint indessen ganz falsch, da der Name Almansor entschieden arabischen Ursprungs ist. Unter mehren solchen Steinen hat man Urnen, Gold, Silber und Kupferstücke gefunden, welche doch anzudeuten scheinen, daß es wirklich Grabmäler sind, welche man errichtet und welche vielleicht nur zur Ehre der Helden, die darunter begraben, als Opfersteine gebraucht wurden. Bekannt ist, daß die alten Deutschen und Gallier, so gut wie die Griechen und Römer, Menschen auf den Gräbern ihrer Helden schlachteten. Ein anderer Stein unfern Trellères wird von den Bauern Gargantua's-chah genannt. In der Nähe befindliche mächtige Granit-Blöcke heißen seine Wurfsteine, der gewaltige Riese, den jedermann aus Rabelais drolligem Mährchen kennt, und der in der Fantasie des Volkes wirklich lebt, soll dieselben von Languin, fünf Meilen weit hieher geworfen haben.

Noch zahlreicher sind die Denkmale aus der Römer Zeiten, sie bestehen großentheils in prächtigen Militärstraßen, und in wohl befestigten Lagern. An jenen Orten, wo sie Niederlassungen hatten, findet man noch jetzt fortwährend bei jeder Nachgrabung Vasen, Statuen von Thon, Erz, Waffen verschiedener Art, und mancherlei Geräthschaften, welche auf einen langen Aufenthalt deuten. Am häufigsten sind aber Münzen und Medaillen.

Die Bewohner der Städte gleichen einander mehr oder minder überall; auch dieses Departement bietet nichts Besonderes dar. Die Leute treiben Handel und Gewerbe, gehen heute ihren Verrichtungen, morgen ihrem Vergnügen nach, schwatzen und klatschen gerne in Paris wie in Nantes. Die an ihnen vorüberrauschende Zeit drückt ihnen immer das Gepräge des Moments auf. Die Mode übt ihren mächtigen Einfluß über Alle. Anders ist es auf dem Lande, da ändern sich die Sitten schwerer, da findet nicht eine immerwährende Bewegung Statt, und da sieht man denn auch in diesem Departement noch etwas Patriarchalisches, demnach der Hausvater eine fast unbeschränkte Oberherrschaft über alle Familien-Mitglieder ausübt. Weib und Kind, Knecht und Magd sind ihm auf gleiche Weise zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet; da die Ländereien

übrigens keinen sehr großen Umfang haben, so ist in der Regel die Zahl der Diener nicht so groß, und das Geschäft des Hausvaters beschränkt sich keineswegs auf die Führung der Aufsicht, über alle Arbeitende, er muß gleich seinen Kindern und seiner Frau selbst mit angreifen, und keiner wird sich weigern, die Arbeit fortzusetzen, welche so eben dieser oder jener Knecht verlassen hat. Dabei ist die Arbeit nach den Kräften der einzelnen Mitglieder sehr vernünftig vertheilt, man sieht nicht, wie in vielen andern Provinzen Frankreichs, die armen Frauen hinter dem Pfluge gehen, oder wohl gar neben einen Esel vor denselben gespannt, man bemerkt nur bei der Aernte, bei welcher es auf viele Hände ankommt, ihre Mithülfe im Feld, sonst sind sie meistentheils auf den Haushalt angewiesen, sorgen für die Küche, und für das kleine Vieh, während alles Uebrige auf dem Manne ruhet. Jedes Haus ist von dem andern durch eine Hecke getrennt, und hat einen Garten, welcher gegen das Feld, und eine offene Tenne, welche gegen die Straße gerichtet ist. Einen Theil des innern Raumes nimmt eine Art Geschirrkammer ein, in welcher die Ackergeräthschäften aufbewahrt werden; die andere Hälfte bildet das Wohn- und Schlafzimmer der ganzen Familie, so wie der Dienerschaft, männlich und weiblich. Obwohl aber dieses nahe Beisammensein der beiden Geschlechter zu Sittenverderbniß Anlaß geben könnte, so ist doch dieses keineswegs der Fall, und nirgends vielleicht findet man eine größere Sittenreinheit als dort. Die jungen Leute treten völlig angekleidet hinter die Vorhänge, welche jedes Bett umgeben, dort entkleiden sie sich ruhig und still, ohne irgend eine neckende Bemerkung auf ihre Nachbarinnen, von denen sie nur durch ein dünnes Stück Leinwand getrennt sind. Ebenso ist es mit dem Aufstehen: hinter dem Vorhange kleidet sich ein Jeder an, und erst, wenn sein Anzug ganz vollendet ist, tritt er aus dieser Umhüllung hervor. Man hat nicht nöthig gefunden, die leichte Scheidewand zu verstärken, nirgends ist wohl der Fall eines Mägdchens seltener als dort, leider aber fällt die Schande nicht allein auf die Mutter, sondern auch auf die spätern Nachkommen, und daß die Urgroßmutter der ungesetzmäßigen Liebe in einer schwachen Stunde Gehör gegeben, muß noch die Urenkelin büßen, bedaurend kann man von den schönsten Mägdchen anführen hören, daß sie zwar sehr gut und brav sei, daß jedoch leider ihr Stammbaum nicht rein zu nennen, und schwer nur bekommt eine solche einen Mann. Merkwürdig ist dabei, daß eine Art der Bewerbung statt findet, welche jener in der Schweiz unter dem Namen der Kommnächte bekannten sich nähret. Der junge Mann, der ein Mägdchen liebt, geht Nachts vor das Fenster derselben, bringt ihr singend ein Ständchen, worin er sie auffordet, mit ihm zum Tanz zu kommen, schlägt sie dieses Begehren ab, indem sie ihm sagt, daß ihr die Nacht nicht dun-

kel genug sei, um mit ihm zu tanzen, so ist er ein für allemal abgewiesen; sagt sie ihm jedoch, er möge am Tage wieder kommen, so ist dieses ein Zeichen der Begünstigung, und der junge Mann kehrt nun alle Nacht wieder, sich mit seiner Geliebten unterhaltend, bis die Verbindung erklärt, bis der Hochzeittag bestimmt ist. So sehr dieses nun Veranlassung zu Mißbrauch solcher Freiheit geben könnte, so hat man doch wenig oder gar kein Beispiel davon, und alles geht in Ehren ab. Es erinnert dieses an die ganz gleiche Sitte der Diethmarschen, bei denen der Liebhaber sogar in die Kammer des Mägdchens steigt, sich auf das Bett desselben setzt, und halbe Nächte verplaudert, und wo man dennoch sehr wenig über den Mißbrauch solch einer Freiheit klagen hört.

Während des Winters besuchen die Leute einander Familienweise, die Frauen spinnen und nähen, die Männer machen ihre Ackerwerkzeuge zu Recht, schnitzeln allerlei Sachen aus Holz, oder flechten Körbe zum Verkauf. Die Kinder sind aufmerksame Zuhörer der Erzählungen, welche von den Alten vorgetragen werden. Diese bestehen jedoch nicht in vernünftiger Unterweisung im Acker-, im Gartenbau, in Beobachtung der Witterung und dergleichen, sondern in Uebertragung der Gesetze eines alten eingewurzelten Aberglaubens. Wie man den heiligen, der den Weinstock beschützt, der die Bienen ernährt, der vor dem Hagel bewahrt, der Regen schenkt, verehren und anbeten müsse, zu welchem Wallfahrtsorte man ein hartes, zu welchem man ein weichgehaltenes Ei, zu welchem man Gold bringen müsse, aus welcher Quelle getrunken wird, wenn man das kalte Fieber, aus welcher, wenn man das hitzige hat; dieses sind die Gegenstände, von denen mit großer Sorgfalt gehandelt wird. Mitunter laufen Schilderungen von den wahren Qualen der Hölle, von den Leiden des Fegfeuers, von den Freuden des Paradieses, oder man erzählt von der Macht der Zauberer und Hexen, und von ihrer großen Anzahl, von den Elfen und Feen, welche an den Vorabenden der großen Feste auf Hügeln im Mondscheine tanzen, und Spuren ihrer Anwesenheit in kleinen Ringen zurücklassen, welche man im Grase eingedrückt findet, und zu denen immer ein Eingang führt, den zu betreten man im höchsten Grade scheuen muß; da der Unglückliche, der so hineingeräth, immer der Macht jener holden Unholde verfallen ist. Nachtgespenster aller Art schrecken die armen Leute; eins der schrecklichsten heißt Louis Covertvis; es durchläuft die Felder und Wälder, mit menschlicher Stimme nach Hülfe schreiend, augenblicklich des Todes ist, wer demselben antwortet. Kobolde durchirren am Tage die Felder, in Gestalt von Böcken und Schafen, und verführen den Schäfer zu allerlei Thorheiten. Wer mag aufzählen, woran das abergläubige Volk hängt?

Die Kleidung ist verschieden, etwas eigentlich Karakteristisches zeigt

sich nur im Staate; da tragen die Männer Schuhe und Strümpfe, vom Knie beginnende überaus weite Beinkleider, welche an die bürgerliche Tracht des Mittelalters erinnern, darüber sitzt eine Schoßweste und hierüber eine Jacke mit Bändern verziert, kürzer als die Weste, welche rund herum unter der Jacke hervorsieht. Der breitkrämpige Hut ist gewöhnlich mit einer Feder verziert; beinahe ganz theatralisch altdeutsch ist die Tracht der Mägdchen; über einem nicht sehr faltenreichen Rock sitzt ein Kamisol, eine Jupe mit Schößen, welche gerade bis über die Hüfte reichen, es ist vornen nach Art eines Korsetts mit Schnüren zusammengehalten, hat Aermel, welche zunächst der Schultern weit gepuft, vom Ellbogen an aber eng sind. Brust und Nacken bleiben völlig frei. Bei hohen Festlichkeiten, bei Hochzeiten und dergleichen, ist der obere Rand, sind die Aermel an den Handgelenken mit Spitzen besetzt, sonst aber wird ein Chemiset, bis an den Hals getragen. Das Haar ist zierlich geflochten, und hier vielleicht findet man allein die Sitte, dasselbe frei zu tragen; beinahe in allen übrigen Provinzen des Reichs wird dasselbe unter Hauben und Tücher versteckt. Ein Schleier wallt vom Hinterhaupt herab, gewöhnlich aber ist derselbe an ein Baret befestigt, das rund um mit Puffen verziert, den Kopf umhüllt und das Haar bedeckt, so daß dasselbe nur an der Stirne in einem einfachen Scheitel hervortritt. An andern Orten haben die Frauen einen Kupfputz, welcher sich den dem ägiptischen Mumien nähert; breite, Leinwandtücher, eng gefaltet, schlingen sich um die Stirne, und gehen, die Ohren bedeckend, in einem rechten Winkel gebogen, von der Stirne herab, bis unter das Kinn.

Die Sprache ist ganz französisch, nicht mehr mit fremden Worten vermischt, doch ist sie auf dem Lande noch immer platt, weiter nach dem Innern des Landes findet man das Bretonische, welches sich auffallend vom Französischen unterscheidet. Dieses letztere wird übrigens auch von allen Bewohnern des niederen Landes gesprochen, sie sind genöthigt, sich der Sprache zu bedienen, indem der Austausch ihrer Handelsartikel sie immerfort mit den Nachbarn in Berührung bringt, welche nicht gut französisch können.

Nantes, ist eine der bedeutendsten Handelsstädte von Frankreich. Ehemals war Nantes die Hauptstadt der Bretagne, und die Residenz der mächtigen Fürsten des Reiches, jetzt ist sie der Sitz eines Bisthums und eines Militärgouvernements, liegt am Zusammenflusse der Eidre und der

Sevre-Nantaise mit der Loire, welche die beiden Flüsse von Norden und von Süden her empfängt. Die Stadt liegt 13 französische Meilen vom Ozeane, ist eine wichtige Niederlage von Lebensmitteln und von Kriegs-Bedürfnissen für die französische Marine, hat mehre bedeutende Magazine und umfaßt eine Volksmenge von beinahe 80.000 Menschen. Es giebt nicht wohl einen lebhafteren und schöneren Anblick als den des Hafens. Die Stadt liegt in einer großen, ausgebreiteten Wiese, umgeben von den üppigsten Weinbergen, der breite silberne Strom mit vielen Inseln bedeckt, fließt majestätisch zwischen diesen grünen Flächen dahin, und Hunderte von Schiffen durchfurchen ihn, sich in ihren Wegen kreuzend. Prächtige Quais mit herrlichen Häusern, mit reich verzierten Balkons schmücken seine Ufer, eine rastlose Thätigkeit drängt viele Tausende von Menschen durcheinander, und es entwickelt sich ein Bild, welches nach der Meinung der Franzosen nur mit Konstantinopel verglichen werden kann. Unter den 390 Straßen, 24 Quais und 34 Plätzen sind übrigens wenige besonders ausgezeichnet zu nennen, denn die inneren Theile der Stadt sind so unregelmäßig und schlecht gebaut, wie nur irgend wo in Frankreich, doch sind einzelne, besonders in den äußern Theilen vorzugsweise schön zu nennen. Die beiden schönsten Plätze innerhalb der Stadt sind der königliche und der von Graslin, sie sind elliptisch, umgeben von schönen Häusern, und bilden das Zentrum von acht und neun auf ihnen zusammenstoßenden Straßen. Auf dem letzt genannten der beiden Plätze steht das Theater, im Jahre 1810 gebaut, im korinthischen Stile. Von den Brücken zeichnet sich keine vorzugsweise aus, sie sind zum Theile von Stein, zum Theil von Holz. Das merkwürdigste Gebäude scheint das alte Schloß, es war eine Festung von solcher Bedeutung, daß Heinrich IV. über die Größe desselben erstaunte; es hatte sieben Courtinen, sechs mächtige Thürme, große Bastionen, einen von der Loire aus mit Wasser versehenen sehr tiefen Graben, und gewährte einen furchtbaren, Respekt einflößenden Anblick. Jetzt ist dasselbe zum größten Theile seiner Vertheidigungsmittel beraubt, die Gräben sind ausgefüllt, die Häuser sind demselben so nahe gerückt, daß es nach keiner Seite mehr freien Spielraum hat, ja mehre Thürme sind ganz zerstört worden, zum Theil, indem ein Brand im Jahre 1670, zum Theil, indem eine gewaltige Explosion im Jahre 1800 sie hinwegriß, die letztere war furchtbar. Der spanische Thurm, in ein Pulvermagazin verwandelt, flog mit 60 Menschen auf und über 100 Häuser wurden niedergeworfen, ohne diejenigen mitzuzählen, welche schwer beschädigt wurden, indem eine Menge der schwersten Geschütze, mächtige Granitblöcke und ganze Massen von Mauersteinen weit umherflogen. Der Schall dieser Explosion ward auf eine Entfernung von 15 Meilen gehört. Das Schloß ist reich an historischen Erinnerun-

gen; seitdem es nicht mehr der Wohnsitz großer Männer war, ward es das Gefängniß berühmter oder berüchtigter Personen. Unter andern war auch die Herzogin von Berry daselbst verwahrt, bis sie nach Blaye abgeführt wurde. Man hatte sie in einem diesem Schlosse benachbarten Hause gefangen. Das Rathhaus, die Präfektur, die Börse, die Münze, das Kornhaus sind ansehnliche Gebäude, obwohl es schwer ist, sie anzusehen, indem sie von schlechten Häusern, engen Straßen, größtentheils umringt sind. Die Kathedrale ist zwar ein großes Gebäude, macht jedoch von außen keinen guten Eindruck, da die das Portal überragenden Thürme nicht ausgebaut sind. Sie umfaßt mehre Denkmale älterer Zeit, und die Gräber vieler bretonischer Fürsten.

Die große Stadt ist von einem sehr gewerbthätigen Völkchen bewohnt. Baumwollenspinnereien, Tuchfabriken, Faience-, Glas- und Spiegelfabriken, Eisengießereien, Zucker-Rafinerien sind in Menge vorhanden, den Haupterwerb aber bildet die Salzgewinnung und mit ihr die Sardellenfischerei. Die Salinen sind große flache Bassins, in welche das Meerwasser treten kann, sie sind durch Mauern in eine große Menge von Quadraten getheilt, sie liegen höher, als der Fluß zur Zeit der Ebbe steht, niedriger, als er bei der Fluth ist. Das Meerwasser tritt durch unterirdische Kanäle hinein, welche, sobald der Raum sich mit Wasser gefüllt hat, geschlossen werden können. Dort verdunstet es von der Luft, bis es einen gewissen Grad von Stärke hat, von hier geht es in eine zweite und in eine dritte Fläche über, worin es immer weiter verdunstet wird, den letzten Grad erhält es in ganz flachen Bassins, welche kaum einen Zoll hoch mit Wasser bedeckt werden, was die Verdunstung außerordentlich befördert, indem die Sonnenwärme den Boden dieses Gefässes erreicht. Hier bildet sich zweierlei Salz, das feinere in einer ungemein zarten Haut, in einem schneeweißen Rahm, der auf der Oberfläche schwimmt, und davon abgeschöpft wird, das andere ist gröber, von grauer Farbe, ist unrein, und senkt sich zu Boden. Nachdem man das erste, wie es sich bildet, von der Oberfläche hinweggenommen, und nach vollendeter Verdunstung auch das andere gesammelt, wird es zum Abtrocknen hingeschüttet, und dann in Körben fortgeschafft. Es wird nun mehr unter freiem Himmel aufbewahrt, indem man es in runden Haufen zusammenschüttet. Es setzt sich bald fest, erhält eine harte Oberfläche, und wird alsdann, wenig oder gar nicht vom Regen angegriffen, obwohl es im ersten Jahre, beinahe ein Fünftheil an Masse verliert. Das Meerwasser ist so salzreich, daß die Mühe der Gewinnung auf das vollständigste belohnt wird, die Hitze des Sommers ist dabei so bedeutend, daß das Wasser in diesen Salinen je den zweiten Tag vollständig erneuert werden kann, indem es nach zweimal vier und zwanzig Stunden bis auf

den letzten Tropfen verdunstet ist. Ueber 7.000 Menschen leben ganz allein von der Bereitung des Salzes.

Der Sardellenfang beginnt gewöhnlich mit dem Ende des Mai. Vor Sonnenaufgang begeben sich die Barken ins Meer. Dieß sind kleine Schiffe, mit einem Steuermann und zwei oder vier Matrosen besetzt, ein jedes derselben hat mehre Netze von feinen Hanfschnüren, auch wohl von roher Seide bei sich, die Maschen sind von außerordentlicher Feinheit, da die Fische sehr klein sind, doch müssen sie wieder ungemein stark sein, da nicht selten 10 bis 15.000 Stück ein einzelnes Netz belasten. Gewöhnlich haben sich die Fischer mit dem Rogen anderer Fische versehen, sobald sie eine Sardellenbank erblicken (so nennt man die großen Haufen dieser Thiere, welche zu vielen Tausenden neben einander spielen und im Sonnenschein flimmernd auf weite Strecken zu erkennen sind), werfen sie dieses Lieblingsfutter der kleinen Thiere ins Meer, worauf die Fische in Schaaren herbeikommen, und in das ihnen entgegengeworfene Netz ziehen. Sobald dieses zu schwer, zu voll wird, hängt man ein zweites, ein sechstes und siebentes daran, und wenn das Glück gut ist, so füllen sich alle diese Gewebe mit den kleinen Fischen, so daß man nicht selten 50 auch 60.000 auf einen Zug und in wenigen Morgenstunden fängt. In der Regel kehren die Fischer nunmehr nicht ans Land zurück, sondern eilen zu den Schiffen, welche für den Handel mit diesem Artikel bestimmt auf offener See liegen, hier werden sie im Ganzen losgeschlagen, und nur, wenn der Fang nicht nach Wunsch bezahlt wird, bringen sie denselben nach Nantes, wo er dann an die Unterhändler abgesetzt wird. Nur leicht mit Salz bedeckt werden diese Fische bis 30 Stunden nach dem Fange als frisch verkauft, dann aber eingesalzen. Diese sind übrigens die schlechtesten Sardellen, die bessern sind diejenigen, welche gleich nach dem Fange geöffnet, gewaschen, und dann eingesalzen werden. Der Handelsartikel ist von doppelter Wichtigkeit, indem er zugleich einen sehr großen Theil des in diesem Departemente gewonnenen Salzes verbraucht. Ungefähr 700 Barken mit 30.000 Menschen sind damit beschäftigt, die Speise ist so beliebt, daß die Stadt Nantes allein jährlich 30.000.000 verbraucht.

Auch Häringsfang wird von Nantes aus getrieben, doch ist derselbe im Vergleich mit dem Sardellenfang nur unbedeutend, zu dem haben ja wie bekannt, die Holländer und die Schweden ein Monopol darauf.

Ancenis, Stadt auf dem rechten Ufer der Loire, in einem reizenden von Rebenhügeln umgebenen Thal, Hauptort eines Arrondissements, früher größer und bedeutsamer, als die Meeresfluth noch seine Mauern bespülte und Kriegsschiffe in dem Hafen desselben lagen. Auch noch jetzt hat der Ort nicht alle seine Wichtigkeit verloren, indem er als Stapelplatz für die Schiffe dient, welche die Loire auf- und abgehen. Ein Schloß von gothischer Bauart auf einem gesonderten Hügel stehend, beherrscht die Stadt. Es ward im Jahre 982 durch Arenburg, Gräfin von Nantes erbaut, um sich gegen die Einfälle der Grafen von Anjou zu schützen. Von da an spielte der Ort eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte, indem die Engländer und die Franzosen ihn abwechselnd zum Schauplatz ihrer Handlungen oder Verhandlungen machten. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 3.800.

Chateaubriand, am linken Ufer des Cher, Hauptort des Arrondissements, zählt 3.800 Einwohner. Die Lage ist von Wichtigkeit für den Handel, indem vier Hauptstraßen sich dort durchschneiden, sie scheint jedoch nicht hinlänglich benutzt zu werden, denn es waren vor der Revolution mehr Klöster und Herrenhäuser daselbst als Waarenniederlagen, und bis zur jetzigen Zeit scheint sich dieses noch nicht bedeutend geändert zu haben, wenigstens sieht man nicht die lebhafte Bewegung, welche der Handel voraussetzen läßt.

Paimboeuf, Hauptort eines Arrondissements, in einer sumpfigen Gegend, auf dem linken Ufer der Loire gelegen, zählt 3.700 Einwohner. Ganz nahe am Meere hätte es von Bedeutung für den Handel werden können; es ist zwar aus einem Fischerdorf zu einer Handelsstadt geworden, allein obgleich die größten Schiffe den Hafen besuchen können, zieht sich doch der Haupthandel nach Nantes. Eine Merkwürdigkeit der Stadt ist der im Jahr 1782 gebaute, ganz aus Quadersteinen aufgeführte Molo von 200 Fuß Lange und 20 Fuß Breite. Er ist so fest und gut gebaut, daß er bis jetzt allen Stürmen eines wild aufgeregten Meeres, ohne im Mindesten zu leiden, Widerstand geleistet. Die Stadt hat zwei sehr schöne Spaziergänge, deren einer längs der Loire, welche hier beinahe eine Meile Breite hat, sowohl durch diese selbst als durch die vielen in dem Flusse zerstreuten Inseln etwas überaus Reizendes erhält. Im Uebrigen hat die Stadt nur eine Straße, welche so genannt zu werden verdient. Sie allein hat bemerkenswerthe Häuser, davon die mehrsten mit Gärten versehen sind.

LII.

Das Departement der Ille und Vilaine.

Dasselbe liegt auf der entgegengesetzten Seite der Halbinsel, welche den Namen der Bretagne führt, und bildet einen Theil der alten Provinz dieses Namens. Die Oberfläche beträgt 129 Quadratmeilen, auf derselben wohnen 550.000 Einwohner, welche jährlich 1.340 Soldaten zum Heere stellen. Das Land ernennt sieben Deputirte, ist demnach in sieben Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Rennes, Saint-Malo, Vitre, Fougères, Redon und Montfort.

Gleich der vorigen ist diese Provinz leicht hügelig, ohne eigentlich gebirgig zu sein, eine von wellenförmigen Zügen vielfach durchschnittene Ebene, am höchsten dort, wo ungefähr in der Mitte der Halbinsel eine niedrige Bergkette die Wasserscheide zwischem Kanal und dem atlantischen Meere macht. An den ersteren stößt dasselbe bei Saint-Malo, und die mehrsten Flüsse, welche das Departement durchströmen, senken sich dorthin, nur die Vilaine wendet sich nach dem atlantischen Meere, und fällt unweit der Mündungen der Loire in dasselbe. Die Küste ist theils felsig, da wo Halbinseln in das Meer vorspringen, theils flach, ja wohl morastig, wo das Meer tief in das Land eingedrungen ist, so geht von Cancale bis Pontorson, und von hier hinüber in das Departement de la Manche, ein breiter Küstenstrich, der ganz mit Morästen, mit kleinen Seen bedeckt ist. Sie ziehen sich mehre Meilen weit in das Land, und machen einen großen Theil dieser Provinz für den Ackerbau unbrauchbar. Noch mehre andere Theile dieses Departements haben eine gleiche Beschaffenheit. Man hat zwar versucht, durch Abzugsgräben diese Sümpfe zu entwässern, allein die Mühe war vergebens, indem das Meer die schwachen Werke von Menschenhand verspottet. Von dem übrigen höher gelegenen Lande ist sehr Vieles so unfruchtbar, daß es nichts

als Geniste und Waldunkraut trägt; es ist daher natürlich, daß bei der starken Bevölkerung dieser Provinz der Ertrag derselben an Zerealien den Bedarf nicht deckt, daher aus der benachbarten Normandie und Pikardie ein bedeutender Getraidehandel nach der Bretagne getrieben wird.

Das Thierreich bietet viel Wild: Eber, Hirsche, Rehe, Hasen dar. Unter den Hausthieren ist das Pferd vorzugsweise bemerkenswerth. Man findet dasselbe in verschiedenen Rassen, alle sind von mittlerer Größe, doch von verschiedener Kraft und Ausdauer. Die sogenannte Rasse Bretonne ist darunter die vorzüglichste, sie wird besonders zu Post- und Artillerie-Train-Pferden gesucht, ist von großer Stärke und Ausdauer, und ist ebenso mäßig und genügsam, als sie kräftig ist. Dasselbe läßt sich zwar auch von einer zweiten Rasse sagen, welche jene noch an Größe und Schöne übertrifft, jedoch bei weitem nicht so kräftig ist, und nur wenig gesucht wird. Eine dritte Rasse nennt man Charbonniers, sie ist fast ganz wild in den Haiden und Wäldern zerstreut, ist ungemein rasch, und wäre wahrscheinlich einer großen Veredlung fähig; doch werden die armen Thiere sehr gemißbraucht, indem man sie lange vor ihrer völligen Entwicklung einspannt, und so das Wachsthum hindert. Rindvieh wird in Menge gezogen und bildet einen Haupthandelszweig der Bretons. Große Heerden werden nach der Normandie geführt, woselbst man sie auf den fetten Haiden nährt, und dann nach den Hauptstädten treibt. Die Schaafzucht, zu welcher das haidenreiche Land sich am mehrsten eignet, ist gerade am mehrsten vernachläßigt, dagegen wird auf die Bienenzucht viel gehalten. Das Wachs, das man erhält, ist vortrefflich, der Honig aber, weil es an aromatischen duftreichen Kräutern fehlt, weniger gut, und da er meistentheils aus den Blüthen des Buchwaizens gezogen wird, etwas fade. Unter den Thieren ist noch zu bemerken, eine große Menge Vogelwild. Die Sümpfe sind bedeckt mit Wasservögeln; in die Vilaine ziehen sich bei kalten Wintern die Schwäne zurück, weil sie dort reichliche Nahrung finden; die Flüsse wimmeln von Fischen, sehr reich sind auch die Küsten daran. Die Austern von Kankale sind so berühmt, als die englischen von Chester.

Das Pflanzenreich bietet besonders in den Wäldern eine große Mannigfaltigkeit dar. Durch ihre Größe und Stärke ausgezeichnet sind vorzugsweise die Eichen, Kastanien, Buchen, man findet welche von 30 Fuß Umfang, ja in dem Walde von Mont-Fort steht eine Eiche, welche 40 Fuß Umfang hat; ihrer wird in Handelsverträgen schon seit 600 Jahren erwähnt.

Das Mineralreich bietet Eisen, Kupfer und silberhaltiges Blei, auch Steinkohlen hat man seit einigen Jahren gefunden.

Man würde die Bewohner mit denen im vorigen Abschnitte beschriebenen, zusammenstellen können, wenn sie den Fleiß, die Industrie, überhaupt die Geistesthätigkeit hätten, welche jene zeigen. Doch große Anhängtichkeit an das Altherkömmliche, große Abneigung, daran zu rütteln, etwas zu thun, was man nicht schon seit Jahrhunderten zu thun gewohnt ist, große Neigung zur Ruhe, welche sie vergessen läßt, daß sie im Genusse derselben Hunger leiden, mangelnde Spannkraft des Geistes, sind die Hauptzüge des Karakters und der Sinnesart dieser Leute. — Höchst mangelhafter Schulunterricht (in Folge dessen ein finsterer Aberglaube), ist die Ursache des beinahe vollkommenen Stillstandes, in dem man die ganze Bevölkerung beharren sieht. Bei all' diesem sind einzelne sehr gute Seiten bei dem Bretagner nicht zu verkennen, so hält er das gegebene Wort mit Felsentreue, ein altes Sprichwort sagt: Bretonnen-Wort ist Goldeswerth, und die neuere Zeit hat nicht Ursache gehabt, diesen lange bewährten Satz umzustoßen. Ferner — obwohl dürftig, ist der Bretonne doch gastfrei. Seine Lebensmittel sind vorzugsweise ein Gericht aus Buchwaizen bereitet, was beinahe täglich auf den Tisch kommt, Kastanien und Obst, doch wird niemals ein Fremder in des Landmanns Hütte treten, ohne daß der Letztere sich von seinem Sitze erhebt, ohne ein Wort zu sagen, zu dem Tische schreitet, auf welchem immer ein gefülltes Gefäß steht, dasselbe, es enthalte Milch, Wein und Bier, an den Mund nimmt, und dem Gaste ein Willkommen zutrinkt. Es zurückzuweisen, würde eine Beleidigung sein, denn auch der Aermste glaubt sich verpflichtet, dem Wanderer das Beste seines Hauses zu bieten. Deßhalb wird nach dem Trunke sogleich der Tisch gedeckt, und nun erst fragt der Wirth nach woher und wohin? Die Mäßigkeit dieser Leute ist übrigens außerordentlich. Das vorhin erwähnte Gericht, oder an Sonn- und Feiertagen, ihre Potage, eine Fleischsuppe, ganz angefüllt mit gelben und weißen Rüben, mit Kohl und mit Brod, erscheint nur einmal des Tages auf dem Tische, Frühstück und Abendbrod sind viel einfacher, bestehend für die Kinder in einem Apfel oder einem Stücke Brod, für die Erwachsenen in einem Ei oder ein paar Kartoffeln, welche nicht gesotten, sondern in der heißen Asche gebraten sind. Dieses Leben muß nun höchst frugal genannt werden, und das des norddeutschen Bauern scheint dagegen Schlemmerei und Prasserei; doch wie einfach es auch sei, dem Bretonnen scheint es glücklich, und er wünscht sich kein besseres. Er hängt an seinem Boden, an seiner Hütte, und verläßt das Land nur mit Widerstreben. Von den Küstenbewohnern aber ziehen viele, weil das nun einmal ihr Gewerbe ist, nach Neufundland und nach dem nördlichen Eismeere, um Stockfische, Wallfische, Häringe zu fangen. Sie sind tüchtige, unerschrockene Seeleute, denen man nur einen Fehler nachsagt, nämlich

den, daß sie das bessere und reichlichere Leben auf den Schiffen nicht vertragen können, und sich in Speisen und Getränken übernehmen.

Unter den eigenthümlichen Sitten dieses Völkchens wäre die sonderbare Art, wie die Vermählungen abgeschlossen werden, wohl der Erwähnung werth. Beinahe niemals findet eine solche durch Neigung Statt, fast immer ist eine Heirath eine förmliche Geschäftssache. Die Aeltern zweier für einander bestimmter Personen versammeln sich beim Ziderkruge zu den Berathungen; die erste und wichtigste Bedingung dabei ist, daß die Braut ebenso alt oder älter sei, als der Bräutigam, das letzt Erwähnte wird vorgezogen. Ist die Braut jünger, so zerschlägt sich die Sache sogleich. Die Braut wird niemals gefragt, ob sie den ihr bestimmten Mann nehmen wolle, und selten nur wird der junge Mann gefragt, ob er geneigt sei, sich mit diesem oder jenem Mägdchen zu verbinden. Sind die Sachen abgeschlossen, so wird es den beiden hauptsächlich dabei interessirten Personen ganz einfach angezeigt, sie werfen sich in ihren Sonntagsstaat, gehen zum Zivilgerichte, lassen dort den sogenannten Zivilakt aufsetzen, und dann in der Kirche das neue Band segnen. Eine Mahlzeit beschließt die Verlobung. Mehre Monate nachher schreitet man zur Verheiratung, welche eben so einfach in einem Gange zum Zivilrichter und zur Kirche besteht. Ein naher Verwandter des Bräutigams oder der Braut (gewöhnlich die Aeltern) richtet das Hochzeitmahl aus. Auf dem Wege zu dem Hause desselben tritt man in die Wohnung eines jeden der anwesenden Gäste ein, und genießt vorläufig soviel Wein und Zider, als man ertragen kann, der Rest wird einem jeden im Hochzeithause gegeben. Ohne daß er völlig betrunken wäre, darf kein Gast dieses verlassen, jetzt folgt eine Zeremonie, welche unerläßlich ist: nachdem die Brautjungfern über die Braut hergefallen sind, um ihr den Brautkranz zu rauben, und sich ein paar von den Glück bringenden Stecknadeln anzueignen, mittelst deren er auf dem Haupte befestigt war, soll die Braut in das Haus ihres neuen Gatten geführt werden, dagegen sträubt sie sich aus allen Kräften, dem Bräutigame kommen seine Begleiter zu Hülfe, sie zerren und reißen an der Braut, welche sich heulend und schreiend zu wehren sucht, bis ihr die Kleider auf dem Leibe zerrissen sind, je mehr dieses der Fall ist, desto größere Ehre für die Braut, sie beweist dadurch, daß sie reinen jungfräulichen Sinnes ist, und ihr Bräutigam setzt ungemeines Zutrauen auf ihre Tugend und auf ihre dereinstige eheliche Treue. Weßhalb die Braut älter sein muß, als der Mann, ist schwer zu errathen, doch das ist gewiß, daß darum die Ehen nicht unglücklicher sind, als in andern Ländern, da man sonst zu glauben pflegt, daß größere Jugend von Seiten des Weibes eine unerläßliche Bedingung der Dauer der Neigung zwischen den Eheleuten sei, worin allerdings etwas

Wahres liegt, da Reizlosigkeit des Weibes in der Regel die Klippe ist, an welcher das Schifflein des häuslichen Glückes scheitert.

Dieses Departement ist sehr reich an druidischen und römischen Alterthümern. Unter den ersteren zeichnen sich vorzüglich sowohl aufrechte als liegende Steine aus. Die ersteren sind 8, 10, ja wohl 20 Fuß breit, sind in der Regel etwas zugeschärft, so daß sie oben schmaler erscheinen, als unten, die älteste roheste Form der Obelisken. Die andern sind flache, eckige Steine, oft von ungeheuren Dimensionen, welche entweder auf ebenem Boden, oder auf vier an den Ecken untergestellten Steinen ruhen. Der größte unter den erstgenannten befindet sich, eine halbe Meile von Dol, auf dem Wege nach Rennes, er erhebt sich 40 Fuß hoch über den Boden, hat an seiner Basis dreißig Fuß Umfang, und Nachgrabungen, welche man bis auf dreißig Fuß Tiefe getrieben hat, vermochten noch nicht das Fundament dieses Steines zu unterfahren, und dieser letzte Umstand macht es höchst wahrscheinlich, daß der Stein nicht durch Menschenhände dahin gestellt ist, denn diese würden sich bei weitem eher bemüht haben, ihn 70 bis 80 Fuß zu erheben, als ihn 30 bis 40 Fuß tief in die Erde zu versenken. Dergleichen Steine sind überhaupt nichts Seltenes, man findet auf dem Fichtelgebirge, man findet auf den Höhen des Oderflusses, der Weichsel und anderer, ungeheure Kolosse von Steinen, wahrscheinlich bei irgend einer Naturrevolution durch mächtige Eismassen dahin geführt, ja man findet Steine, ganz dem vorhin beschriebenen ähnlich, in den Thälern der würtembergischen Alp, ohne daß jemand gedacht hätte, sie den Druiden zuzuschreiben. Etwas anderes ist es mit den Steinen zweiter Gattung, welche flach niedergelegt auf anderen Steinen, in der Form von Tischen, stehen, es gibt solche von 12 bis 15 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und 4 Fuß Dicke. Ein solcher von den ebenbeschriebenen Dimensionen ist in dem Walde von Fougères entdeckt worden, er ist auf 10 andere Steine, welche in zwei Reihen stehen, eine regelmäßige drei Schuh breite Gasse bildend, gelegt. Dieser und alle seines Gleichen können nicht durch Zufall so auf einander gelegt worden sein. Eine der größten Merkwürdigkeiten dieser Art findet man in dem Feenstein bei dem Dorfe Essé. Derselbe besteht aus 42 ungeheuren Steinblöcken, welche flach, beinahe als wären sie behauen, in zwei Reihen nebeneinander stehen und mit Blöcken von gleicher Größe bedeckt sind. So wird ein Gang gebildet; welcher 60 Fuß Länge, bei 12 Fuß Breite und gleiche Höhe hat. Ein dazwischen geschobener Stein scheidet diesen Gang in zwei Abtheilungen. Vergebens hat man gesucht, zu erklären, zu welchem Behufe dieser wunderbare Bau wohl gedient haben möge; ich sage Bau, denn zu behaupten, daß ein bloßes Naturspiel hier zu bewundern sei, wäre ebenso kühn, als die Behauptung jenes Gelehrten, welcher

sagte, die egiptischen Piramiden seien nicht Werke von Menschenhand, sondern bloße großartige Kristallisation der Gesteinmaßen. Diese Ansicht ward dadurch widerlegt, daß ein anderer Gelehrter sagte, die Schrift, welche der erste über diesen Gegenstand verfaßt, sei kein Werk des menschlichen Geistes, sondern eine bloße Kristallisation von Dinte.

Größtentheils wird das Denkmal den Druiden zugeschrieben, welche, nach der Meinung Verschiedener, hier ihren geheimen Gottesdienst gehalten haben sollen.

Aus der Römerzeit rühren mehre Werke her, unter denen sich besonders Bäder auszeichnen. In der Gegend von Montfort sah man sonst zwei sehr große, nahe bei einander gelegene Bassins, von denen eines, um Raum zu einem Garten zu gewinnen, zerstört worden ist; das noch vorhandene hat 72 Fuß Länge und 60 Fuß Breite. Auf der einen Seite befinden sich sechs große Höhlungen, welche zu einer Wasserleitung führen, die das Bassin mit Wasser aus dem nahen Flusse versorgte, eine ungeheure Treppe aus wohlbehauenen Steinen führt in die Tiefe des Beckens.

Nahe bei Landean, in dem Walde von Fougères, findet man sehr weite unterirdische Höhlungen, offenbar künstlich, denn man bemerkt noch die Spuren des Meisels an vielen Stellen; wozu sie gedient, ist unbekannt. Die Sage behauptet, Raoul von Fougères habe sie bauen lassen, um während seiner Kriege gegen Heinrich II., König von England, seine Schätze daselbst zu bewahren. Sie sollen mit dem Orte Fougéres durch unterirdische Gänge zusammengehangen haben.

Rennes, am Zusammenflusse der Ille und der Vilaine, auf dem Sattel eines Hügels, in einer großen Fläche gelegen, ist Hauptort der Präfektur, Hauptstadt der ganzen Bretagne, ein sehr fester Platz und zählt 30.000 Einwohner. Ein acht Tage dauernder Brand, im Jahre 1720, welcher beinahe 900 Häuser zerstörte, war die Ursache, daß die Stadt zum größten Theile neu aufgebaut, jetzt mit ziemlich geraden Straßen und schönen Plätzen versehen ist. Der übrige Theil der Stadt, der damals nicht verbrannte, ist noch jetzt höchst elend, aus schlechten, meistentheils einstöckigen hölzernen Häusern bestehend. Wenn auch ziemlich freundlich gebaut, findet man doch wenige Paläste, Kirchen oder sonstige Gegenstände von Wichtigkeit. Die Kathedralkirche hat ein schönes Portal von 120 Fuß Höhe, welches durch zwei große Thürme überragt wird. Das Rathhaus ist zu neu, um besonders interessant zu

sein; mehr ist es die Abtei Saint Georges, sie war zuerst ein Tempel, dem Dienste der Isis oder der Ceres geweiht, dann ward sie zu einem Kloster der Benediktiner, welches später zu einer Abtei erhoben, dann aber aufgehoben und in eine Kaserne verwandelt wurde. Der Thabor ist eine prächtige Promenade mit herrlichen Baumpflanzungen, auf der Höhe des Berges, welchen Rennes einnimmt. Man hat von derselben eine Aussicht auf mehre Meilen Weite.

Saint Malo, Hauptort eines Arrondissements, liegt am Meere auf einer Insel und hat einen Hafen, welcher zwar sehr sicher ist, wenn man sich einmal darin befindet, welcher jedoch höchst gefährlich zu befahren sein soll, da eine Menge blinder und sichtbarer Klippen den Eingang erschweren. Der Hafen ist von großer Wichtigkeit. Die Rhede außerhalb der Mündung der Rance ist durch sieben Forts vertheidigt. Der Anblick der Stadt ist sehr malerisch, auch im Innern ist sie nicht unschön. Mehre Straßen sind sehr gut gebaut, mit prächtigen Häusern besetzt. Die Kathedrale ist ein schönes gothisches Gebäude. Unter den Befestigungswerken ragt ein mächtiger Thurm hervor, welcher Qui qu'en grogne heißt. Die Königin Anna ließ denselben erbauen und mit der Inschrift: „Qui qu'en grogne, ainsi sera: c'est mon plaisir" versehen. Ein zweiter Thurm aus vier mächtigen, in einem Viereck stehenden Thürmen zusammengesetzt, welche durch einen fünften viereckigen Thurm, der ihr Zentrum bildet, an einander hängen, schützt den Eingang zu dem Flusse Rence; er ist jedoch zu hoch, als daß er mit Kanonen besetzt werden könnte, auch würde er einem tüchtigen Feuer keinen Widerstand leisten können.

Vitré, Hauptort des Arrondissements, zählt beinahe 9.000 Einwohner. Die Stadt ist mit alten gothischen Mauern und runden sehr starken Vertheidigungsthürmen umgeben; sie bilden in Verbindung mit einer hoch sie überragenden Kathedrale und einem schönen Schlosse einen sehr malerischen Anblick; leider entspricht die Stadt demselben nicht. Ihre Straßen sind schlecht, noch schlechter beinahe die altergrauen Häuser. Außerhalb der Hauptkirche zeigt man dem Reisenden eine große in Stein gehauene Kanzel, von welcher bei besonders festlichen Gelegenheiten dem Volke gepredigt wird, weil die, sich herzudrängenden, Schaaren von Bauern in der Kirche selbst nicht hinlänglichen Platz finden.

Fougères, Hauptort eines Arrondissements, liegt auf einem freundlichen Hügel, an dessen Fuße die Rance vorbeiläuft. Die Lage sowohl als die mineralische Reichhaltigkeit einer Eisenquelle zieht viele Leute an den Ort, welcher freundlich und hübsch gebaut ist, da drei auf einander folgende furchtbare Feuersbrünste denselben heimgesucht und kein altes Haus übrig gelassen haben. Das einzige Denkmal einer früheren

Zeit besteht in den Ruinen eines Thurmes, welchen Raoul von Fougères erbauen ließ.

Redon, kleine Stadt am Fuße eines Hügels, unfern des Zusammenflusses des Ouest mit der Villaine, zählt 4.500 Einwohner und hat einige Bedeutung, da — obwohl ferne vom Meere liegend, der Hafen der Villaine doch häufig besucht wird. Der Ort war mit starken Mauern umgeben, der größte Theil derselben ist gefallen. Von der Kathedrale, welche man um der Kühnheit ihres Baues willen bewundert, ist nur der schöne Bau noch übrig.

Montfort sur Meu, liegt am Zusammenflusse des Meu und des Chaillour, ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 1.800 Einwohner. Ziemlich stark befestigt mit Thürmen, Bastionen, von einem breiten und tiefen Graben umgeben, hatte dieser Ort, als Festung betrachtet, so von Feind als Freund gleichviel zu leiden, indem während der Kriege der Engländer in dieser Provinz bald diese, bald die Franzosen die Stadt eroberten und besetzt hielten. Der Ort hat nichts Merkwürdiges, wenn man nicht ein, sich alljährlich erneuerndes Wunder dahin zählen will. Ein junges Mägdchen wurde durch den lüsternen Herrn auf dessen Schloß gelockt und mit den gefährlichsten Attentaten auf ihre Unschuld bedroht. Sie sah kein anderes Mittel, diese zu bewahren, als sich dem Schutze des heiligen Nikolaus zu empfehlen. Dieser verwandelte sie in eine Ente, und so entfloh sie den Händen des grausamen Machthabers, um auf einem nahe gelegenen See sich (wahrscheinlich rechtmäßig) mit einem Enterich zu verbinden. Seit diesem Vorfall kam alljährlich am 9. Mai eine Ente mit neun Jungen zur Kirche und hörte höchst andächtig die Messe mit an. In der Furcht, einen der direkten Nachkommen ihrer tugendhaften Mitbürgerin zu tödten, ward von da an keine Ente überhaupt mehr geschossen, und es wäre den Leuten vielleicht ergangen, wie den Abderiten, welche ihre Stadt verlassen mußten, um nicht von den Fröschen der Latone aufgerieben zu werden. Die Revolution machte dem Reiche dieser Thiere ein Ende, die blutdurstigen Kannibalen, die Soldaten der Republik, fraßen ohne Unterschied des Ranges und des Geschlechts alle wilden Enten, deren sie habhaft werden konnten, und seit der Zeit hat das ganze schöne Wunder aufgehört.

LIII.

Departement der Côtes du Nord (Nordküsten).

Dasselbe besteht in einem Theile der alten Nieder-Bretagne, umfaßt 138 □ Meilen und hat auf denselben beinahe 600.000 Einwohner, welche jährlich 1.500 junge Soldaten zum Heere stellen. Das Departement ist in sechs Wahlbezirke getheilt. Die Hauptorte sind: Saint Brieux, Dinan, Guingamp, Lannion und Loudéac.

Der ehemalige Name dieser Provinz entspricht ihrer physischen Beschaffenheit keineswegs. Die Bretagne ist hügelig, die niedrige Bretagne ist bergig. Die Höhen erheben sich auf mehr als 1.000 Fuß über die Meeresfläche, sie sind dabei überaus rauh, felsig, sehr zerrissen, von Abgründen, Felsschluchten, Hohlwegen und von Morästen durchschnitten und unterbrochen, daher höchst geeignet zum kleinen Kriege, der auch hier bei jedem Volksaufstand in lebhafte Flammen ausbrach, indem nichts leichter ist, als das durchschnittene Terrain gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen, nichts schwerer, als es mit Erfolg anzugreifen. Viele Strecken sind mit ausgedehnten Waldungen bedeckt. Mehre derselben haben einige Meilen Länge und Breite. Nach den Küsten zu findet dieses weniger Statt, dort verflachen sich auch die Berge, und laufen in Hügel und Ebenen aus, die sich — in Sümpfe verwandelt — in das Meer hineinerstrecken. Die Flüsse sind alle nur von kurzem Laufe, und alle nur so weit schiffbar, als die Fluth in ihnen hinaufreicht. Im ganzen ist dieser Landstrich etwas besser angebaut, als der oben beschriebene, dennoch — so genügsam auch die Einwohner sind, bringt er nicht das hervor, was im Lande konsumirt wird, und die Nachbar-Provinzen müssen mit dem Fehlenden aushelfen. Buchwaizen ist die Hauptfrucht, Kartoffeln werden nicht viel gebaut, und Getraide fast noch weniger, obschon der Boden dazu tief und fruchtbar genug wäre; Wein kann nicht gezogen werden,

weil das Klima zu veränderlich und feucht ist; Obst hingegen, vorzugsweise der Apfelbaum, wird in großer Menge gebaut, und ersetzt den fehlenden Wein. Flachs und Hanf liefern den Hauptgegenstand des Handels, indem zahlreiche Spinnereien und Webereien denselben in Garn und Leinwand verwandeln (der einzige Industriezweig des Landes), worin der Absatz bedeutend genug ist.

Rindvieh und Pferdezucht wird stark betrieben, auch Schweine und Schaafe hat das Land in großer Menge, die letztern würden einen bedeutenden Erwerb abwerfen können, da das Land ungemein viel Waideplätze hat, die zu gar nichts anderem als zu Hutungen brauchbar sind; doch ist die Rasse durchgängig schlecht, und es wird auf ihre Veredlung gar nichts verwendet. Fischerei ernährt die Küstenbewohner. Diese sind sehr abergläubisch und sehen in jedem Delfin eine Sirene oder einen Meermenschen; und obwohl derselben viele Tausende gefangen sind, wodurch endlich das Fabelhafte der Sache bewiesen worden sein könnte, so erzählt man doch noch Hunderte von abenteuerlichen Geschichten über diese wunderbaren Meergeschöpfe. Der Hauptfang ist aber gegen Häringe und Sardellen gerichtet, welche sich zur Laichzeit in großer Menge an die Küsten drängen. Obwohl in diesem kleinen Landstriche sich primäre, Uebergangs-, sekundäre und tertiäre Gebirge finden, so ist derselbe doch an Mineralien sehr dürftig. Außer den Gebirgsarten überhaupt, aus denen der Boden besteht, findet man wenig Bemerkenswerthes, gar keine Edelsteine, fast gar keine Erze, sehr wenig, vorzugsweise als Baumaterial brauchbare Steine, so daß überhaupt das Land arm an Mineralien zu nennen ist.

Aus dem Alterthume rühren zwei merkwürdige Trümmerhaufen her, welche ehemals Städte waren. Die eine derselben hieß Corseul, und war die Hauptstadt der Curiosoliten, welche unfern Dinan wohnten, die zweite hieß Rheginea, war ein römischer Hafen, unfern Lamballe. Beide Städte müssen groß gewesen sein, wie die bedeutende Ausdehnung der Trümmer bezeugt. Zu Corseul sieht man noch die Spuren eines achteckigen Tempels, welchen man für das berühmte Fanum Martis hält. Man hat dort Gräber mit Gebeinen von ungemeiner Größe gefunden, man hat Tafelglas entdeckt, was zu beweisen scheint, daß die Römer schon Fensterscheiben kannten, ja man hat eine Pfeife gefunden, woraus man schließt, daß sie, wenn auch nicht gerade Tabak, so doch wenigstens aromatische oder duftige Kräuter geraucht haben. Die Trümmer der Seestadt, in deren Nähe das Dorf Erqui liegt, bestehen eigentlich nur in Schutthaufen, unter denen man einige Münzen mit verlöschten Gepräge gefunden hat. In den Jahren 1808 und 1824 trat das Meer bekanntlich auf eine bedeutende Strecke zurück, da erblickte man die Ueberbleibsel

eines alten Bauwerkes von 80 Fuß Länge und 40 Fuß Breite, in deren Umfang man ungefähr 200 Medaillen aus der Zeit der römischen Kaiser, doch auch spanische Münzen mit dem Bildniß Karls V. fand. Unfern Pordic ist das große römische Lager, welches man gewöhnlich Cäsarslager nennt. Es ist von beträchtlicher Größe, und enthielt, bevor man eine große Zahl von Nachgrabungen angestellt, wohl manchen Schatz; der größte Theil ist aber jetzt verschwunden, und man hat nur noch die breite Circumvallation übrig. Ein kreisförmiger, mit doppelter Säulenreihe umgürteter Tempel befindet sich zu Lanleff. An ihn ist die Hauptkirche angebaut, welcher er zum Porticus dient.

Die Sitten des Volks betreffend, seinen Karakter und seine sonstige Eigenheiten, so kann ich ganz und gar auf den vorigen Abschnitt verweisen, nur Einzelnes wäre als besondere Eigenheit hinzuzufügen. Zu diesem gehören die Feier der sogenannten Ablasse, welche stets mit Wallfahrten verbunden sind, jedes Dorf, jede Kapelle hat einen Heiligen, welcher irgend eine Art von Wunder zu verrichten versteht; die Namen derselben sind uns Deutschen gänzlich unbekannt, und schwerlich stehen sie selbst im französischen Kalender. Ein jeder derselben heilt irgend ein Uebel, oder vermag irgend eine Wohlthat zu spenden. Der heilige Ilstan heilt die Nietnägel, der heilige Meen die Kräze, der heilige Caradec das Fieber, der heilige Ilec die Epilepsie, der heilige Dourlon den Schlag, St. Colonbau die Gicht, der heilige Eloy giebt sich nur mit Pferden und Füllen ab, St. Cortus liebt das Hornvieh, St. Meliau die Schaafe. Alle Bauern in die Runde auf 10 Meilen Entfernung kennen sehr genau die Eigenschaften der verschiedenen Heiligen, und kommen von großen Entfernungen herbei, um sich zu heilen, um sich segnen zu lassen. Man glaubt hier auf einen Pferde-, dort auf einen Rinder-, dort auf einen Schaaf-Markt zu stoßen, denn viele Tausende dieser Thiere sind durch ihre Herren zur Kirche gebracht worden, um daselbst die Messe zu hören, und sich segnen zu lassen. Nach angehörtem Gottesdienst überläßt man sich allem möglichen, allem erreichbaren Vergnügen, man spielt Kegel, Ball, man treibt die Kugel auf dem Boden fort, und schlägt einander, die Schienbeine entzwei, doch alles in Liebe und Güte; man spielt Hazardspiele ißt und trinkt entsetzlich, schließt Handel und Händel, die jungen Leute kaufen ihren Mägdchen kleine Geschenke, die Mägdchen selbst lassen sich von Zigeunern wahrsagen, lassen sich von Charlatans prellen, denen sie das Wasser der Eifersucht abkaufen, ein treffliches Mittel, um den zur Untreue geneigten Gatten oder Geliebten sich zu bewahren. Hundert von Bettlern breiten ihre ekelhaften Wunden oder sonstige Schaden vor den Augen der Vorüberwandelnden aus. Unter den Zelten sitzen Trinker, halb und ganz beseligt. Die Liebespaare zeigen öffentlich und

ungescheut, daß und wie sie sich lieben, indem sie einander ungemein zärtlich anblicken, und sich gegenseitig die Taschen durchsuchen, was eine außerordentlich hohe Gunstbezeugung ist. Bei solchen Gelegenheiten besprechen auch die Alten die zu schließenden Hochzeiten, wie man einen Handel um ein paar Ochsen bespricht. Die für einander Bestimmten werden niemals gefragt, ob sie Neigung für einander haben, wenn sich die Aeltern einen Handschlag gegeben haben, so ist der Handel im Reinen. Ist der Zider wolfeil, d. h., ist das Obst gerathen, so wird die Hochzeit noch in demselben Jahre vorgenommen, ist dieses nicht der Fall, so muß sie bis zum nächsten Jahre verschoben werden; denn Trinken, unerhört Trinken ist eine durchaus unerläßliche Bedingung bei jeder Hochzeit. Dreißig Tonnen Zider ist noch keineswegs die größte Quantität, die man bei solcher Gelegenheit verbrauchen soll. Taback wird dabei auch nicht gespart, ja selbst die älteren Frauen rauchen sehr häufig, wie denn der Verbrauch des Tabacks in diesem Departement ungeheuer ist, indem er sich jährlich auf zwei und eine halbe Million Franken beläuft.

Interessant sind die Pferderennen, welche hier sehr häufig gehalten werden, und deren seit undenklichen Zeiten jedes Dorf seine eigenen hat. Die Bewohner machen unter sich den Preis aus, der in der Regel in einigen Schaafen oder in einem Ochsen besteht, auch die Hochzeiten geben Anlaß dazu, und zwar sieht man nicht allein Männer, sondern auch Mägdchen und Frauen wettreiten. Wenn sie geneigt sind, Antheil zu nehmen, so wird das Kopfzeug abgelegt, und das Haar mit einem rothen Bande fest umwickelt, dann klimmen sie an den Rossen empor, und stürzen sich nun mit den Männern in das wildeste Gedränge, verachtend die Gefahr, den Hals zu brechen, oder gleich Absalon, an einem Baum hängen zu bleiben, anderer, sehr lächerlicher Mißgeschicke gar nicht zu erwähnen. In der That sind diese Wettrennen nur unterhaltend für die Zuschauer, denn diejenigen, welche sich für das allgemeine Vergnügen aufopfern, haben nichts als die Mühe und große Gefahr davon. Ein Wettlauf solcher Art gleicht der in England üblichen Jagd nach dem Kirchthurme: ein Ziel oft auf eine Meile Entfernung wird festgesetzt, dieses muß man im wildesten Karriere zu erreichen suchen; dabei geht es über Hecken, Gräben, Zäune, Ackerfelder, Bergstürze, und obwohl bei jedem neuen Gegenstande, der sich in den Weg stellt, ein paar Theilnehmer stürzen, und sich die Rippen verrenken, so setzen doch die andern muthig ihren Weg fort, bis das Ziel von dem einen oder dem andern erreicht ist. Noch tollere, possirlichere und gefährliche Wettrennen giebt es in der Gegend von Quimper, dort reitet nämlich immer Mann und Frau auf einem Pferde; wie komisch es aussehen muß, wenn fünfzig und mehr solcher Paare sich in Bewegung setzen, kann man sich bei einiger Fantasie wohl denken.

So lustig das Leben im äußern Scheine, so traurig ist es, wenn man die Leute in ihren Wohnungen besucht. Dort scheint die Noth ihr Quartier aufgeschlagen zu haben, denn nichts Unreinlicheres, nichts Dürftigeres, nichts Traurigeres giebt es, als ein bretonisches Haus. Ein solches liegt zuerst immer an der niedrigsten Stelle des ganzen Besitzthums, damit sich alles Wasser, das der Regen zusammenschwemmt, dort sammle, und Stroh, Genist, Reißig, woraus ein künstlicher Dünger bereitet wird, schneller in Fäulniß übergehe; das Haus selbst ist zugleich Aufenthalt für Menschen und Vieh, nur eine dünne Scheidewand trennt Kühe, Schweine und Pferde von ihren Gebietern; der Stall aber ist noch immer viel schöner, als das Wohnzimmer. Ein einziges Loch von 18 Zoll Weite giebt demselben eine düstere, schwache Dämmerung, welche dadurch beinahe wieder zur Nacht wird, daß ein dicker Rauch, vom Herde emporqualmend, den ganzen obern Theil des Zimmers bis auf vier Fuß vom Boden herab, einnimmt. Ein mächtiger Klotz mit einem Brette bedeckt, dient als Tisch, ein paar Kasten bilden die Sitze, denn von Stühlen und Bänken weiß man wenig. An den Wänden stehen große, niedrige Schränke, und auf diesen stehen die Betten, zu denen man auf einer Leiter emporsteigen muß. Sie sind in der Regel nur dem Namen nach Betten, denn einen Sack von der allergröbsten Leinwand, mit dünnem Laub gefüllt, kann man wohl nur sehr uneigentlich ein Bett nennen, oft ist nicht einmal ein Laken darüber gebreitet, die gewöhnlichen Kleider oder ein anderer Sack werden zum Zudecken gebraucht. Man sollte glauben, daß die schöne Natur, die heitere, überaus freundliche Umgebung, diesen Leuten die Annehmlichkeit einer wohl eingerichteten Wohnung entbehrlich machte. Jedes Haus liegt in der Mitte der dazu gehörigen Besitzungen, rings umgeben von Wiesen und freundlichen Gärtchen. Die ganze Besitzung ist mit Gräben eingefaßt, diese wiederum sind mit Hecken besetzt, eine große Menge der duftreichsten Pflanzen, Lavendel, wilder Jasmin, Rosen der herrlichsten Art, Timian, Veilchen bedecken die Ränder eines solchen Grabens, Feuchtigkeit und Schatten, Hauptbedingnisse zum Gedeihen derselben, sind immer vorhanden, und sie durchwürzen die Luft mit den lieblichsten Gerüchen; herrliche Bäume, malerisch gruppirt, in der schönsten Abwechslung, von den herrlichsten Formen umstehen das Haus oder sind nicht ferne davon in einem großen Obstgarten vereint. In einer solchen Umgebung bedarf man freilich eines bequemen Hauses weniger.

Noch wäre anzuführen, daß in diesem Theile der Bretagne vorzugsweise der Sitz der Cagots ist (Caqueux werden sie hier genannt). Diese Unglücklichen, von denen bereits in der allgemeinen Einleitung gesprochen, stehen in der schrecklichsten Verachtung, und das Sailerhandwerk, welches sie betreiben, ist ebenso infamirend, als der Dienst der Abdecker, den sie

damit verbinden, es würde sich daher auch Niemand, der nicht ein Cagot ist, dazu verstehen, dieses Handwerk zu betreiben. Ueber den Ursprung dieser Unglücklichen, welche eine wahre Paria-Kaste bilden, ist viel gesprochen und geforscht worden, wiewohl alles so ziemlich umsonst, denn es läßt sich eben so wenig beweisen, daß sie Alanen sind, welche von den Bretonnen zu Sklaven gemacht wurden, als es zu erweisen ist, daß sie einem keltischen Stamme angehören, welcher etwa durch die Gallier in diese und in die Pirenäen-Gegenden zurückgedrängt worden wäre. Noch jetzt ist die Verachtung gegen sie so groß, daß selbst die ärmste Familie lieber Hungers sterben würde, als daß sie sich durch eine Heirath mit einem reichen Cagot verschwägerte.

Saint Brieux, Hauptort des Departements, liegt an dem Gouet und zählt 10.500 Einwohner. Sie wurde wahrscheinlich durch den heiligen Brieux, einen englischen Mönch, der vor den Sachsen floh, gegründet, indem derselbe im Jahr 480 an diesem Orte ein Kloster anlegte; bald hat sich um dasselbe ein Dörfchen, dann ein Flecken gebildet, welcher nach und nach zunahm, bis die jetzige, ziemlich hübsch gebaute Stadt daraus entstand. Die Straßen sind gerade, die Plätze nicht übel, und die Kathedralkirche wohl der Beachtung werth. Von viel geringerer Bedeutung ist das Rathhaus, das Schauspielhaus, welches nur zur Zeit der Pferde-Rennen geöffnet ist. Diese letzteren werden auf einer großen sandigen Ebene gehalten, deren Gränzen, leicht erhobene Hügel den Zuschauern bequemen Platz bieten. Weil diese Rennen die brillantesten sind, so versammeln sich von allen Seiten eine große Menge Zuschauer, und sind daher Volksfeste zu nennen.

Dinan, Hauptort des Arrondissements, liegt am linken Ufer der Rance und zählt 8.100 Einwohner. Ein Kanal verbindet den Fluß mit der Ille, wodurch die Stadt an Wichtigkeit sehr gewonnen hat. Es können Schiffe von 90 Tonnen daselbst anlanden, und man beabsichtigt eine Austiefung des Flusses und des Hafens, so daß er Schiffe von 300 Tonnen aufnehmen soll. Einige sehr schöne Plätze und noch schönere Promenaden zieren die alte Stadt, welche ehemals eine nicht unwichtige Festung gewesen ist. Noch jetzt sieht man die Mauern, und die alten Thürme, welche sie überragen, machen, da sie von Gärten, von Spaziergängen umgeben sind, einen sehr malerischen Eindruck. Zwei Kirchen sind merkwürdig durch die wunderbare Zusammenstellung profaner, heiliger und erotischer Gegenstände; viele alte Basreliefs sind in der Mauer eingelassen, in der Kirche St. Salvater findet man unter andern die ganze Geschichte von Amor und Psyche. Unfern auf einem kugelförmigen, halb-

künstlichen Hügel steht die Ruine des überaus prächtigen alten Schlosses von Léon. Die Ueberbleibsel zeigen eine sehr feste Mauer, welche von acht Thürmen flankirt ist; dieselben beherrschen von ihrer höchst vortheilhaften Lage die ganze Umgegend, und die Wichtigkeit des Platzes ist so groß, daß seine Demolirung und sein Wiederaufbauen mehrmals Gegenstand von Friedenstraktaten zwischen England und Frankreich gewesen ist. Man glaubt, daß ehemals auf dieser Stelle ein sehr festes gemauertes römisches Kastrum gestanden, und daß auf dessen Fundamente und aus dessen Ruinen das Schloß Léon erbaut worden sei.

Guingamp, am Trieux gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 6.200 Einwohner. Die Lage in einer schönen, reichen Fläche ist sehr angenehm, die Befestigungen, davon man noch bedeutende Trümmer sieht, bestanden in starken Mauern und waren dem Orte, als der Hauptstadt des Herzogthums Penthievre wohl nicht unnöthig. Ein schönes Markthaus (Kaufhaus) ziert den Hauptplatz, auf dessen Mitte sich eine, reichlich Wasser liefernde, Fontaine befindet. Eine große Straße läuft ununterbrochen durch die ganze Stadt, in der Mitte derselben steht die große Hauptkirche, deren hoher pfeilförmiger Thurm schon aus großer Entfernung die Blicke des Wanderers auf sich zieht. Sonst hat die Stadt nichts Merkwürdiges.

Lannion, Hauptort des Arrondissemens, zählt 5.400 Einwohner und ist für seinen Handel sehr vortheilhaft an dem Léguer, unfern seiner Mündung in das Meer, gelegen. Der Hafen kann sehr leicht befahren werden, doch ist der Fluß etwas versandet, und Schiffe von 250 Tonnen, welche noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Stadt gelangen konnten, müssen jetzt im Hafen bleiben, oder einen bedeutenden Theil ihrer Fracht ausladen. Der Quai des Hafens ist von sehr schönen Häusern umgeben, unter denen das große Hospital nicht den schlechtesten Eindruck macht. Auf diesem Quai entspringt auch eine starke, eisenhaltige Mineralquelle, welche gegen die Wassersucht und gegen den Stein mit Erfolg gebraucht werden soll. Trotz der freundlichen und offenen Lage ist der Ort doch sehr schlecht gebaut, hat krumme und enge Straßen, und ist düster und traurig.

Loudéac, Hauptort des Arrondissements, zählt 6.800 Einwohner. Der Ort ist an dem großen Walde gelegen, welcher seinen Namen trägt; er ist der Mittelpunkt eines bedeutenden Leinwandhandels, welcher sich nicht bloß von diesem Departement, sondern überhaupt von der ganzen Bretagne hier zusammendrängt. Des Merkwürdigen enthält die Stadt sonst nichts.

LIV.

Das Departement Finistère.

Es bildet einen Theil der alten Bretagne und zwar den westlichsten, die in den Ozean sich hineindringende Landspitze, welche durch eine Linie von Lorient bis nach Lannion abgeschnitten wird. Es hat einen Flächen-Inhalt von 132 □ Meilen und ist besetzt mit 525.000 Einwohnern, welche jährlich 1.382 junge Soldaten zum Heere stellen; es wird in sechs Bezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Brest, Landerneau, Châteaulin, Morlaix, Quimper und Quimperlé.

Der Boden ist ganz derselbe wie in den übrigen Departements der Bretagne, nur das Ufer des Meeres macht einen Unterschied, indem die Küstenstrecke von 150 französischen Meilen über 200 Mündungen von kleinen Flüssen und Bächen zeigt, die eben so vielen Thälern entsprechen, welche durch die sie durchströmenden Gewässer befeuchtet sind. Viele kleinere und größere Seen bedecken diese Landstriche, Dünen und Moräste wechseln miteinander ab, mehre Buchten, tief in das Land eindringend, welches hier stark vom Meere zerrissen ist, geben treffliche Häfen, deren man in diesem Departement eilf zählt. Die wichtigsten davon sind die von Brest, Morlaix, Roscoff, Landerneau, Quimper, auch die Rheden von Pempoul, Correjou, Conquet und Douarnenez sind von Bedeutung. Eine große Zahl von Inseln, unter denen sieben größere, ist um die Halbinsel zerstreut. Der größte Theil der Küsten gewährt durch seine schwarzen zerrissenen Felsenmassen einen traurigen Anblick. Besonders gefährlich sind die weit in das Meer hineinlaufenden, sich bis zum Horizonte erstreckenden Klippen von Pemmark. Bei einem Sturmwinde scheint Himmel und Erde dem Untergange nahe, ungeheure Wellen drängen sich heran, die Erde erbebt unter ihren Schlägen, zerrissen, zerschellt auf dem zackigen Felsen

steigen sie zu Schaum aufgelößt thurmhoch empor. Auf Meilenweite hört man deutlich das entsetzliche Brüllen, Heulen der gepeitschten Wogen. Eine andere Gegend, unfern Crozon, ist nicht minder berüchtigt durch den Felsenschlund, welchen man die Hölle nennt; dieß ist ein Abgrund, in wechen sich das Meer mit schrecklichen Getöse stürzt, von der Höhe des Felsens, 300 Fuß über der Wasserfläche erhaben, sieht man auf den gelben Felsen des Grundes die Meeres-Wellen sich drängen und peitschen, sich in Schaum auflösen und denselben bis zum Standpunkte des entsetzten Zuschauers werfen. Der verwegenste Matrose fährt selbst bei ruhigem Wetter hier nicht vorüber, ohne alle Heiligen um Hülfe anzurufen. Die Bai heißt in der Volkssprache die Todten-Bucht, und man erzählt, daß dieser Abgrund jährlich Hunderte von Unglücklichen verschlinge. Minder furchtbar sind die Höhlen von Crozon, in denen eine große Menge von Wasservögeln nistet. Möven, Seeraben, und andere haben in den weiten dunkeln Gewölben Tausende von Nestern gebaut, welche von den Fischern aufgesucht und ihres Inhalts, der Jungen oder der Eier, beraubt werden. Während des Sommers kann man diese Höhlen furchtlos befahren, im Winter aber drängen sich die Wellen mit so furchtbarer Gewalt hinein, daß dieses ganz unmöglich ist.

Das Thierreich bietet nichts Ausgezeichnetes dar, es ist wie das Pflanzenreich vollkommen übereinstimmend mit der übrigen Bretagne. Das Genist (Ginster), welches große Flächen überzieht, wird als Viehfutter, als Feuerung, als Dünger gebraucht. Wunderbar ist übrigens, daß in diesem sehr feuchten und wechselvollen Klima Feigenbäume, ja sogar Lorbeeren bei einigermaßen geschützter Lage fortkommen; zu Roscof steht ein Feigenbaum von vier und drei viertel Fuß Umfang, seine Krone mißt über 300 Fuß im Umfang und 600 Personen würden, ohne einander zu geniren, in seinem Schatten speisen können. Seine beiden stärksten Zweige sind durch eine sehr lange, zehn Fuß hohe Mauer getragen, sie ruhen auf derselben von einem ihrer Enden bis zum andern, und senden nach allen Richtungen eine große Menge schwächerer Verzweigungen aus, welche wieder durch Balken und Pfosten gestützt sind, und immer in horizontaler Richtung erhalten werden, damit sie sich nicht zu Boden sinken. Die Blätter dieses Baumes sind über einen Fuß lang und nach Verhältniß breit, kein Sonnenstrahl vermag durch die dichten Massen derselben zu dringen; die Feigen, mit denen der Baum jährlich in ungeheurer Menge beladen ist, sind Faustgroß und von trefflichen Geschmacke. Lorbeeren, an mehren Orten in Gärten gezogen, erhalten einen Umfang von vier Fuß, und eine Höhe von 12 Fuß im Stamme.

Hinsichtlich des Volkes und seiner Sitten kann ich auf die vorigen Departements der Bretagne zurückweisen, es genügt, hier zu bemerken,

daß die Küsten-Bewohner tüchtige Seeleute von zwar rauhem, aber offenem Karakter sind, daß sie ein mäßiges, doch ihre Bedürfnisse vollkommen befriedigendes Auskommen haben, und daß sogar etwas bei den Bretons seltenes, die Redlichkeit, ihnen nicht ganz unbekannt ist. Die Leute im Innern des Landes tragen jedoch das Gepräge großen Elends an sich.

Brest, Hafen am Meere, Hauptort eines Arrondissements, zählt 30.000 Einwohner, und ist eine alte Stadt, welche schon zu den Zeiten des Cäsar existirte. Die Stadt erhebt sich vom Fuße zum Abhange zweier zusammenstoßenden Hügel, welche sich bis an den Hafen vordringen. Der Umfang des Orts beträgt ungefähr eine französische Meile; er wird getheilt in die hohe und die niedere Stadt; die erstere scheint die ältere zu sein, sie ist schlecht gebaut, die Straßen sind krumm und eng, überaus abschüssig, so daß der Zusammenhang der obern mit der untern Stadt an mehren Orten durch Treppen hergestellt werden mußte. Die steile Lage des Orts hat zur Folge, daß viele der Häuser ihre Ställe und ihre Gärten in der Nähe des Dachbodens haben, und daß man aus dem Parterre vier bis fünf Treppen hoch steigen muß, um zu denselben zu gelangen. In neuerer Zeit hat man begonnen, freundlichere Gebäude anzulegen, Die Straßen haben an Breite gewonnen, und da die Luft in den obern Gegenden sehr viel reiner und gesunder ist, so zieht sich ein immer größerer Theil der Bevölkerung dorthin, und nur Handel und Gewerbe bleiben in der Nähe des Hafens. Die untere Stadt ist wo möglich noch schlechter und ungesunder gebaut als die obere; nur die Quais, die Umgebungen des Hafens sind schön, alles Uebrige ist traurig, düster, ungesund. Der Hafen ist einer der schönsten und sichersten von ganz Europa, prächtige Bauten umgeben ihn, er ist groß genug, um fünfzig Linienschiffe ersten Ranges vor Anker liegend aufzunehmen, ohne daß sie sich unter einander durch Anstoßen beschädigen können. Die Sicherheit derselben wird besonders durch die Berge bedingt, welche von allen Seiten die Stadt überragen. Furchtbare Vertheidigungen, mächtige Batterien, beschützen ihn gegen feindliche Angriffe. Eine der größten Merkwürdigkeiten ist das alte Schloß, dessen Erbauung man dem Cäsar zuschreibt, wiewohl wahrscheinlich ohne Grund; es steht auf einem Felsen-Vorsprung, dessen Fuß vom Meere bespült wird, und ist von ganz ungewöhnlicher Festigkeit; es besteht aus fünf gewaltigen Thürmen, welche

durch dicke Mauern mit einander verbunden sind, wodurch ein unregelmäßiges Fünfeck gebildet wird. Drei von diesen Thürmen sind gegen die Rhede gerichtet und haben starke Plateformen mit mächtigen Brustwehren, hinter denen Geschütze vom schwersten Kaliber aufgepflanzt sind. Der höchste von den fünf Thürmen diente den alten Herzogen von der Bretagne zur Wohnung. Das Hufeisen und das Poligon sind Batterien, mit 24 Achtundvierzig-Pfündern besetzt; in dem letztgenannten befindet sich das Pulvermagazin. An dem unter diesem Fort liegenden Quai ist das Kugelmagazin, das Fouragemagazin, und überhaupt mehre andere große Gebäude für den Kriegsbedarf. Verläßt man den Hafen, so kommt man auf die weite Rhede, welche fast ganz von Land umschlossen ist, und beinahe 15 französische □Meilen Oberfläche hat, also groß genug wäre, um die Streitkräfte aller Marinen der Erde, auch wenn sie um das Zehnfache vergrößert würde, aufzunehmen. Der schmale Eingang zu derselben ist mit Befestigungen so stark versehen, daß der Platz vom Meere aus als uneinnehmbar betrachtet wird. Unter den merkwürdigen Gebäuden von Brest steht vielleicht das Bagno oben an. Es ist ein 180 Fuß langes, 2 Stockwerk hohes Gebäude mit 3 Pavillons, deren mittelster das Bagno in vier Säle theilt, wovon jeder 500 Galeerensklaven aufnehmen kann. Die beiden äußern Pavillons sind von den Wachen bewohnt, welche, ohne sich aus ihren Zimmern zu begeben, das ganze Gefängniß überschauen, und ohne Gefahr, selbst angegriffen zu werden, jeden Angriff auf die Sträflinge machen können. Jeder Saal ist seiner Länge nach durch eine Mauer in zwei Theile getheilt. An dieser Mauer stehen die Betten der Sträflinge, eine Einrichtung, welche den Vortheil hat, daß sie keine durch ihre Betten versteckte Oeffnung in die Mauer machen können, oder, wenn sie doch thöricht genug sind, dieses zu thun, das Unternehmen ganz zwecklos ist, indem die Oeffnung nicht durch die äußere Mauer dringt, sondern nur von einer Abtheilung des Saals in die andere geht, was leichter zu erlangen ist, indem von 14 zu 14 Fuß Einschnitte in diese Mauer angebracht sind, welche die Abtheilungen verbinden, und welche zugleich die Fontainen verbergen, welche zum Zwecke haben, das nöthige Wasser zur Reinigung der Säle und der darin wohnenden Personen herbeizuschaffen, ohne daß man deshalb die Räume öffnen müßte. In der Mitte jedes Saales befindet sich eine große Küche, welche nach allen Seiten mit sehr starken Gittern umgeben ist, an dieselben stößt auf jeder Seite eine Weinschenke, deren eine bestimmt ist, den Wein zu vertheilen, welcher von der Regierung den Sträflingen bewilligt wird, während die andere, von Privat-Leuten versehen, Wein um Geld verkauft an diejenigen Sträflinge, welche durch ihre Arbeit etwas verdient haben. Auch diese Abtheilungen sind mit starken Gittern versehen, so

daß es den Sträflingen beinahe unmöglich gemacht ist, aus den Gebäuden zu entweichen. Die Fenster sind sieben Fuß vom Boden entfernt, was die Kommunikation mit dem Aeußern hindert. Werden die Fenster geöffnet, so entsteht ein so starker Zug, daß in einem Augenblick die Luft im ganzen Saale erneuert ist. Gegen Feuers-Gefahr hat man durch Vertheilung einer großen Menge Wassers nach allen Seiten gesorgt. Ueberdieß macht der mittelste Pavillon, der von den Offizieren bewohnt ist, und die Vertheilung einer Menge von Corridors durch das ganze Gebäude, die Sorge für die Sicherheit des Einzelnen wie des Ganzen so leicht, daß es fast unmöglich scheint, noch besser auf jeden Fall Bedacht zu nehmen, als hier geschehen. Auf dem Hofe sind eine Menge Werkstätten angebracht, in denen diejenigen Arbeiter untergebracht sind, welchen erlaubt ist, für ihre eigne Rechnung etwas zu thun; damit jedoch auch sie sich nicht der Aufsicht entziehen können, sind diese Werkstätten nur mit einem Dach, nicht aber mit Seitenwänden versehen.

Wenn die Kette mit Galeeren-Sklaven nach Brest kommt, so wird sie eine halbe Meile vor der Stadt in einem Lazareth aufgehalten; hier werden sie untersucht, mit den sie begleitenden Pässen und Signalements verglichen, damit man sich von der Identität der Personen überzeugen könne; dann werden sie durch die mitleidigen Schwestern des Ordens de la Sagesse, welche sich zur Pflicht gemacht haben, dem Unglücklichen Trost und und Hülfe spenden, verpflegt, mit Wein und Stärkungs-Mitteln versehen. Nachdem dieses geschehen, werden sie einer wahrhaft lebensgefährlichen Operation unterworfen: man trennt nämlich die Halseisen, mit denen sie an die Kette geschmiedet sind, von ihrem lange Zeit damit belasteten Körper; der Sträfling setzt sich neben einen Ambos, auf dessen einer Spitze ein Meisel befestigt ist, der in die Fuge des eisernen Halsbandes getrieben wird, indem man mit einem mächtigen Hammer so lange darauf schlägt, bis der Stift, der die beiden Theile zusammengehalten, springt. Nunmehr wird der Sträfling völlig entkleidet, und auf das strengste untersucht, ob er nicht dennoch irgend wo etwas verborgen habe, seine Kleidungsstücke und alles, was er besaß, selbst seine Tabaksdose, oder seine Pfeife, wird auf einen Haufen zu dem gethan, was man den übrigen abgenommen und alles wird verbrannt; der Sträfling bekommt nunmehr neue Kleider, welche er tragen muß, so lange er sich überhaupt im Bagno befindet. Die Anzahl der Jahre, welche ein solcher Unglücklicher dort zuzubringen hat, bedingt einen gewissen Unterschied in der Kleidung. Nachdem sie durch vortreffliche Kost, durch reichliche Nahrung und sehr guten Wein, nachdem sie durch hinlängliche Ruhe in trefflichen Betten, wie sie vielleicht niemals ein solcher Sträfling gehabt, gestärkt von den Strapazen ihrer Reise hergestellt worden sind, auch ein ärztli-

ches Zeugniß sich über ihren Gesundheitszustand günstig erklärt hat, werden sie dem Bagno übergeben, und hier je nach der Dauer ihrer Strafzeit und der Größe ihres Verbrechens mit leichteren oder schwereren Arbeiten versehen, alle übrigens sind gefährlich für die Gesundheit, und entsetzlich ist das Resultat der Sterblichkeit in diesen Räumen, indem Lungenschwindsuchten, wegen der Bearbeitung von Steinen, wegen der Reinigung des Hanfes, die mehrsten in kurzer Zeit hinwegraffen.

Diese Bagnos, Abgründe aller erdenklichen Verbrechen, sind ein trauriges Institut; kein Ort der Strafe oder Besserung, sind sie recht eigentlich die Nähr- oder die Pflanzschule für alle erdenklichen Verbrechen. Ein förmlicher Kursus, welchen die Ankömmlinge durchmachen müssen, unterrichtet sie mit den Pflichten ihrer künftigen Bestimmung, sie tauschen die bisher erhaltenen Künste und Wissenschaften gegenseitig aus, und unbegreiflich ist, daß man nicht schon längst dem Systeme der nordamerikanischen Straf- und Besserungs-Polizei gefolgt ist, welches Einsamkeit, gänzliche Absonderung von aller Mittheilung zu einem Hauptmittel der Besserung des Einzelnen und zur Sicherheit des Ganzen macht. Denn die Franzosen gestehen, daß ihre bisher angewendete Wachsamkeit nicht von Nutzen sei, und daß unter den Augen der Beobachter, welche Tag für Tag und Nacht für Nacht in den Gefängniß-Räumen selbst umherwandeln, doch entstellende Kleider Behufs der Flucht, falsche Schlüssel, falsche Pässe, Wechsel und selbst falsche Münzen gemacht werden. Es bestehen geheimnißvolle, durch Tradition übertragene, Gesetze, welche allen Bagnos gemeinschaftlich sind, mitten im Schooße des Verbrechens festgestellt, werden sie von Ort zu Ort übertragen, ohne daß man begreifen könne, auf welche Weise dieß geschehe. Sie scheinen durch die Menschlichkeit eingegeben, sind aber, wenn man sie näher betrachtet, immer wieder zu Unterstützung neuer Verbrechen ersonnen, und merkwürdig ist dabei, daß die Leute, welche verschmähen, irgend einem Gesetze zu folgen, diesen so von ihnen selbst erschaffenen Gesetzen mit einem Ernste, mit einer Pünktlichkeit nachkommen, welche sie zu guten Bürgern machen müßte, wenn sie Lust hätten, auch außer dem Gefängnisse so zu leben. Die Nichtbefolgung solcher Gesetze zieht immer strenge Strafen nach sich. Es sind Richter vorhanden, welche dieselben aussprechen, und diejenigen, gegen welche der Ausspruch gefaßt ist, vollziehen ihn ohne Murren, an sich selbst, ja der Tod schreckt sie nicht ab, und ein Mensch, der vor Erschöpfung zu sterben scheint, der durch Ungeschicklichkeit ins Wasser fällt und ertrinkt, in den Steinbrüchen unter der Last des ungeheuersten Blockes zermalmet wird, ist ein Schuldiger, welcher an sich selbst die ihm diktirte Strafe vollzieht. Ist ein Wächter diesen Menschen verhaßt, so wird das Todes-Urtheil über ihn gesprochen, und da-

rum gelooſt, wer daſſelbe vollziehen ſoll. Ohne Murren geſchieht dieſes durch den dazu Beſtimmten, denn ſeine Weigerung würde jenem das Leben nicht retten, ihn ſelbſt aber vorher verderben. Die Aufſeher kennen die Urſachen dieſer plötzlichen Unglücksfälle, welche immer den Tod zur Folge haben; aber ſie ſind nicht vermögend, die Schuldigen herauszufinden, und ſo bleiben die Verbrechen unbeſtraft. Es ſcheint unfaßlich, daß es ſo ſein müſſe, es werden in andern Staaten auch Verbrechen begangen, es giebt in denſelben auch Zuchthäuſer, allein von dergleichen hört man daſelbſt doch wenig, wiewohl die innere Einrichtung nichts weniger als vollkommen zu nennen iſt. Das Reſultat einer Vergleichung fällt immer ungünſtig gegen die franzöſiſchen Gefängniſſe aus.

Landerneau, an der Mündung des Elorn, auf der Rhede von Breſt gelegen, iſt Hauptort eines Arrondiſſements und zählt 5.000 Einwohner. Es hat ſelbſt einen ſehr ſichern, von hohen Bergen umgebenen, Hafen, zahlreiche Bäche durchſtrömen die Straßen der Stadt, welche dadurch keineswegs reinlich erhalten wird, ſondern in ihren krummen, engen, finſtern Winkeln einen Koth und eine immerwährende Näſſe erhalten, welche alles Denkbare überſteigt. Die Quais ſind ſchön, mit hübſchen Häuſern beſetzt. Ein großes, ſchönes Urſuliner-Nonnenkloſter iſt in ein See-Hoſpital verwandelt.

Morlais, Hafen am Fluſſe gleiches Namens, zwei Stunden vom Meere entfernt, iſt Hauptort des Arrondiſſements und zählt 9.700 Einwohner. Die Stadt iſt eine der ſchönſten von Finiſtère, mitten in derſelben liegt der Hafen, welcher Schiffe von 400 Tonnen aufnehmen kann, er iſt äußerſt leicht zu befahren, und ſo gleichmäßig tief, daß die ankommenden Frachtſchiffe an den Ufern dicht vor den Magazinen anlegen, um ſich ihrer Laſten zu entladen. Die Quais ſind ſchön, wohl unterhalten, mit großen gut gebauten Häuſern beſetzt. Durch den Hafen wird die Stadt in zwei Theile getheilt, einer derſelben liegt auf einer Erhöhung, welche die Stadt dominirt, Hügel ſchließen das Ganze ein, und geben dem Hafen beſondere Sicherheit. Unter den Bauten ſind vorzugsweiſe zu bemerken: die Schifffahrtsſchule, die Tabakmanufaktur, das Hoſpital, die Matthiaskirche mit einem ſchönen Thurme, und das Schauſpielhaus.

Quimper, Hauptort des Departements und Sitz der Oberpräfektur, iſt ein Meerhafen, der am Zuſammenfluſſe des Odet und des Flegs liegt. Die Stadt zählt 10.000 Einwohner, iſt äußerſt ſchön gelegen, indem ſie einen Hügel einnimmt, um deſſen Fuß ſich zwei Flüßchen ſchlingen. Der ältere Theil der Stadt iſt noch mit Mauern und Thürmen umgeben, und bietet ein Labirinth von häßlichen finſtern Straßen dar, welche mit dem äußern Anblicke auffallend kontraſtiren. Der neuere Theil, weit entfernt, ſchön zu ſein, iſt doch beſſer gebaut, und hat einige

gute Gebäude, unter denen sich das Schauspielhaus, das Badhaus auszeichnet. Auch die Kathedrale ist schön.

Quimperlé, Hauptort des Arrondissements, zählt 5.300 Einwohner, und liegt am Zusammenflusse der Isolle und der Elle. Es befand sich hier ein Schloß, den Fürsten der Bretagne gehörig; sonst findet sich jedoch nichts Merkwürdiges, denn der Hafen kann nur Schiffe von 50 Tonnen fassen, und der große Platz, die Kirche Notre-Dame, die Hallen ꝛc. haben nichts, was sie auszeichnete.

LV.

Das Departement Morbihan.

Es besteht aus einem Theile der niedern Bretagne, umfaßt 128 Quadratmeilen und hat darauf eine Bevölkerung von 436.000 Einwohnern, welche jährlich 1.118 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wird in sechs Arrondissements getheilt, deren Hauptorte sind: Vannes, Lorient, Pontivy und Ploermel.

Der Boden und die drei Naturreiche sind wenig oder gar nicht von den übrigen Theilen der Bretagne verschieden, wenn nicht etwa darin, daß man hin und wieder Wein baut, was in der Bretagne eine Seltenheit ist.

Die Einwohner sind hier, wie in der ganzen Bretagne, von der Natur unter einem gewissen stiefmütterlichen Drucke erhalten, welcher sich in großer Furchtsamkeit ausspricht, die nur dann weicht, wenn Leidenschaften das Gemüth des Bretonen bewegen; immer aber ist derselbe leicht reizbar, glaubt sich durch jede Kleinigkeit angegriffen, beleidigt, und ist dann sehr geneigt, für diese Beleidigung Rache zu nehmen. Ueberaus eitel darf man nur, selbst auf die gröbste Weise, ihm schmeicheln, ihm Vorzüge andichten, die er nicht hat, seiner Selbstsucht Nahrung ge-

ben, so geht er in jede Falle. Dabei ist derselbe höchst mißtrauisch; weil viele von seinen Freunden betrogen sind, so glaubt er immer, gegen den Betrug auf der Hut sein zu müssen, und er würde selbst dem Advokaten, der beauftragt ist, sein Leben zu vertheidigen, nicht alles sagen. Es vereinigen sich in dem Karakter dieser halbwilden Völker die widersprechendsten Eigenschaften. Daß diese Bretonen sich selbst für das erste Volk der Erde halten, wird ein jeder natürlich finden, machen es doch alle andern ebenso. Ein ungeheurer Hochmuth läßt die Bretonen nie zur Aeußerung ihres Gefühles kommen, Freude und Schmerz geht scheinbar ohne Wirkung an ihnen vorüber, am Sterbebette der Frau, des liebsten Kindes, raucht der Bauer seine Pfeife, ohne Thränen begleitet er sie zum Grabe, kalt und ruhig sieht er den sich auf ihren irdischen Resten thürmenden Hügel an, nichts verräth seinen Schmerz, an dessen gewaltsamen Unterdrückung er vielleicht wenige Tage darauf selbst stirbt, in der verschlossenen Brust seine Verzweiflung, die Ursache seines Todes, mit sich hinübernehmend. So muß er handeln, denn Verachtung würde ihn treffen, wenn die sein Auge zerschneidende Thräne über seine Wangen rollte. Solcher Ernst, solche äußere Kälte, wird schon den Kindern eingeprägt, und man sieht dieselben ihre Spiele mit so komischer Gravität treiben, wie die Alten ihren Ernst.

Man sollte nicht glauben, daß so viel Gefühl in der Brust eines Mannes zu finden sei, der im Stande ist, seine Gattin mit einem solchen Grade von Geringschätzung zu behandeln, wie der Bretone sein Weib. Dieses wird nur hart und trocken angeredet, und eine Art von Verachtung drückt sich dabei in den Mienen des Mannes aus. Das Weib und die Mägdchen setzen sich niemals an den Tisch, und dürfen nicht wagen, ihren Antheil an der Mahlzeit zu nehmen, bevor der letzte männliche Dienstbote zur Genüge versehen ist; dann erlaubt man ihnen, sich an dem Abhub von der Tafel zu vergnügen. Alle häuslichen, alle Garten- und Feldgeschäfte sind dem Weibe aufgebürdet; während der Mann im Wirthshause mit nie weichendem Ernste trinkt und sich betrinkt, wird die Frau unaufhörlich in Athem erhalten. Es mag die Verachtung, in welcher das Weib lebt, wohl daher kommen, daß ein angeborner Schmutz sie jedes Reizes entkleidet. Schwerfällig gebaut, häßlich von Gesicht, von rauher harter Haut, glänzend von Fett, und von allem, was freiwillig an den Händen und am Gesichte kleben bleibt, ist das breton'sche Weib wohl nicht geschaffen, eines, wenn schon sehr genügsamen, Mannes Wünsche zu erregen, dann ist aber wieder wunderbar, daß der Mann aus Schmerz über den Verlust eines solchen Weibes solle sterben können.

Auch unter diesen Verhältnissen findet übrigens Galanterie und Schäkerei zwischen beiden Geschlechtern Statt. Diese wird vorzugsweise in

den Winterabenden in Bewegung gesetzt. In Spinnstuben versammeln sich die Mägdchen, jederzeit im obern Geschoße des Hauses, welches in jedem Dorfe vorzugsweise zu diesem Zwecke allein bestimmt ist. Jedes Mägdchen sitzt neben einer Oeffnung im Boden, durch welche die Spindel an dem langen Faden herabsinkt, dieses geschieht, theils um nicht so oft genöthigt zu sein, den Faden aufzuwickeln, theils um ihm durch seine Länge mehr Kraft zu geben. In dem untern Geschoße desselben Hauses sind die jungen Männer versammelt. Wenn nunmehr ein Faden abreißt, so bringt der Liebhaber des Mägdchens die unten liegende Spindel herauf, darf einen Kuß verlangen, muß aber eine Geschichte erzählen. Es ist unglaublich, wie ungeschickt die Mägdchen sind; alle Augenbicke reißt der Faden.

Man kann nicht behaupten, daß die Bretonen ungemein gelehrt wären, selbst der gescheideste kann nicht ordentlich lesen, vom Schreiben ist nun gar keine Rede. Die Geistlichen erhalten ihre Beichtkinder gerne in diesem hohen Grade von Unwissenheit, sie behaupten, daß es ganz überflüssig sei, etwas zu lernen, und da es so bequem ist, hält ein jeder dieses für eine ausgemachte Sache; dagegen werden sie von früher Kindheit an in allem erdenklichen Aberglauben sorgfältig unterrichtet, Zauberer, Quacksalber, Taschenspieler, stehen bei ihnen im höchsten Ansehen, und werden gar sehr gefürchtet. Sie kuriren das Fieber nicht, sie lassen es in einen Baum übergehen, der daran sterben muß, sie bilden sich ihre Zukunft nicht, sie lassen sich dieselbe vorhersagen, und richten sich gewissenhaft nach dem, was sie davon erfahren haben; da sie immer bei einer solchen Nachfrage den Teufel gegenwärtig gesehen haben, sind sie überzeugt, daß wahr werde, was man ihnen gesagt. Die Geistreicheren unter ihnen wollen sich nicht den gemuthmaßten Betrügereien der Charlatans Preis geben; das sind die Freigeister des Dorfes, darum aber nicht weniger, wie die andern, in dem superstitiösen Wahne befangen. Soll die Tugend der Geliebten erforscht werden, so wissen sie ein besser Mittel, als sich an eine Zigeunerin oder an einen Gaukler zu wenden, sie nehmen eine Stecknadel aus dem Mieder des Mägdchens und legen dieselbe auf die Wasserfläche einer heiligen Quelle, namentlich der von Bodilis, schwimmt die Stecknadel, so ist an der Tugend des Mägdchens auf gar keine Weise zu zweifeln, und die Mägdchen sind alle sehr tugendhaft, denn ihre Stecknadeln bestehen aus den langen, scharfen und spitzigen Dornen der Kornelkirsche.

In mehren Kantons und Departements der Bretagne ist es noch üblich, daß der Bräutigam seine Braut entführe, sie wird deßhalb sorgfältig versteckt, und oft hat er drei Tage lang zu suchen, bevor er sie findet. An andern Orten darf die Ehe nicht früher vollzogen werden, als drei Tage nach der Hochzeit, weil der Teufel Herr der Kinder ist, welche

vor Ablauf dieser Zeit gezeugt werden. Um ein solches Unglück zu verhüten, schlafen die Brautführer und Brautjungfern während der ersten Nächte immer in dem Zimmer des jungen Ehepaars. Sowie man für die noch nicht Geborenen sorgt, so dehnt man seine Sorge auch noch auf die bereits Verblichenen aus; man setzt nämlich kleine Kreuze mit einem darunter befindlichen Gefäße, welches mit Weihwasser angefüllt ist, auf die Gräber, der Teufel verliert alsdann seine Macht, und muß den Verstorbenen fein in Ruhe lassen. Es findet sich aber auch, daß rachsüchtige Menschen ein solches Gefäß von dem Grabe ihres Feindes hinwegstehlen, dann hat der Teufel den so Beraubten gleich in den Klauen, und der Rachsüchtige hat die Freude, noch bis über den Rand des Grabes hinaus, seinen Gegner verfolgt und bestraft zu haben.

Die Lebensart der Landleute ist ziemlich dürftig. Ein Brod aus Hafer- und Gerstenmehl, viele Milch, viele mit Butter gekochte Gemüse, bilden die Hauptstücke der Tafel des Bretonen. Zweimal in der Woche kommt jedoch wohl Fleisch auf den Tisch, dann ist immer ein Waizenbrod dabei, welches das schwerverdauliche Schweinefett noch unverdaulicher macht. Zider wird wenig getrunken, Wein nur bei Krankheiten, bei Feierlichkeiten jedoch, bei Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, sind der Lebensmittel eine solche Menge vorhanden, gibt es soviele Fleisch-, soviele Wein- und Branntweingattungen, daß man glauben sollte, im Lande des höchsten Ueberflusses zu sein, wiewohl alle diese Dinge ziemlich hoch im Preise stehen.

Etwas Ehrwürdiges liegt in der zuvorkommenden Höflichkeit, welche der Landmann von Morbihan gegen den Fremden ausübt. Auf der Landstraße ist er stets der zuerst Grüßende, und alles, was ihm begegnet, ist mit ihm verwandt, ältere Personen nennt er seine Gevattern, gleich Alte seine Vettern, und einen jüngern Menschen nennt er seinen Sohn, ein Mägdchen seine Tochter.

Nimmt man alle diese einzelnen Züge zusammen, so wird man gestehen, daß vieles Widersprechende darin zu finden ist, und daß man nur schwer begreift, wie sich dergleichen in demselben Karakter zusammen finden kann.

Vannes, Hauptort des Departements, liegt drei Meilen vom Meere, womit es durch den Golf von Morbihan verbunden ist, liegt auf einem Hügel, amfitheatralisch ausgebreitet um die Kathedrale, welche den Gipfel des Berges krönt. Da Vannes eine Hafenstadt ist, so wurde es nöthig auch in der Fläche, unfern des Wassers, Häuser anzulegen. So gesund die obere Gegend ist, so wenig ist es aber diese untere, die Sümpfe, welche den Boden bilden, machten es nothwendig, daß man die Häuser auf Pilote, auf Pfahlroste, setzte. Der ganze Ort war sonst stark befestigt, war mit mächtigen Mauern umgeben, hatte sechs Thore (jetzt nur noch fünf) und mächtige Thürme, welche dieselben vertheidigte. Ruinen derselben, ein paar schöne Thürme, freundliche Promenaden geben der Stadt ein äußerlich freundliches Ansehen, welchem das Innere jedoch gar nicht entspricht; denn außer einer einzigen geraden Straße hat die Stadt nichts, was sie verschönerte. Auch die Kirche ist von geringer Bedeutung. Die 10.500 Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit dem Handel, wenig mit Gewerbe.

Lorient, Hauptort eines Arrondissements, liegt an dem Flusse Scorff, hat eine Rhede und einen Hafen und zählt 18.400 Einwohner. Die Stadt ist fast ganz neu gebaut, und daher hat sie breite, reinliche und gerade und wohl gepflasterte Straßen mit schönen Häusern. Der Hafen ist groß, kann eine Menge Schiffe mit voller Sicherheit bergen, ist von Quais umgeben, die breit und mit schönen Häusern besetzt sind, hat einen Signalthurm von 120 Fuß Höhe, hat mehre bedeckte Räume, in denen man Schiffe ausbessern kann, hat selbst eine Schiffswerfte und vieles, was denselben so bequem als sicher und angenehm macht. Den Hauptplatz umlaufen zwei prächtige Lindenreihen, vier dergleichen beschatten die breiten Quais. An diesen Quais landen viele Schiffe, welche denselben außerordentlich beleben. Ebendaselbst befindet sich auch die größte Fontaine der Stadt, deren Zisterne 1.200 Tonnen Wasser faßt. Das Theater, die Präfektur, sind interessante Gebäude. Merkwürdig ist der Ort wegen zweier Streiche, welche den Schildbürgern nicht hätten ärger passiren können. Die Kathedrale sollte gebaut werden, und wurde nach einem so ungeheuren Plane angelegt, daß er die größten Bauten in ganz Frankreich übertroffen hätte. Dreißig Jahre lang setzte man die Arbeiten mit größter Anstrengung fort, dann ging den Leuten die Geduld aus, und die eine Hälfte des Baues wurde niedergerissen und mit den Steinen und dem Schutte derselben ward die andere Hälfte aufgebaut, daher hat diese Kirche ein wahrhaft barokes Ansehen. Der zweite Streich ist nicht viel geringer. Es ward bestimmt, daß man eine Brücke über den Fluß Scorff bauen lassen sollte, sie ward nach einem grandiosen Plane entworfen, Granit war das kostbare Mate-

rial, welches man mit sehr großen Kosten, durch tausend Hände, während dreier Jahre zu Quadern formen ließ. Als jeder Stein zur Brücke fertig war, beschloß man doch, sie nicht zu bauen, weil man unterdessen eingesehen, daß die Fluht durch dieselbe aufgehalten und der Hafen der Gefahr einer Versandung ausgesetzt würde.

Pontivy, auf dem linken Ufer des Blavet gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 6.000 Einwohner. Das Oertchen führte während des Kaiserthums den Namen Napoleonville, legte denselben jedoch nach der Restauration wieder ab. Diese ehemalige Hauptstadt des Fürstenthumes Rohan war stark befestigt und von den Mauern und Thürmen sieht man noch einige Ueberbleibsel, doch haben die neueren wirklich bedeutenden Verschönerungen, den größten Theil der früheren Herrlichkeit vertilgt. Die Stadt unterscheidet sich deutlich in zwei Theile, in die ältere und neuere Stadt, die erstere hat wenig Bemerkenswerthes, wenn man nicht ein altes Schloß der Herren von Rohan dahin zählen will. Die neue Stadt zeigt mehre schöne, gerade gebaute Straßen und eine der schönsten Kavallerie-Kasernen, die Frankreich noch hat. Der Justizpalast ist ganz neu und in einem schönen Stile begonnen, wahrscheinlich noch nicht ganz vollendet. Die Präfektur darf gleichfalls hieher gezählt werden, Die Umgebungen der Stadt sind freundlich und bieten sehr schöne Spaziergänge dar, auch innerhalb derselben ist dafür gesorgt, indem ein paar Promenaden und der Hauptplatz mit den schönsten Bäumen besetzt worden sind.

Ploermel, Hauptort des Arrondissements, zählt 4.900 Einwohner, und liegt eine Viertelmeile von einem großen See, der durch den Fluß Duc gebildet wird, und der aus dicht gedrängten Felsen kommend, eine schöne Kaskade von zwanzig Fuß Höhe bildet. Viel Unglück hat die Stadt heimgesucht, indem sie wiederholt erobert, wieder genommen, geplündert, geschleift, verbrannt worden, was denn zur Folge hatte, daß die neu erbaute Stadt breite Straßen und große Plätze erhielt. Einige Bauten sind groß und schön, der Thurm ist merkwürdig, weil er bei der Triangulation durch Cassini zu einem Stützpunkte der Basis gedient hat, im Uebrigen ist die Plumpheit seines Baues, sowie der daran stoßenden Parochialkirche nicht das Merkwürdigste in ganz Frankreich. Einige andere Kirchen, unter andern die der Karmelitermönche und der Ursulinernonnen, sind schön.

Eine Merkwürdigkeit aus der ältesten Zeit dieses Landes wäre noch mit dem Städtchen Carnac anzuführen. In der Nähe desselben, am Ufer des Meeres, findet man eine Menge druidischer Denkmale; diese beste-

hen aus den bereits erwähnten zuckerhutförmigen Felsen, welche auf die Spitze gestellt sind, und von denen man glaubt, daß sie durch Kunst aufgerichtet seien; es ist nicht wahrscheinlich, daß dem so sei, indem hier über 4.000 Felsen auf einem Raume von 10.000 Fuß Länge und 300 Fuß Breite versammelt sind, mehr Wahrscheinlichkeit hat die Erklärung, nach welcher sie im Sande versteckt gewesen, und durch das Meer nach und nach ausgewaschen worden wären. Nur wenige sind offenbar von Menschenhand errichtet, dieses sind kolossale Steintische, aus einer großen Platte, die auf zwei oder vier, auch wohl nur auf Einem kleinen Steine ruht. Es ist sehr möglich, daß die alten Druiden diese Gegend zum Schauplatze ihrer religiösen Feierlichkeiten gemacht haben, aber beinahe unmöglich, daß sie die Gegend selbst gemacht hätten. Die Steine haben zum Theile eine Höhe von zwanzig Fuß, und eine Dicke von zehn bis zwölf, doch sind überhaupt nicht viele von der angegebenen Form, und die allermehrsten haben, bei größerem oder kleinerem kubischem Inhalte, doch ganz die unregelmäßige Form gewöhnlicher natürlicher Felsen.

LVI.

Das Departement von Calvados.

Dasselbe ist aus einem Theile der niedern Normandie gebildet, und hat seinen Namen von einer vier Meilen langen Felsenkette, welche parallel mit dem Lande, im Meere von Osten nach Westen läuft. Es umfaßt 104 □ Meilen mit 500.000 Einwohnern, welche jährlich 1.130 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wird in sieben Wahlbezirke eingetheilt, deren Hauptorte sind: Caen, Bayeux, Falaise, Lisieux, Vire und Pont-l'Evèque.

Großentheils flach, nur von niedern Hügelreihen durchzogen, welche in der Regel nicht über 200 Fuß ansteigen, bietet das Land nirgends vorzugsweise malerische Ansichten; Sandflächen, Sumpfgegenden, fruchtbare Felder, Wälder und Gebüsche wechseln miteinander ab. Unter den Natur-Merkwürdigkeiten führt man die Bresche des Teufels an; so nennt das Volk einen 100 Fuß tiefen engen Felsenriß, welcher die Felsenmasse von Saint Quentin spaltet, und die wahrscheinlich einen See eingeschlossen hat, bis der Druck derselben oder ein anderes Naturereigniß jene Spalte hervorbrachte, durch welche die Wasser abzufließen Gelegenheit hatten. Noch jetzt durchströmt ein Bach dieselbe ununterbrochen. Interessanter sind die intermittirenden Quellen dieser Gegend. Bei dem alten Schlosse Douvres findet sich eine, mit sehr starker Mauer umgebene Quelle, sie wird in der Regel nur als Viehtränke gebraucht, und hat immer reichliches Wasser, ohne daß man ein bemerkbares Steigen oder Fallen seines Niveau findet. Plötzlich, ehe man sich dessen versieht, und vielleicht wenn man es am wenigsten erwartet, steigt das Wasser kochend und schäumend empor, überfluhtet den Rand der Quelle und bildet einen starken Bach, welcher das ganze Thal mehre Tage lang durchströmt, bis

ebenso plötzlich das Wasser zurückweicht, und lange Zeit in seinem früherem Stande bleibt. Solch eine Quelle wird Vitoire genannt und das Land zeigt deren mehre. Die merkwürdigste unter allen ist die von Annisy. Es dauert nicht selten mehre Jahre, daß sie sich, ohne zu fließen, in gleicher Höhe erhält, plötzlich steigt sie aus der Tiefe auf, überschreitet brausend den Raum, den sie sonst einzunehmen pflegt, schwillt mit jedem Augenblick mächtiger an, überschwemmt das Thal, überschwemmt die ganze Gegend, dringt in die Häuser, in die Scheunen, in die Ställe ein, in denen das Vieh ertrinkt und richtet oft schreckliche Verwüstungen an. Wenn sie zu fließen beginnt, so warnt ein Nachbar den andern durch lautes Schreien, und alles begiebt sich schleunig in die Flucht, denn die Gewalt, mit welcher das Wasser strömt, ist so groß, daß nicht viel Zeit zu versäumen ist. Nachdem die Quelle einige Tage ihr Wasser ausgespieen, fließt sie langsam, hört endlich ganz auf, und tritt in ihre alten Gränzen zurück. Nicht minder auffallend ist die Erscheinung einer solchen ganz verborgenen Quelle in der Gemeinde von Ernes. Zehn Meilen vom Meere, alles fließenden Wassers beraubt, bildet sich doch plötzlich in ganz unregelmäßigen Zeiträumen ein See, welchen man das schwarze Meer nennt. Das Wasser dringt aus dem sandigen Boden hervor, ohne daß man sagen könnte, dort seie eine Quelle; immer mehr und mehr schwillt die Wassermasse an, bis ein See von beträchtlicher Ausdehnung sich gebildet hat. Dieser besteht in gleicher Größe mehre Monate, dann verschwindet er, wie er entstanden ist, und es bleibt kaum feuchter Sand zurück, der an der Luft gar bald die letzte Spur der frühern Existenz eines Sees verliert.

Sehr gut angebaut und reich bewohnt, ist es natürlich, daß in diesem Departement das Wild nicht zahlreich ist; dagegen sind die Hausthiere von einer veredelten Race. Die Pferde sind sehr geschätzt, das Hornvieh ist groß und schwer, minder gut ist die Rasse der Schaafe. Vogelwild ist außerordentlich reichlich, was das Land davon nicht erzeugt, bietet das Meer. Vom Seeadler bis zur kleinsten Möve ist in außerordentlicher Menge, so See-, als Fluß- und Sumpfgegend damit besetzt. An den Fischen und Reptilien scheinen diese Thiere eine überaus reichliche Nahrung zu finden, auch wimmelt alles von Schlangen, Eidexen, Salamandern, an den ersteren sind besonders die Gebüsche sehr reich. Das Meer liefert höchst vortreffliche Seefische, Seehunde, Krebse und Austern. Viele Insekten thun den Aernten großen Schaden, das einzige nuzbare, die spanische Fliege, wird sehr häufig gefangen.

Das Pflanzenreich hat nichts Ausgezeichnetes, wenn man nicht die Seetang-Arten anführen will, welche allen Departements der Bretagne und der Normandie, in sofern sie an das Meer stoßen, gemein sind. Es

wird Soda daraus gebrannt, auch werden sie zu Dünger verwendet, dessen Ausgiebigkeit man sehr schätzt.

Die Franzosen rühmen dieses Land als reich an Mineralien, sie spenden demselben Eisen-, Silber-, Gold- und Kupfer-Minen, nur Schade, daß dieses undankbar genug ist, ihnen weder Gold, noch Silber, noch Kupfer zu spenden. Das Einzige, welches man wirklich in Menge findet, ist die Steinkohle; dagegen ist der Boden außerordentlich reich an Versteinerungen. Wasserthiere und Seethiere aller Art kommen vor, auch Ueberbleibsel von Landthieren hat man in großer Menge gefunden; selbst Menschenknochen entdeckt zu haben, wird behauptet, doch ist dieses immer noch sehr problematisch und alle bisher für Menschenknochen ausgegebenen Fossilien haben sich als unächt erwiesen.

Die Menschen-Rasse, welche diesen Landstrich bewohnt, ist eine der tüchtigsten, kräftigsten von ganz Frankreich, die Leute sind groß, geschickt, alle Strapazen zu überdauren, und darum vorzugsweise für den Seedienst gesucht, und demselben auch sehr ergeben. Die Frauen, welche sich in Abwesenheit ihrer Männer häufig mit dem Ackerbau beschäftigen, theilen die Rüstigkeit des andern Geschlechts in hohem Grade; nicht eigentlich schön, sind sie doch durch ihr kernhaftes, gesundes Aussehen auffallend. Der Geschmack für die Wissenschaften ist sehr groß, und die Hauptstadt der Provinz, Caen, ist berühmt wegen der vielen gelehrten Gesellschaften, welche man daselbst findet, und wegen den vielen höchst nützlichen Erfindungen, wegen der auffallenden Bereicherung der Wissenschaften, welche aus ihnen hervorgehen.

Man kann im Uebrigen die Bewohner des Departements von Calvados in 3 verschiedene Klassen theilen: was auf der Ebene wohnt, die sich um die Hauptstadt ausbreitet, ist vorzugsweise groß, schön gewachsen, kräftig, von lebhafter Farbe und sanguinischem Temperamente. Die Frauen arbeiten seltener im Felde, daher man auch hier am meisten weibliche Schönheit findet. Die Nähe der Stadt hat den auffallendsten Einfluß auf die äußerliche Bildung des Volks, und, was sonst nicht zu häufig zu geschehen pflegt, die Volkstracht wechselt oft, da die Mode ihre unbesiegbare Gewalt ausübt, nur die enormen Ballons von Papier mit Musselin und mit Spitzen bedeckt, welche man dort Hauben nennt, welche eben nicht das schönste Stück des weiblichen Putzes sind, haben sich in ihrem alten Rechte erhalten.

Die Bewohner der Gebüsche, welche man dort Bocage nennt, sind bei weitem weniger wohl gebaut, sie sind kleiner, haben schlecht geformte Füsse, weniger von Natur verunstaltet, als durch das Klettern zwischen kleinem Gestein über Hecken und Gebüsche verdorben; sie haben einen falen mißfarbigen Teint, und werden daran in der Stadt sogleich als

Waldwohner erkannt. Es fehlt ihnen übrigens ebenso wenig als den andern an Scharfsinn, an Geist, an Lebhaftigkeit der Fantasie, welche sich in dem feurigen Auge, in dem durchdringenden Blicke ausspricht. Die Bewohner des Pays d' Auge nähern sich denen der Ebenen von Caen, sie sind gleichfalls groß und äußerlich wohl gebaut, doch findet man bei näherer Untersuchung, daß sie bei weitem weniger kräftig sind, nicht so ausdauernd arbeiten können, auch haben sie große Neigung zum Fettwerden, was schon von mangelnder innerer Thätigkeit zeugt. Alle ihre Bewegungen sind langsamer, ihre Geistesthätigkeit minder rege. Die Frauen, welche sich hier gleichfalls nicht viel mit dem Ackerbaue beschäftigen, haben angenehme feine Züge, entbehren jedoch eigentlicher Schönheit gleichfalls.

Die Nahrungsmittel haben hier mehr Abwechselung: man backt Brod aus Roggen, Waizen und Gerste, und aus einem Gemische der beiden letztern; ferner aus Buchwaizen. Dieser und der Hafer werden häufig zu Grütze benutzt, alle nützliche Gemüse werden gebaut und gegessen; Fleisch kommt regelmäßig zweimal in der Woche auf den Tisch, und Fleischsuppe mit Brod und vielen Gemüsen, die Potage der Franzosen, muß jeden Tag die Mahlzeit einleiten.

Die Sitten des Volkes, weche früher manches Eigenthümliche hatten, beginnen sowohl durch den Einfluß der Hauptstadt als durch den häufigen Verkehr mit fremden Völkern ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren. Kegelspiel und ähnliche Dinge, welche überall vorkommen, kann man unmöglich für etwas Besonderes ausgeben; die Ostereier, der Hahnenschlag, (ein grausames Vergnügen, da man einen, unter einen Topf gesteckten Hahn, mit Knitteln oder mit Steinwürfen todtschlägt,) die Johannisfeier, ꝛc. sind auch an andern Orten üblich, und ein Spiel, welches sich vor vielen andern auszeichnete, ist wie billig, aufgehoben worden; dieses nannte man den Apfel der Zwietracht oder Soulle. Derselbe war aus bunten Stoffen, in der Größe eines Vierundzwanzig-Pfünders zusammengewickelt, mit Bändern und Blumen möglichst verziert, und war der Preis eines Kampfes, bei dem es jederzeit blutige Köpfe setzte. Am Fastnacht-Dienstag versammelten sich die jungen Leute von Condé, Montilly, Bazoque und Coligny, unfern der Brücke von Montilly bei Condé sur Noireau, und giengen einen lebhaften Kampf ein, bei welchem all ihr Muth und all ihre Kraft aufgeboten wurde. Die Sieger trugen den Ball davon, und steckten ihn als Zeichen ihres Triumfes an den Markttagen auf dem Kreuzwege auf, den Besiegten mit Hohn zurufend, sie möchten doch zum Brei kommen. Vier Jahrhunderte lang bestand dieser Unfug, und kein Jahr verging, ohne daß mehre der Kämpfer schwer verwundet worden wären, wodurch sich natürlich arge Feindschaften zwischen den Bewohnern dieser Dörfer entspannen. Ein Befehl des Königs hob endlich im Jahr 1770 das Spiel auf.

Caen, am Zusammenflusse der Orne und des Odon, ist Hauptstadt der Provinz, Sitz der Präfektur und zählt 40.000 Einwohner. Die Stadt ist sehr alt, ihre Gründung reicht bis in völlig unbekannte Zeit hinauf, doch ist nicht wahrscheinlich, daß sie schon vor der Römerzeit bestand, man glaubt im Gegentheile, daß sie die alte römische Hauptstadt dieser Provinz, deren Trümmer man bei dem Dorfe Vieux sieht, ersetzt habe. In späterer Zeit durch die Herrscher der Normandie zur Residenz erhoben, bezahlte sie diese zweideutige Ehre dadurch sehr theuer, daß sie ein Augenmerk der Feinde und das immerwährende Ziel ihrer blutigen Verheerungen wurde, es war daher nöthig, sie zu einer festen Stadt zu machen, und dieß geschah sowohl durch ungeheure Mauern, mit 21 theils runden theils viereckigen Thürmen besetzt, als auch durch ein mächtiges Schloß, welches auf einem Hügel thront und den ganzen Ort beherrscht. Es dient jetzt, nachdem es durch die Revolution sehr gelitten, nur noch zum Gefängnisse. Seine Befestigungswerke, sowie die der ganzen Stadt, scheinen der jetzigen Kriegskunst, welche 48 Achtundvierzigpfünder 24 Stunden lang ununterbrochen auf Einen Punkt spielen zu lassen weiß, nicht mehr widerstehen zu können.

Die Stadt bildet einen großen Halbkreis, der Mittelpunkt der äußern Rundung nimmt das Schloß ein, von hier, von einem großen Platze, der es umgibt, laufen viele schöne und gerade Straßen nach allen Richtungen durch die Stadt. Die größten derselben sind die von St. Jean und St. Pierre, sie durchkreuzen einander in rechten Winkeln und durchlaufen beinahe die ganze Stadt; dennoch muß man sich darunter keine Straßen denken, wie Mannheim, Karlsruhe, Berlin, sie aufzuweisen haben; was die Franzosen in dieser Hinsicht schön und regelmäßig nennen, würde bei uns noch immer abscheulich und höchst unregelmäßig heißen. Der Hafen ist von weniger Bedeutung, indem er nur gebildet durch den Einfluß der Orne und durch viele Bänke beschwerlich gemacht ist. Die Fluht führt Schiffe von 200 Tonnen bis zur Stadt und mecht es möglich, daß die Produkte des Landes nach außen fortgeschafft werden. Schöne Quais umgeben diesen Hafen, sie können noch am ehesten für geregelte Straßen in unserem Sinne gelten. Der Grand Cours und der Cours Caffarelli sind freundliche und schattige Promenaden, die Vorstadt de Vaucelles hängt mit der Stadt durch eine ungemein schöne Brücke von Granit zusammen.

Vorzugsweise merkwürdig wird Caen durch die vielen prachtvollen Kirchen im gothischen Stile, welche meistentheils Thürme von äußerst schlanker, zierlicher Form haben. Mehre Abteien, alte Klöster von ungemeiner Ausdehnung und großer Pracht, mehre schöne Hospitäler, ferner ein Rathhaus, ein Justizpalast, eine Bibliothek, ein Museum zieren die Stadt.

Auf dem Königsplatze erhebt sich, von einem Fußgestelle aus weißem Marmor, die Statue Ludwig XIV. aus Erz. Ein botanischer Garten soll 8.000 Species, die öffentliche Bibliothek soll 47.000 Bände umfassen.

Bayeux, an der Aure gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 11.000 Einwohner. Umgeben von herrlichen Wiesen, von fruchtbaren Feldern, leichten, wellenförmig gehobenen Hügeln, hätte diese Stadt Raum genug, sich schön zu gestalten, sich nach allen Seiten auszudehnen, dennoch ist sie schlecht gebaut, eng und schmutzig. Nur eine einzige Straße kann man erträglich nennen; sie durchzieht die Stadt in ihrer ganzen Länge. Auch die beiden Plätze ermangeln aller Regelmäßigkeit. Das einzige merkwürdige Gebäude ist die Kathedrale, ein großes majestätisches, in gothischem Stile erbautes Werk. Drei wunderschöne Thürme von ungemeiner Höhe überragen diese Kirche, welche jetzt so arm ist, als sie ehemals reich gewesen sein soll. Das Rathhaus enthält mehre Alterthümer, unter diesen die berühmte sogenannte Tapete der Königin Mathilde, eine Stickerei auf Leinwand von zwei Fuß Breite und zweihundert vierzehn Fuß Länge. Alle Thaten Wilhems des Eroberers sind hier in schönen Farben und mit einer für jenes Zeitalter seltenen Korrektheit aufgezeichnet, vorzüglich interessant wird dieses Meisterstück der Kunst durch die Genauigkeit, mit welcher alle Kostüms angegeben sind.

Falaise, auf dem rechten Ufer des Anté, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 10.000 Einwohner. Der Ort ist äußerst malerisch durch die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem (1027) Wilhelm, der Bastard, später König von England, geboren wurde. Die Stadt nimmt den Abhang eines isolirten Hügels ein, aus dessen Mitte sich ein Fels erhebt, der das Schloß trägt. Es ist das einzige Merkwürdige, was die Stadt aufzuweisen hat, dennoch, obwohl die Straßen ziemlich regelmäßig sind, so findet man auf dem langgestreckten Raume, den sie einnehmen, weder ein altes noch ein neues Bauwerk von Bedeutung. Der Ort dankt seine Wichtigkeit auch nur der großen Messe, welche jährlich hier gehalten wird, und zu welcher ganz Nordfrankreich seine Kaufleute sendet.

Lisieux, am Zusammenflusse der Touques mit dem Arbec, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 10.500 Einwohner. Die Stadt liegt am Abhange eines Hügels, in einem sehr freundlichen, durch die beiden Flüsse verschönerten und befruchteten Thal. Diese Umgebungen müssen ersetzen, was der Stadt an Schönheit gebricht, denn sie hat nur Eine Straße von Bedeutung, welche längs der Chaussée von Caen nach Evreux fortläuft; alle übrigen Straßen sind, wie in allen übrigen Städten Frankreichs, das heißt, eng, schlecht, schmutzig, mit hohen, düstern Häusern besetzt, welche hier noch zum größten Theile aus schwarz geräu-

chertem Holze bestehen. Das schönste Gebäude der Stadt ist die Kathedrale, in derselben befindet sich eine Kapelle der heiligen Jungfrau, durch Pierre Cauchon, Bischof von Beauvais, und dann von Lisieux der heiligen Jungfrau geweiht, weil ihn dieselbe, bei dem Prozesse gegen die heldenmüthige Johanna d'Arc erleuchtet, ihm beigestanden. Er war einer der Henker dieses edlen Mägdchens. Der bischöfliche Palast ist ein schönes Gebäude, und die daran stoßenden Gärten sind überaus prächtig.

Vire, Hauptort des Arrondissements, an dem gleichnamigen Flusse gelegen, zählt 8.200 Einwohner und ist eine gewerbfleißige Stadt, deren große Tuchmanufakturen einen nicht unbedeutenden Wohlstand verbreiten. Ehemals befestigt und durch ein mächtiges Schloß überragt, welches gewissermaßen der Grundstein der Stadt gewesen ist, da sich bei den immerwährenden Kriegen zwischen Franzosen und Engländern die Bewohner, Schutz suchend, dahin flüchteten, und endlich unter seinen Mauern eine Stadt gründend, niederließen, verfielen doch diese Werke ganz und gar, und man sieht nur noch Ruinen und Trümmer, welche die ehemalige Stelle der Werke bezeichnen. Der Ort liegt sehr malerisch auf einem hohen fast senkrechten Felsen, welcher die ganze Umgegend beherrscht. Die Präfektur, das Rathhaus, welches einen Theil des alten Schlosses einnimmt, das Findelhaus und ein allgemeines Hospital sind bemerkenswerthe Gebäude. Außer diesen hat die Stadt jedoch nichts, was sie besonders auszeichnete.

Pont l'Eveque, an der Touques, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 2.200 Einwohner. Er liegt in einem geräumigen freundlichen Thale, bewässert durch mehre Bäche, welche sich hier mit dem Hauptflusse vereinigen, auf dessen rechtem Ufer, mehrfach von seinen Gewässern durchschnitten, die Stadt sich ausgedehnt. Die Stadt ist jetzt von sehr geringer Bedeutung, mag jedoch in älterer Zeit größere Wichtigkeit gehabt haben, denn hier war es, wo Wilhelm, der Eroberer, die Generalstaaten versammelte und wo der Zug nach England beschlossen wurde.

LVII.

Departement de la Manche.

Dasselbe besteht aus einem Theil der niedern Normandie, Avranchin, Cotentin, hat seinen Namen von dem Kanal, dem Meeresarm zwischen England und Frankreich, den die Franzosen la Manche (den Aermel) nennen; es bildet eine weit nordwestlich in das Meer vorgeschobene, scharf zugespitzte Halbinsel, liegt keineswegs an der engsten Stelle des Kanals, sondern in der Mitte desselben und eigentlich da, wo derselbe am breitesten ist, nur verengt durch eben die Landspitze, welche das Departement einnimmt, und welche mit der Bretagne den Meerbusen bildet, in welchem die von den Engländern besetzten Inseln Guernsey und Jersey liegen. Die Oberfläche beträgt 114 □ Meilen, die Bevölkerung beinahe 600.000 Seelen. Zum Militär werden jährlich 1.444 Mann abgegeben. Acht Wahlbezirke haben zu Hauptorten folgende Städte: Saint-Lô, Carentan, Cherbourg, Valognes, Coutances, Perriers, Mortain und Avranches.

Drei Viertel der Gränzen sind vom Meere bespült, in dessen Nähe sich viele Sümpfe, Sandflächen und Dünen befinden. Nach dem Innern des Landes zu ist das Erdreich ungemein fruchtbar, bedarf weniger Nachhülfe durch Düngung, ist reich an Thon, an Mergel, an Humuserde, und zeigt nur wenige Stellen, an denen Gebüsche und Haiden auf Sand deuten. Die tief eingeschnittenen Küstenstriche, meistens durch Felsen gebildet, von deren Fuße sich große Bänke von Sand weit in das Meer erstrecken, das dieselben bei jeder Ebbe und Fluth entblößt und bedeckt, bieten eine Menge sicherer und guter Häfen dar; sieben derselben sind für die Kriegs- oder Handels-Marine wirklich benutzt, viermal so viel wenigstens könnte man finden, wenn es Noth thäte.

Die Nähe der See macht begreiflich, daß die Bewohner eine besondere Neigung für die Schifffahrt haben, sie sind bekannt als treffliche

Matrosen, als tapfere Seesoldaten, doch haben sie zugleich eine große Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, und nicht leicht läßt einer ihrer sich verführen, sein Glück außerhalb des Landes zu suchen, und jeder Matrose spart sich so lange seinen Sold zusammen, bis er im Stande ist, sich ein Stückchen Landes in der Heimat zu kaufen, und sich dort mit Weib und Kind häuslich niederzulassen. Friedfertig und freundlich, kann man sie zu den gesittetsten Bewohnern Frankreichs zählen, sie sind höflich, gesellig, und, trotz ihrer Sparsamkeit, keineswegs ungastlich. Nicht wenig mag hiezu beitragen, daß ihr fruchtbarer Boden, wenn er gleich nicht überreich mit verschiedenen Pflanzen-Species ausgestattet ist, doch der Nahrungsmittel aller Art eine solche Menge hervorbringt, daß die Lebensmittel ziemlich wolfeil sind, und wer kein Land hat, geht in die See, und sucht sich die Seetangarten auf, welche die trefflichste Soda liefern, oder er sucht in der Fischerei einen leichten Erwerb; denn die theils felsigen, theils sandigen Küsten wimmeln von Fischen, von Schaalthieren, von Krebsen, von Seekälbern und andern Meergeschöpfen. Nicht minder ergiebig ist die kleine oder niedere Jagd, da die vielen lebendigen Hecken, grünen Zäune, welche die Felder abtheilen, Kaninchen, Eichhörnchen, Haasen, ferner allem möglichen wilden Geflügel einen schützenden Aufenthalt gewähren.

Man nennt vielleicht nicht mit Unrecht die Bewohner dieses Departements vorzugsweise verständig, gelehrig, industriös, ja wissenschaftlich gebildet, das letztere jedoch ist schwer mit einem außerordentlichen Aberglauben zu vereinigen, welcher in diesem Departement verbreitet ist. So würde man sich vergeblich bemühen, den Glauben an Hexen und Hexenmeisters, an Zauberer und Magier zu bekämpfen; es scheint zwar nicht deutlich, worin eigentlich der Unterschied zwischen diesen Personen zu suchen sei, dieß eine aber ist gewiß, daß die Erstgenannten Diener des Teufels, die Magier aber seine Meister sind, daß die Hexen ꝛc. auf Besen umherreiten, und den Hexensabbath besuchen; die Magier dagegen durch Hülfe eines Zauberbuches nicht nur den Hexen widerstehen können, sondern auch den Teufel besiegen. So wie es eine Schande ist, zu den drei untern Klassen zu gehören, so macht es Ehre, sich der Magie ergeben zu haben, und es thut dem Pfarrer eines Orts in der Achtung seiner Heerde keinen Eintrag, wenn er das berühmte Zauberbuch Grimoire besitzt, das ihn zum Herrn aller Geister macht, und ihn, wenn er dasselbe gebrauchen wollte, zu jeder Größe, deren ein Mensch fähig ist, erheben würde; man glaubt ferner, daß alle, welche Filosofie studiren, auch die Magie vorzugsweise kennen, sich unsichtbar machen, sich in verschiedene Thiergestalten verwandeln können, und glaubt besonders, daß die Studenten sich gerne und häufig den Spaß machen, als Tiger, als Löwen,

als ungeheure Vögel die Wanderer zu erschrecken. Auch die Währwölfe spielen eine große Rolle. Es sind nicht wie in Deutschland Frauen, welche sich in Wolfsgestalt verwandeln können, sondern Männer, die der Teufel zur Nachtzeit als Reitpferde braucht, weil sie sich entweder aus Geiz ihm ergeben haben, oder weil sie wegen schwerer Verbrechen siebenmal excommunizirt worden, nunmehr sein Eigenthum sind. Besonders während der Weihnachtszeit bei dem übelsten Wetter jagt der Teufel sie durch Sumpf und Moor, durch dick und dünn, und es ist darum gefährlich, sich zu dieser Zeit im Freien zu befinden. Da aber solche Teufelsreitpferde blind und toll immer geradeaus laufen, so kann man sich dadurch retten, daß man sich in irgend eine Hecke verbirgt, über irgend einen Zaun schwingt, und sie an sich vorbeisausen läßt. Auch Feen, Elfen spucken in dem Gehirne der guten Leute, man kennt ihre Wohnung, welche sie immer in zierlich geschmückten Felsenhöhlen haben, man kennt die Plätze in der Nähe romantischer Quellen, an denen sie im Mondschein tanzen, man kennt ihre Neigungen, und stört sie darin nicht, denn sie sind wohlthätige Wesen, und helfen gerne, wenn man sich voll Vertrauens zu ihnen wendet; eine ihrer Lieblingsneigungen ist, Nachts junge Reiter zu begleiten, sie setzen sich auf den Riemen, welcher von dem Gurt des Pferdes zwischen den Vorderfüßen hindurch nach dem Halse läuft, wehe dem, der sie stört, sie rächen sich empfindlich, sind aber eben so freundlich und hülfreich gegen denjenigen, der sie ungestört ihr Wesen treiben läßt.

Daß es in solch einem Lande nicht an Gespenstern fehlen wird, ist sehr begreiflich, auch hat in der That ein jeder Ort ein eigenes Unthier, das zum Entsetzen der Bewohner in demselben sein Wesen treibt. Eins der bösesten Schreckbilder ist der Mönch von Saire; man erzählt, daß ein Pachter zu dem Vater desselben den Betrag seiner Pachtung gebracht, und denselben, da er den Vater nicht zu Hause fand, diesem Sohne — einem Mönche — übergeben habe. Auf liederliche Weise verbrauchte der Mönch das Geld, und läugnete den Empfang. Der Pachter forderte, daß er den Teufel zum Zeugen anrufe, und denselben beschwöre, ihn sogleich in die See zu führen, wenn er das Geld empfangen; ohne Bedenken leistete der Böswicht das Verlangte, doch kaum hatte er die frevelnden Worte ausgesprochen, als er wirklich von unsichtbaren Händen durch die Luft entführt und in die See geworfen wurde. Nicht sein Geist, sondern er selbst, stets von Neuem belebt, irrt nunmehr am Seestrand umher, und schreckt durch sein Geheul die Wanderer, sucht sie von ihrem Wege abzubringen, und ist ein so allgemein bekanntes und gefürchtetes Gespenst geworden, wie die schöne Melusine, Ritter Blaubart, oder Robert der Teufel. Gespenster aller Art bevölkern die Nacht, ein jeder, der über Land fährt, weiß davon schreckliche Dinge zu erzählen, der eine

hat den schwarzen Bock gesehen, welcher die Sternschnuppen ausspei, der andere den schwarzen Hund mit feurigen Augen, welcher den, da oder dort vergrabenen Schatz bewacht. Ein rother Stier, mit furchtbar langen Hörnern, eine schwefelblau brennende Katze, oder gar ein unschuldiges weißes Kaninchen, doch immer seiner Farbe wegen verdächtig, sind die Gegenstände, welche immerfort den Schrecken der Wanderer erregen, und an deren gespenstigem Wesen kein Mensch zweifeln mag, und verborgene Schätze, und die Mittel, sie zu finden, spielen natürlich auch eine sehr wichtige Rolle, dabei muß immer ein Thier geopfert werden, denn der Teufel holt dasjenige Geschöpf, welches den Schatz gehoben, immer noch in demselben Jahre, da der Raub an seinem Gute geschehen, deßhalb wird ein altes unbrauchbares Pferd vor die Erdmasse gespannt, in welcher der Schatz steckt, und die zusammt demselben mit von der Stelle geschafft werden muß, weil sonst der Teufel das Geld an einen andern Ort führt, und die Abenteurer, welche darnach gesucht, das leere Nachsehen haben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein jedes Nordlicht das Ende der Welt, daß ein Komet Krieg, und daß ein weiß aussehender Mond im Monat Juli die Pest bedeute; man weiß ganz gewiß, daß die Sonne am Feste Johannis des Täufers drei große Freudensprünge macht, daß der Zaunkönig das Feuer vom Himmel zur Erde gebracht und sich dabei die Federn verbrannte, daß jeder Vogel ihm eine Feder zur Bedeckung gegeben, und daß allein der Uhu diese Mildthätigkeit verweigert, deßhalb er auch von allen Thieren verfolgt wird, sobald er sich sehen läßt, während der Zaunkönig so hoch in Ehren gehalten wird, daß kein Kind es wagt, sein Nest zu berühren. Man weiß mit Sicherheit, daß die Taschenspieler im eigentlichen Sinne des Wortes Zauberer sind, und hat zu verschiedenen Malen gesehen, daß Seiltänzer, nachdem sie eine recht tüchtige Zeche gemacht, einen Zwirnknäul in die Luft geworfen, und sich daran emporgeschwungen haben, allen Verfolgungen einer hochlöblichen Sicherheits-Polizei spottend.

Bei so abergläubischen Leuten werden begreiflicher Weise alle wichtige Begebenheiten des Lebens, Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. unter abergläubischen Gebräuchen gefeiert; so beginnt schon in der Kirche ein Streit zwischen den Verwandten neuvermählter Personen. Ueber die Häupter der Neuvermählten wird während der Einsegnung ein Schleier gehalten, derjenige Ehegatte, auf dessen Seite das längere Ende dieses Schleiers herabhängt, wird der Herrscher im Hause, daher bemühen sich die Personen, welche den Schleier halten, gegenseitig das möglichst größte Ende auf ihrer Seite herüberzuziehen. Von dem Augenblick der Trauung heißt die Braut, welche bis dahin Mademoiselle la Bru, Madame la Bru.

Ein junger Dorf-Elegant nimmt sie hinter sich aufs Pferd, und führt den Zug an, welcher sich nach dem Brauthause bewegt, dort bringt ein Jeder der Braut die Hochzeitgeschenke dar, welche in der Regel in Utensilien bestehen und nicht unbedeutend sind. Man setzt sich zur Tafel, wobei die Braut den Ehrenplatz einnimmt, welcher durch einen mächtigen Blumenstrauß bezeichnet ist, zwei Mägdchen sind derselben zur Seite, sie heißen Couche Bru, weil sie das Amt haben, die Braut ins Bett zu bringen, sie sind verpflichtet, den jungen Ehemann, welcher nicht bei der Tafel sitzt, sondern gleich einem Bedienten aufwarten muß, und dabei weidlich geschoren wird, zu hindern, daß er seine junge Frau nicht küsse, wogegen er wieder alles Mögliche anwenden muß, um trotz ihrer Wachsamkeit der Braut einen Kuß zu rauben. Reichliche Quantitäten des besten Ziders erhalten die muntere Laune und steigern dieselbe bis zur Ausgelassenheit. Nach der immer sehr starken Mahlzeit, deren Kosten bei wohlhabenden Bauern mitunter größer sind, als bei reichen Stadtbewohnern, wird getanzt, und, so wie die Dunkelheit hereinbricht, führen die Couche Bru die Braut in das Schlafzimmer. Hier wird sie entkleidet und zu Bette gebracht. Unterdessen versammeln sich alle Gäste vor der Thüre des Schlafzimmers, und durch sie hindurch muß sich der Bräutigam gewaltsam Bahn brechen, was oft durchaus über seine Kräfte geht, in welchem Fall denn, da man dieses in der Regel vorher wissen kann, ein paar seiner Freunde frühzeitig genug zunächst der Thüre Posto fassen, um ihm den Kampf wenigstens nicht schwer zu machen. Sobald er in die Brautkammer gedrungen, beginnt wieder eine abergläubige Zeremonie; man fängt nämlich mit Hetzpeitschen an fürchterlich zu knallen, brüllt und schreit entsetzlich, um die bösen Dämonen und Zauberer, welche das Nestelknüpfen verstehen, von dem Brautpaare fern zu halten. Eine Viertelstunde dauert dieses fort, sie ist die Zeit, welche dem Bräutigam vergönnt ist, um die Festung zu erobern. Unauslöschliches Gelächter bestraft ihn, wenn er während dieser Zeit nicht das ersehnte Ziel erreicht, und so lange er lebt, hat er deswegen Spott zu ertragen. Den jungen Eheleuten wird eine Kraftbrühe und Wein ins Bett gebracht, darauf muß die Braut aufstehen, ihre Werktagskleider anziehen, und ihre alten und neuen Verwandten umarmen, und mit den Titeln begrüßen, welche sie ihnen in Zukunft geben soll, auch dieß macht die Aufmerksamkeit der Gäste rege, denn in jeder Verwechslung liegt eine gute oder üble Vorbedeutung; die Braut hat daher aus den Titeln ihrer Verwandtschaft schon lange vor der Hochzeit ein eigenes Studium zu machen. Von solchen und andern Gebräuchen, mehr oder minder abergläubisch, sind alle Zeremonien begleitet, die auf das Leben einigen Einfluß haben. Man darf

sich daher nicht wundern, daß die Bewohner dieses Departements selbst in dem abergläubischen Frankreich noch für vorzugsweise abergläubisch gelten.

Saint Lô, am Vire-Fluß gelegen, ist die Hauptstadt des Departements, sie zählt 8.500 Einwohner, war ehemals eine starke Festung, ist es jetzt jedoch nicht mehr, sie hat wenig Merkwürdiges, nur die alte Kathedrale und die heilige Kreuzkirche sind Werke von einiger Bedeutung. Ein paar hübsche Plätze zieren die Stadt.

Carentan, auf dem linken Ufer des Taute-Flusses, zählt 2.800 Einwohner und ist Hauptstadt eines Kantons. Sie ist als militärischer Platz von einiger Wichtigkeit, doch sind die Festungswerke alt und zum Theil zerstört. Der Fluß bildet einen kleinen Hafen, in welchen die Schiffe mit der Fluth dringen können.

Cherbourg, Hauptort des Arrondissements und wichtiger Meereshafen, zählt 18.500 Einwohner. Die Stadt liegt in der Mitte der nördlichen Einbiegung der Halbinsel Cotentin, an der Mündung der Divette. Die Vorgebirge Lovi östlich, und la Hogue westlich begränzen die große Bai, in deren tiefstem Hintergrunde der Hafen liegt, welcher für einen der sichersten von ganz Frankreich gilt, und 400 Schiffe fassen kann. Der Hafen für die Kriegsmarine liegt nordwestlich von der Stadt, und wurde durch Napoleon eröffnet, er wird durch ein prächtiges Fort auf der Höhe eines senkrecht abgeschnittenen Felsens und durch zwei andere tiefer gelegene vertheidigt, welche unter sich durch sehr starke Linien verbunden sind. Eine prächtige Schiffswerfte hat viele bedeckte Bauplätze, deren Mauern aus Granit-Quadern aufgeführt und mit hochgewölbten Holzdächern überbaut sind; sie haben von der Wasserfläche an beinahe 100 Fuß Höhe, und man kann unter denselben Schiffe ersten Ranges vollständig ausbauen, und die Masten aufsetzen, die Stangen aber (Ansatzstücke, welche den eigentlichen, sehr starken aber kurzen Mastbaum um das dreifache verlängern) werden erst außerhalb dieser Werften aufgesetzt. Ein Zimmerplatz von 1.000 Fuß Länge und eine daran stoßende Sailerbahn von gleicher Ausdehnung sind bemerkenswerth, noch mehr aber ist es der ungeheure Damm von 12.000 Fuß Länge, 240 Fuß unterer und 100 Fuß oberer Breite, welcher den Hafen schließt, er erhebt sich aus einer Tiefe von 60 Fuß (sein Fundament liegt noch tiefer) bis auf 15 Fuß über dem Wasserspiegel beim höchsten Stande des Meeres. Das alte Arsenal befindet sich in der Nähe des Handelshafens, das neue oder

Kriegs-Arsenal war vor der Revolution eine Abtei, die Wohnung des Abtes ist der Hauptsitz des Bureaus, die Höfe, in denen sonst nur Mönche mit gefalteten Hemden einhergiengen, wimmeln von geschäftigen Seesoldaten, die Gärten sind statt mit Rosen, mit Feuerschlünden bepflanzt, und Kanonenkugeln bilden den Saamen, der sich immerfort zu vermehren scheint, so daß man wirklich glauben möchte, die hoch aufgehäuften Kugeln-Piramiden wüchsen aus der Erde hervor. Ein anderer Theil dieses weiten Klosters ist zum Seehospital eingerichtet.

Das alte Schloß, die Parochial-Kirche und ein alter Thurm, Ueberreste der ehemaligen Befestigung, sind bemerkenswerth; unter den neuen Bauten zeichnet sich eine Halle und ein Gefängniß aus.

Valognes, am Mederet, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 7.000 Einwohner. Neben der jetzigen Stadt findet man noch Trümmer des alten römischen Ortes Alonga, welcher dem neuen seinen Namen lieh. Stark befestigt, wurde Valognes die Hauptstadt von Cotantin, litt viel durch die immerwährenden Kriege theils mit äußeren Feinden, theils durch die inneren Unruhen. Nach und nach wurden die Festungswerke demolirt, so daß man jetzt kaum noch eine Spur von ihnen, aber sonst auch nichts Merkwürdiges sieht. Der Anführung werth dürfte sein, daß diese kleine Stadt eine öffentliche Bibliothek von 15.000 Bänden besitzt, während die von Cherbourg nur 3.500 zählt.

Coutances, an der Soulle, Hauptort des Arrondissements, zählt 9.000 Einwohner und ist sehr alt; schon zur Zeit der Römer bestand die Stadt unter dem Namen Constantia, sie war lange die Hauptstadt von Unelliens, war stark befestigt, und durch ihre Lage auf einem Hügel nicht unwichtig. Endlich, als die Bewohnerzahl sich mehrte, riß man die Mauern nieder, und verpflanzte sie bis an den Fuß des Hügels, woselbst die Engländer die neue Umgürtung anlegten, welche Karl VII. nach Wieder-Eroberung seines Reichs zerstörte. Die alte Kathedrale des Ortes ist ein schönes Denkmal gothischer Kunst, das prächtige, mit Skulptur gezierte, Portal ist überragt durch zwei hohe, ganz ausgebaute und ungemein schöne Thürme. Die Kirche bildet ein Kreuz. Ueber der Mitte desselben steigt ein viereckiger Thurm von kolossalen Dimensionen empor, dem zur gleichen Höhe mit den andern nur die gothische Spitze fehlt. Diese Thürme sieht man auf weite Entfernung im Meere, sie dienen den Schiffern zum Merkmal, um sich zwischen den vielen Sandbänken und Klippen hindurchzufinden, welche um die Küsten her liegen.

Perriers, Hauptort des Arrondissements zwischen den Quellen der Seve und Taute, auf dem Wege von Carentan nach Coutances gelegen, hat eine Poststation. Außer den Ruinen eines unfern davon gelegenen Schlosses hat der Ort nichts Merkwürdiges. Der Ort zählt 1.600 E

Mortain, Hauptort des Arrondissements, zählt 2.500 Einwohner, ist sehr alt und war ehemals die befestigte Hauptstadt der Comté, sie besaß ein bedeutendes Schloß, welches zu verschiedenen Malen zerstört und wieder aufgebaut wurde. Die Lage in einem von Felsen umstarrten Thale, durch welches die Cance in vielen kleinen Wasserfällen läuft und hüpft, ist sehr romantisch, der Zugang zur Stadt aber ist äußerst beschwerlich und sie gewährt selbst nicht von Ferne einen freundlichen Anblick, sondern hat etwas sehr Düsteres.

Avranches, am linken Ufer der Sée, Hauptort des Arrondissements, zählt 7.300 Einwohner, war ehemals sehr stark befestigt und vertheidigte das Land gegen die wiederholten Einfälle der Bretonen, welche es jedoch endlich eroberten und seine Festungswerke, so wie sein altes Schloß gänzlich zerstörten. Der heilige Ludwig befestigte die Stadt von Neuem und umgürtete sie mit tüchtigen Mauern und Gräben. Während der Kriege zwischen den Engländern und Franzosen, zwischen den Kalvisten und Katholiken wechselte sie sehr oft ihren Herrn, bis endlich Ruhe eintrat und sie sich von ihren Drangsalen erholen konnte. Durchaus unschön gebaut geben nur die benachbarten Spaziergänge dem Orte etwas Freundliches.

LVIII.

Departement der Orne.

Dasselbe besteht aus Theilen der Normandie, Perche und dem Herzogthum Alençon. Es hat eine Oberfläche von 115 □ Meilen und darauf 442.000 Einwohner, welche jährlich 990 junge Soldaten zum Heere stellen. Sieben Wahlbezirke haben zu Hauptorten: Alençon, Argentan, Gacé, Domfront, l'Aigle und Mortagne.

Im Allgemeinen gehört dieses Departement nicht zu den fruchtbarsten von Frankreich, es ist hügelig, und eine Kette von Bergen, welche sich von 600 bis 1.800 Fuß über die Meeresfläche erheben, durchstreicht dasselbe seiner ganzen Länge nach. Viele Gelehrte halten dieselbe für vulkanisch, und weisen sowohl vulkanische Produkte als auch Spuren früherer Zerstörungen durch das Feuer nach, und wollen sogar in den Ortsnamen noch Spuren des früheren verzehrenden Feuers finden. So soll Soligny ehemals Soligneus geheißen haben. Einige rund geformte Seen sieht man für Krater verloschener Vulkane an. Die mangelnde Fruchtbarkeit spricht jedoch wenig für diese Theorie, denn es ist bekannt, daß alle vulkanischen Gegenden eine außerordentliche Fertilität haben, und eine sehr lebhafte Vegetation zeigen. Eine solche findet man in diesem Departement aber nur in den gut bewässerten Thälern. Die Kuppen der wellenförmigen Erhöhungen sind meistens unfruchtbare Haiden, und werden nur als Waideplätze für Schaafe betrachtet. Die höher gelegenen Stellen des Departements sind sehr waldreich, die Eiche, die Buche ist das gewöhnliche Holz. In geschützten Lagen kommt auch noch der Wallnußbaum, ja sogar die eßbare Kastanie vor. Der Obstbau ist bedeutend; was die Franzosen aber als große Seltenheit, als achtes Weltwunder anführen,

ihre Holzbirnbäume, ist eben nichts Besonderes; denn auch in ganz Teutschland findet man wilde Stämme von 50 bis 60 Fuß Höhe, falls man ihnen nämlich Zeit gelassen hat, sich frei zu entwickeln, um ihre ganze Ausdehnung zu erlangen. Hier, wie dort aber sind die Früchte ungenießbar, und die Franzosen gestehen selbst, daß sie nur zur Mostbereitung gebraucht werden können.

Das Thierreich würde wenig Ausgezeichnetes enthalten, wenn man nicht vortreffliche Hausthiere zöge, die Rinder sind von sehr guter Rasse, die Pferde aber die besten, welche Frankreich aufzuweisen hat. Die normannischen Pferde haben überhaupt einen großen Ruf, in diesem Departement aber zieht man die schönsten Kutsch- und Reitpferde. Von großem Wild findet man nicht viel, Hirsche, Rehe und wilde Schweine sind selten, desto häufiger Hasen und Kaninchen, eine große Menge Wölfe und Füchse ist in den Waldungen zerstreut, rottet sich im Winter heerdenweise zusammen, und überfällt nicht selten die einsam gelegenen Dörfer. Vogelwild ist sehr zahlreich. Ebenso giebt es Fische in Menge, in der Orne selbst große Lachse.

Das Mineralreich weist zwar viele verschiedene Species auf, doch wenig Metalle und Erze, an einigen Orten wird sehr reiner Quarz gegraben, bekannt unter dem Namen Diamant d'Alençon. Marmor und andere Kalksteine kommen häufig vor; in Thon und Sandstein findet man nicht selten Pflanzen-Abdrücke, die Spuren von Steinkohlen, welche man an vielen Orten gefunden hat, sind nicht verfolgt worden.

Die Zeiten der Bürgerkriege sollen die Sitten in diesem Lande auf eine traurige Weise verdorben haben; großer Aberglauben, verbunden mit noch größerer Liederlichkeit, Zanksucht, Trunksucht, Lügenhaftigkeit, Geiz oder Verschwendung sollen die Haupt-Karakterzüge dieses Volkes gewesen sein. Nicht wahre Religion, sondern nur strenge Beobachtung der vorgeschriebenen Zeremonien und Anfeindung aller derjenigen, welche nicht ein gleiches thun, wird ihnen noch jetzt nachgerühmt; dennoch muß eine auffallende Veränderung vorgegangen sein, und man will behaupten, daß mit der Generation, welche der großen Staatsumwälzung Frankreichs angehörte, der größte Theil der genannten Uebel verschwunden ist. Neben Mäßigung und Mäßigkeit, neben Arbeitsamkeit und großer Anhänglichkeit an die alten Sitten und an den heimatlichen Boden soll man jetzt wahre Tugend, wahre Frömmigkeit häufig finden, und nur noch einzelne Theile der Provinz werden minder günstig geschildert, vorzugsweise gilt dieses von den Bewohnern des westlichen Theils, welche man vorurtheilsvoll, rauh und hart nennt, und von denen man behauptet, daß sie sehr argwöhnisch seien, und deßhalb auch den Umgang mit Fremden sichtlich meiden. Die im Osten und Süden der Povinz wohnenden Leute haben

mildere Sitten, sind freundlich, lebhaft, thätig, kleiden sich gern sauber, schmücken sich, lieben anständige Vergnügungen, sind treu im Handel und Wandel — Eigenschaften, welche man in Frankreich der Lebensart zuzuschreiben gewohnt ist, indem behauptet wird, daß der größere Wohlstand, das freundlichere Klima, die besseren Nahrungsmittel und vorzüglich der Genuß des Apfelmostes (während die nordwestlicher wohnenden Leute nur Birnmost haben), sie weniger abergläubisch, ehrenhafter und frömmer machen. Möge dieß zusammenreimen, wer da kann, der Verfasser begreift nicht, weßhalb der Birnmost mehr zum Aberglauben geneigt machen soll als der Apfelmost.

Die Bewohner der Städte unterscheiden sich in ihren Sitten auffallend von den Landleuten, die Haushaltungen sind meistentheils sehr geordnet, die Leute sind arbeitsam, umgänglich, aufgeklärt, lieben Künste und Wissenschaften, und betreiben sie häufig nicht ohne Erfolg, die Sprache ist fast reines Französisch, der Accent aber etwas schwerfällig und singend, was in der ganzen Normandie vorwaltet.

Die Kleidung würde wenig Auffallendes haben, wenn nicht die großen, häßlichen Holzschuhe und das sehr lange Haar der Männer, welches unter einer rothen Mütze und drüber gestülptem breitkrempigen Hute hervorquillt, und bis auf die Schultern niedersenkt, etwas Eigenthümliches hervorbrächte. Im Winter kommt ein Mantel dazu, aus ein paar Ziegenfellen zusammengenäht, deren Haare nach außen getragen werden, was zwar etwas Wildes, in jedem Falle sehr Unschönes hat, doch wohl vernünftig sein mag, indem diese Felle sehr gut gegen den Regen schützen. Der weiblichen Kleidung fehlt jede Auszeichnung, Bänder und rothe Tücher sind der vorzüglichste Schmuck derselben.

Alençon, Hauptort der Provinz, Sitz der Präfektur, liegt am Zusammenflusse der Sarthe und der Briante, zählt 14.100 Einwohner, ist sehr alt, groß, ziemlich gut gebaut, mit geraden, breiten Straßen, und hat mehre bedeutende Vorstädte. Seit langer Zeit sind die alten Festungsmauern verschwunden, man sieht aus jener Zeit nichts mehr, als das von mächtigen Thürmen umragte Thor des ehemals sehr festen Schlosses; drei Kirchen hat die Stadt, unter denen die Kathedrale ein schönes, gothisches Gebäude ist, das Schiff hat 96 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 60 Fuß Höhe, von beiden Seiten sind fünf Arkaden, welche prächtige Köre tra-

gen, in deren Hintergrund kolossale Fenster, den Zwischenräumen zwischen den Säulen entsprechend, mit bunter Glasmalerei geziert, der Kirche reichlich Licht spenden, obwohl sie in Form eines Kreuzes gebaut ist; die Pfeiler, welche das Schiff tragen, sind so groß und stark, daß man ohne Gefahr in einem derselben eine Wendeltreppe hat ausmeiseln können, welche zur Kanzel führt. Mehre schöne Denkmale aus weißem Marmor, Herzogen von A.. çon geweiht, wurden während der Revolution durch die Bilderstürmer, die politischen Fanatiker, zerstört. Der alte herzogliche Palast ist zur Präfektur geworden. Ein Justiz-Palast, ein Theater, das Rathhaus, die Kasernen zeichnen sich als schöne Gebäude aus.

Argentan, an der Orne, Hauptort des Arrondissements, zählt 6.200 Einwohner, ist eine alte Stadt und auf einer bedeutenden Höhe mitten in einer weiten fruchtbaren Ebene gelegen. Mauren, Thürme und Graben umringten dieselbe sonst, jetzt sieht man nur noch einige Trümmer davon und von einem alten Schlosse. An die Stelle der Wälle sind schöne Promenaden getreten. Der Fluß durchströmt die Stadt und trennt sie in 2 ungleiche Theile, die Straßen sind breit und gerade mit schönen Häusern besetzt, doch findet man kein bemerkenswerthes Gebäude.

Domfront, am linken Ufer der Varenne, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 1.900 Einwohner. Die Stadt liegt auf einem Felsen, welcher mit den Ruinen eines alten, sehr festen Schlosses bedeckt ist. Sie war sonst mit Mauern umgeben, welche durch 24 Thürme bestrichen wurden. Die Stadt ist sehr häßlich und obwohl sie mehren Königen und Fürsten zur Residenz gedient hat, hat sie doch kein einziges Gebäude von Bedeutung.

L'Aigle, an der Rille gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, Sitz eines Handels-Tribunals, zählt 5.500 Einwohner, liegt äußerst angenehm auf dem Abhange zweier Hügel, in der Nähe eines schönen Waldes und könnte vermöge seiner Industrie den ersten Rang unter den Städten dieses Departements einnehmen. Die Stadt ist freundlich gebaut und scheint sich mit jedem Tage zu verschönern, doch findet man außer einigen Fabriken und ein paar Privat-Gebäuden nichts, was der Aufmerksamkeit werth wäre.

Mortagne, Hauptort des Arrondissements, zählt 5.200 Einwohner, liegt auf der Straße von Paris nach Brest, und war sonst eine Feste von Bedeutung, weil sie zugleich die Hauptstadt der Perche gewesen. Als solche litt sie entsetzlich durch die Kriege und inneren Unruhen, welche Frankreich verzehrten. Während der Kriege der Ligue ward sie in einem Zeitraum von 3 Jahren 22mal geplündert und erholte sich nur langsam von so schrecklich auf sie einstürmenden Unglücksfällen. Der Or

ist freundlich, wohl gebaut, die Straßen sind ziemlich breit und werden sehr reinlich gehalten. Ein paar alte Kirchen, ein sehr großes und gesund gelegenes Gefängniß, mehre große Fabriken, ferner eine hidraulische Maschine, welche die Stadt mit Wasser versorgt, sind die Haupt-Gegenstände, welche die Neugier des Reisenden rege machen können.

LIX.

Das Departement der Eure.

Aus Theilen der Normandie und der Landschaft Perche zusammengesetzt, umfaßt dieses Departement 110 Quadratmeilen und hat eine Bevölkerung von 425.000 Seelen. Zum Heere werden jährlich 910 junge Soldaten gestellt. Sieben Wahlbezirke haben zu Hauptorten: Evreux, Verneuil, Les Andelys, Bernay, Louviers, Pont-Audemer und Brionne.

Eine große Verschiedenheit der Kultur ist in diesem Departement überall auffallend bemerkbar; man findet Wälder, Sumpfgegenden, vortreffliche Ackerländer, reichlich tragende Gärten, sehr schöne Wiesen, vorzugsweise in den Gegenden, welche der Seine zunächst gelegen sind, und sich dem Meere nähern, wie dieses bei der breiten Mündung der Seine der Fall ist. Im Allgemeinen ist der Boden fruchtbar zu nennen, eine starke Schicht Dammerde ruht auf Thon oder Kalk, welches letztere eine lebhafte Vegetation hervorbringt; das Land ist ziemlich eben, daher die Flüsse, welche dasselbe durchstreichen, langsam gehen, und es möglich war, durch viele Kanäle die Flußverbindung auffallend zu vermehren. Auf den Bergabhängen wächst Wein, die Höhen sind häufig mit Fruchtbäumen besetzt und nur einzelne, wenige Striche von Sand widersetzen

sich allen Versuchen, sie zu kultiviren. Eine große Menge verschiedener Flüsse durchströmt das Departement auf allen Seiten, und trägt durch die starke Bewässerung nicht wenig zu der allgemeinen Fruchtbarkeit des Bodens bei.

Alle möglichen Baumgattungen, sowohl Nutz- als Brennholz, sowohl ordinäre als vortreffliche Tafelfrüchte, kommen in Menge vor. Unter die Merkwürdigkeiten der Provinz zählte man sonst einen ungeheuren Taxusbaum, den von Fouillebec, welcher 21 Fuß Umfang am Stamme hat; er ist so stark und gesund, daß er den wankenden Kor der Kirche dieses Ortes stützt und aufrecht erhält, indem derselbe in eine Vertiefung herabstürzen würde, welche dicht an die Kirche stößt, sobald der Baum nicht mehr da wäre. Unter seinen Wurzeln, die an dem Abhange zum Vorscheine kommen, nimmt man einen Sarg wahr, dessen Mitte der Stamm des Baumes entspricht, es scheint, daß er als Denkmal auf das Grab gepflanzt worden ist.

Das Thierreich bietet Rinder und Schweine von ungewöhnlicher Größe dar, die Schaafe sind englischer Rasse und sehr langhaarig, die Pferde normanischer Rasse, sind gleichfalls vorzüglich geschätzt. Wildpret aller Art ist in großer Menge vorhanden, auch Vogelwild ist äußerst gemein, die Flüsse wimmeln von Fischen verschiedener Gattung und geben einem großen Theile der Einwohner Nahrung.

Das Volk ist lebhaft, industriös, man kann es zum Theile kenntnißreich, geistreich nennen, Liebe zum Handel waltet vor, schwere Arbeit ist nicht eben die Lieblingsneigung desselben. Empfänglich in hohem Grade für die Sitten und Gebräuche benachbarter Provinzen, mit denen sie in stetem Verkehre sind, machen sie sich dieselben leicht zu eigen, und haben daher wenig Eigenthümliches, wozu allenfalls dieß eine zu zählen wäre, daß bei Kindtaufen, aus der Kirche kommend, die Kinder laut schreiend um den Vater springen und rufen, Pouquette cousoue (zugenähte Tasche). Um das Gegentheil davon zu beweisen, wirft der so Angeredete Allerlei kleines Backwerk, Konfituren u. dgl. unter die schreienden Kinder, reiche Leute werfen auch wohl kleine Geldmünzen aus.

Die Kleidung betreffend, so findet man bei den Männern wenig Ausgezeichnetes, ihr Sonntagsstaat besteht in einem Rocke von blauem Tuche. Bei den Frauen hingegen waltet die scharlachrothe Farbe vor, nicht selten sieht man ein Mägdchen ausschließlich in dieses grelle Roth gekleidet, nur die ärmeren entschließen sich, zu dem rothen Rocke eine blaue oder eine schwarz und weiß gestreifte Jacke zu tragen; ihre Hauben sind ungestaltet, sie erheben sich als mächtige Piramiden über den Kopf und breiten sich nach hinten zu in zwei ungeheure Flügel aus, welche den gan-

zen Hinterkopf von den Wangen an bedecken. Ein unerläßlich nothwendiger Schmuck ist ein großes Kreuz, welches dicht an dem Halse getragen wird, und welches gewöhnlich von Messing, bei reicheren Leuten aber von Silber oder gar von Gold ist.

Evreux, am Iton, ist Hauptort der Provinz und Sitz der Präfektur, zählt 10.000 Einwohner, gehört zu den ältesten Städten von Frankreich und liegt in einem schönen Thale an dem vorgenannten Flusse, welcher sich, bevor er in die Stadt tritt, in drei Arme theilt, davon einer durch die Stadt geht, ein anderer den Fuß der Mauern bespült, der dritte aber in weitem Kreise dieselbe umläuft, ohne sie zu berühren. Zahlreiche Kanäle führen durch die verschiedenen Theile der Stadt Wasser in großer Menge. Der Eintritt in dieselbe von der Seite von Caen gewährt den schönsten Anblick der Stadt; die Straße führt bei dem schönen Schlosse von Navarra vorbei, und vereinigt sich mit der Straße von Rouen. Einige schöne Plätze und ein paar heitere Promenaden haben viel Freundliches. Die Straßen der Stadt im Allgemeinen sind jedoch nicht schön, hauptsächlich weil die Häuser ein antikes Ansehen und eine sehr unregelmäßige Bauart haben. Die Kathedrale nennt man eins der interessantesten und merkwürdigsten Gebäude von ganz Frankreich, sie ist der heiligen Jungfrau gewidmet, ist, trotz des Schutzes der Himmelskönigin, mehre Male zerstört worden, und ist wiederholt ganz oder zum Theile restaurirt, wodurch sie ein Sammelplatz aller Muster des gothischen Stils verschiedener Jahrhunderte geworden ist. Der sehr schöne, durchsichtig gearbeitete, piramidale Thurm erhebt sich 250 Fuß über den Boden der Kirche. Vor der Revolution befanden sich noch sieben andere Kirchen hieselbst, mehre sind aber zerstört worden. In früherer Zeit war die sehr viel kleinere Stadt eine nicht unwichtige Festung.

Verneuil, an der Avre, Hauptort eines Kantons, zählt 4.200 Einwohner, war ehemals eine Festung, zeigt jetzt jedoch nur noch einzelne Trümmer davon. Ein großer Thurm von 70 Fuß Durchmesser und bedeutender Höhe, so daß er auf große Entfernung gesehen werden kann, ist noch davon übrig. Die Kathedralkirche ist ein schönes gothisches Gebäude. Merkwürdigkeiten anderer Art findet man an diesem Orte nicht, doch ist die Lage in einer weiten lachenden Ebene, die von mehren Flüssen durchstrichen wird, äußerst freundlich, schöne Spaziergänge, welche

die alten Festungswerke einnehmen, vermehren die Annehmlichkeiten des Ortes.

Les Andelys, am rechten Ufer der Seine, mit 5.200 Einwohnern, sind zwei kleine Städte, durch eine Chaussée getrennt, kaum eine Viertelstunde von einander liegend; die größere derselben ist die ältere, und soll durch ein Kloster, von der heiligen Klotilde erbaut, entstanden sein. Mehre Bauwerke und Alterthümer tragen noch jetzt den Namen dieser Heiligen, wiewohl ihr Ansehen sehr gesunken ist. Die Quelle der heiligen Klotilde thut keine Wunder mehr, und die Kapelle derselben verfällt nach und nach; allein trotz dieser Ueberzeugung dauert das Spiel, welches der Aberglaube damit treibt, noch immer fort, und am 2. Juni, als am Feste der Heiligen, taucht man alle neugeborenen Kinder, taucht man sterbende Greise, kranke entnervte Menschen in das eiskalte Wasser derselben, um sie zu heilen, zu segnen, daß die gequälten Kranken in der Regel gleich nach dem erschrecklichen Bade sterben, hindert niemand, dasselbe Experiment im nächsten Jahre wieder vorzunehmen. Auch mit der Statue eines andern berühmten Heiligen, St. Main, wird ein solcher, wiewohl nicht gefährlicher Aberglaube getrieben. Das große und sehr groteske Bild desselben von Gips wird gläubig von allen Müttern besucht, deren Kinder an der Kolik leiden. Etwas von dem Staube, der auf der Magengegend der Figur liegt, zu den Speisen des Kindes gemischt, heilt das Uebel ganz gewiß. Klein-Andelys, die andere Hälfte des ebengenannten Ortes, hat eine große Merkwürdigkeit in der ungemein schönen Ruine des Schlosses Gaillard; dasselbe liegt auf dem Gipfel eines Hügels überaus malerisch, und hat etwas Staunenerregendes in seinem weiten Umfange, in seiner außerordentlichen Erhebung, welche auf die Wichtigkeit dieser alten Feste in früheren Zeiten schließen läßt.

Bernay, am linken Ufer der Charentonne, ist Hauptort des Arrondissements und zählt über 6.600 Einwohner. Die Stadt genießt eines bedeutenden Rufes, theils wegen ihrer Fabriken, theils wegen der Jahrmärkte, welche von allen Theilen der Normandie besucht werden. Zu diesen Zeiten versammeln sich bis auf 50.000 Menschen, sie sind die wichtigsten Pferdemärkte von ganz Frankreich. Interessant ist nur die Parochialkirche und eine alte Benediktiner-Abtei.

Louviers, an der Eure, war ehemals eine Festung, hat jedoch jetzt, obwohl Hauptort des Wahlbezirkes, keine Wichtigkeit mehr. Die Stadt zählt 10.000 Einwohner, ist ziemlich alt und hat mehre Bauten, welche der Beachtung werth sind. So ist ein Haus der Tempelherren aus dem zwölften Jahrhunderte nicht ohne Interesse, auch die Parochialkirche ist schön und groß, von außen zwar nicht harmonisch, indem man deutlich die verschiedenen Epochen erkennen kann, in denen der Bau geführt worden,

doch im Innern überraschend durch den Reichthum der Verzierungen, und die Vollendung, mit welcher alle Arbeiten ausgeführt sind. Als Handels- und Fabrikstadt ist der Ort sehr glücklich gelegen, indem die Eure von ihrem Einflusse in die Seine bis über die Stadt hinaus schiffbar ist. Der Wohlstand zeigt sich überall. Die neuen Häuser sind alle schön gebaut, die älteren wenigstens äußerlich verziert, so daß man hier nicht das düstere Grau und Schwarz wieder findet, welches den Anblick der französischen Städte gewöhnlich so traurig macht.

Pont-Audemer, an der Rille gelegen, ist Hauptort eines Arrondissements und zählt 5.400 Einwohner. Der Fluß ist schiffbar bis zu seiner Mündung in die Seine. Eine Erweiterung desselben zunächst der Stadt bildet den sogenannten Hafen. Die Stadt liegt am Fuße eines Hügels, welcher sie ganz beherrscht; doch war sie ehemals eine starke Festung, und hat noch einen Theil ihrer alten Mauern und ihrer tiefen Gräben, welche durch Schleußen mit Wasser gefüllt werden können. Vier Thore und vier schöne Plätze sind die Hauptmerkwürdigkeiten. Die Straßen sind wohlgeregelt und mit ziemlich hübschen Häusern besetzt.

Brionne, auf dem rechten Ufer der Rille, in der Mitte schöner Wiesen gelegen, ist Hauptort eines Kantons, war ehemals eine Festung durch eine mächtige Zitadelle beschützt, von welcher noch jetzt die Trümmer vorhanden sind, außer denen übrigens der Ort nichts Merkwürdiges hat.

LX.

Das Departement der niedern Seine.

Dasselbe besteht aus einem Theile der Ober-Normandie, umfaßt die Mündung der Seine und geht von da bis zur Bresle, längs des innersten Theiles des Kanals von Calais, der hier gerade eine sehr tiefe Einbiegung macht. Das Departement hat auf einem Flächen-Raum von 115 □ Meilen beinahe 700.000 Einwohner, welche jährlich 1.540 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in 11 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Rouen, Havre, Dieppe, Neufchâtel, Yvetot und Saint Valery.

Der Boden ist sehr sandig, häufig auch thon- und kreidereich; Sand findet man besonders in den Meeres-Gegenden; die zunächst an Havre gelegenen Theile sind dagegen äußerst fruchtbar, wald- und buschreich ist die Umgegend von Dieppe und die von Neufchâtel ist reich an Wiesen, doch weniger an Ackerfeldern. Ziemlich ausgedehnte Waldungen sind noch so geschont, daß sie viel Schiffsbauholz liefern; die Hauptzimmerplätze werden jedoch aus dem Walde von Compiègne versehen. 37 kleine Flüsse durchziehen das Departement, 8 derselben fallen unmittelbar in das Meer. Die Seine bildet den südlichen Grenzfluß des Departements, sie ist leicht zu beschiffen, denn die Ebbe und Fluth macht sich bis Rouen fühlbar.

Der Landstrich ist zu stark bevölkert, als daß große Raubthiere daselbst gefunden würden, Füchse sind allein den Hühnerställen gefährlich, auch Hochwild ist selten, dagegen wird des kleineren eine große Menge gefunden und gehegt. Das Pferd gehört zu der Normannischen Rasse, und ist als Remonte für die schwere Kavallerie sehr gesucht, auch das Horn- und das Wollen-Vieh, auch Ziegen und Schweine sind von guter Gattung, das Geflügel ist höchst ausgezeichnet, und bildet einen nicht

unbedeutenden Handels-Artikel für Paris. Da die Temperatur sehr milde ist, so findet man hier schon wieder eine Menge Reptilien, welche die nördlichen gelegenen Theile des Landes nicht mehr heimsuchen, Schlangen von verschiedenen Spezies, Salamander, kommen häufig vor. Die Flüsse sind sehr fischreich, viele verschiedene Thiere liefert auch das Meer, der Häring kommt zur Laichzeit so häufig an die Küsten, daß die Kähne durch die sich drängenden Massen in ihrem Laufe gehemmt werden, und daß man sie mit Schaufeln an das Land wirft, der Netze gar nicht brauchend.

Das Pflanzenreich hat nichts Ausgezeichnetes. Es wird Obst, es wird Wein gebaut, es wird auch als Merkwürdigkeit angeführt, daß Lerchenbäume, daß Zedern vom Libanon hier fortkommen, beides aber ist keineswegs merkwürdig, denn diese Bäume ertragen ein noch viel rauheres Klima. Interessant ist um seines Alters willen die Eiche von Allonville, welche auf dem Kirchhofe des Ortes dicht neben der Kiche steht. Sie hat 36 Fuß im Umfange und theilt sich in der Höhe von 7 bis 8 Fuß in mehre ungeheure Aeste, welche sich horizontal ausbreiten und einen ungeheuren Raum beschatten. Der Baum ist ganz hohl, und die Säfte erhalten nur durch Splint und Rinde Zugang zu den Zweigen; das Innere des Baumes ist in eine Kapelle verwandelt worden, welche mit Marmor geziert, ein sehr freundliches Ansehen hat, und nur durch eine Gitterthüre den Eintritt, nicht aber den Anblick des Innern verwehrt. Eine Menge frommer Pilger findet man gewöhnlich an der Schwelle knieend, ein wunderthätiges Marienbild, das auf dem Altar der Kapelle aufgestellt ist; verehrend. Ueber der Kapelle befindet sich in ebendem Baume eine Zelle, welche ein, in sein Fleisch gemeiseltes Bette enthält. Die Kirche scheint mitten in dem Baum: zu stehen, und der Thurm derselben sieht höchst malerisch aus der grünen Wölbung desselben heraus.

Eine Merkwürdigkeit des Departements ist die sogenannte Barre, ein Wasserberg, der sich von der Mündung der Seine erhebt, indem bei jeder Fluht das eindringende Meerwasser mit dem herausdringenden Strome einen Kampf besteht, in welchem das erstere, Sieger, eine mächtige breite hoch sich wölbende Welle den Strom hinaufsendet. Die Erhebung derselben über die Wasserfläche ist verschieden, je nach der Breite des Stromes. Je mehr derselbe sich verengt, desto höher steigt sie auch, und erreicht nicht selten eine furchtbare Gewalt. Dieses Phänomen ist in der Gironde unter dem Namen des Mascaret bekannt, ist jedoch dort nicht so häufig, als in der Mündung der Seine. Nur selten wird die Welle hier so furchtbar, daß sie die Ufer überschreitet, dann aber richtet sie auch schreck-

liche Verwüstungen an, zerstört Inseln, und bildet andere wieder, reißt die Theile des Ufers, welche sich ihr entgegen stellen, hinweg, überschwemmt die Wiesen, und niedrig gelegenen Gegenden und verbreitet überall Furcht und Entsetzen.

Das Volk, welches dieses Land bewohnt, ist, nach dem Zeugniß Wilhelms des Eroberers, eins der muthigsten, kühnsten und kräftigsten der Erde, es gilt im Allgemeinen noch jetzt sein Ausspruch: wenig Völker mögen tapferer, hartnäckiger im Kampfe sein, mehr nach dem Siege dürsten, ihn mit mehr Aufopferung suchen, als die Normanen, und bei dieser Tapferkeit verleugnet sich niemals ein schöner Zug von Großmuth, der immer dem wahren Helden eigen, der zum Karakter-Bilde eines solchen unumgänglich gehört, d. h. sie wissen nicht nur zu siegen, und den Sieg zu nützen, sie wissen auch den Besiegten zu schonen. Sind sie unter einer guten milden Herrschaft, so wird man sie nach dem Ausspruche ihres Helden leicht lenken können, findet dieses nicht statt, mischt sich Willkühr, Gewalt, mischt sich Ungerechtigkeit in die Regierung, so widersetzen sie sich derselben, das ruhige gutgesinnte Volk wird wild und furchtbar, der Aufruhr erhebt sein Schlangenhaupt, und das Volk, das zur Stütze eines ganzen Reiches dienen könnte, zerreißt in Wuth und Verzweiflung dessen Eingeweide.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Züge, wenn auch durch die Zeit ein wenig modifizirt, noch jetzt ihre Anwendung finden, im Uebrigen ist das Volk ruhig und gutgesinnt, gleichweit entfernt, von der Frivolität der Pariser, und von dem finstern Ernst der Engländer, eine gewiße Aehnlichkeit mit dem Karakter der Nordamerikaner ist nicht zu verkennen, doch möge man diesen nicht zu ausgedehnt annehmen, sie beruhet nur in der Neigung, jeden Zwist durch das Gesetz entschieden zu sehen, daher unter den Franzosen die Meinung herrscht, sie seien prozeßsüchtig. Die Nordamerikaner wollen weniger durch Prozesse ihr Recht suchen, als durch Verdrehung des Rechts eine schlechte Sache zur guten wenden.

Handel und Wandel, Gewerbthätigkeit, ist sehr groß. Der Spekulationsgeist dringt bis in die Dörfer, deren nur wenige ohne irgend eine Fabrik gefunden werden. Der Ackerbau beschäftigt nicht den größten Theil des Volkes, Fischerei wird an den Meeresküsten und an den Flüssen stark getrieben, als Matrosen dienen viele junge Leute; weite Reisen zur See scheinen den Normanen noch von jener Zeit her anziehend, da seine Flotten das Meer beherrschten.

Die Lebensart im Uebrigen scheint Vorzüge vor der vieler anderen Provinzen zu haben, nicht eben übertriebene Forderungen werden an Küche und Keller gemacht, doch lieben sie und haben sie reichliche und kräftige

Nahrung, wie denn die Nähe der See überhaupt schon eine bessere Kost fordert, als man sonst in Frankreich nöthig zu haben glaubt. Das Kostüm hat viel durchaus Eigenthümliches, man möchte fast glauben, die Schottländer hätten das ihrige von den Normanen entlehnt, obwohl diese letzern Beinkleider tragen, was wenigstens bei den Bergschotten nicht üblich ist, und selbst heftige Auftritte erregte, als die englische Regierung verlangte, daß die Offiziere der schottischen Truppen in den Jahren 1813 und 1814 Beinkleidung annehmen sollten. Eine kleine Kappe, meist von zilinderischer Form, bedeckt das Haupt, eine sehr lange Weste und darüber eine meistens mit Bändern oder Tressen verzierte Jacke bedeckt den Körper. Von der Weste an bedeckt ein Schurz von verschiedenfarbigem Zeuge, auch mit Bändern oder Tressen geziert, die Hüften und reicht bis an die Knie, Strümpfe und Schuhe vollenden den Anzug, dessen Aehnlichkeit mit dem schottischen noch dadurch erhöht wird, daß von der Weste über dem Schurz eine kleine Tasche hängt, welche Pfeife, Messer, Stahl und sonstige Bedürfnisse enthält Das Kostüm der Frauen hat nicht weniger Eigenthümliches. Die Haare, welche man in Frankreich bei den Mägdchen sehr selten sieht, werden hier mit Sorgfalt geflochten, gelockt, und sind eine Hauptzierde der meistens schönen und frischen Gesichter, welche durch die Lebhaftigkeit der Farbe sich auffallend von den Französinnen unterscheiden. Auf dem Gipfel des Haarputzes erhebt sich eine Mütze von Gold- oder Silberstoff, an die in Baiern und Oestreich allgemein bekannten Häubchen oder Krönchen erinnernd. Lange Schleier von feinem Mousselin, je nach dem Stande und Wohlstande der Leute, mit feineren oder gröberen Spitzen besetzt, wallen von beiden Seiten des Kopfes über den Nacken bis zu den Gürtel herab. Dieser ist durch ein ungemein zierliches Corsett umspannt, welches die schlanke Taille vortheilhaft hervorhebt. Es ist von Tuch oder von Seide, je nachdem die Jahreszeit es erfordert, wird vornen vor der Brust mit Ketten geschnürt, und läßt durch diese hindurch einen Theil des Unterkleides sehen. Brust, Hals und Nacken sind ganz frei und werden nur durch ein leichtes Tuch bedeckt. Die Aermel sind sehr kurz, erreichen kaum von dem Achselbande bis dicht unter die Achsel, und die ärmste Bäurin trägt lange Handschuhe, welche bis zu den Manschetten dieses Aermel-Rudiments reichen. Die Röcke von Wolle oder Baumwolle sind ungemein kurz und reichen kaum bis über das Knieband, welches hier noch kürzer heißt als anderswo, da die Französinnen, wie bekanntlich, die Strümpfe nicht über der Wäde, sondern über dem Knie binden. Zierliche Zwickelstrümpfe und sauber genähete, nicht selten gestickte Schnallenschuhe vollenden den Anzug der Bäurin, der kaum eleganter und hübscher ersonnen werden kann.

Alle Nähte des männlichen wie des weiblichen Anzuges sind entweder mit Stickereien oder mit Plattschnüren von weißer Seide besetzt.

Sitten und Gebräuche sind nicht so auffallend, daß sie besonders angeführt zu werden verdienen.

Rouen, eine der größten und ältesten Städte Frankreichs, hat 11.000 Häuser und über 90.000 Einwohner. Zwei große Brücken, von denen die eine auf Schiffen ruht, die andere, über die Spitze einer Insel führend, feststehend ist, verbinden die beiden Ufer der Seine, welche hier eine beträchtliche Breite hat und der Meeresfluht erlaubt, die Quais der Stadt zu bespülen. Ueberraschend ist der Anblick, den man von Rouen erhält, wenn man durch die Vorstadt Sever sich der Stadt naht. Der Strom ist belebt von zahllosen Schiffen, Barken und Kähnen, welche hier und da an den breiten schön gemauerten Quais anlegen. Die hohen herrlichen Thürme, die breiten weit gedehnten Kirchen, Denkmale einer untergegangenen Kunst, überragen das dichte Gewühl von Häusern. Längs der Seine sieht man ganze Reihen der schönsten Landhäuser weit auf- und abwärts sich erstrecken, lachende Ufer, grünende Wiesen, herrliche Baumgärten umgeben den breiten, majestätisch dahin ziehenden Strom, der hier anffallend größer erscheint, als bei Paris, indem er auf seinem Laufe daher eine Menge kleiner Flüßchen aufgenommen hat. Von allen Seiten reizende Ansichten und zunächst am Wasser gelegene Pracht-Bauten spannen die Erwartung des Reisenden auf das Höchste; leider werden diese wenig oder gar nicht befriedigt; die Straßen sind eng und düster, ziehen sich labirinthisch durch ein Gewirre von unendlich vielen ganz schmalen Häusern, welche entsetzlich hoch sind, und deren obere Stockwerke, je höher, je weiter über die unteren hervorspringen. Die Giebel der Häuser sind nach der Straße gekehrt, in der Regel hat jedes Geschoß nur ein Zimmer, welches die Aussicht nach vornen hat. Große Wohnungen, deren sämmtliche Piecen in einer Etage liegen, sind gänzlich unbekannt. Nur die Quais und die größeren Plätze zeigen schöne Häuser und überraschen, wenn man aus den engen, dunkeln Straßen plötzlich auf die breiten lichten Räume tritt, durch ihre Schönheit. Der Hafen bietet ein nie aufhörendes Gewimmel von Schiffen dar, und die andern Flüßchen, der Robec, die Aubette und die Renette tragen auch nicht wenig zur Belebung der Stadt bei, indem sie, wenn auch nicht Schiffe tragend, doch eine Menge Mühlen, Spinnereien und Fabriken in Bewegung setzen.

Rund um die Stadt ziehen sich die prachtvollen Boulevards. Mehre andere Spaziergänge sind nicht minder schön, wenige davon befinden sich innerhalb der Stadt, mehre laufen von den Boulevards aus.

Das wichtigste Denkmal, welches Rouen aufzuweisen hat, ist die herrliche Kathedrale, welche im Jahre 1200 begonnen, und erst im 16. Jahrhundert beendigt wurde. Sie ist 408 Fuß lang, 100 Fuß breit, und bis in den Gipfel ihrer Wölbung 160 Fuß hoch. Den Haupteingang bilden vier ungeheure Pfeiler, auf denen ein überaus schöner, mehr als 400 Fuß hoher Thurm von der zierlichsten Arbeit ruht. Er ist so leicht und schlank, und ist so fein durchbrochen, daß trotz der kolossalen Dimensionen er wie aus Drath gemacht erscheint, ungemein schön ist das Portal, dessen Haupt-Eingang durch seinen Fuß führt. Zwei Nebeneingänge öffnen sich an beiden Seiten, das Ganze dieses breiten Raumes ist von überaus schöner Skulptur-Arbeit überragt, und vier kleinere Thürme vom Boden an gerechnet, 200 Fuß hoch, über das Portal selbst mit der Hälfte ihrer Länge emporragend, von gleich künstlicher und zarter Arbeit, schließen würdig das Ganze, und machen es zu einem Meisterstück der schönen Baukunst. An dieses Portal stoßen in gleicher Fronte noch 2 sehr große und starke Thürme, davon der eine Saint Romain, der andere Georges Amboise heißt. Der erste scheint der älteste Theil der Kirche zu sein. Man glaubt, in seinen Fundamenten sogar noch ein Römerwerk zu erkennen, der andere hat eine gewisse Berühmtheit erhalten durch die große Glocke, welche er ehemals trug, und von welcher er den Namen hat. Sie war mit folgender Inschrift versehen:

Je suis nommée Georges d' Amboise,
Qui bien trente-siz mille poise,
Et cil qui bien me poisera,
Quarente mille y trouvera.

Das Faktum wurde im Jahre 1793 ermittelt, denn damals ließen die Revolutionärs, denen nichts heilig war, auch diese schöne und große Glocke, vielleicht die größte in ganz Frankreich, von ihrem erhabenen Standpunkt herunter, sie wurde in Medaillen und Münzen verwandelt, welche die Inschrift trugen:

Monument de vanité
Detrait pour l' utilité
L' an deux de la liberté.

Die höchste Spitze des mittelsten Thurmes bestand aus einem künstlichen Holzzimmerwerk, welches mit Blei überdeckt war. Im Jahre 1822 traf ein Blitz diesen Obelisk, und zerstörte ihn fast gänzlich; er soll durch einen neuen aus Gußeisen ersetzt werden, welcher noch 40 Fuß höher wird als der frühere, wodurch der Thurm der größten ägiptischen, de-

mide beinahe gleich kommt. Die ganze Spitze soll durchsichtig gearbeitet werden, auf ihrem höchsten Gipfel eine kleine Laterne zu meteorologischen Beobachtungen und über dieser noch ein zehn Fuß hohes Kreuz tragen. Die Ausführung dieses Werkes ist einem sehr geschickten Baumeister Alavoine übertragen. Das Gewicht wird über eine Million Pfund sein und das Ganze aus 2.540 Stücken bestehen (uneingerechnet 12.879 mächtige Riegel und Kloben, welche diese Stücke zusammenhalten).

Die Kirche hat 130 Fenster, welche ihr reichlich Licht spenden, jetzt beleuchten sie nur die Trümmer der ehemaligen Pracht, denn wenig ist es, was die Zerstörungs-Wuth den modernen Vandalen, der wilden Freiheitsstürmer übrig gelassen hat, nicht nur, daß sie sich an den Schätzen der Kirche vergriffen (dieses wäre der Beutegier zu verzeihen gewesen, der todte Schatz ward dem Leben wieder gegeben), auch die Denkmale der Kunst, die herrlichen Monumente von Marmor, von Alabaster, welche die Kirche zierten, wurden durch die frevelnden Bilderstürmer mit abscheulichem Muthwillen zerstört, selbst die Gebeine der größten Wohlthäter der Stadt fanden in ihren Särgen keine Ruhe, sie wurden mit Hohn und Spott aus ihrem Grabmahl hervorgeholt, in den Staub getreten, man verwandelte die bleiernen Särge in Mordwaffen. man goß Kugeln daraus, welche Brüder gegen Brüder schleuderten.

An die Kirche stößt die ehemalige Abtei Skt. Ouen, sie ist jetzt in das Rathhaus verwandelt, das erste Geschoß nehmen die Bureaus ein, im zweiten befinden sich die naturhistorischen Sammlungen und die Bibliothek.

Der Justiz-Palast, die Theater, die Kasernen, Gefängnisse, die Hospitäler sind größtentheils schöne umfangreiche Gebäude. Einzelne Fabriken haben gleichfalls große Ausdehnungen, wie denn überhaupt Rouen eine rechte Fabrikstadt ist. Spinnerei, Weberei und Färberei scheinen die Hauptgegenstände der Industrie zu sein. Als man noch nicht die künstlichen Spinnmaschinen kannte, sollen um Rouen 190.000 Spinnerinnen beschäftigt gewesen sein; jetzt haben 93 durch Wasser getriebene Zwirnmühlen die Hände der armen brodlos gewordenen Mägdchen ersetzt; überdieß findet man noch eine Menge Spinnmühlen durch Pferde getrieben, und seit neuester Zeit ist eine große Menge Dampfmaschinen zu diesem Zwecke in Bewegung. Die drei kleinen Flüßchen, welche durch die Stadt ziehen, setzen nicht weniger als 240 Maschinen in Bewegung. Eines besondern Ruhmes genießen die Konfituren von Rouen, alle möglichen Früchte, theils die, welche auf einem 8 □ Meilen großen Raume, in der nächsten Umgebung der Stadt in höchster Vollkommenheit gezogen werden, theils Südfrüchte aus Italien und Spanien, ja ganze Schiffsladungen der köstlichsten Erzeugnisse, welche Indien und Amerika darbieten, werden hier mit Zucker eingemacht, und in kleinen flachen Schachteln nicht nur

durch ganz Frankreich, sondern durch alle übrigen Theile der Erde verschickt. Man kann sie in China, so gut wie in Canada; man kann sie in Tobolsk so gut als in Buenos-Aires auf den Tafeln der Reichen finden. Auch chemische Produkte bilden einen wichtigen Erwerbszweig und Rouen zählt über 20 Fabriken, welche sich allein mit demselben beschäftigen.

Havre de Grace, in Frankreich kurz weg der Hafen, le Havre genannt, liegt an der Mündung der Seine in den Kanal, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 24.000 Einwohner. Die Stadt ist nicht alt, sie dankt ihre Entstehung dem Sinken von Hoefleur. Bis zum Jahre 1509 bestand hier nur ein Fischerdorf, Ludwig XII. erkannte die Wichtigkeit des Ortes als Hafen sowohl für Kriegs- als Handelsschiffe, wie auch als festen Punkt am Eingange des Flußes, durch welchen die Engländer zu so wiederholten Malen gegen das Herz des Reiches eingedrungen waren. Ungeheure Arbeiten wurden später von Franz I. unternommen, um dem Meere den Boden abzuringen, auf welchem Havre steht, ja zu verschiedenen Malen suchte der Ozean sich wieder in seine Rechte zu versetzen, und der Mensch mußte einen bewundernswürdigen Grad von Kunst, von Ausdauer, von Kraft, aufbieten, um dem zürnenden Elemente zu trotzen, und die Herrschaft über dasselbe zu behaupten. Eine mächtige Zitadelle erhob sich, berühmt durch die Fürsten und Feldherrn, welche die eifersüchtigen Kardinal-Minister dort einsperrten; berühmt, durch verschiedene vergebliche Bombardements von Seiten der Engländer, welche nicht hindern konnten, daß die Stadt sich immer mehr erhob, der Hafen immer mehr an Wichtigkeit gewann. Napoleon erkannte diese so sehr, daß er sagte: Paris, Rouen und Havre seien Eine Stadt, deren Hauptstraße die Seine wäre, weshalb er neue Befestigungen, einen dreifachen Gürtel von Wällen und Graben, so wie mehre Forts auf den benachbarten Hügeln anlegen ließ, welche die Stadt von der Seeseite beinahe unangreifbar und uneinnehmbar machen.

Obwohl die Stadt eigentlich ganz neu ist, würde es ihr doch an allem Schmucke fehlen, denn die Straßen sind so schmutzig, die Gebäude so schlecht, wie nur in irgend einer Stadt von Frankreich, wenn nicht die neueste Zeit Verschönerungen hervorgerufen hätte, welche bedeutend genannt werden können. Die pariser Straße ist so breit, so schön, und hat so prachtvolle Häuser, daß sie selbst der Hauptstadt zur Zierde gereichen würde. An ausgezeichneten Bauten ist Havre sehr arm, die Hauptkirche ist nicht in gutem, das Theater ist in schlechtem Stil erbaut, Spaziergänge findet man nicht, obwohl die Umgebungen sehr angenehm sind. Auf dem hohen Gestade von la Hève, ganz nahe bei Havre, erhebt sich ein doppelter Leuchtthurm, welcher den Schiffern wohl bekannt ist, und sie warnt, sich den hier fast senkrecht abgeschnittenen Felsenküsten zu sehr zu nahen.

Dieppe, Meerhafen am Kanal, an der Mündung des Arques-Flusses, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 17.200 Einwohner. Der Ort ist äußerst günstig für den Handel gelegen, und machte daher auch schon früh genug Aufsehen, indem Filipp August in seinem Streit mit Richard Löwenherz denselben belagerte, vernichtete und alle Schiffe verbrannte, indem später Karl VII. den Ort den Engländern entriß, worauf ihn Talbot mit einer furchtbaren Geschützmasse belagerte, und nur durch den tapferen Dunois zum Weichen gebracht werden konnte. Damals bedeckten die Schiffe des reichen Kaufmanns Ango alle Meere, und der hochmüthige Kaufherr rüstete auf eigene Kosten ganze Kriegs-Flotten aus, um die Könige zu bestrafen, welche seine Flagge nicht respektirten, und deren Gesandte er auf einem Fuß behandelte, als wäre er selbst ein weit mächtigerer König, was denn auch im Grunde nicht anders war. Von Dieppe aus befuhr man zuerst die Südküsten von Afrika, schon 100 Jahre vor Vasco de Gama ward dort eine Colonie gegründet, welche dem kühnen Abenteurer die Bahn nach Indien eröffnete, auch Canada wurde von hier aus zuerst befahren, für die Franzosen in Besitz genommen, Quebec gegründet, und überhaupt vieles von der höchsten Wichtigkeit für Handel und Schifffahrt gethan. Ein furchtbares Unglück traf die Stadt, als im Jahre 1694 eine englische Eskadre unter den Befehlen des Lord Barclay nach Dieppe kam, und 3000 Bomben und 4000 Kugeln in die Stadt warf, wodurch sie bis auf das Schloß und 2 Kirchen gänzlich in Asche gelegt wurde. Dieses furchtbare Schicksal hat die jetzige Gestalt der Stadt bestimmt, sie wurde nach einem regelmäßigen Plane von Grund aus neu erbaut, und hat jetzt auffallend schöne breite Straßen, große ausgedehnte Plätze, schöne Häuser, freundliche Spaziergänge, kurz alles, was zu einer neuen schön gebauten Stadt gehört. Das Schloß, welches zugleich die Stadt, die Landschaft und das Meer beherrscht, erhebt sich auf einem Felsen des Ufers terrassenförmig, und hat von seinen verschiedenen Seiten sehr mannigfaltige, aber immer höchst malerische Ansichten, es soll von ungemeiner Stärke sein, und wird durch Linien, die von seiner Höhe herabführen, mit der Stadt und dem Hafen in unmittelbare Verbindung gebracht. Dieppe hat ein in Frankreich sehr berühmtes Seebad; schwer mit dem Anstand zu vereinigen ist, daß dabei Männer und Frauen nebeneinander baden, zwar nicht durcheinander und untereinander, doch so, daß da, wo die Badstelle für die Damen aufhört, jene für die Männer anfängt, und beide nicht einmal durch eine Leine von einander geschieden sind. Die Frauen baden nun zwar nie ohne ein Badehemd; wie wenig aber ein nasses Gewand die Formen des Körpers verhüllt, ist bekannt; die Männer baden, so weit es der Anstand irgend erlaubt, ganz nackend. Die übrigen Anstalten für dieses Bad sind so elegant als zweckmäßig.

Neufchâtel, an der Béthune, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 3.500 Einwohner. Der Ort ist besonders berühmt durch die vortrefflichen Käse, welche in der Umgegend gemacht werden, und deren man dreierlei hat, davon die feinsten aus lauter Rahm, die geringeren aus Rahm und Milch, und die geringsten aus bloßer Milch bereitet werden. Die Gourmands, deren Frankreich sehr viele hat, können ohne die beste dieser Sorten kein Mahl beschließen. Der Ort hat sonst nichts Merkwürdiges, wenn man nicht eine sehr freundliche Umgegend und sehr schöne Spaziergänge dahin rechnen will.

Yvetot, Hauptort des Arrondissements, zählt 9.100 Einwohner, eine starke Bevölkerung für eine sehr geringe Ausdehnung. Obwohl der Ort zwischen zweien Mittelpunkten des Handels und der Gewerb-Thätigkeit liegt, so nimmt er selbst doch wenig Theil daran. Ebenso wenig scheint den Einwohnern Sinn für Verschönerung ihrer Stadt eigen, nichts deutet darauf hin, daß sie geneigt wären, ihrer kleinen Stadt mehr Ausdehnung oder auch nur ein in etwas freundlicheres Ansehen zu geben; selbst die einzige Hauptstraße ermangelt aller schönen Gebäude. Die Wahl des Platzes, den die Stadt einnimmt, ist an sich schon unglücklich, indem kein fließendes Wasser durch dieselbe führt; man hat zwar gesucht, durch Zisternen und durch eine schlechte Wasserleitung diesem Uebel abzuhelfen, es konnte jedoch höchstens Trinkwasser dadurch herbeigeschafft werden, und dieses ist's nicht allein, was eine Stadt braucht.

Saint Valery, Hauptort eines Kantons, zählt 5.400 Einwohner und ist ein Meerhafen, der am Kanal liegt. Eine Schleuße, welche es möglich macht, daß man das Wasser der Fluht im Hafen zurückbehält, macht denselben tief und sicher, doch ist er klein und hat sonst wenig Bequemlichkeiten. Die Umgebungen des Ortes sind schön, die Stadt selbst jedoch hat nichts, was sie interessant macht.

LXI.

Departement der Somme.

Dieser Landstrich besteht aus einem Theile der alten Picardie, stößt mit einem kleinen Theile nördlich und südlich von der Mündung der Somme an das Meer, umfaßt eine Oberfläche von 112 □ Meilen und hat eine Bevölkerung von 544.000 Menschen, welche jährlich 1.324 Soldaten zum Heere stellen. Sieben Arrondissements haben zu Hauptorten: Amiens, Abbeville, Doullens, Montdidier und Peronne.

Der Boden dieses Landes ist von großer Verschiedenheit, die breite Mündung der nicht wasserreichen Somme macht die ganze Meeresküste, so weit sie zu diesem Departement gehört, sumpfig, und für die Kultur durchaus ungeeignet, indem jede Fluth die Sandbänke bedeckt, jede Ebbe sie wieder völlig frei läßt. Die zunächst dem Meere gelegenen sumpfigen Uferstrecken werden beinahe nur für die Torf-Gewinnung benutzt, welche hier sehr bedeutend ist, und beinahe den dritten Theil des nöthigen Brennmaterials für die Provinz liefert. Weiter nach dem Innern des Landes zu erhebt sich der Boden immer mehr, er ist sehr fruchtbar, und bietet die trefflichsten Wiesen und große Getraidefluren dar. Dieser Landstrich scheint ehemals vom Meere bedeckt gewesen zu sein, noch findet man einen großen, weit ausgedehnten See von äußerst geringer Tiefe, den man für zurückgebliebenes Meerwasser hält, welches der kaum merklichen Erhebung wegen durch das Meer noch immerfort genährt wird. Berge giebt es in diesem Departement beinahe gar nicht, nur in Norden und Nordosten steigen sie bis zu 400 und 500 Fuß Höhe an. Dort auch sind die Wälder vorwaltend, welche ungefähr den achten Theil der Gesammtoberfläche des Bodens einnehmen.

Der Merkwürdigkeiten hat dieses Departement nur wenig. Man rechnet dazu eine Höhle mit vielen Versteinerungen, welche bei dem Städtchen

Albert im Jahre 1752 entdeckt worden ist. In dieser Höhle, welche ungefähr 5 bis 6 Fuß Breite, aber mehre hundert Fuß Länge hat, findet man eine große Menge schön inkrustirter Wasserpflanzen, man glaubt, daß sie erst in neuerer Zeit entstanden sind, und zwar dadurch, daß auf den Gang, welcher diese Höhle bildet, eine Menge Schutt, Kalk u. dgl. von den Gebäuden der Stadt geführt worden ist. Das Wasser, eines Baches, der darüber hinläuft, durchdrang diese Kalkschicht, belud sich mit einer Menge von Kalktheilen und setzte den Ueberfluß derselben an die am Boden der Höhlung wachsenden Wasserpflanzen ab, welche dergestalt mit einer Kalksteinmasse überzogen wurden. Die Höhle wird häufig von Reisenden besucht; besonders schöne Exemplare so scheinbar versteinerter Pflanzen findet man in vielen Naturalien-Kabinetten von Frankreich.

Eine intermittirende Quelle befindet sich in diesem Departement, unfern des Dorfes Gezincourt. Dieses letztere soll ehemals der Sitz aller Hexen und Zauberer gewesen sein. Aus den Zeiten dieser Zauberei ist noch die Quelle übrig, welche an einem kleinen Hügel, den man den Ochsenfuß nennt, entspringt. Sie fließt wenig oder gar nicht, zur Zeit großer Feuchtigkeit, nach lange anhaltender Dürre aber springt das Wasser wie aus einer künstlichen Fontaine in weiten Strahlen hervor und fällt mit einem auffallenden Geräusch auf die Felsflächen, welche den Fuß dieses Berges bilden, nieder. Ein alter Aberglaube setzt das stärkere oder schwächere Fließen dieser Quelle mit den Getraidepreisen der benachbarten Märkte in Verbindung, und schwerlich wird ein Bauer mit Getraide zu Markt fahren, ohne sich zuvor bei dieser Quelle Raths erholt zu haben.

Das Thierreich bietet keine Merkwürdigkeiten dar. Pferde und Rinder sind von guter Rasse, die letzteren werden meist gemästet. Schädliche Thiere findet man wenig, kleines Wild ist in Menge vorhanden, die Küsten und Flüsse sind fischreich.

Da dieses Departement an der nördlichen Gränze des Weinbaues liegt, so findet man an einzelnen Stellen noch Weinberge. Sieben Gemeinden weisen derselben auf. Im Uebrigen wird der Apfelbaum zur Gewinnung von Zider, welcher das allgemeine Getränk ist, am häufigsten gepflanzt.

Daß dieses flache Land keine Schätze des Mineralreichs verschließen wird, ist natürlich. Steinkohlen sind das einzige, was man gefunden, jedoch nicht ausgebeutet hat. Die Bausteine sind schlecht, erhärten nicht an der Luft, und sind der Verwitterung sehr unterworfen.

Den Bewohnern sagt ein Sprichwort nach, daß sie faul sind, wenn sie können, und fleißig, wenn sie müssen. Wenn ein zweites Sprüchwort vox populi vox Dei wahr ist, so mag das erste wohl auch auf die Pi-

karden passen; doch sagt man jetzt nicht mehr, daß sie so sehr faul seien, im Gegentheil rühmt man ihnen eine gewisse Betriebsamkeit nach. In den Heeren Napoleons sollen sie sich durch ungestümen Muth und große Beharrlichkeit ausgezeichnet haben, als Matrosen genießen sie große Achtung. Im Allgemeinen kann man das Volk vernünftig, gastfreundlich, mitleidig, offen und gerade nennen, Künste und Wissenschaften sind demselben nicht fremd, ja es erfreut sich einzelner ausgezeichneter Gelehrten, welche aus ihm hervorgegangen sind.

Amiens, an der Somme, Hauptort der Präfektur und des ganzen Departements, zählt 45.000 Einwohner, liegt zwischen Paris und dem Meere, an einem Flusse, der Schiffe von 50 Tonnen tragen kann, und ist daher für den Handel außerordentlich günstig. Die Stadt liegt in der Mitte fruchtbarer, angenehmer Gegenden, hat sehr freundliche, man möchte sagen, reizende Umgebungen; sie gewährt nicht nur von Ferne einen freundlichen und zugleich auch großartigen Anblick, indem die mächtigen Thürme einer gothischen Kathedrale und die Mauern einer starken Zitadelle, die Häuser der Stadt weit überragen, sondern sie ist auch in der Nähe betrachtet, noch schön. Rings um die Mauern ziehen sich freundliche Spaziergänge, die Straßen der Stadt sind regelmäßig gebaut, meistens ganz gerade, sind mit neuen Häusern von regelmäßiger Konstruktion besetzt, die Plätze sind groß und können Zierden der Stadt genannt werden; das interessanteste Bauwerk aber ist in jedem Falle die Hauptkirche, welche wie ein mächtiger, isolirter Berg aus der Mitte einer neben ihr beinahe verschwindenden Häusermasse emporragt. Sie hat eine Länge von 400 Fuß, eine Breite von 200, und das Schiff der Kirche hat eine Höhe von 220 Fuß, was etwas ganz Ungeheures ist, und nur in der Kühnheit der gothischen Bauten überhaupt eine Erklärung findet. Diese Kirche hat historische Merkwürdigkeit dadurch, daß mehre Könige von Frankreich entweder in derselben gekrönt, oder mit ihren Gattinnen vermählt wurden. Auch Filipp August und Karl VI. wurden hier getraut, der letztere mit der berüchtigten Isabella von Baiern. In dieser Kirche versammelten sich die Könige von Frankreich, England, Arragonien, Navarra und Böhmen, um einen Kreuzzug nach Palästina zu verabreden. Die übrigen Gebäude, das Gimnasium, die öffentliche Bibliothek, die Gemäldesammlung, das Kornhaus, der Justizpalast, die Kasernen sind groß und schön, doch verschwinden sie neben der kolossalen Kirche ganz und gar. Es ist Schade, daß diese letzte keinen ihrer Magnificenz entsprechenden Thurm hat, nur

aus der Mitte des Kreuzes, in welcher Form die Kirche gebaut ist, erhebt sich, wie auf dem Dom zu Mailand, ein kleiner, spitzer Thurm, welcher die Kirche eigentlich nicht ziert, obwohl er mit dem untern Bau zusammengenommen, zu den höchsten der Erde gehört.

Amiens war von jeher berühmt durch seine braven, vielfach ausgezeichneten Bürger. Größtentheils Kaufleute, waren sie so gewissenhaft in der Erfüllung ihrer Pflichten, daß der König von England, Heinrich III. zu vielen Privilegien noch das besondere fügte, daß weder sie, noch ihre Schiffe jemals wegen Schulden mit Arrest belegt werden sollen. Heinrich IV. rühmte sich mit Stolz, Herr der Hauptstadt der Pikardie, also der bravesten Männer der Erde zu sein. Bei seinem Aufenthalte in der Stadt gieng er oft zu den wohlhabenden Bürgern, um sie persönlich zu seinen Mahlzeiten einzuladen, und ließ sie an seiner Seite sitzen. Auch ihre Wohlthätigkeit genoß eines gleichen Ruhmes. Nach einem alten Gebrauch wurde für jeden Gefangenen, den man transportiren sah, von den Kaufleuten, welche ihre Gewölbe verließen, eine Kollekte gehalten. Auch den Wissenschaften waren die Bewohner von Amiens stets sehr ergeben, hier war der Sitz eines Cour d'Amour, eines Liebeshofes für das ganze nördliche Frankreich, hier wurde die Dichtkunst und alles heitere Wissen gepflegt, und auf einen seltenen Grad gebracht. Viel von der alten Herrlichkeit ist freilich jetzt verschwunden, doch ist Amiens noch immer eine hochberühmte Stadt.

Abbeville, an der Somme gelegen, ist Hauptort des Arrondisse-ments und zählt 19.200 Einwohner. Der Ort ist durch ein Kloster entstanden, wiewohl man behauptet, daß schon unter dem Schutz eines römischen Kriegslagers sich hier eine kleine Niederlassung gebildet. Auf einer benachbarten Höhe liegt ein großes Schloß, welches einer Abtei gehörte, und Abbatis Villa genannt wurde. Hievon rührt der Name der Stadt her. Die reichen Mönche brauchten Bequemlichkeiten aller Art; um sie zu befriedigen, siedelten sich immer mehr und mehr Leute in dem Flecken an, bis derselbe zum Städtchen und dieses zur großen Stadt wurde, welche jetzt an Umfang und Einwohnerzahl die zweite in der Pikardie ist. So heiter das Leben der Bewohner von Amiens war, so düster war es in dieser Mönchsstadt; ein einziges Beispiel möge genügen. Der junge Chevalier de la Barre hatte während einer Prozession seinen Federhut auf dem Kopf behalten und hatte ein lustiges Liedchen gesungen. Dieß war genug, um ihn gefänglich einzuziehen, und ihm einen peinlichen Prozeß zu machen. Er ward im Jahre 1766 durch den Richterspruch des hohen Tribunals von Abbeville verurtheilt, die gewöhnliche Folter und die außerordentliche Folter zu erhalten, hierauf sollte ihm vor der Hauptkirche der Stadt die rechte Hand abgehauen und vor einer andern

die Zunge ausgerissen werden, endlich wollte man ihn köpfen, und den Kopf des Verruchten den Flammen übergeben. Dieses ganze Urtheil wurde mit allen gräßlichen Nebenumständen von dem Parlement in Paris (horribile dictu) bestätigt und an dem Unglücklichen ohne Milderung in Ausführung gebracht.

Der Ort ist sehr günstig gelegen, das Meer führt die Fluth bis über die Stadt hinaus, erhebt das Wasser des Flusses sieben Fuß über seinen gewöhnlichen Stand und erlaubt Schiffen von 150 Tonnen Last bis zu der Stadt zu gelangen. Drei andere kleine Flüsse, Escardon, Sottins und Tanière durchziehen den Ort nach allen Richtungen und machen ihn sehr wasserreich. Sieben Hauptstraßen durchkreuzen sich in dieser Stadt und verbindet die Pikardie, Artois, Champagne und Haute-Normandie mit einander, was den Handel ungemein belebt, und ein regsames Treiben erwecken würde, wenn nicht noch aus jenen Zeiten des finstern Mönchthums dem Volke überhaupt ein ernster Anstrich zurückgeblieben wäre. Der Ort ist ziemlich regelmäßig gebaut, hat reinliche Straßen, was man in Frankreich immer als Merkwürdigkeit anführen muß, und hat einige öffentliche Gebäude von vorzüglicher Größe und Schönheit. Den Vorrang vor allen behauptet die Wolframs-Kirche, sie ist in gothischem Stile, zwar sehr einfach, und ohne die gewöhnlichen überaus mannigfaltigen Verzierungen, gebaut, imponirt jedoch durch ihre ungewöhnliche Größe. Die beiden sehr hohen, viereckigen Thürme, welche ihr Portal überragen, sind nicht spitz, sondern endigen mit Plateformen, von deren Fläche man einer weiten, überaus mannigfaltigen Aussicht genießt. Leider ist diese Kirche, eines der großartigsten Gebäude Frankreichs, durch schlechte Häuser verunstaltet, welche rund umher dicht an sie angebaut sind, und den Eindruck, den sie machen müßte, ungemein schwächen. Das Rathhaus, der Justizpalast, die Markthalle, eine Kaserne, eine bedeckte Reitbahn, sind sehenswerthe Gebäude, doch können sie freilich mit der Hauptkirche keinen Vergleich aushalten.

Doullens, an dem linken Ufer des Authie-Flusses gelegen, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 3.700 Einwohner. Der Ort war stark befestigt, und seine Zitadelle wurde für einen der wichtigsten Punkte der Picardie gehalten, ja noch in neuerer Zeit durch Vauban wieder hergestellt und als fester Platz beibehalten. Der Ort hat sonst nichts Merkwürdiges, als die Martinskirche im gothischen Stile gebaut, an welcher man die außerordentliche Schlankheit der Pfeiler bewundert, welche das Gewölbe der Kirche tragen.

Montdidier, Hauptort eines Arrondissements, zählt 3.800 Einwohner, war ehemals befestigt, weist jedoch von diesen Werken nur noch

Ruinen auf. Die Stadt ist düster und unreinlich, die Häuser sind alt, in schlechtem Stile gebaut, verräuchert.

Auf allen deutschen Theatern glänzte vor einigen Jahrzehenten die Darstellung eines Mordes, welcher sich hier zugetragen, und welcher zu dem Drama: „der Hund des Aubry de Montdidier, oder der Wald bei Bondi," die Veranlassung gab. Ein junger Edelmann, Liebling Königs Karl V., ward in dem Walde von Bondi durch einen andern Hofmann, Macaire, ermordet; nur der Hund dieses Gemordeten war Zeuge der That, er verfolgte den Mörder so unabläßig, daß man gegen denselben Verdacht schöpfte. Es war die Zeit der Gottesurtheile. Der Mörder sollte seine Unschuld im Kampfe gegen den Hund darthun. Auf der Insel Notre-Dame hatte derselbe, im Beisein des ganzen Hofes, Statt. Macaire war nur mit einem Prügel bewaffnet, der Hund hatte eine Tonne als Zufluchtsort. Bei dem Anblicke des Mörders gerieth das Thier so in Wuth, daß es, seiner Streiche nicht achtend, obwohl ihm bei dem ersten Hiebe ein Bein zerbrochen wurde, dem Edelmanne an den Hals sprang, und ihn beinahe erwürgte, so daß er in der Todesangst sein Verbrechen eingestand. Außer diesem Faktum läßt sich nichts Merkwürdiges von der Stadt anführen.

Peronne, auf dem rechten Ufer der Somme, Hauptort des Arrondissements, zählt 3.800 Einwohner, ist sehr alt, und war ehemals die Hauptstadt von Santerre, hat einige Berühmtheit durch Walter Scott erhalten, indem sein Roman, Quentin Durward, daselbst spielt, wo ein hochmüthiger Vasall, Karl der Kühne, den König von Frankreich, Ludwig den XI., gefangen hielt. Schon früher war etwas ähnliches Karl dem Einfältigen begegnet, welchen Herbert, Graf von Vermandois, daselbst eingesperrt hielt. Die Hauptstärke dieses Ortes besteht in dem sehr festen Schlosse, welches verschiedene Belagerungen mit Glück ausgehalten und die Bemühungen der Feinde wiederholt scheitern gemacht hat, daher man die Stadt noch jetzt eine jungfräuliche nennt. Sie hat nichts Schönes, ist sehr unregelmäßig und unreinlich; das Schloß ist die einzige Merkwürdigkeit daran.

Ham, am linken Ufer der Somme, ist eine kleine Stadt, welche nur 1.700 Einwohner zählt. Sie wird merkwürdig durch das Schloß, welches aus einer Anhäufung von ungeheuern Thürmen besteht; dieselben sind durchnittlich 100 Fuß hoch und haben über den Fundamenten 30 Fuß dicke Mauern, was jeden Versuch, sie durch Kanonen zu zerstören, vergeblich macht. Der Ort hat einige Berühmtheit erlangt, indem der für bürgerlich todt erklärte letzte Minister Karls X., Polignac, daselbst eingesperrt ist.

LXII.

Departement Pas de Calais.

Dasselbe wird gebildet aus einem Theile der Pikardie und der Grafschaft Artois. Es liegt am Kanale, der zwischen England und Frankreich fließt, und hat davon seinen Namen. Die Oberfläche beträgt 126 Quadratmeilen, darauf lebt eine Bevölkerung von 655.000 Einwohnern, welche jährlich 1.630 Soldaten zum Heere stellen. Acht Wahlbezirke haben zu Hauptorten Arras, Bêthune, Boulogne, Montreuil, Saint-Omer und Saint-Pol. Eine ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens macht es begreiflich, wie auf dem kleinen Raume eine so zahlreiche Bevölkerung existiren kann. Fast alles ist aufgeschwemmte oder Dammerde, welche besonders in den Thalvertiefungen zu einer ungemeinen Mächtigkeit ansteigt, so daß es scheint, sie könne gar nicht erschöpft werden. Nur die unmittelbar an dem Meere gelegenen Gegenden theilen diese glückliche Beschaffenheit nicht, es sind fast durchgängig Sanddünen, auf denen kein Grashälmchen fortkommt. Ebendort findet man auch flache Sümpfe, welche von Schaalthieren und Fischen wimmeln, wegen der Beweglichkeit ihres Bodens aber nicht ausgefischt werden können. Man hat versucht, die letzteren auszutrocknen, und die Sandberge, welche das Innere des Landes bedrohen, durch Anpflanzung von mancherlei Holzarten in Wälder zu verwandeln, und so sie zu befestigen.

Das Land ist ein durchaus ebenes, denn die Gipfel der höchsten Hügel, welche man hier Berge zu nennen pflegt, erheben sich nicht über 600 Fuß von der Meeeesfläche; daher ist der Reichthum an Pflanzenspezies auch nicht sehr groß. In Gebirgsgegenden ersetzt die Ausdehnung von unten nach oben die mangelnde Breite (die Ausdehnung von Süden nach Norden) so, daß auf einem kleinen Raume die Pflanzen sehr ver-

schiedener Regionen und Klimate vereinigt sind. Dieses kann bei einem so flachen Lande, wie das vorliegende, nicht Statt finden; man sieht darum auch nur die verschiedenen Getraidegattungen und die verschiedenen Obst- oder Waldbäume. Nicht viel anders ist es mit dem Thierreiche, was auch nur die gewöhnlichen, längst bekannten Rassen umfaßt. Die Pferde sind von guter, die Rinder und Schafe von mittelmäßiger Art. Hochwild ist in den Wäldern selten geworden. Die starke Bevölkerung hat auch die Zahl der Hasen und Kaninchen vermindert. Die Flüsse und das Meer wimmeln von Fischen aller Art. Mineralien findet man wenig oder gar nicht; einige Spuren von Steinkohlen sind kaum verfolgt worden, da die Wälder nicht ausgedehnt sind, so hat man nach Torf gesucht, und dieser ist in großer Menge vorhanden, indem die Sumpfgegenden nicht selten sind. Vorzüglich ist der nordöstlichste Theil, die Gränze des Departements du Nord reicht daran; dort findet man auch in der Nähe von Saint-Omer die sogenannten schwimmenden Inseln, welche in der Regel mit der Torfbildung zusammenhängen, indem dieser letztere aus Wurzelfasern, aus Gesträuch und Gezweige aller Art bestehend, leichter ist, als das Wasser, und es mithin wohl möglich ist, daß sich größere oder kleinere Stücke von der Oberfläche eines Torfsumpfes ablösen und in die Höhe kommen. Auf dem See bei St. Omer sind ungefähr ein Dutzend solcher Inseln, welche sich bewegen und bald da bald dort hinschwimmen; sie sind zum Theile mit Gesträuch und Bäumen bewachsen, und werden für eine solche Rarität gehalten, daß die Beherrscher von Frankreich selten unterlassen, sie in eigener hoher Person zu betreten, doch sind sie alle höchst unbedeutend; die größten nur fünf Fuß breit und etwa doppelt so lang. Kant hat in seiner fisischen Geografie schwimmende Inseln angeführt, deren Oberfläche man nach Quadratmeilen mißt, und die in den großen Seen von preußisch und russisch Lithauen häufig vorkommen.

Ein gesundes, kräftiges Volk bewohnt dieses Land; Ackerbau und Schifffahrt, Kriegskunst und friedliche Gewerbe werden mit gleichem Glücke von demselben betrieben; dabei sind sie mäßigen erlaubten Vergnügungen nicht abhold; unter diesen stehen körperliche Uebungen voran; das Armbrustschießen und das Ball- oder Kugelschlagen sind ihre Lieblingsspiele, auch Hahnenkämpfe werden gehalten, und zwar scheint es, als wenn diese Neigung, obschon sie von den Engländern anererbt ist, hier noch lebhafter sei, als in jenem großen Inselande; denn beinahe ein jeder Partikulier hält sich ein Paar Kampfhähne zu seinem Privatvergnügen, und läßt sie mit denen seiner Bekannten oder Freunde streiten, was jederzeit einem der Thiere das Leben kostet. Ein minder blutiger Kampf wird von andern getrieben, welche sich am Gesange der Vögel ergötzen. Zwei wohlabgerichtete Buchfinken werden einander nahe gegenüber gestellt, sie

fangen sogleich an zu singen, man möchte sagen, sich anzuschreien, dieses dauert so lange, bis eins der Thiere vor Müdigkeit und Erschöpfung nicht mehr weiter kann; das andere ist Sieger, und sein Herr streicht den Kampfpreis ein, den das kleine Thier mit seiner fertigen Kehle errungen.

Ein eigener Gebrauch fand sich noch im vorigen Jahrhunderte in der Grafschaft Artois: man wählte daselbst einen König der Aufpasser, Roi des Guetifs, derselbe wurde jederzeit aus niederem Stande zu seiner Würde erhoben, und hatte unter seinen Befehlen eine zahlreiche Bande junger Leute, die seine Soldaten hießen und seinen Befehlen unumschränkt untergeben waren. An zwei Tagen im Jahre, am Neujahrs- und Martinsfeste stattete er den Chefs seines Ortes eine Visite ab, und erhielt dafür ein Geldgeschenk, womit man sich an diesen beiden Tagen vergnügte. Zugleich übten die Könige ihre eigene Funktion: wo nämlich ein Ehemann von seiner Frau überwunden unter dem Pantoffel stand, da erschien der König, auf einem Esel reitend, umgeben von seiner ganzen Garde, riß einen Strohhalm aus dem Dache, und im Augenblicke stürzte sein ganzes Gefolge sich darüber her, das Dach ward binnen wenigen Augenblicken abgedeckt, ohne daß irgend Jemand das Innere des Hauses betreten hätte. Unauslöschliche Schmach folgte dem so gebrandmarkten Ehepaare durch das ganze Leben und dieser Gebrauch soll zur Folge gehabt haben, daß nur wenige Frauen es versuchten, die Hosen anzuziehen.

Der Menschenschlag ist hier, wie im ganzen Norden von Frankreich, vorzugsweise groß und wohlgebaut zu nennen, man sieht, daß die Rasse eine durchaus andere ist, als jene des südlichen Frankreichs, besonders zeichnen sich die Frauen durch schlanken Wuchs, durch frische Farbe aus; man findet hier, was im übrigen Frankreich sehr selten ist, blonde Haare und blaue Augen.

Die Nationaltracht aber scheint nicht von Leuten erfunden, welche mit Schönheitssinn begabt gewesen; sie ist entstellend häßlich, was um so auffallender sein muß, als man in mehren der benachbarten Gegenden so schöne Trachten findet, daß sie beinahe an das Ideelle gränzen.

Arras, auf dem rechten Ufer der Scarpe, ist Hauptort des Departements, zählt beinahe 24.000 Einwohner, ist sehr alt und eine bedeutend befestigte Stadt. Vielfältiges Unglück betraf die Stadt. Oft hat sie ihren Herrn gewechselt. Die Spanier nahmen unter Karl VIII., im Jahre 1490, die Stadt, befestigten sie sehr stark, und setzten über eines der Thore die Verse:

Quand les français prendront Arras,
Les souris mangeront les chats.

Als im Jahre 1640 die Stadt wieder in die Hände der Franzosen kam, zeigten diese sich nicht weniger eitel und prahlerisch, als die Spanier, sie zerstörten das „p" in dem angeführten Verse, späterhin aber ward das ganze verlöscht. Unter Ludwig dem XIV. befestigte Vauban die Stadt noch mehr, als sie es bis dahin gewesen, und machte dadurch und durch eine starke Zitadelle sie zu einem der wichtigsten Plätze von Frankreich. Der Ort liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene und wird durch das Flüßchen Crinchon in zwei Theile getheilt. Der zunächst der Zitadelle gelegene heißt Citi, der andere wird die Stadt genannt. Beide waren bloß durch Mauern von einander getrennt. In der Mitte der letztern befindet sich die berühmte Kirche St. Waast, welche ein gothisches, höchst merkwürdiges Bauwerk ist. Die noch größere und schönere Kathedrale wurde während der großen Revolution gänzlich zerstört; sie enthielt zwei Reliquien, welche in hohem Ansehen standen; die eine derselben war das berühmte Manna, das im Jahre 371, während einer großen Hungersnoth, vom Himmel fiel und die Schrecknisse derselben minderte, die andere Reliquie war ein himmlisches Kunstwerk und lieferte den Beweis, daß man in dem Wohnsitze der Seligen auch Handwerke zu treiben versteht, Bergwerke habe, Kupfer schmelzen, Messing bereiten, gießen, drechseln, poliren könne, ja daß man auch etwas auf den äußern Schein halte. Die Reliquie war nämlich ein messingener versilberter Leuchter, welchen die heilige Jungfrau Maria in eigener Person, während der Pest des Jahres 1105 (ohne sich vor Ansteckung zu fürchten), dem Bischofe Lambert gebracht hatte; in der That ward die Pest dadurch vertrieben, denn der Leuchter kam an, als sie eben im Abschiednehmen begriffen war. Diese Reliquie stand in überaus hohem Ansehen, bis die Revolution demselben ein Ende machte; man weiß nicht, wohin sie gekommen sind. Unter den Bauten zeichnen sich noch aus: die Präfektur, der Justizpalast, das Schauspielhaus, das Arsenal, mehre Kasernen, eine bedeckte Reitbahn und manche andere. Die Stadt ist an sich gut gebaut, und ziemlich freundlich, die Umgebungen aber sind etwas einförmig. Hier soll es gewesen sein, wo man zuerst jene Brunnen gebohrt hat, welche von der Provinz Artois artesische genannt werden; es sind jedoch mehre Städte, welche einander das Priori-

tätsrecht dieser Erfindung streitig machen. Einen entgegengesetzten Gebrauch hat ein französischer Ingenieur von dieser Entdeckung gemacht, indem er einen Sumpf, welchem man vergeblich an der Oberfläche der Erde einen Abzug zu geben versuchte, dadurch austrocknete, daß er in seiner Mitte mehre Oeffnungen bohrte, die nunmehr sein Wasser nach unten ableiten, und so einen beträchtlichen Theil unbenutzbaren Erdreichs der Kultur wiedergab.

Bêthune, an der Brette, Hauptort eines Arrondissements, zählt 7.000 Einwohner, ist keine alte Stadt, indem sich ihre Geschichte nicht weiter als bis zum Jahre 1.000 unserer Zeitrechnung zurückführen läßt, war von jeher eine Festung, gewann jedoch erst durch Vaubau eigentliche Bedeutung. Die Stadt liegt auf einem Felsen, in Form eines unregelmäßigen Dreieckes, dessen eine Ecke ein festes Schloß einnimmt. Sie enthält nichts Merkwürdiges, als eine gothische Hauptkirche und einen alten Wart- und Glockenthurm von eigenthümlicher Bauart.

Boulogne, Seehafen am Kanale von Calais, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 21.000 Einwohner. Schon zur Zeit der Römer war der Ort ein wichtiger Seehafen, und man findet noch jetzt die Trümmer eines Leuchtthurms, welcher unfern der Stadt gestanden und ein prachtvolles Bauwerk gewesen sein muß, wenn man von der Festigkeit und Größe seiner Fundamente auf das Uebrige schließen darf. Eine große Menge prachtvoller Paläste, Schiffswerften, Magazine für die römische Flotte war noch zur Zeit der Normannen hier zu finden. Diese kühnen und mächtigen Eroberer zerstörten jedoch die Stadt ganz und gar im Jahre 882, und die neue Stadt ist beinahe ganz auf den Trümmern der alten erbaut. Sie lehnt sich an einen Hügel und wird dadurch in die obere und untere Stadt getheilt. Die erstere war durch starke Befestigungen gedeckt; diese sind bis auf ein altes Schloß und einige Umgürtungsmauern verschwunden. Auf einer derselben befindet sich ein schattiger Spaziergang, welcher die herrlichste Aussicht auf das Meer gewährt, im Hintergrunde sieht man die Küsten von England ganz deutlich, da der Kanal hier beinahe seine geringste Breite hat. Die Stadt ist ziemlich hübsch, doch durchaus unregelmäßig gebaut. Zwei öffentliche Plätze mit Fontainen geziert, haben schöne Häuser; die Kathedrale ist wohl gebaut und zeigt einige Merkwürdigkeiten auf. In der Straße, welche nach dem Schlosse führt, steht das Haus des le Sage, des berühmten Verfassers des Gil-Blas.

Die untere Stadt ist neuerer Bauart; sie erstreckt sich zwischen der alten und den Dünen nach dem Hafen hin, ist regelmäßig, und zeigt viele hübsche Bauten, unter denen das Badehaus, das allgemeine Hospital, die Unterpräfektur, das Theater und die Kasernen sich auszeichnen.

zeichnen. Nahe bei der Stadt steht die Säule der großen Armee, ein mächtiger Thurm in Säulenform aus Quadersteinen erbaut, zum Denkmale an Napoleons Siege hier errichtet; sie ward begonnen, als Napoleon einen Uebergang nach England zu beabsichtigen schien, und ist im Jahre 1821 beendigt.

Montreuil, auf dem rechten Ufer der Kanche gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 4.100 Einwohner, hat ein sehr altes Schloß und scheint schon lange vor der Römerzeit fest gewesen zu sein, indem Cäsar sich dessen nur mit Mühe und Aufopferung bemächtigte, auch späterhin, als sicherer Schutzort betrachtet, vertraute man den alten Mauern die Reliquien der Heiligen, und glaubte sie hier vollkommen verborgen. Die Stadt theilt sich durch ihre Lage an einem Hügel in eine obere und in eine untere, ist ziemlich gut gebaut, hat jedoch wenig Merkwürdiges, wenn man die Hauptkirche ausnehmen will.

Saint Omer, am Aa, Hauptort des Arrondissements, zählt 19.400 Einwohner, gehörte lange Zeit den Engländern, und ward erst im Jahre 1677 durch den Bruder Ludwigs XIV. genommen, seit welcher Zeit die Stadt zu Frankreich gehört; sie ist ziemlich gut gebaut, hat hübsche gerade Straßen, ist durch unregelmäßige aber wohl unterhaltene Festungswerke geschützt, und bei hinlänglicher Besatzung wohl im Stande einem Feinde zu widerstehen, um so mehr, als die Lage in einer sehr sumpfigen Gegend dem Feinde die Annäherung schwer macht. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich die Kathedrale, als ein großes imposantes Werk gothischer Kunst aus, sie ist auf der Stelle erbaut, auf welcher der heilige Omer, von welchem die Stadt ihren Namen hat, begraben liegt. Das Grabmal dieses Schutzpatrons der Stadt ist ausgezeichnet schön; er ruht auf dem obersten Theile desselben in ganzer Figur in bischöflicher Kleidung. Vieles vortreffliche Schnitzwerk von Holz und Stein ziert die Kirche, ein großes Bild, von Rubens gemalt, ist einer der größten Schätze dieser Kirche; noch viel merkwürdiger aber ist für die Bewohner der Umgegend le grand dieu de Thérouanne, das ist eine sehr große abscheulich gearbeitete Figur auf dem Glockenthurme dieser Kirche, welche nach abgelaufener Stunde den Arm erhebt, und mit einem schweren Hammer die Glocke schlägt, ein Wunder, welches das Staunen aller Bauern erregt, die nach der Stadt kommen, so daß man stets Landleute dort versammelt findet, welche dem Riesen aufpassen. Die Abtei St. Bertin war ein höchst vortreffliches gothisches Bauwerk, während der Revolution ist dasselbe gänzlich zerstört worden, so daß man jetzt nur noch unförmliche Trümmer davon sieht. Die Vorstadt Haut Pont bildet gewissermaaßen einen Ort für sich, sie dehnt sich auf den beiden Ufern des Aaflusses aus, und ist von flandrischen Familien bewohnt, welche

sich hier fast rein und unvermischt erhalten haben. Unfern dieser Vorstadt befinden sich auch die bereits im Eingange erwähnten schwimmenden Inseln.

Saint-Pol, unfern der Quellen der Ternoise, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 3.500 Einwohner. Der Ort war ehemals fest, und hatte mehre schwere Belagerungen zu überstehen; die schrecklichste derselben unter Kaiser Karl V., welcher ihn im Jahre 1537 mit stürmender Hand nahm, die Bevölkerung ermorden und alles niederbrennen ließ. Die Trümmer wurden durch den Pirenäenfrieden wieder an Frankreich zurückgegeben; doch hat sich der Ort nie von seinem Unglücke erholt.

LXIII.

Das Departement du Nord.

Es ist das nördlichste von ganz Frankreich, liegt am Kanal und besteht aus dem französischen Flandern, Cambresis und der Grafschaft Hainault (Hennegau). Die Oberfläche des Landes beträgt 110 □ Meilen, auf derselben wohnt die ungeheure Bevölkerung von beinahe 1 Million Menschen, so daß circa 9.000 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Zum Heere werden jährlich 3.250 Mann gestellt. Zwölf Wahlbezirke haben zu Hauptstädten: Lille, Douai, Dunkerque, Cambrai, Valenciennes, Avesnes und Hazebrouck.

Diese Gränz-Provinz ist mit ihrer nördlichsten Seite gegen den Kanal, also gegen England gekehrt, mit ihrer östlichen aber gegen Belgien. Der Boden nimmt an der Beschaffenheit des letzgenannten Landes Theil, ist sehr fruchtbar und auch sehr gut kultivirt, und lohnt nur in der Nähe des Meeres, wo Dünen oder Haiden vorwalten, nicht so reichlich den Fleiß des Landmanns. Berge findet man beinahe gar nicht; was man

so zu nennen pflegt, sind höchst unbedeutende Erhöhungen, welche kaum 300 Fuß über die Meeresfläche steigen. Sümpfe und flache Seen kommen häufig genug vor; wo Austrocknung derselben möglich war, da ist sie versucht worden; eine so starke Bevölkerung, wie dieses Land sie hat, macht es nöthig, daß aller Fleiß auf die Vermehrung des Bodens verwendet wird. Eine große Menge verschiedener Flüsse durchströmt dieses Ländchen und vermehrt die Fruchtbarkeit auffallend, auch das Klima trägt hierzu bei, denn es ist warm und feucht, die Nähe des Meeres erzeugt im Winter viel Nebel, Schnee bedeckt die Felder selten, Frost thut den Bäumen niemals Schaden, und der Sommer ist niemals so heiß, daß er die Felder dörre und den Fleiß des Landmanns vernichte.

Die Hausthiere sind von ungewöhnlich guter Rasse, die Rinder geben reichlich Milch, die Pferde sind von fast kolossaler Größe, die Schaafe liefern eine ungemein lange und feine Wolle, und nicht zufrieden mit dem, was sie an sich Gutes haben, suchen sie dieselben noch durch Kreuzung mit spanischen und englischen Böcken zu veredlen. Auffallend wird es, hier zuerst in ganz Frankreich Hunde als Zugvieh gebraucht zu sehen, und es ist allen Ernstes davon die Rede gewesen, eine Hunde-Post zu errichten. Seit dem Jahre 1806 besteht zwischen den Orten Lille und Turcoing schon der Anfang hiezu, indem ein Wagen, gezogen von einem Manne und einem Hunde, die einzige Verbindung zwischen diesen beiden Orten macht. Diese Hunde-Post sieht man zwar nicht Behufs der Brief-Versendung, jedoch sehr häufig in Norddeutschland als Hülfsmittel für die Bauerfrauen, welche ihre Milch zur Stadt bringen, und ein gut dressirter Hund, der einmal an das Ziehen gewöhnt ist, vermag bei einem gut eingerichteten Wagen sehr wohl eine Last von drei Zentnern fortzuschaffen. Das Hochwild ist sehr selten geworden, noch ziemlich häufig und darum nicht selten schädlich ist das kleine Wild; Hasen und Kaninchen werden manchmal dem Landmann zur Plage, indem sie seine Aerndten angreifen. Unter den schädlichen Thieren ist wohl der Fuchs das schlimmste, denn die Wölfe sind ganz ausgerottet. Vogelwild giebt es in großer Menge, nicht weniger Fische.

Das Pflanzenreich bietet nichts dar, was nicht auch in andern nördlichen Departements von Frankreich vorkäme; vorzugsweise geschätzt sind jedoch die Gemüse von einigen Orten, welche sich besonders mit dem Bau derselben beschäftigen. Ueber diesen verdient der Blumenkohl von Rosenthal besonderer Erwähnung. Die Köpfe desselben erreichen einen Durchmesser von 10 bis 12 Zoll, was in Norddeutschland schon zu den Seltenheiten gehört (außer in den Marschgegenden von Hamburg), in Süddeutschland aber gar nicht gefunden wird. Wo man der Natur alles überlassen zu können glaubt, vernachläßigt man gewöhnlich die Kultur

des Bodens; darum steht der Süden hierin durchweg dem Norden nach. So auch hier findet man in einer Region, welche von den Franzosen als kalt, als von der Natur stiefmütterlich behandelt, angesehen wird, viel köstlichere Früchte, als in dem übrigen Frankreich; Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, werden in hoher Vollkommenheit gezogen, und übertreffen an Saftfülle, an Süßigkeit bei weitem die Früchte derselben Art, welche man in jenen Gegenden findet, wo der Wein wächst, wo die Orangen im Freien ausdauern; es wird zwar weder ein Süddeutscher, noch ein Franzose diese Behauptung zugeben, doch ist sie durch die Erfahrung erwiesen, und man kann nichts weiter thun, als den ungläubigen Südländer nach dem kalten Norden verweisen.

Die Bewohner dieser Provinz, die französischen Flamänder, haben etwas äußerlich hartes und rauhes, sie scheinen von Natur kalten Temperaments, gerne für sich lebend, wenig mittheilsam gegen ihre Landsleute, noch weniger gegen Fremde, gegen welche sie eine innere Abneigung haben sollen. Ja es scheint, als seien sie sogar Feinde aller Neuigkeiten, nicht nur, daß die so allgemein erste Frage „was giebts Neues„ ihnen fast gänzlich unbekannt ist, sondern auch das bemerkt man, daß sie einen Erzähler leicht Schwätzer nennen, und daß sie keine Neuigkeiten wissen wollen. Darum werden sie von dergleichen, wenn sie wirklich wichtig sind, stark aufgeregt. Sie sind leicht zu Verdacht geneigt, ein gewisses Stabilitäts-System läßt sie jede Veränderung scheuen, deshalb finden Neuerungen auch nur schwer Eingang bei ihnen. Im Uebrigen sind ihre Sitten sanft, die Härte des Gemüthes ist nur scheinbar; als Familienglieder sind sie äußerst liebevoll, sehr mitleidig gegen den Leidenden, ihre scheinbare Ruhe und Unbeweglichkeit hindert sie nicht, gute Kaufleute, vortreffliche Spekulanten, tüchtige Landwirthe zu sein, man findet die Gelehrsamkeit bei ihnen sowohl geachtet, als sogar mit Liebe getrieben. Es sind so tüchtige Staatsmänner, als Soldaten, als Seehelden aus ihnen hervorgegangen, was ein Beweis ist, daß es ihnen in keiner Art an Fähigkeiten gebricht.

Häuslich, ökonomisch, nicht geneigt zur Verschwendung findet man in ihren Häusern selten einen auffallenden Luxus, dagegen ist die Reinlichkeit außerordentlich groß. Die Häuser sind stets sauber übertüncht, gewähren einen freundlichen Anblick, alles, was von Metall ist, wird geputzt, polirt, die Fenster flimmern und glänzen, die Böden werden gewaschen, vielleicht nur zu oft für die Gesundheit. In den Gärten findet man eine ungemeine Regelmäßigkeit der Anlage. Die Gänge, die Beete, ja die Bäume und Sträuche sind nach der Schnur gezogen, die Wege mit buntem Sand bestreut. Auch in der Kleidung findet man diese Ordnung und Reinlichkeit, alles ist sauber und nett daran, obwohl

nichts Ausgezeichnetes auf eine eigenthümliche Nationaltracht deutet. Die Nahrung ist außerordentlich kräftig, sie besteht vorzugsweise in vielen Fleischspeisen, wobei geräucherte und künstlich zubereitete Substanzen, als Würste, Schinken u. dgl., die Hauptsache ausmachen. Starke Getränke liebt man sehr, und hat eben nicht den Ruhm, sie mäßig zu brauchen, selbst Mägdchen und Frauen trinken schweres Bier, Porter- und Wachholder-Branntwein.

Das sehr rüstige, markige Volk braucht Spiele, welche seiner körperlichen Stärke entsprechen; darum findet man gewaltsame Leibesübungen hier mehr, als irgendwo in Frankreich. Der Gebrauch der schweren Armbrust oder des Bogens, mit welchem zu schießen es einer wirklich sehr bedeutenden körperlichen Kraft bedarf, da es keine Kleinigkeit ist, denselben leicht in freier Hand zu spannen, — ich sage leicht — denn so wie dieses Mühe kostet, so zittert der Arm, der den Bogen hält, und es ist unmöglich das Ziel auf 20 Schritte weit zu treffen — zeigt schon eine solche Richtung an. Es legen die Flamänder auch eine große Wichtigkeit hierauf, sie lachen die Südländer aus, welche sich der Kugelbüchse statt des schönen schlanken Bogens bedienen, sie halten es für thöricht, ein anderes Gewehr zu führen, wenn man zu diesem Stärke genug hat. Die Bogen- und die Armbrustschützen bilden ordentlich organisirte Gesellschaften, sie halten glänzende Prozessionen, wenn sie sich versammeln, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen, sie haben prächtig gestickte seidene Fahnen, sie werden angeführt von stark besetzten Musikören, kurz sie behandeln die Sache mit einer Gravität, als wäre sie von der allerhöchsten Wichtigkeit. Gewöhnlich wird bei solchen Gelegenheiten nach einem Vogel geschossen. König ist derjenige, welcher das letzte Stück herunterschießt. Unter Pfeifen- und Trommelschall werden ihm die Insignien seiner Würde umgehängt, unter Pfeifen, und Trommelschall wird die ganze Familie des Königs herbeigeholt, um an dem Feste und der Ehre des Herrn Antheil zu nehmen. Der König ist hiebei nicht die höchste Würde, es giebt deren bei jeder Gesellschaft mehre, wer aber dreimal König gewesen ist, und es zum Viertenmale wird, erhält den Titel eines Kaisers und behält denselben so lange, bis ein anderer ihm in dieser Würde folgt. Sein Abzeichen ist ein großer silberner Vogel an einer silbernen Kette hängend, er eröffnet bei Prozessionen jederzeit den Zug, gestützt auf den Seneschall und den Marschall seines Reichs. Ihn umgeben die Könige und die Großwürdenträger. Hierauf kommen die übrigen paarweise und zahllose Zuschauer, obwohl sie schon hundert und aber hundertmal dasselbe gesehen haben, schließen sich theilnehmend dem Zuge an. Schmausereien und Bälle beschließen jedesmal solch ein Fest, zu welchem nicht selten ver-

schiedene Schützen-Gesellschaften zusammen kommen, um sich den Rang streitig zu machen.

Das Bauernvolk hat ein besonderes Vergnügen an den Kirmesfesten (Kirchweihen), bei denen Tanz und Essen und Trinken die Hauptvergnügungen bilden; jedes Dorf hat wenigstens ein solches Fest im Jahre, viele Gemeinden haben zwei dergleichen, doch ist das natürlich nicht genug, und man sucht immer noch andere Orte auf, um sich daselbst zu vergnügen. Gewöhnlich sind an einem solchen Kirchweihtage fünf bis sechs ganze Gemeinden an dem Orte des Festes versammelt, auch hier sind Aufzüge und Prozessionen etwas Gewöhnliches, vielmehr noch aber findet man dieselben in den Städten, woselbst man große Wichtigkeit darauf legt. Jeder bedeutende Ort hat irgend einen Heiligen, dem irgend wo einmal, von irgend einem Riesen, irgend etwas geschehen ist; der ganze Vorgang wird nun an dem Feste des Heiligen dargestellt, der Riese, stets ein sehr starker Mann, der einen zweiten auf den Schultern trägt, ist höchst glänzend und abenteuerlich gekleidet, hat sich sehr ungebührig, und wird deßhalb von acht bis zehn Leuten an langen blechenen Ketten geführt. Der Heilige im glänzendsten Kirchenornat, oder die Heilige, (von dem schönsten Mägdchen wird diese Rolle übernommen) sitzt auf einem Triumpfwagen, entweder von reich geschirrten Pferden oder von Menschen gezogen, erhebt sich von Zeit zu Zeit, um mit einem Speer nach dem Riesen zu stechen, der dann immer so wild wird, daß er die ihn an Ketten haltenden zum großen Vergnügen des Publikums hin und herreißt, und zum öfteren niederwirft.

Der ganze Klerus der Stadt folgt paarweise der Prozession, alle Fahnen, welche die Kirchen besitzen, paradiren dabei, was Füße hat läuft im höchsten Staat herzu, entweder um sich der Prozession anzuschließen, oder um als Zuschauer zu figuriren. Oft sind diese Prozessionen von besonderen Späßen begleitet; so besteht vielleicht noch zu Valenciennes folgender Gebrauch: die heilige Jungfrau wird auf einem prachtvollen Wagen, begleitet von einer elegant uniformirten Kavallerie, durch die Stadt geführt; sie hat im Jahre 1008 die Stadt vor der Pest geschützt, indem sie derselben eine goldene Schnur schenkte, welche rund um die Stadt gezogen wurde, und welche zu überschreiten der Pest unmöglich war. Ein Räuber Anéen wollte versuchen, dieses Heiligthum zu stehlen, er dient nun auch, um die Prozession zu verherrlichen. Eine große grotesk aufgeputzte Figur von Holz stellt denselben vor, die eine Hand des Räubers trägt eine Rinne mit Ringen gefüllt, wie man dieselbe beim Karousell oder Ringelringen braucht, die andere Hand trägt eine lange schwankende Peitsche. Die ganze massive Figur steht auf einer eisernen Axe und dreht sich bei der leichtesten Bewegung um. Alt und Jung

kommt herzu, um sich einen der Ringe zu holen, welche von Silber sind, und deßhalb die Begier der gemeinen Leute reizen. Man muß sie zu erlangen suchen, indem man mit einem Degen darnach sticht. Trifft man nicht in den Ring, trifft man den Halter, so dreht sich die leicht bewegliche Figur plötzlich um, und giebt dem Ungeschickten einen Peitschenhieb, zum großen Ergötzen des Publikums, welches darob in ein wieherndes Gelächter ausbricht.

Lille, sonst die Hauptstadt des französischen Flandern, ist der Hauptort des Departements, und die stärkste Festung von ganz Frankreich. Die Lage ist äußerst günstig, eine große Ebene umgiebt sie von allen Seiten, ein Verbindungskanal zwischen der Scarpe und Lys läuft durch dieselbe, und bewässert die Graben der Festungswerke. 70.000 Menschen bewohnen die Stadt, welche geräumig gebaut, regelmäßig und viel freundlicher ist, als beinahe irgend eine andere Stadt von Frankreich. Die Häuser sind fast alle von Ziegelsteinen gebaut, das untere Geschoß ist gewöhnlich nicht gediehlt, sondern mit Ziegelsteinen gepflastert. Häufig findet man ein halb unterirdisches, ein Kellergeschoß, welches von den ärmsten Leuten bewohnt wird, feucht und sehr ungesund ist, und eigentlich nur dadurch bewohnbar wird, daß noch tiefer der wirkliche Keller liegt. Von den 200 Straßen, (die Gassen, Gäßchen und Durchgänge sind hier nicht mitgezählt) sind die mehrsten breit und schön, 27 Plätze wären der Zahl nach genug, für eine Stadt wie diese; doch sind sie alle, bis auf Einen, sehr unbedeutend. Dieser sogenannte Waffenplatz hat 450 Fuß Länge und 220 Fuß Breite. Unter den Gebäuden zeichnet sich das Rathhaus aus, welches zu einem andern Zwecke im 13ten Jahrhunderte durch die Herzoge von Burgund erbaut worden ist. Vom Jahre 1524, da Kaiser Karl V. daselbst wohnte, erhielt es den Titel eines Kaiserpalastes, auch ward es von eben diesem Fürsten mit vielen hochwichtigen Privilegien belehnt. Später kaufte die Stadt den Palast, und machte ihn zum Rathhause. Die Münze, die Börse, mehre Kasernen und Schlachthäuser, das Theater sind schöne Gebäude. Auffallend ist es, daß die Kirchen keineswegs schön sind. Lille zählt sechs Parochialkirchen und eine große Menge anderer, doch hält keine einen Vergleich mit den großen gothischen Bauten aus, davon wir schon oft Gelegenheit hatten, selbst bei kleinen Städten zu erwähnen. Eine schöne Esplanade dient den Bewohnern als täglicher Spaziergang. Gleich nach Tisch kann man die ganze schöne Welt daselbst versammelt finden, zweimal in der Woche ist der Anblick vorzüglich brillant, Musikköre sind alsdann daselbst aufge-

stellt, und bemühen sich, die Zuschauer durch geräuschvolle Musik zu unterhalten, wie diese sich hinwiederum bemühen, durch lautes Geplauder die Musik zu übertönen. Glänzende Equipagen spielen dabei eine Hauptrolle, da aber die Esplanade sehr kurz ist, müssen die Wagen bald umkehren, und sind daher immer unter den Augen der Spaziergänger. Dieß mag die Ursache sein, warum man in Lille in den Kutschen die Repräsentanten ihrer Besitzer sieht, und alle Klatschereien und die ganze Chroniquescandaleuse an eben diese Karossen knüpft. Von Jemanden, der keine Kutschen hat, nimmt man gar nicht Notiz, er ist für Lille nicht da. So bald man eine Kutsche besitzt, gehört man zu den Notabilitäten und hat das Recht, sich beklatschen und bekritteln zu lassen.

Dieudonné, Präfekt des Departements du Nord, sagt in einem Bericht über die Sitten des Volks und der Stadt, „in dieser Kutsche stecken viele Schulden, jene Kutsche fabrizirt treffliche Spitzen, die dritte dort besitzt ein Landgut von 3.000 Morgen, und jene vierte wird bald banquerot machen. Die Kutsche ist deine Familie, die Kutsche ist deine Frau, ist deine heirathsfähige Tochter, deine Kutsche schöpft frische Luft und fährt spazieren, du glänzest, wenn deine Kutsche schön ist, und man freut sich über dein Wohlsein, wenn deine Pferde gesund sind. O, glückliche Stadt, nur medisant für einige Wenige! o, glückliche Stadt, welche sich nur mit denjenigen beschäftigt, welche beschäftigen wollen, und diejenigen in Ruhe läßt, welche zu Fuß gehen, welche keine Kutsche haben! o glückliche Stadt, in der man im Frieden leben kann, wenn man will, und verläumdet sein kann, wenn man darnach gelüstet."

Man braucht übrigens nicht zu Fuß zu gehen, wenn man auch keine Equipage hat, es giebt ein Fuhrwerk, welches Vinaigrette heißt, dasselbe wird von einem Menschen gezogen, welcher Kutscher und Pferd zu gleicher Zeit ist. Mit größter Sicherheit kann man sich demselben überlassen, denn solch ein Thier reißt nicht aus, man kann mit demselben sprechen wie mit einem Menschen, und ein großer Vortheil liegt doch auch darin, daß man sich nicht darum zu bekümmern braucht, ob es schlechte Lungen oder den Spat hat, oder ob es buglahm ist, und daß man beim schlechtesten Wetter dasselbe stundenlang vor der Thüre warten lassen kann, ohne Gewissensbisse, was man schwerlich thäte, wenn es ein Pferd für 1.000 Dukaten wäre.

Die Stadt ist umgürtet mit starken Wällen und Graben, hat 17 Bastionen, und eine sehr starke Zitadelle. Eine künstliche Bewässerung macht es möglich, sie ganz zu überschwemmen, sie mit einem breiten See zu umgeben. Die Zitadelle ist ein Meisterstück Vaubans, sie ist ein regelmäßiges Fünfeck, davon zwei Ecken gegen die Stadt, drei gegen das Feld gerichtet sind. Der Geschmack der Einwohner an Landhäusern wird

durch diese sehr beschränkt, die Kanonenkugeln schreiben die Linie vor, bis zu welcher die Häuser, die Bäume sich erheben dürfen, daher ist alles sehr zierlich und klein, zwar mit vielem Geschmack angelegt, doch so, als wäre es zum Spielwerke für Kinder bestimmt.

Douai, Hauptort des Arrondissements, zählt 19.000 Einwohner und liegt an der Scarpe und der Sensée, ist eine sehr feste und eine sehr alte Stadt, denn sie war schon zur Zeit des Julius Cäsar bekannt und bewohnt. Sie ist ziemlich wohl gebaut, hat gerade Straßen und einige nicht unbedeutende Plätze, auf den Wällen sind schöne Spaziergänge angelegt. Die Stadt war ehemals der Sitz des Parlaments von Flandern, wurde jedoch seit der Revolution zu einer Provinzialstadt, jetzt sind dort große Artilleriewerkstätten, ein reiches Arsenal und eine Kanonengießerei vorhanden. Eine Gemäldegallerie und eine Antiquitätensammlung sind der Aufmersamkeit werth.

Dunkerque, (Dünkirchen), Meerhafen und Festung am Ozean, Hauptstadt des Arrondissements, zählt 25.000 Einwohner, ist nach vielen Unglücksfällen und wiederholten Zerstörungen durch die Engländer, welche lange Zeit eifersüchtig darüber wachten, daß der Ort nicht wieder aufgebaut würde, doch endlich hergestellt und bildet jetzt eine der freundlichsten Städte des nördlichen Frankreichs. Die Straßen sind frei, gut gepflastert, haben schöne Trottoirs, die freundlichen Häuser sind nicht sehr hoch und gestatten daher Luft und Licht dem Zugang, der Hauptplatz ist groß, und der Platz Jean Bart mit Bäumen besetzt, er enthält ein Denkmal des berühmten Seemannes, dessen Namen er führt, dieses ist jedoch klein und unbedeutend. Interessant sind die Schleußen, welche zur Reinigung des Hafens dienen; der Hafen selbst ist von Bedeutung, indem er der einzige ist, den die Franzosen an der Nordsee haben; auch ein Leuchtthurm ist bemerkenswerth. Ein unbegreiflicher Befehl Ludwig des XIV., welcher Dünkirchen von den Engländern zurück erkaufte, hatte alle Gebäude bis auf eine gewisse Höhe abtragen lassen, so war es auch mit dem Leuchtthurme geschehen, und die Seeleute, des Zeichens beraubt, das derselbe ihnen bei Nacht schon von Ferne gab, liefen auf den Strand, dieß verursachte denn, daß man auf dem großen Glockenthurme ein Häuschen baute, in welchem ein Wächter wohnte, der Tag und Nacht aufpassen, die Ankunft der Schiffe anzeigen mußte, und das Feuer zu unterhalten hatte. Er muß durch Anschlagen einer Glocke alle Stunden wiederholen, welche die Uhren der Stadt angeben, und dadurch beweisen, daß er stets auf seinem Posten ist. Man vermuthet, daß der Befehl zur Schleifung der Thürme zu den Kaufbedingungen gehörte; wenigstens haben noch spätere Friedenstraktate zwischen den Franzosen und Engländern immerfort die Vernichtung der Festung im Auge gehabt. Der Thurm ist noch überdieß

merkwürdig als derselbe, der den Arbeiten des Cassini und späterhin auch denen der Herren Biot und Arago zum Hauptpunkte diente, von welchem aus sie ihre Landesvermessungen machten; die große Triangulation der Letzteren sollte von hier aus nach London und weiter nach Schottland fortgesetzt werden. Sehr berühmt ist das Glockenspiel von Dünkirchen, es befindet sich in dem Leucht- und Glockenthurme und ist sowohl in den Nachbarländern häufig als auch einzeln in ganz Norddeutschland nachgeahmt worden.

Cambrai, Hauptort des Arrondissements, zählt 18.000 Einwohner, liegt auf dem linken Ufer der Schelde und ist eine ziemlich starke Festung, welche unter Ludwig XIV. durch Vauban in guten Stand gesetzt worden ist, der unter anderem eine tüchtige Zitadelle anlegte. Cambrai ist ziemlich gut gebaut, und hat besonders einige alte Paläste, zu denen der des Erzbischofs gezählt werden muß. Fenelon hatte hier seine Residenz. Seit dem Konkordate von 1802 ist der erzbischöfliche Sitz in einen bischöflichen verwandelt worden.

Valenciennes, Hauptort des Arrondissements, zählt 19.000 Einwohner und liegt am Zusammenflusse der Schelde mit der Rhonelle. Die Stadt ist groß und hat schöne Häuser, doch sind die Straßen sehr unregelmäßig gebaut, so, daß die Paläste, welche in denselben stehen, keinen besonders günstigen Eindruck machen. Ein sehr großer Platz enthält das Rathhaus mit einem zierlichen Thurme, enthält das Schauspielhaus und ein großes Hospital. Ein Museum, ein naturhistorisches Kabinet und eine nicht unbedeutende Bibliothek gehören zu den Zierden der Stadt; der Ort ist berühmt durch seine Spitzen-Manufakturen.

Avesnes, Hauptort des Arrondissements, an der Hulpe, zählt 3.200 Einwohner, welche ziemlich industriös sind, sich mit Fabrikation von Blech, Tabak, Salz, Branntwein ꝛc. beschäftigen. Der Ort ist eine nicht unbedeutende Festung, er liegt in der ersten von den drei Linien, welche Frankreich ganz umgürten, vermochte jedoch im Jahre 1815 den preußischen Kugeln nicht länger als sechs Stunden zu widerstehen, nach welcher Zeit man kapituliren mußte. Die einziehenden Sieger fanden kein einziges Haus, in welchem ihr Oberbefehlshaber hätte einquartirt werden können, so furchtbar waren die Verwüstungen, welche das kurze Bombardement angestellt hatte.

Hazebrouck, Hauptort des Arrondissements, liegt an der Borre, zählt 7.600 Einwohner, ist schlecht gebaut, und war früher ein ganz unbedeutender Flecken, bis seine Lage im Mittelpunkte eines Bezirkes demselben eine gewisse Wichtigkeit verlieh. Das Rathhaus, im Jahre 1808 erbaut, ist außer einem alten Thurme das einzige Merkwürdige, was die Stadt aufzuweisen hat.

LXIV.

Das Departement Korsika.

Die bis daher aufgezählten Departements liegen, regelmäßig auf einanderfolgend, in den sechszehn ersten Militärdivisionen, in deren 21 Frankreich eingetheilt ist. Die 17te Militärdivision umfaßt die Insel Korsika; wir müssen also, um dem bisher befolgten Gange treu zu bleiben, von dem festen Lande abspringen, und auf die Insel des mittelländischen Meeres übergehen, welche seit Kurzem zu Frankreich gehört, indem erst im Jahr 1769 Korsika, von den Genuesen an die Franzosen abgetreten, förmlich eine französische Provinz wurde.

Die Oberfläche der Insel beträgt 160 □ Meilen, sie wird von 196.000 Menschen bewohnt, welche jährlich 530 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wählt nur zwei Deputirte, was bei der großen Gerechtigkeitsliebe der Franzosen sehr ungerecht scheint, in dem hier doch ein ganzes Volk vertreten werden soll. Die Hauptorte sind Ajaccio und Bastia. Die Insel liegt zwischen dem 41° 15′ und 42° 59′ nördlicher Breite und zwischen dem 26° 15′ und 27° 16′ östlicher Länge. Eine, einige Meilen breite Meerenge trennt Korsika von der Nachbarinsel Sardinien, von dem nächsten italienischen Hafen, von Livorno ist sie 15 Meilen, von dem nächsten französischen Hafen Antibes, 25 Meilen entfernt. Die ganze Insel ist sehr gebirgig, die Mitte erhebt sich bis auf beinahe 10.000 Fuß, eine hohe Kette zieht sich in einer geschlängelten Linie von Norden nach Süden durch die Insel, die Gipfel derselben sind, trotz der südlichen Lage, den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, die Abhänge sind dicht bewaldet, ganze Heerden von Dammhirschen, von wilden Schwei-

nen und vieles andere Wild halten sich darin auf, die wilden korsikanischen Schafe, die Moufflons und Argalis bewohnen die Fels- und Haide-Gegenden. Von dem Hauptzuge gehen nach beiden Seiten verschiedene Gebirgszweige aus, alle so schroff und unwegsam wie das Hauptgebirge, wenn auch nicht gerade so hoch. Sie theilen die Insel in verschiedene Thäler, welche, fast ganz unbekannt mit einander, einzeln für sich bestehen, indem nur Saumpfade über die Gebirgsrücken führen. Diese Letztere laufen gegen die See in Vorgebirge aus, und hindern auch hier die Kommunikation zwischen den einzelnen Thälern, was vorzüglich im Westen der Fall ist, wo die felsigen, zackigen Gebirgsrücken schroff abgeschnitten in das Meer treten. Die Thäler sind tief eingeschnitten, sehr düster, viele derselben entbehren mehre Monate des Anblicks der Sonne, rauschende Wildbäche durchstürmen dieselben von allen Seiten, von den Abhängen der Berge herniederstürzend und sich in der Mitte des Thales in seiner größten Tiefe zu einem Flusse vereinigend, welcher die Eigenschaft der Wildbäche theilt, im Sommer fast ganz vertrocknet, in der nassen Jahreszeit aber durch entsetzliche Ueberschwemmungen vielfaches Unglück anrichtet. An den schroffen Felsabhängen kleben die Wohnungen der Menschen gleich Schwalbennestern vereinzelt, selten in Dörfer zusammen gebaut, geben sie in ihrer wilden, isolirten Lage ein treffendes Bild des düstern Karakters der Bewohner. Gegen das Meer hin werden die Thäler breiter, die Bäche, die Ströme haben einen langsameren Lauf, sind nicht mehr so verwüstend, die Abhänge der Berge bedecken sich mit Oliven-, mit Orangen-Wäldern, die Gipfel sind mit Lorbeeren und mit süßen Kastanien gekrönt. Die letzteren erreichen eine ungeheure Größe, oft besteht die ganze Wohnung einer korsischen Familie in einem hohlen Kastanienbaum, der zugleich ihr Ackerfeld ist, da sie Jahr aus Jahr ein von den süßen Früchten desselben und von Zwiebeln und Knoblauch leben. An den Seeküsten gewinnen die Thäler ihre größte Weite, dort dehnen sie sich in Sumpf und Moorgegenden aus, welche Reis und Mais im Ueberflusse tragen, doch sehr ungesund sind, daher die Wohnungen dort fast alle in Ruinen liegen, die Menschen diese Gegenden fliehen, die Gebirge zum Wohnsitz aufsuchen, und nur zur Aernte- und Bestellzeit herab kommen. Von bedeutenden Seen findet man nur zwei im Innern des Landes, den Ina und den Creno.

Der Boden der Insel scheint zum Ackerbaue wenig geeignet, der beste Theil derselben, die flachen Gegenden zunächst dem Meere sind aus der bereits angeführten Ursache, nicht bewohnt und werden daher nur höchst unvollkommen kultivirt, überhaupt scheint der Korse den Ackerbau nicht zu lieben, weil derselbe Arbeit fordert, er aber Faulheit der Arbeit vorzieht. Auf den Bergen ist die Erdschicht, welche den Felsboden bedeckt

sehr dünn, daher auch die Wurzeln der Bäume nirgends tief eindringen, sondern gleich riesigen Schlangen, oft hundert Fuß lang, halb über, halb unter der Erde fortlaufen; man würde daher, wollte man hier Ackerbau treiben, die Erde zusammentragen, an einzelnen Stellen aufhäufen und andere nackt legen müssen, dieß sind Arbeiten, welche man wohl einem fleißigen Chinesen, aber nicht einem faulen Korsikaner zumuthen kann. Von Düngung ist gar keine Rede, kaum wird der Boden ein wenig aufgerissen, und dennoch belohnt er hundertfach die an ihn gewendete Mühe; der Mais trägt tausendfältig, Waizen und Gerste geben fast immer reichliche Aernten, die Weine gehören zu den köstlichsten, welche ganz Europa erzieht, allein das Volk versteht nichts von seiner Behandlung, man weiß nicht was eine Kelter ist, man kann keine Trauben aufbewahren, und wäre das Gewächs nicht so von außerordentlichem Feuer, so würde es die Mißhandlungen, welche man ihm statt der Behandlung angedeihen läßt, so würde es das Einfüllen in Schläuche aus rohen Thierfellen unmöglich ertragen können. Der Oelbaum liefert ein äußerst feines Oel, besser als das von Lucca oder aus der Provence; allein das faule Volk bereitet nur Oehl zum Bedarf des eigenen Herdes oder der Lampe, aus welcher die Hausfrau nöthigenfalls den Ueberfluß zu den Speisen gießt, wenn sie ihr nicht fett genug scheinen. Treffliche, süße und bittere Orangen würden allein hinlänglich sein, um das Volk zu ernähren, wenn dasselbe Lust hätte, einen Handelszweig daraus zu machen, allein man läßt die herrlichen Früchte verfaulen, weil es zu viel Mühe macht, dieselben vom Baume zu nehmen. Ganze Wälder von Maulbeerbäumen bedecken die Insel; es fällt aber Niemand ein, Seidenwürmer damit zu füttern, und so geht auch dieses verloren. Man holt die Aloe von der Insel Soccotara an der Ostküste von Afrika, und läßt die auf der Insel Korsika wild wachsenden unbenutzt. Ebenso ist es mit den Datteln, welche hier beinahe so gute Früchte tragen, wie im glücklichen Arabien, doch weder gepflegt, noch eingesammelt werden. Auf den höheren Gebirgen, findet man die Forstbäume des nördlichen Europas, Eichen, Fichten, Tannen, Lärchen in Menge, und da sie das Klima sowohl als den Boden der nördlichen Gegenden haben, erreichen sie dieselbe Höhe und dieselbe Festigkeit, ihr Holz ist zum Schiffbau höchst vorzüglich, es ist zu vermuthen, daß die Franzosen nach und nach diese Schätze ausbeuten werden, die Korsikaner selbst scheinen nicht geneigt dazu, es würde wenigstens schwer halten, einen solchen aufzuweisen, der jemals einen Waldbaum gefällt hätte um ihn zu verkaufen, ja er mag sich selbst seine Hütte nicht daraus bauen, und zieht vor, Gesträuch und Stein elend zusammenzuflicken um sich daraus ein Obdach zu bereiten.

Das Thierreich bietet eine Merkwürdigkeit in den wilden Schafen

dar, welche die Gebirge hegen, die Thiere sind braungrau, haben glattes Haar, werden beinahe vier Fuß hoch und sechs Fuß lang, haben sehr starke Hörner, von denen eines oft 15 Pfund schwer ist, sind sehr behende Kletterer, gute Läufer und sind, nach Büffon, die eigentliche ursprüngliche Rasse, die Stammrasse aller Schafe. Diese Thiere werden nicht gezähmt und in Heerden gehalten, was wohl der Mühe werth wäre, sondern sie sind wild, und werden um ihres guten Fleisches und um des Felles willen gejagt. Die Pferde dieses Landes haben nichts ausgezeichnet Schönes, sie sind im Gegentheile klein und unansehnlich, doch sehr dauerhaft, auch die Esel und die Maulthiere sind von kleinem Schlage, sie werden sehr häufig gehalten, weil sie die einzigen Lastthiere sind, die man in Korsika brauchen kann, wo es bis jetzt eigentlich noch gar keine Wege, sondern nur Fußpfade giebt. Unter dem Heerdenvieh ist das korsische Schaf (das gezähmte) merkwürdig; dasselbe ist ganz schwarz, klein, hat überaus grobe Wolle und trägt auf seinem Haupte die schwere Last von vier, fünf, ja wohl sechs Hörnern. Das Rindvieh ist großen Schlages, da jedoch der Korse von Milch, Butter und Käse nicht viel weiß, so wird dasselbe auch nur schlecht gefüttert und schlecht gehalten. Schweine giebt es auf der Insel sehr viel, sie laufen wild in den Wäldern umher, vermischen sich während der Brunstzeit gewöhnlich mit den eigentlich wilden, welche in großer Menge gefunden werden, daher ist die Rasse gut und kräftig und von sehr schmackhaftem Fleische. Ziegen findet man außerordentlich zahlreich, ihre Milch wird häufiger benutzt, als die der Rinder. Vogelwild ist nicht so zahlreich, als man bei der Ausdehnung des Landes und bei der geringen Menschenmenge glauben sollte, dagegen sind die Reptilien in den sumpfigen, heißen Thälern äußerst häufig. Eidexen, Wassersalamander, zahllose Frösche und Kröten, mitunter von ungeheurer Größe, Schlangen von verschiedenen Species, worunter mehre giftig, und mehre durch ihre Stärke furchtbar sind, kommen häufig vor. Von Fischen wimmelt das Meer, und merkwürdig ist auch hier die Faulheit des Korsen, der es verschmäht, sich selbst Salz zu bereiten und dasselbe von Italien oder Frankreich kauft, um seine Thunfische und Sardellen einzusalzen.

Das Land ist überreich an Mineralien aller Art, nichts von Allem wird jedoch gesucht, einzig und allein Eisen gewinnt man bei Casinca und Alezani, doch dieses mit so großen Kosten und so ungeschickter Art, daß ein Bergwerk nach dem andern eingeht. Von den übrigen Schätzen des Bodens hat man fast gar keine Kenntniß, und dieses Land, so reich an innern Hilfsmitteln, und so glücklich gelegen unter dem mildesten Himmelsstriche in dem gesundesten Klima, erhält beinahe Alles, was es bedarf, vom Festlande.

Es kommen ungefähr 1.000 Menschen auf die Quadratmeile, sie sind in 18 Städten und fünf Marktflecken und 560 Dörfern, überhaupt aber in ungefähr 30.000 Häusern vertheilt. Das Volk ist italienischer Abkunft, etwa 1800 Griechen und halb so viele Franzosen mögen in den Städten wohnen; auf dem Lande findet man Fremde beinahe gar nicht, dieses haben die Korsen inne, welche sich in Klüften und Schluchten, oder auf den Felsen, der fast unwegsamen Gebirge anbauen. Fragt man sie nach der Ursache dieser Vereinzelung, so geben sie vor, daß die schlechte Luft und die Furcht vor den Korsaren sie vom Strande wegtreiben, und daß es in den Gebirgen keinen Platz gebe, um Dörfer anzulegen. Dieß Letztere ist jedoch nicht richtig, an Platz fehlt es nicht, die Ursache ist nur die Menschenscheue, die Verwilderung des Volkes selbst. Immerfort bewaffnet mit Dolch, Säbeln, Flinten und Pistolen sieht der Korse in jedem Nahenden einen Feind, und ist zweifelhaft, ob er ihn nicht gleich niederschießen solle. Der Zweifel ist gehoben, so bald er weiß, daß der Fremde Geld bei sich hat, dieses kann der Korse durchaus nicht leiden; daher ermordet er den Wanderer, und wirft den Leichnam, nach dem er ihm abgenommen was er Werthvolles bei sich hatte, irgend wo in einen Abgrund, wo er den Wölfen und Adlern es überläßt, das Denkmal seiner Schuld zu vernichten. Wilde Rachsucht ist im Uebrigen ein Hauptzug seines Karakters, und ihr zu fröhnen, bietet er Alles auf, was irgend in seinen Kräften steht. Ist er beleidigt worden, so verzehrt ihn ein hitziges Fieber, das ihm keine Ruhe und keine Rast gönnt, bis er sich gerächt hat, ja diese Rache scheint ihm Pflicht und Ehre zu gebieten, er ist gebrandmarkt, wenn er verzeiht, er wird für einen Feigling, für einen ehrlosen, herzlosen Menschen gehalten, wenn er seiner Pflicht nicht nachkommt; die Blutrache erbt sich vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel; merkwürdig ist es dabei, daß nicht gerade der Beleidiger fallen muß, irgend ein Glied seiner Familie wird heimtückisch, wird meuchlings aus dem Hinterhalte erschossen, und nun ist der Ehre genug gethan; allein jetzt tritt die andere Familie auf, und fordert, für das vergossene Blut, wieder Blut, und so geht es herüber und hinüber und aus einem Mord werden zwanzig und dreißig, bis vielleicht nach einem Jahrhundert irgend ein vernünftigerer alter Mann auftritt und den jüngeren Leuten beweist, daß jetzt von beiden Seiten gleich viel Personen gefallen sind, und daß es nunmehr Zeit sei, an eine Versöhnung zu denken; dann wird irgend ein Paar aus den beiden Familien vermählt, und die feindlichen Personen sind jetzt Verwandte; allein sehr leicht trifft sich's, daß die kaum Versöhnten beim Hochzeitmale, des alten Grolles eingedenk, wieder Streit beginnen, ein neues Morden macht der kaum angefangenen Freundschaft ein schnelles Ende, es tödtet wohl, gleich den Danaiden, die Braut den

jungen Gatten in der Hochzeitnacht, kurz alle frühere Gräuel erneuern sich. Im übrigen ist der Karakter des Korsen nicht ganz so schlecht, als man zu glauben pflegt, und wenn man ein wenig Rachsucht, Mordlust und Wollust abzieht, so läßt sich mit ihm ganz gut auskommen, er hält viel auf Ehre, wer seine Hütte betritt ist gastfrei aufgenommen, denn so leicht er den Fremden im freien Felde niederschießt, so sicher wohnt derselbe unter seinem Dache. Der Korse ist außerordentlich genügsam, er hat fast gar keine Bedürfnisse, und die wenigen, die er hat, verschafft er sich mit leichter Mühe, daher eben die beispiellose Faulheit desselben. Es giebt keine Handwerker, denn alles macht der Korse sich selbst, dieses Alles ist aber äußerst wenig, er baut sich sein Haus, er schneidet sich sein Kleid aus Ziegenfellen, und näht es sich mit feinen Riemen zusammen, er braucht keinen Schuster, denn das erste beste Stück einer rohen Ochsenhaut giebt ihm Sandalen, welche er mit etwas Bast an den Füßen befestigt, er bedarf keines Glasers, denn seine Hütte hat keine Fenster, keines Schlossers, denn seine Thüre wird von innen mit einem Balken verrammelt, keines Schreiners, denn ein Klotz ist sein Stuhl und das Knie sein Tisch, nur Waffenschmiede befinden sich in den Städten, und diese haben reichliche Nahrung, denn jeder Mann und jedes Kind und jedes Mägdchen, will einen Dolch haben, das dazu nöthige Geld verschaffen ihm seine Früchte und seine Heerden.

Seitdem die Franzosen Herren der Insel sind, hat der Handel einen bedeutenden Aufschwung gewonnen; allein wie bei den wilden Völkerschaften von Asien und Amerika ist Tauschhandel die Hauptsache. Das Geld ist keineswegs das allgemeine Tauschmittel, und die französischen Kaufleute in den Städten von Korsika sind gewissermaßen die Zwischenglieder der Kette, durch welche die Kunstprodukte von Frankreich und die Naturprodukte von Korsika gegen einander ausgewechselt werden.

So sehr der Korsikaner dem andern Geschlechte geneigt ist, und so voll Feuer sich dieses zeigt, so sind doch Fehltritte, wenigstens solche, die zur öffentlichen Kenntniß kommen, äußerst selten; mit flammender Eifersucht bewacht der Korse die Ehre seines Hauses; die Frau, welche dem Gatten gegründete Veranlassung zur Eifersucht geben würde, wäre ein Kind des Todes; ein Mägdchen, dessen Ehre verdächtig ist, kann nie auf einen Mann hoffen, wenn nicht ihr Verführer selbst dasselbe heirathet. Hat der Vater des Mägdchens so viel Ueberwindung, um die entehrte Tochter am Leben zu lassen, was übrigens selten geschieht, hat er zu gleicher Zeit so viel Fassung, um den Geliebten derselben nicht zu tödten, bevor von einem gütlichen Vergleiche die Rede war, so wird ein solcher versucht, und die jungen Leute werden verbunden. Weigert sich der Verführer, seine Pflicht zu erfüllen, so wird die Vendetta, die Rache erklärt, und nun

geht keine von beiden Familien mehr aus ihrem Hause; in jedem Verstecke lauern die Betheiligten einander einzeln oder truppenweise auf; wehe dem, der in die Hände des Andern fällt, die schauderhaftesten Martern werden an ihm verübt, es giebt nichts so Gräßliches, was die Rachsucht solche Feinde nicht aneinander versuchen ließe; diese Verfolgung hört nicht auf, bevor der Verführer ermordet ist, oder flüchtig das Land verlassen hat. Dann aber beginnt nicht selten ein neuer Krieg zwischen den Verwandten eben um der Verfolgung willen. Aber auch im glücklichen Falle, in dem einer eingeleiteten Versöhnung, geht es nicht immer gut ab; denn falls auch selbst der vernünftige Vater sich zufrieden zeigt mit der Verheirathung des verführten Mägdchens, so sind doch oft die Brüder desselben nicht so versöhnlichen Gemüthes, und es trifft sich häufig, daß sie nur die Verheirathung der Schwester abwarten, um deren Ehre wieder hergestellt zu sehen, dann aber mit unverholener Wuth über den Verführer herfallen und seinem verhaßten Leben ein Ende machen. Die französische Regierung hat solche Thaten der Rache strenge bestraft und sie daher in Etwas unterdrückt, wenigstens sieht man jetzt nicht mehr wie sonst die Leute in Vendetta mit lang gewachsenem Bart als Zeichen, daß ihre Rache noch nicht vollzogen ist, öffentlich umhergehen, dagegen schleichen sie nicht weniger als sonst im Finstern umher, zu dem hat der Wunsch, sich zu rächen, beinahe etwas noch Schlimmeres hervorgebracht, als das, was man vermeiden wollte, dieß sind die heimlichen und öffentlichen Anklagen, in denen der ehrenhafte Korsikaner nichts Entehrendes erblickt; wünscht derselbe sich zu rächen, ohne das eigene Leben auf das Spiel zu setzen, so beobachtet er mit nie ermüdetem Auge alle Handlungen seines Feindes, um ihn auf irgend einer unerlaubten zu ertappen, hat er es dahin gebracht, ist er glücklich gewesen, in Erreichung dieses schönen Zieles, so tritt er sogleich mit der Anzeige vor Gericht auf, und unterzeichnet sich ohne Scheu als Ankläger, als Denunziant, als ob dieses ein Ehrentitel wäre, mit welchem er sich brüsten könnte; ja er setzt dieses Spionen-Handwerk so lange fort, bis nach seiner Meinung der Feind hinlänglich für das bestraft ist, was er ihm angethan hat. Unbegreiflich ist es, wie mehre Schriftsteller, welche ohne Scheu alles hier Erzählte berichten, dennoch behaupten können, die Korsen seien ein ehrenwerthes Volk.

Ajaccio, Hauptort der ganzen Insel, liegt auf der Westseite derselben, an dem Golfe gleiches Namens, ist eine Festung und bedeutende Handelsstadt, mit der zweiten Stadt Bastia durch eine Straße verbun-

den, welche mitten durch die Insel über die Feste Corte führt. Ein schöner Spaziergang am Meere, von welchem man den weiten Hafen überschaut, und ein hübsches Schauspielhaus sind das einzige Merkwürdige dieses Ortes, wenn man nicht noch das Haus dazu zählen will, in welchem der größte und schrecklichste Mensch seiner Zeit, Napoleon, geboren wurde, welches übrigens aller äußeren Eleganz entbehrt, und sich in keiner Art von den anderen Häusern der Stadt auszeichnet. Die Stadt hat über 6.500 Einwohner, welche sich vom Handel mit edlen Früchten, Pomeranzenschaalen, ätherischen Oelen aus eben diesen Schaalen, ferner von der Korallenfischerei nähren. Die Stadt ist der Sitz aller obersten Behörden von Korsika, wozu sie Napoleon machte. Als die Bourbons durch die Restauration wieder auf den Thron von Frankreich gelangten, verlegten sie den Sitz der Behörden nach Bastia, jetzt ist derselbe von dort abermals nach Ajaccio gekommen. Der jetzige Ort besteht erst seit 1435, bis dahin war die ältere Stadt in einem tieferen Winkel des Meerbusens gelegen, sie wurde wegen ihres höchst ungesunden Klimas verlassen.

Bastia, nördlicher als Ajaccio, liegt auf der Ostseite der Insel, zählt 11.500 Einwohner, und war sonst die Hauptstadt der Insel, ist jetzt jedoch nur der Sitz des Stabes von der 17ten Militär-Division, sie liegt amfitheatralisch am Abhange eines Berges gegen die See gekehrt, ist mit Wällen und Mauern umgeben, und hat eine Zitadelle, ein festes Schloß, welches auf einer Anhöhe liegt, und die Stadt vertheidigt. Die Straßen sind krumm, winkelig, schlecht gepflastert und sehr schmutzig; die nach italienischer Art gebauten Häuser kann man darum keineswegs Häuser im italienischen Stile nennen, denn sie tragen gar kein Zeichen irgend eines Stils an sich. Eine Kathedralkirche (jedoch kein Bischof mehr) und acht andere Kirchen oder Kapellen, ferner zwei Hospitäler und der Molo sind bemerkenswerthe Bauten; der Seehandel ist nicht bedeutend, der Hafen kann nur kleine Fahrzeuge aufnehmen; die Fischerei ist von größerer Wichtigkeit; Gewerbe hat die Stadt beinahe gar nicht, nur eine große Menge Schwertfeger findet vielleicht Nahrung durch Verfertigung von Stiletten, welche hier besonders schön und zierlich gemacht werden, so daß die wilden Korsikaner einen Ruhm darein setzen, einen Dolch von Bastia zu haben. Um zu diesem Schatze zu gelangen, ferner ein Paar Lazaroni-Pistolen und eine lange gezogene Kugelflinte zu besitzen, verkaufen sie alles, was sie ihr Eigenthum nennen, schießen sie auch wohl ein paar Fremde todt.

LXV.

Departement Côte d' Or.

Mit diesem Departement beginnt die achtzehnte Militär-Division, und wir treten wieder in das Innere von Frankreich ein. Dasselbe ist aus Theilen von Burgund zusammengesetzt, umfaßt einen Flächenraum von 165 Quadratmeilen, und ist von 375.000 Menschen bewohnt, welche jährlich 900 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wird in fünf Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Dijon, Beaume, Semur und Chatillon.

Das Land ist hügelreich und sogar bergig, und hat ein Erdreich, welches fruchtbarer scheint, als das der benachbarten Provinzen, besonders ist der südliche Theil ausgezeichnet, die im Norden laufenden Bergreihen, Ausläufer der Alpen, sind es weniger, das ganze Land ist ziemlich hoch gelegen, selbst die Flußthäler stehen 6 bis 800 Fuß über der Meeresfläche. Die südwestliche Hügelkette, unfern Dijon beginnend, giebt dem Departement den Namen; dort wachsen die edelsten Weine von Burgund, und es sind wahre Goldberge für die Provinz, welche aus keinem andern Handelszweige so großen Vortheil zieht. Der Ruhm dieser Weine ist schon sehr alt und man schreibt die Hartnäckigkeit, mit welcher die Päpste Avignon fest hielten, diesen guten Weinen zu, wenigstens sagte Petrarka zu König Filipp dem Kühnen, (welcher die Kardinäle und den Papst auf das herrlichste und unter anderen mit einigen zwanzig Fässern von dem berühmten Weine von Beaume beschenkt hatte) — „gerade des Weines wegen gehen die Herren nicht, sie fürchten dergleichen in Italien nicht zu finden, und glauben ohne denselben nicht mehr leben zu können, denn sie sehen ihn für das fünfte Element an.“ Die Mönche waren auch die Besitzer der vorzüglichsten Weinberge, und wenn sie

durch einen Bruder in dem Kostüme seines Ordens mit einer Trompete in der Hand, ausrufen ließen, daß sie Wein zu verkaufen hätten, so konnte kein anderer Kaufmann etwas von seiner Waare los werden.

Neben dem Weinbaue ist der Obstbau vorwaltend, man findet die trefflichsten Früchte in großer Menge. Merkwürdig ist dabei, daß die süßen Kastanien in dieser Provinz nicht mehr fortkommen, obwohl sie früher in großer Menge gebaut wurden und in allen nördlicher gelegenen Gegenden sehr wohl gedeihen. Getraide und Kartoffeln werden gebaut, allein nur in so geringer Menge, daß, wenn die Aernte nicht vorzugsweise gut ausfällt, die andern Provinzen von ihrem Ueberflusse an diese abtreten müssen. In den Wäldern findet man viele Trüffeln, Champignons, Mousserons, Morcheln und andere eßbare Schwämme, auch medizinische Pflanzen werden theils in Gärten gebaut, theils aufgesucht, und mehre Spezies werden den aus der Schweiz kommenden vorgezogen.

Das Thierreich bietet besonders Wollenvieh, von sehr veredelter Rasse dar; hier war es, wo zuerst der berühmte Daubenton bei Montbard eine Schäferei, zu Experimenten bestimmt, anlegte, wo er die edelsten Böcke aus verschiedenen Ländern mit einheimischen Schafen vermischte, und hier ist denn auch eigentlich der Sitz der veredelten Schafzucht, während beinahe im ganzen übrigen Frankreiche nur Vieh von schlechter Rasse gehalten wird. Die Pferdezucht ist nicht von Bedeutung; wenn auch stark und dauerhaft, sind die Thiere doch von schlechtem Ansehen, auch das Rindvieh hat nichts Vorzügliches. In den Feldern hält sich Roth- und Schwarz-Wild in Menge auf, Wölfe thun denselben so vielen Schaden, wie die Füchse im Freien den Hasen thun, sie sind so häufig vorhanden, daß man glaubt, sie seien es, welche die Kaninchen ausgerottet haben; man findet deren im ganzen übrigen Frankreich sehr viele, doch in dieser Provinz in der That nur wenige.

Das Mineralreich ist noch weniger erforscht, nur die Völker deutschen Stammes sind Bergleute, die andern verstehen wenig oder nichts davon, oder sie sind zu träge, um die Schätze des Bodens aufzusuchen. Man bearbeitet bis jetzt nur einige Eisenbergwerke. Mehr werden Steinbrüche der Ausbeutung werth gehalten, Mühl-, Schleif- und Bausteine, ferner Kalk zum brennen, und Kalkschiefer behufs der Lithografie, werden gebrochen. Eine Merkwürdigkeit bieten die, in der Gegend von Saint Seine vorkommenden, Kalksteine dar, welche so dünnschieferig sind, daß sie zu Dachplatten an Stelle der gewöhnlichen Schiefer oder Ziegelsteine angewendet werden. Achtzehn kalte und drei warme mineralische Quellen findet man in diesem Departement, doch wird keine derselben als Bad- oder Gesundbrunnen benutzt.

Der Karakter des Volkes ist frei, offen, gutmüthig. Die Leute

sind in der Regel ziemlich wohl gebildet, haben einen Grad von äußerer Politur, den man nicht überall findet; sie sind zuvorkommend gastfreundschaftlich, sie haben als Krieger viel Muth, und eine Festigkeit, eine Ausdauer, welche beinahe an Hartnäckigkeit streift, was vielleicht die Ursache der mannigfaltigen Erfolge ist, welche die burgundischen Herrscher zum öfteren über die Franzosen davongetragen haben, ein Faktum, das ganz entschieden dasteht, obwohl die Franzosen selbst es schwerlich zugeben werden. Die Verständigkeit des Volkes ist jedoch noch niemals von den Franzosen bestritten worden, sie sind als Anführer so kalt und besonnen, wie sie als Soldaten tollkühn genannt werden können, sie sind als Handelsleute sehr gute Spekulanten, sie glauben nicht schon alles zu wissen, und lernen daher leicht und gerne; sie nehmen als Acker- und Weinbauern die neuen Entdeckungen gerne an und sind daher ihren Nachbarn in Frankreich in der Regel weit voran. Man kann ihnen viel Beobachtungsgeist, viel Schärfe des Verstandes überhaupt nicht absprechen, sie lieben die Künste und die Wissenschaften, welche sie seit Jahrhunderten kultivirt haben, und welche noch jetzt die Akademie von Dijon beschützt. Die Franzosen selbst gestehen zu, daß außer Paris kein Departemente so viele bedeutende Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens aufzuweisen habe, als dieses oder überhaupt das alte Burgund.

Im Alterthume war es freilich um dieses Land nicht so gut bestellt, wie in jetziger Zeit. Vieles, was jetzt beinahe gar keinen Preis hat, war damals unerhört theuer; das Sprichwort „es ist so theuer als Pfeffer", war noch im vorigen Jahrhundert üblich, und war ein Beweis, wie hoch man dieses Gewürz schätzte. Obwohl die Bienenzucht sehr bedeutend war, so wurde das Wachs doch sehr hoch gehalten; Wachslichter brannte man nur in den Kirchen, und schon gewöhnliche Talglichter galten für einen großen Luxus. Das erstere kam wohl daher, daß man das Wachs mit dem Honig verspeißte, diesen nicht auslaufen ließ. Fensterscheiben waren fast unbekannt, und als man aus England Fensterglas einführte, ward dasselbe wie ein Wunder angestaunt; die Häuser waren überaus schlecht gebaut, meistens nur von Holz aufgeführt. Daß man in Bauernhäusern keinen Bretterboden fand, war wohl natürlich, ist es doch jetzt noch häufig, ist es in Polen doch durchgängig so; daß aber in den sogenannten Palästen der Edelleute, der Boden auch aus geschlagenem Lehm bestand, wie unsere Dreschtennen, ist doch wunderbar, und reimt sich mit dem großen Ruhme, den Burgund genoß in Hinsicht auf seine vorgerückte Zivilisation, nicht wohl zusammen. Damals wurden diese nassen Lehmböden mit Heu, mit Stroh bestreut, mit Strohmatten belegt, bis diese den Filz- und Tuchteppichen, diese den gedielten Böden Platz machten, worüber endlich der Luxus der neuesten Zeit abermals Teppiche

breitet, welche freilich kostbarer sind, als man sie sonst in gewöhnlichen Schlössern hatte. Das Land, reich an allen Produkten, hatte dieselben doch nur für den Gutsbesitzer, für den Landmann im Ueberflusse. Das Oel war so rar, daß ein Konzilium zu Aachen den Mönchen erlaubte, während der Fastenzeit aus Speck ausgelassenes Fett zu Bereitung der Speisen zu brauchen.

Das Leben mag übrigens trotz dieser und mancher andern Unbequemlichkeit, ein recht angenehmes und heiteres gewesen sein, dafür zeugt wenigstens die große Menge von lachenden Gesellschaften, welche sich in Burgund gebildet hatten; jede Stadt zählte deren mehre auf, sie waren alle drollige Nachahmungen der Hofhaltung, und hatten zum Zweck, die Sitten des Volkes, durch Scherz und Satiren zu bessern, es waren sogenannte Narrengesellschaften, welche sich äußerlich wie Narren trugen und betrugen, welche aber im Innern tiefe Weisheit verbargen.

Die Sprache ist ein Französisch, dem man in ganz Frankreich den Vorzug der Eleganz und Reinheit zugesteht; es ist fast ganz frei von dem, was die Franzosen Accent nennen. Das Landvolk spricht ein Patois, welches voller Eigenthümlichkeiten ist, und von welchem man behauptet, es stamme in direkter Linie von dem alten Gallischen her; es versteht indessen jeder Bauer französisch, und spricht dasselbe auch ziemlich gut.

Dijon, am Zusammenflusse der Ouche und des Suzon, ist Hauptort des Departements, und zählt 26.000 Einwohner, liegt in einer weiten Ebene, ist von alten Mauern umgeben, mit Thürmen besetzt, und gewährt einen freundlichen Anblick, der besonders durch die Hauptkirche, welche viele sehr hohe und spitze Thürme hat, auffallend wird. Die Revolution ist schrecklich mit den 35 Kirchen umgegangen, nur 5 derselben stehen noch, die andern sind entweder ganz zertrümmert, niedergerissen, oder es ist wenigstens ihre Bestimmung geändert worden; die alte Kathedrale ist in einem Kornspeicher verwandelt ꝛc. Der Ort ist sehr freundlich gebaut, hat offene breite Straßen, und wird von den Franzosen einer der schönsten des ganzen Landes genannt; mehre große Heerstraßen treffen in demselben zusammen, und machen ihn lebhaft, wiewohl er eigentlich kein Hauptsitz des Handels ist. Unter den Palästen zeichnet sich der der alten Herzoge, und der der Generalstaaten aus, auch der Justizpalast, die Präfektur, das Schauspielhaus sind bedeutend; eine

Bibliothek von 45.000 Bänden, und ein Museum für Malerei, für Skulptur, für Antiquitäten, sind bemerkenswerth. Unter den Plätzen ist besonders der in einem Halbkreise vor dem Schlosse sich ausdehnende, schön zu nennen; auch mehre Spaziergänge zieren die Stadt.

Beaume, Hauptort des Arrondissements, zählt 10.000 Einwohner, liegt am Flusse Bouzeoise, war einst eine bedeutende Festung, ist noch von starken Mauern und großen Thürmen umgeben, hat jedoch seine Wichtigkeit als Festung so ziemlich verloren. Es stand hier bis zur Zeit Heinrich des IV. ein Schloß, welches man für das stärkste in ganz Burgund hielt; als der Marschall Biron sich gegen den König empörte, ließ dieser dasselbe zerstören, so, daß man jetzt beinah gar nichts mehr davon sieht. Der Ort ist sehr hübsch, ist umgeben von Weinbergen, deren Produkte eines großen Ruhmes genießen; mehre Bäche laufen durch die Stadt, und bewässern die Straßen, wodurch eine scheinbar immer frische und kühle Luft erhalten wird, was jedoch sicherlich nicht gesund ist. Ein öffentlicher Garten, ganz auf englische Art angelegt, ist eine Zierde des Ortes; andere Spaziergänge auf den Wällen sind nicht minder angenehm. An großen Bauten zählt die Stadt nichts Ausgezeichnetes; das Hospital und das Theater dürften das einzige Nennenswerthe sein.

Semur, Hauptort des Arrondissements, liegt am Armençon, zählt 2.400 Einwohner, und war sonst die Hauptstadt von Auxois, und während einiger Zeit sogar die des Herzogthums Burgund. Die Lage ist äußerst malerisch; die Stadt krönt einen abgeschnittenen Felsen, an dessen Fuße der Fluß vorbei läuft, welcher von zweien Brücken überwölbt ist, davon eine, aus einem einzigen Bogen bestehend, durch die ungemeine Kühnheit ihrer Bauart in Erstaunen setzt. Der Ort ist schön gebaut, und wird in 3 Theile getheilt, welche sich durch ihr Alter von einander unterscheiden; er war ehemals befestigt; allein schon seit langer Zeit sind die mehrsten Mauern zerfallen. Das Schloß, sehr fest, dient jetzt zur Kaserne. Unter den Bauten zeichnet sich die Parochialkirche aus.

Chatillon sur Seine, Hauptort des Arrondissements, zählt 4.200 Einwohner, und mochte in früheren Zeiten als die Residenz der ältesten burgundischen Herzoge mehr Wichtigkeit gehabt haben, als in jetzigen Zeiten. Die Stadt liegt an der Verbindungsstelle der Seine mit der Douix, in einer wenig fruchtbaren Gegend, ist jedoch freundlich gebaut, hat hübsche Häuser und sehr industriöse Einwohner. Das Rathhaus, ein schönes regelmäßiges Gebäude, liegt mitten in einem großen Garten, der als öffentlicher Spaziergang benützt wird.

LXVI.

Das Departement der oberen Marne.

Es bildet einen Theil der ehemaligen Champagne, hat einen Flächenraum von 120 Quadratmeilen, und zählt darauf 250.000 Einwohner, welche jährlich 572 junge Soldaten zum Heere stellen. Es wird in 4 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Langres, Bourbonne, Chaumont und Vassy.

Das Land ist bergig, und es ziehen sich mehre Ketten und Verästelungen durch das ganze Innere, doch erheben sich die höchsten Spitzen nicht mehr als 1.500 Fuß über die Meeresfläche; häufig durchschnitten von Thälern und Schluchten, ist der Anblick des Landes sehr wechselvoll, nicht selten recht eigentlich malerisch schön; der Boden ist ziemlich fruchtbar, doch giebt es auch Stellen, welche eines solchen Ruhmes nicht genießen, und kaum ein dürftiges, mageres Gras zur Viehweide hervorbringen. Die Bewässerung ist ziemlich stark, allein, da das Land im Ganzen hoch liegt, so bildet es eine Wasserscheide, von welcher die Flüsse nach Norden und Süden laufen, daher keiner derselben von großer Bedeutung ist. Diese Wasserscheide zieht sich von Bourbonne über Langres nach Grancey, von hier aus laufen alle Flüsse nach Norden oder Süden zur Seine und dem Ozeane, oder zur Rone und zum Mittelmeere. Das Klima dieses Landestheiles ist sehr gesund, allein die bedeutende Erhöhung über dem Niveau des Meeres macht, daß die Temperatur hier um mehre Grade niedriger ist, als in den benachbarten niedriger gelegenen Provinzen. Nach einigen Angaben soll diese im Mittlern 4 Grade betragen, dieses ist jedoch unmöglich; zu einem solchen Resultate gehörte wenigstens die doppelte Höhe.

Die Hausthiere sind von geringer Rasse, nur die Schafe einigermaßen veredelt; Wild giebt es in großer Menge, in eben so großer aber auch Raubwild; Wölfe, Füchse, Marder, Iltisse, Dachse und Fischottern, thun Wäldern und Feldern und Flüssen vielen Schaden; die letztgenannten Thiere werden als große Delikatesse gegessen, und besonders während der Fastenzeit. Vogelwild ist äußerst zahlreich, auch Raubvögel findet man sehr viel; Flüsse und Bäche sind nicht so fischreich als in andern Theilen von Frankreich, man glaubt, daß die Fischottern daran Schuld seien.

Das Pflanzenreich betreffend, so herrschen hier die Waldungen vor. Das Departement ist mit Laub- und Nadelholz stark besetzt; auch viele Schwämme, Trüffeln, findet man; die letzteren werden durch dazu abgerichtete Hunde aufgesucht, sind zwar nicht so geschätzt, wie die von der Dordogne, indem sie nicht den feinen Geschmack und nicht den Duft derselben haben, allein wenn sie zur Zeit der völligen Reife aufgesucht werden, sollen sie die ersten Tafeln zieren können.

An Mineralien benutzt man nur Bausteine, Eisen, Steinkohlen und Torf, wiewohl das Land höchst wahrscheinlich noch eine Menge anderer nützlicher Substanzen darbietet.

Das Volk ist wenig unterrichtet, sehr abergläubisch, läßt sein Leben für die Existenz der Gespenster, der Wehrwölfe, der Zauberer und Hexen, des Teufels, welcher Nachts wegelagert, und bald das Geheul einer Katze, bald das Mekern eines Bockes, das Wiehern eines Pferdes nachahmt, um seine Untergebenen zu locken, mit ihnen auf entfernten Wiesen Orgien und wilde Zechgelage zu halten, wovon man noch wochenlang nachher in dem zertretenen Grase die Spuren sieht.

Auch die Feste, welche das Landvolk feiert, auch die Prozessionen, welche in den Städten gehalten werden, tragen noch jetzt das Gepräge des alten Aberglaubens an sich; in früheren Zeiten aber wurden förmliche Teufelskomödien auf öffentlichen Plätzen aufgeführt, vorzüglich wurden die Marienfeste und das Fest Johannes des Täufers durch dergleichen verherrlicht; die Haupt-Akteurs waren stets die heilige Jungfrau und der Satan, welche sich in erschrecklichen und wunderbaren Redensarten überboten, die Darstellung endigte stets mit einem Wunder, wobei der Teufel beschämt die Nichtigkeit seiner Macht anerkennen mußte. Beim Johannesfeste machte die öffentliche Enthauptung des Heiligen und die Höllenfahrt des Herodes, den Beschluß. Mancher Unfug wurde getrieben, so war die Geiselung des Halleluja etwas so Albernes, als Entwürdigendes, sie wurde alljährlich kurz vor Ostern vorgenommen, an diesem Tage sprach der Priester das Halleluja nicht mehr aus, es wurde mit großen goldenen Buchstaben auf ein Bret geschrieben, in Prozession

in der Kirche umher getragen, und dann nach beendigtem Gottesdienste von den Kindern der ganzen Gemeinde mit Ruthen, mit Peitschen, mit Geiseln geschlagen, und unter dem Rufe: „Lebt wohl Halleluja, auf Wiedersehen zu Ostern," zur Kirche hinaus getrieben; die Ursache und die Bedeutung dieses albernen Gebrauches weiß man nicht zu enträthseln.

Unvereinbar mit der Würde der Kirche scheinen diese Narrheiten zu sein, noch mehr aber sind es wohl die Narrenfeste, welche im Mittelalter so beliebt als allgemein verbreitet waren, und welche von den Geistlichen selbst innerhalb ihrer Kirchen gefeiert wurden. Ein Kirchenbuch, in dem Archive der Kathedrale von Chalons niedergelegt, giebt die folgende Beschreibung.

„Das Narrenfest war auf den Tag des heiligen Stefan angesetzt. Am Tage vorher ward vor der großen Pforte der Kirche ein Theater errichtet. Man bereitete ein Fest auf Kosten des Kapitels. Da Alles bereitet war, begab man sich in großer Prozession zu dem Hause des Narrengroßmeisters, um daselbst den Narrenbischof abzuholen; auf einem Esel reitend, begleitet von dem Lärm aller möglichen Instrumente, und von den lauten Tönen aller Glocken ward der Bischof zu dem Theater geführt, dort stieg er von seinem Esel, ward mit der Mitra bedeckt, mit dem Hirtenstabe und dem Kreuz versehen, auf das Theater geführt, woselbst er sich im Kreise der Domherrn niederließ, und ein Mahl, das man nach seinem Geschmacke bereitet hatte, zu sich nahm. Während man in größter Fülle Speisen und Getränke zu sich nahm, theilten sich die Begleiter des Bischofs, in der Regel die ersten Würdenträger der Kirche, wirkliche Domherren, Kapellane, Geistliche, auf das barrokeste gekleidet, in drei Abtheilungen; die erste derselben war bestimmt, außerhalb der Kirche und in der Nähe des Theaters für die Sicherheit derselben zu wachen; die zweite gieng in die Kirche, und hielt dort Gottesdienst, unter Absingung von ungereimten, und unzusammenhängenden Worten, begleitet von den abscheulichsten Verzerrungen des Gesichts und des ganzen Körpers; die dritte Abtheilung durchlief heulend und schreiend die Stadt.

In der Kirche wurde nun die Vesper gehalten, dabei sangen 2 Domherrn, denen der Musikdirektor in eigener Person taktiren mußte, eine Motette, deren Text der folgende war:

Cantemus ad honorem, gloriam et laudem sancti Stephani, saepe multo validus; maximis clamoribus in istis diebus, ubi gaudium, laetitia et jubilatio prodeunt in conspectu omnium. Partem portionis ad bene manducandum capies sicut hic et unusquisque sponte, vultis ex vobis bibere ac potare et repotare potiunculas quae sunt suavissimae, tum amici et bene nuti conclamate et pulsate praeconiis laetis quoniam festum nostrum celebramus et

nos volumus exultare cum summa laetitia. Ergo igitur deridete superate invicem sine lacrimis et nunc et usquam in finem; Amen.

Nach diesem Gesange ward eine schrecklich-schöne Cavalcade in der Kirche und um dieselbe gehalten, dann durchrannte man unter dem Schalle lärmender Instrumente die Straßen der ganzen Stadt, dieses ward am Abende fortgesetzt, wobei Kinder mit Fackeln in Händen den Vortrab bildeten; hierauf ward auf öffentlichem Markte Ball gespielt, alsdann getanzt und nun die Cavalcaden von neuem begonnen; das Volk geleitete die heiligen Väter der Kirche zurück zu dem Theater, welches vor der Kathedrale errichtet war; bei dem Klange der wunderbarsten Instrumente alter Kessel und Kasserolen und aller möglichen lärmerregenden Utensilien, wurde das tolle Fest bis weit in die Nacht verlängert, und Alles geschah zur Ehre der Kirche."

Chaumont, Hauptort des Departements, liegt auf einem erhabenen Plateau, zwischen der Marne und Suize, zählt 6.400 Einwohner, ist im Ganzen ziemlich gut gebaut, hat breite Straßen, wovon jedoch einige sehr steil sind, ist keine rechte Festung, und doch auch keine offene Stadt, indem sie noch Mauern und alte Thürme hat, und leidet besonders an gutem Trinkwasser Mangel, welches früher noch mehr als jetzt der Fall war, da man seit neuerer Zeit eine hidraulische Maschine angelegt hat, welche das Wasser der Suize in die Stadt vertheilt.

Einige Bauten sind bemerkenswerth, doch kein Gebäude so ausgezeichnet, daß es die Aufmerksamkeit eines Reisenden fesseln könnte. Der höchstgelegene Theil der Stadt hat schöne Spaziergänge, welche eine sehr angenehme Aussicht auf die Umgegend gewähren. In diesem Städttheile befindet sich auch ein Triumfbogen, welcher unter Napoleon begonnen, unter Ludwig dem XVIII. beendigt worden ist.

Langres, auf einem Hügel, nahe am rechten Ufer der Marne gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, und zählt 7.500 Einwohner. Dieselben wissen sich nicht wenig mit dem Alterthum ihrer Stadt, welche, wie sie behaupten, bald nach der Sündflut von den Nachkommen Noas erbaut worden ist. Diese Fabel stützt sich auf das wirklich sehr hohe Alter der Stadt, denn schon zu den Zeiten des Cäsar war dieselbe eine Hauptstadt des Reiches und der Sitz des Fürsten der Ligonen, die sich mit Cäsar verbanden und dem Bunde treu blieben, obwohl mehre Völker sich gegen die Römer verschworen hatten, und auch sie aufgefor-

dert wurden, sich an dieselben anzuschließen. Die römischen Herrscher gaben der Stadt mancherlei Privilegien, gaben ihren Einwohnern das römische Bürgerrecht, und ließen sichs angelegen sein, die Stadt mit prächtigen Bauwerken zu schmücken; mehre Triumfbogen haben noch einige Spuren hinterlassen, einer derselben entging der Zerstörung dadurch, daß er in die Stadtmauer eingebaut, von derselben überdeckt wurde; die neuere Zeit hat ihn aus seinem Versteck hervorgezogen. Die meisten Kunstwerke giengen verloren, als die Stadt durch Attila verbrannt wurde.

Die Einnahme dieser Stadt, durch die Alliirten im Jahre 1814, giebt dem Historiker Montrol Gelegenheit, eine der gewöhnlichen Erklamationen gegen die Oestreicher loszulassen; derselbe schreibt das Unglück der Franzosen in dieser Zeit wie immer dem Verrath zu, denn daß die Franzosen ohne Verrätherei besiegt werden können, ist ja ganz unmöglich. Er erzählt, daß der Marschall Mortier die Stadt mit 10.000 Mann besetzt gehalten, sich aber bei Annäherung der Alliirten zurückgezogen, und den Ort der Bewachung von 50 Soldaten der alten Garde anvertraut habe. Hinter Mauern, welche durch den Schall der Kanonenschüsse in Trümmer gestürzt wären, faßten diese heldenmüthigen Söhne Galliens Posto, um dieselben gegen 30.000 Oestreicher zu vertheidigen; allein die Bürger öffneten die Thore, und die alte Garde hatte kaum Zeit sich in den nächsten Häusern zu verkriechen, von wo man sie späterhin entschlüpfen ließ. Nur ein Held, ein Ritter, ohne Furcht und Tadel, vermochte es nicht über sich, vor diesen Oestreichern zu fliehen, welche er in jeder Schlacht, von Marengo bis Lützen, vor sich her gejagt hatte; er blieb mit dem Bajonet in der Hand unter dem Thore stehen, und vertheidigte dasselbe gegen das ganze zahllose Heer, bis er zertreten wurde unter dem Hufschlag gemeiner östreichischer Pferde.

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“

Es wäre ganz unnöthig gewesen zu bemerken, daß ein Franzose dieß gesagt. In welcher Sprache man die Worte auch gelesen hätte, man müßte wissen, daß sie von einem Mitgliede der eitelsten Nation der Erde herstammen. Die Franzosen vergessen immer, daß sie lang vor dieser Zeit, daß sie in dieser Zeit und, daß sie nach derselben gar oft geschlagen worden sind, und daß nur Napoleons Genie, keinesweges die, allen anderen Nationen überlegene Tapferkeit, den Ruhm der großen Armee begründete.

Die Stadt hat wenig Merkwürdiges, nur die Kathederale, eine der ältesten Kirchen in Frankreich, ist interessant, sie scheint an einen heidnischen Tempel angebaut zu sein, denn der Chor der Kirche wird von korinthischen Säulen mit Widderköpfen getragen, welche nicht zu einem

kristlichen Tempel passen. Hinter dem Hochaltare befindet sich noch eine große Säule, auf welcher, wie man sagt, die Statue des Jupiter Ammon gestanden haben soll, das übrige an der Kirche ist in römisch-gothischem Stile gebaut; die Kirche soll im Jahre 380 gegründet worden sein. Wenn man es eine Merkwürdigkeit nennen will, so hätte die Stadt noch eine weitere darin aufzuweisen, daß sie nächst Briançon die höchst gelegene in Frankreich ist.

Bourbonne-les-Bains, Hauptort des Cantons, zählt 3.300 Einwohner, und liegt am Zusammenflusse der Borne und der Apance, ist fast ganz neu erbaut, indem eine fürchterliche Feuers-Brunst im Jahr 1717 sie größtentheils zerstörte. Die Lage des Ortes auf dem Gipfel und am Abhange eines Hügels ist sehr freundlich; schöne Spaziergänge umgeben die Stadt, prächtige Fontainen versorgen sie reichlich mit Wasser; unter den Bauten zeichnet sich eine sehr alte Kirche aus. Das Militärhospital, 1732 unter Ludwig dem XV. gegründet und durch Ludwig dem XVI. erweitert, kann 500 Soldaten und 100 Offiziere aufnehmen; die Stadt ist ein berühmter Badeort, dessen Anstalten auf den Fundamenten römischer Bäder erbaut worden sind, sie können sich mit den schönsten Badehäusern in ganz Frankreich messen. Ein Peristil von jonischer Ordnung mit Säulen aus einem einzigen Stücke, bildet die Hauptfront von 160 Fuß Länge. In diesem Hause sind 52 einzelne Badezimmer, 16 Douche-Bäder und 4 Dampf- und Sturz-Bäder; die Temperatur der Quellen variirt zwischen 54 und 52 Graden. Die 3 Hauptquellen liefern täglich ungefähr 3.000 Kubikfuß Wasser, welches salz-, schwefel- und magnesiahaltig ist.

Vassy, an der Blaise gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 2.600 Einwohner, ist sehr alt, bestand bereits zu der Römerzeit, hat jedoch keine besonders merkwürdige Schicksale gehabt, bis im Jahre 1544 die Heere Karls des V. die Stadt verbrannten, und sie späterhin durch die Religionskriege viel zu leiden hatte, in denen der Fanatismus auf beiden Seiten die schrecklichsten Greuel hervorbrachte; verbrannt, wieder aufgebaut und wieder abgebrannt, ist die Stadt eigentlich ganz neu, doch hat sie nichts Schönes, nichts was sie überhaupt auszeichnete.

LXVII.

Das Departement der Aube.

Dasselbe ist aus Theilen der Champagne und Bourgogne zusammengesetzt, hat eine Oberfläche von 110 Quadratmeilen und zählt 246.000 Einwohner, welche jährlich 545 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement ernennt 4 Deputirte, ist in 4 Wahlbezirke getheilt, und hat zu Hauptorten derselben Troyes, Bar-sur-Seine, Nogent-sur-Seine, und Bar-sur-Aube.

Das Land ist ziemlich eben, und nur in Nordwesten von Hügeln unterbrochen, welche, je weiter man nach Süden und Osten kommt, je mehr sich erheben, so, daß sie zuletzt den Namen Berge verdienen. In dieser Gegend ist der Boden auch ziemlich fett, dagegen auf der Nordseite sich nur magerer, fast unfruchtbarer, Boden findet. Der Kreidefels ist dort auch nur mit einer 3 oder 4 Zoll hohen Schichte von Erde bedeckt. Die südlicheren Regionen haben ein so schweres Erdreich, daß man oft 12 Pferde vor einen Pflug gespannt sieht. Eine große Menge ganz kleiner Seen und Teiche über 100 an der Zahl, bedecken dieses Departement; auch der Flüße giebt es viele, unter denen die Seine und die Aube die bedeutendsten sind. Mehre Kanäle verbinden sie unter einander und erleichtern Handel und Schiffahrt bedeutend.

Die Hausthiere sind nur seit neuester Zeit einigermaßen veredelt, noch jetzt findet man nichts besonders Gutes von Pferden, Schaafen und Rindern, nur die Schweine sind etwas besserer Gattung, weil sie häufig vermischt mit den wilden Schweinen der Wälder gewißermaßen selbst für ihre Veredlung sorgen. Rehe und Hirsche, Haasen und Kaninchen gibt es genug, auch Vogelwild kommt in großer Menge vor, Süßwasser-Fische und Krebse kommen in den Seen und Flüßen sehr häufig vor; das

Pflanzenreich bietet nichts Ausgezeichnetes dar; die Waldbäume sind dieselben, wie in den übrigen mittleren Provinzen; die Anpflanznng der gewöhnlichen Fichte und der Föhre hat man in den sterilsten Theilen des Departements mit Glück versucht. Gemüse, besonders dergleichen, die sich längere Zeit aufbewahren lassen, Blumenkohl, Rüben, ferner Zwiebeln und Knoblauch, werden in großer Menge gebaut, und nach Paris versandt. Die Stockrüben von Montgueux haben unter den Gourmands der Hauptstadt großen Ruf. Einige Gegenden erzeugen auch sehr guten Wein.

Von Mineralien wird fast gar nichts aufgesucht, wiewohl Spuren von Eisen, von Blei und Silber an mehren Orten gefunden sind, auch Feuersteine enthält der Kreideboden, doch werden sie eben so wenig benutzt.

Die Bevölkerung wird als sehr gutmüthig, sanft und gelehrig geschildert. Die Manieren, das ganze Benehmen scheint in der That von viel innerer Güte des Karakters zu zeugen, glänzenden Verstand aber, rühmt man den Leuten nicht nach; die Nähe der Hauptstadt mag wohl dazu beitragen, daß die Eigenthümlichkeit der Sitten, welche man in anderen Provinzen noch mehr ausgebildet findet, sich hier beinahe ganz verloren hat; dagegen ist ein gewißer Hang zum Luxus, zu geräuschvollen Vergnügungen, nicht zu verkennen; derselbe herrscht besonders in den Städten und hat wohl schon manche Familien ruinirt und in's Elend gebracht. Das Landvolk ist hierin mäßiger, die Bauern wissen ihre Zeit gut einzutheilen, und sind darum in der Regel besser daran, als in andern Theilen von Frankreich, namentlich in den südlicheren, wo nur eine Schalmei ertönen darf, um sie von der Arbeit, vom Felde hinweg zum Tanze zu locken, man darf ihnen darum nicht Geiz oder mürrisches Wesen zuschreiben, im Gegentheile sind sie gastfreundlich, mittheilsam, offen und heiteren Gemüths, und lassen sichs am Sonntage in den Schenken etwas kosten, wissen jedoch sehr gut, daß in der Hauptstadt eine Sparkasse besteht, in welche sie den Ueberschuß ihres Verdienstes, über den Verbrauch niederlegen können.

Troyes auf dem linken Ufer der Seine, ist Hauptort der Provinz, jetzt der Präfectur, zählt 24.000 Einwohner, liegt in der Mitte einer weiten Ebene, und wird durch den Fluß, welcher in vielen Kanälen durch die Stadt geht, wohl bewässert. Ehemals mag der Ort wohl befestigt

gewesen sein, noch sieht man in dessen Mauern alte Thürme und starke Thore. Die äußeren Wälle sind mit tiefen Graben umgeben, welche ihr Wasser aus der Seine bekommen. Die Stadt ist schlecht gebaut, die Häuser sind größtentheils von Holz, die Straßen krumm und eng, nur in den neuesten Theilen der Stadt findet man hievon einige Ausnahmen. Vor der Revolution zählte man 22 Parochial-Kirchen, mehr als die Hälfte derselben wurde damals zerstört. Die Kathedral-Kirche ist ein großartiges Gebäude, dessen Schiff 350 Fuß lang ist. Bei einer Breite von 450 Fuß hat die Mitte des Gewölbes 90 Fuß Höhe, 10 prächtige kanellirte Säulen tragen die Wölbung und theilen die weiten Gänge daran ab. Der berühmte Bildhauer und Baumeister Girardon ist hier geboren, und hat der Kirche Saint Rémi ein Beispiel seiner Geschmacklosigkeit und der seines Zeitalters in einem kolossalen Kristus hinterlassen. Mehre Kirchen sind noch bemerkenswerth, ferner auch die Bibliothek von 60.000 Bänden, worunter 5.000 Manuscripte, sie wurde aus den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster gebildet, und enthält manche Merkwürdigkeit.

Bar-sur-Seine, am linken Ufer des genannten Flußes, ist Hauptort des Arrondissements, und zählt 2.300 Einwohner; in früherer Zeit von viel größerer Bedeutung, hatte die Stadt durch die Kriege mit den Engländern entsetzlich zu leiden, nicht Wälle noch Mauern, noch eine über der Stadt liegende Zitadelle konnte sie schützen, daher die Bürger selbst die Festungswerke zerstörten. Jetzt umgeben statt der Festungswerke freundliche Weingärten den Ort, die alten Wälle sind zu Spaziergängen geworden, und die Stadt hat ihre Wichtigkeit verloren. In der Nähe befindet sich ein wunderthätiges Marienbild; in Garrenne des Comptes, einem Walde eine Viertel-Meile von Semur steht am Fuße einer Eiche die kleine Kapelle, welche das Marienbild einschließt, das unter dem Namen „unserer lieben Frauen von mitleidigem Herzen“ einer großen Verehrung in der ganzen Umgegend genießt.

Rogent-sur-Seine, Hauptort des Arrondissements, zählt 3.300 Einwohner, ist ziemlich freundlich gebaut und gelegen, hat jedoch außer der Parochial-Kirche nichts Merkwürdiges. Hier war es, wo Napoleon im Jahr 1814, nach A. Hugos Berichten, die Heere der Alliirten in 5 aufeinander folgenden entsetzlichen Schlachten gänzlich aufrieb, und völlig vernichtete.

Was half es dem großen Manne? die total vernichteten Heere schlugen ihn total, und zwangen ihm die Abdankung von Frankreichs Thron ab, die gänzlich aufgeriebenen Armeen besetzten sein Land sieben Jahre lang.

Bar-sur-Aube, Hauptort des Arrondissements, zählt 4.000 Ein-

wohner, ist jedoch weder eine Stadt von Bedeutung, noch auch nur von einiger Schönheit, die Umgebungen sind malerisch und die Weine, welche hier gebaut werden, sind geachtet.

Unfern Nogent liegen die Ruinen der alten Abtei Paraclet, durch Abeillard gegründet, und dann der geliebten Héloise übergeben, welche die erste Aebtissin dieses Klosters war. Die Körper der beiden Unglücklichen waren bis zum Jahre 1792 hier in einem Grabmale verwahrt. Als zu jener Zeit das Kloster verkauft wurde, nahmen die Einwohner von Nogent dieselben heraus, und verwahrten sie in der Laurenzkirche, bis dieselben nach Paris abgeholt wurden. Jetzt ist diese Abtei eine Ruine, aus den Steinen derselben sind ein paar neue Häuser errichtet worden. Das Grabmal, in welchem die Gebeine der Liebenden 800 Jahre lang geruht, war zu schwer, um nach Paris gebracht zu werden, es steht noch jetzt an seinem Platze, eine einfache Innschrift deutet seine ehemalige Bestimmung an.

LXVIII.

Departement der Yonne.

Aus Theilen von Burgund und Champagne, aus den ehemaligen Grafschaften Senonais und Auxerois zusammengesetzt, umfaßt dieses Departement einen Flächenraum von 135 Quadratmeilen und hat darauf eine Bevölkerung von 352.000 Menschen, welche jährlich 804 junge Soldaten zum Heere stellen. Es sendet 5 Deputirte zu den gesetzgebenden Versammlungen und ist demnach in 5 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Auxerre, Avallon, Joigny, Sens und Tonnerre.

Das Land ist im Ganzen eben zu nennen, nur Hügel von geringer Bedeutung durchziehen dasselbe, und erheben sich manchmal mitten aus den Flächen, ohne zu irgend einer Bergkette zu gehören. Das Land ist sehr fruchtbar, wird im Norden, wo es ganz flach ist, zum Ackerbau, in Süden aber, wo mehre Hügel eine vortheilhafte Lage gegen die Sonne darbieten, zum Weinbau benutzt. Der Thon ist vorherrschend als Erdreich, daher das Land auch gut bewässert ist, alles was an Regen, Schnee und Thau zu Boden fällt, kommt demselben zu nütz, es sinkt nirgends tief unter die Oberfläche, daher die Anzahl der Quellen, der Bäche, Seen und Sümpfe auch sehr groß ist. An Wäldern fehlt es eben so wenig, sie bedecken mehr als den 5ten Theil des gesammten Flächenraumes dieses Departements. Das Klima ist milde und gemäßigt; überall, wo nicht, wie im westlichen Theile, die Sümpfe vorherrschend sind, ist dasselbe sehr gesund.

Das Thierreich bietet nichts dar, was dieses Departement vor den Benachbarten auszeichnete. Das Heerdenvieh ist von gemeiner Rasse; Wild und Geflügel gibt es in Menge, auch an Fischen fehlt es nicht.

Gleiche Beschaffenheit hat es mit dem Pflanzenreiche, es kommen dieselben Bäume, Gräser, Schwämme vor, wie überall. Das Mineralreich bietet der ebenen Lage wegen fast gar nichts dar, ein ar Mühlstein- und Kalksteinbrüche sind das einzig Bemerkenswerthe.

Sieben Meilen von der Hauptstadt Auxerre befindet sich in den Kalkhügeln von Arcy sur Eure eine Höhle, welche zu den merkwürdigsten von Frankreich gehört. Ein 90 Fuß hohes Portal von schöner hoher Wölbung führt — sich immer mehr verengend — zu dem Eingang, welcher nur 4 Fuß hoch ist, und durch welchen man auf einem sehr abschüssigen Wege zu dem Inneren der Höhle, zu mehren großen weit geschweiften Sälen gelangt, welche mit den schönsten Stalaktiten geziert sind. Der 2te dieser Säle umschließt einen See von 120 Fuß Durchmesser, welcher durch das Wasser gebildet scheint, das von den Wänden und dem Gewölbe herabtropft, indem man weder eine Quelle noch ein Bächlein erblickt, was ihn nähren könnte. Sein Wasser soll gut und trinkbar sein, da es jedoch stark mit Kalk beladen sein muß, so ist dieses nicht wahrscheinlich. Der 3te Raum der Höhle umschließt die interessantesten Tropfsteingebilde, hier hat die Fantasi der Reisenden, oder ihre Führer, alles aufzufinden gewußt, was man an andern Orten in dieser Art Merkwürdiges hat, es fehlt demnach weder an einer Kanzel, noch an einer Glocke, weder an einer Orgel, noch an einem Altare, auch Bären und schlafende Hunde kann man sehen, wenn man Empfänglichkeit und ein gutes Gesicht mitbringt. In der That sind die Säulen-Draperien, die vom Gewölbe herabhängenden und vom Boden aufstrebenden Kegel und Piramiden interessant genug, um den Beschauer zu locken und zu fesseln. Der 4te Saal hat nichts, was ihn besonders auszeichnete, doch hat der 5te dem großen Buffon Gelegenheit zu einer interessanten naturhistorischen Bemerkung gegeben. Da derselbe sich einstmals in jener Gegend aufhielt, um die Beschaffenheit der Höhle auf das Genaueste zu untersuchen, fand er in diesem 5ten Saale den Boden mit einer dunkel gefärbten erdigen Substanz bedeckt, was ihn in nicht geringes Erstaunen versetzte, da nicht wohl begriffen werden konnte, durch welchen Zufall in diese Höhlungen von Kalk, Gips, Alabaster, schwarze Humuserde komme. Genauere Untersuchung zeigte etwas noch Merkwürdigeres, die ganze mehre Fuß dicke Erdschichte, bestand durchgängig aus den Füßen und Ueberresten von Flügeln verschiedener Schmetterlinge und Fliegen, es war als ob sich hier Miriaden von solchen Thieren versammelt hätten, um ein gemeinschaftliches Grab zu suchen. Buffon war anfangs auch dieser Meinung, doch fand er zuletzt, daß das ganze Wunder von zahllosen Fledermäusen bewirkt worden war, welche vielleicht Jahrtausende hindurch, hier ihre Nester gehabt, und deren Exkremente sich hier aufge-

häuft hatten. Diese Thiere leben bekanntlich von Insekten aller Art, die Flügel und Füße dieser Geschöpfe aber sind unverdaulich. Das einzige Wunderbare ist, daß man diese Anhäufungen von Exkrementen nirgends als in dem sogenannten 5ten Saale der Höhle findet. Will man aus diesem noch weiter in das Innere des Berges dringen, so muß man durch einen ganz niedrigen und schmalen Gang, der das Fuchsloch heißt, auf dem Bauche kriechen, dann kommt man noch zu zweien der schönsten Räume dieser Höhle, welche besonders durch ein vielfaches Echo merkwürdig sind.

Es hat den gelehrten Franzosen und selbst dem großen Buffon viel Mühe gekostet, die Entstehungsart dieser Höhle zu erklären; ein sehr undankbares Unternehmen, indem die Natur sich nun einmal nicht in die Geheimnisse ihrer Werkstätte schauen läßt. Wir wissen, daß Kalkgebirge höhlenreich sind, und sollen uns mit dem Faktum begnügen, weil uns doch Niemand sagen wird, woher dieses kommt, und was der endliche Grund von der Ursache dieser Erscheinung ist. Buffon will gefunden haben, daß die inneren Räume dieser Höhlen sich immerfort verkleinern, das ist ganz natürlich, denn das durchsickernde Kalkwasser setzt seine erdigen Bestandtheile ringsum an Wänden und Pfeilern ab, dieselben sind ja eben durch dieses Absetzen gebildet. Wenn aber der große Gelehrte die Zunahme der festen Masse so bedeutend findet, daß er nach Verlauf von 20 Jahren die Gänge und Spalten, welche er früher passirt hatte, nicht mehr passiren konnte, und darnach die Größe der Zunahme der festen Substanz in diesen Höhle berechnen will, so macht auch er sich des unbeschreiblichen Leichtsinnes vieler französischer Gelehrten theilhaftig. Der edle Graf hat nämlich vergessen, daß er von seinem 30sten bis zu seinem 50sten Jahre an Korpulenz zugenommen, er hat vergessen, daß sein Geist nicht mit seinem Körper gleichen Schritt gehalten, und daß der eine stehen geblieben, indeß der andere gewachsen ist. Wäre die Zunahme der Kalkmassen in den Tropfsteinhöhlen so groß, als man aus Buffons Angaben schließen müßte, so würden die mehrsten binnen wenigen Jahrhunderten ganz geschlossen sein, ganz mit Kalkmasse ausgefüllt werden. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß die mehrsten Höhlen, welche seit vielen Jahrhunderten bekannt sind, bis jetzt noch keine sichtbare und mit einem so unsicheren Instrumente, wie der menschliche Körper ist, meßbare Veränderung erlitten.

Das Volk, welches diesen Landestheil bewohnt, verwandt mit den Burgundionen und den Champagnern zeichnet sich vor diesen nicht besonders aus; Karakter, Sitten, Lebensweise sind dieselben, desto auffallender sind einige Ueberbleibsel aus dem Alterthume, welche die Zeit kaum zu verwischen vermocht hat. Wir wollen nicht von den Narrenfesten reden,

en eines bereits auf Seite 447 beschrieben worden ist, allein die Be-
üsse eines Konciliums oder einer großen Synode, welche im Jahre 581
der Hauptstadt Aurerre gehalten wurde, deren 45 waren, und deren
ige auffallend genug sind, werden noch jetzt mit gleicher Veneration
: damals betrachtet und gehalten. Der erste Artikel verbot, sich zu
ujahr in eine Kuh oder in einen Hirsch zu verkleiden und sich Vergnü-
ngen der Tafel zu widmen. Der dritte verbot, Bäumen, Sträuchern
d Quellen Gelübde abzulegen. Der neunte verbot den Laien in der
rche zu tanzen und Feste zu halten, den Geistlichen war dieses nicht
boten. Der zwölfte untersagte den Priestern einem Todten das Abend-
l zu reichen oder ihm das geweihte Brod in den Sarg zu legen. Nach
n 14ten Artikel ward verboten Leichen unter der Taufkapelle beizusetzen
r zwei Leichen übereinander auf den Kirchhof zu begraben, neben einander
rfte man mehre in dasselbe Grab legen, es geschah dieses aus weiser
rsorge für die am jüngsten Tage Auferstehenden, indem man glaubte,
ß es ihnen schwerer werden würde, einen über ihnen verwesten mensch-
yen Körper, als die 6 Fuß über ihnen liegende harte Erde hinweg zu
lzen. Der 38ste Artikel verbot den Weibern das Abendmahl mit
ßer Hand zu empfangen, oder auch nur die Patelle, auf welcher das
veihte Brod liegt, mit bloßer Hand zu berühren. In Folge dieses Be-
ls, verordnet der 42ste Artikel, daß die Weiber das Abendmahl em-
ngend, ihren Festtagschleier tragen sollen, mit dessen einen Zipfel sie
nn die geweihten Gefässe oder den Leib Kristi berühren durften.

Ein furchtbarer Gebrauch erklärte die mit dem Aussatze Behafteten
: todt, man nannte dieses „sie außer das Jahrhundert setzen." Eigen-
lmliche Zeremonien begleiteten diese Handlung. Der Priester und der
nze Klerus des Ortes begab sich zu dem Hause des Kranken, der mit
em schwarzen Schleier oder mit einer Matte bedeckt, die heiligen
ellvertreter Gottes vor seiner Thüre erwartete („uno der Aussätzige soll
deckt sein mit Matten und Zweigen gleich einem Todten.") Einige Ge-
e wurden gehalten, dann kehrte man in Prozession in die Kirche zu-
k, welcher der Kranke von ferne folgte, hier legte er sich auf ein
auergerüst, ganz wie für einen Todten bereitet, es ward ein Requiem
er ihn gehalten, er ward mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch
äuchert, hierauf erhob sich der Todte, gieng auf den Kirchhof, wurde
rt von dem Priester zur Geduld ermahnt, ihm wurde befohlen keine
aare zu berühren, bevor er sie gekauft, keiner Person zu nahen, ja an
emanden vorbeizugehen, ohne unter dem Winde zu sein, d. h. ohne
so zu halten, daß seine Ausdünstung nicht gegen den Körper des-
igen, mit dem er spreche, oder an dem er vorbeigehe, geführt werde,
t einer Schnarre zu klappern, nicht aus seinem Bezirk zu gehen, ohne

mit seiner Matte bedeckt zu sein, aus keinem Bache zu trinken, als aus einem solchen, der von seinem Orte hinwegfließe, und dieses nur mittelst eines an einen Stock gebundenen Gefässes zu thun, keine Brücke mit einem Geländer zu passiren, ohne Handschuhe an zu haben ꝛc. Hierauf nahm der Priester eine Schaufel Erde von dem Kirchhofe, legte ihm drei Hände voll davon auf den Kopf und sagte: „durch dieses Zeichen erkläre ich dich für todt, Gott schenke dir Geduld, so lange du lebst.“

Noch im vorigen Jahrhunderte sollen dergleichen Fälle vorgekommen sein, es ist wahrlich besser einen Unglücklichen der Art wie einen tollen Hund mit Knitteln todt zu schlagen, als denselben dieses Parialeben, mitten in dem zivilisirtesten Staate von Europa führen zu lassen: die Bonhomie der Franzosen zeigt sich hier nicht in ihrem glänzendsten Lichte.

Auxerre, auf dem linken Ufer der Yonne gelegen, ist Hauptort des Departements, Sitz der Präfektur, zählt 11.600 Einwohner und war ehemals Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, hatte acht Parochialkirchen, eben so viele Abteien und Klöster und war durch seinen Reichthum berühmt. Geborne Kanonici der Kathedrale dieses Ortes waren die Grafen von Chastelux, weil sie der Stadt große Dienste geleistet und die Engländer zurückgeschlagen hatten, als dieselben sich beinahe des ganzen Reiches bemächtigt. Bei feierlichen Gelegenheiten erschienen diese Herren in der Versammlung der Geistlichen in etwas barrockem Kostüme über einem Waffenrocke und völlig soldatischer Bekleidung trugen sie das Chorhemd, den geistlichen Ornat; an ihren Füßen klirrten die schweren Sporen, an ihrer Seite der lange Raufdegen, auf der Faust trugen sie einen Falken. So gekleidet und ausgestattet, erschien ein Graf von Chastelux vor Ludwig XIV. als derselbe die Stadt besuchte.

Diese Letztere liegt am Abhange eines Hügels in einer äußerst freundlichen Gegend. Der Fluß bildet gegenüber der Stadt eine kleine Insel welche mit einem Fruchtbaumwalde bedeckt ist, aus dem die schwirrenden Flügel vieler Windmühlen hervorsehen, einen äußerst malerischen Anblick gewährend. Die benachbarten Hügel sind mit Weinreben bedeckt, die Yonne bildet einen kleinen Hafen, welcher von Fischerbarken wimmelt, das ganze Gemälde ist äußerst belebt, leider entspricht das Innere der Stadt diesem anmuthigen Bilde durchaus nicht. Die Straßen sind unregelmäßig zum großen Theile abschüssig, die Häuser sind alt, in einem sehr vernachläßigten Stile gebaut, die beiden öffentlichen Plätze verdienen kaum ein

solchen Namen, weil sie keinen Platz haben, durchaus unregelmäßig sind und, von schlechten Gebäuden umgeben, keinen günstigen Eindruck machen. Unter den bemerkenswerthen Gebäuden nimmt die Kathedralkirche den ersten Rang ein, sie ist dem heiligen Stefan gewidmet und gehört zu den schönsten Denkmalen gothischer Baukunst. Die Abtei Saint-Germain im Jahre 422 gegründet, umschließt außer den Gebeinen ihres Stifters noch die von 60 andern Heiligen, welche in einzelnen Grotten ruhen, die Konrad, Ludwigs des Frommen Sohn, für dieselben aushöhlen ließ. Im Jahre 1636 ließ man einen Pfeiler der Kirche, auf welchem das Wort Polyandrion stand, öffnen, und fand darin die Körper von 30 Heiligen nebst ihren Marterwerkzeugen, sie wurden sorgfältig aufgehoben, allein seit der Revolution sind alle diese Wunderwerke verschwunden. Der Bischofspalast ist ein schönes Gebäude, auch das naturhistorische- und das Antiquitäten-Kabinet, so wie das Schauspielhaus sind der Beachtung werth. Eine schöne Promenade mit Fontainen geziert, umgiebt den Ort.

Avallon, auf dem rechten Ufer des Cousin, Hauptort des Arrondissements zählt 5600 Einwohner, hat eine äußerst malerische Lage, auf einem Felsen von rothem Granit, welcher die Gegend weit umher beherrscht, daher man aus den Häusern der Stadt fast durchgängig eine äußerst reizende Aussicht genießt. Die Straßen sind ziemlich breit, reinlich, wohl unterhalten, die Häuser zwar nicht ausgezeichnet schön, doch freundlich und wohnlich, ausgezeichnete Gebäude giebt es dort nicht.

Joigny, auf dem rechten Ufer der Yonne, Hauptort des Arrondissements, zählt 5600 Einwohner, ist amfitheatralisch am Abhange eines Hügels gebaut, und durch eine Brücke von Stein in sechs weit gesprengten Bogen mit einer Vorstadt am jenseitigen Ufer des Flusses verbunden, nur eine einzige Straße ist hübsch zu nennen, doch hat auch diese gleich allen übrigen einen reißenden Fall, so, daß man die Stadt im Allgemeinen schlecht gebaut nennen kann. Ein Marktplatz ist ziemlich geräumig, ein Paar Promenaden um die Stadt sind freundlich, und gewähren eine schöne Aussicht auf die reizende Umgegend. Die neuerbaute Kavallerickaserne ist das einzige bemerkenswerthe Gebäude.

Sens, auf dem rechten Ufer der Yonne, Hauptort des Arrondissements, zählt 9300 Einwohner, war sonst eine starke Festung, deren Mauern noch jetzt von Bedeutung sind, die Substruktionen sind von enormen Steinen, so, daß es zweifelhaft bleibt, wie man in früherer Zeit, da die Mechanik noch nicht die Fortschritte gemacht hatte, welche man jetzt in dieser Wissenschaft wahrnimmt, solche Massen zu bewegen, im Stande gewesen. In den Mauern eingesenkt, sieht man an mehren Orten eine Art Bildhauerarbeit, mit Schnitzwerk verzierte Arkaden, in der Art, wie die Römer dergleichen zu bauen pflegten, so, daß man vielleicht

nicht ohne Grund behauptet, ein Theil dieser Mauern stamme von den Römern selbst her. Man findet überhaupt manches in der Gegend, was solche Meinung unterstützen könnte; mehre alte Straßen, die Spuren eines Amfitheaters, viele Gräber, von denen — zu Tausenden bei einander — der Ort Quarrè les Tombes den Namen hat; häufig aufgefundene Münzen, Waffen ꝛc. liefern sichere Beweise von einem dauernden Aufenthalte der Römer in dieser Gegend. Der Ort ist freundlich und regelmäßig gebaut; die Chaussé von Dijon nach Paris, führt durch die Hauptstraße, die beiden Thore an den Enden derselben, sind in schönem Stile gebaut und gleichen beinahe Triumfbogen. Die Esplanade, ein großer, schöner Platz, an dem das Theater steht, ist mit zwei Reihen Bäumen umgeben; das schönste Gebäude ist die Kathedralkirche, sie hat drei große Pforten und zwei Glockenthürme, im Innern drei Schiffe, ist sehr groß und geräumig, reich verziert, und enthält viele Reliquien und andere Merkwürdigkeiten, unter diesen das Meßgewand des Thomas Beket, und ein Gemälde, welches seinen Tod darstellt. Auch das Rathhaus, das Gimnasium ꝛc. sind der Beachtung werthe Gebäude.

Tonnerre, am linken Ufer des Armençon, zählt 4.300 Einwohner, war sonst nur ein festes Schloß, hat sich jedoch mit der Zeit zu einem Flecken, und endlich durch seine Lage zum Hauptort des Arrondissements erhoben. Das alte Palais der Grafen von Tonnerre, ist in ein Hospital verwandelt. Der Ort war durch starke Mauern und Thürme befestigt, hievon sind nur noch einzelne Trümmer übrig. Die Lage der Stadt auf einem Hügel, dessen Fuß der Fluß badet, mitten in einer reizenden und fruchtbaren Gegend, ist so angenehm, als auch durch die Nähe des großen Kanals von Bourgogne vortheilhaft. Sie ist schön gebaut, besitzt mehre prächtige Kirchen und Paläste, hat freundliche Promenaden und gehört überhaupt zu den schönsten Städten in Frankreich.

LXIX.

Das Departement der Saone und Loire.

Dasselbe ist gebildet aus Theilen des Herzogthums Burgund, umfaßt 162 Quadratmeilen und hat 524,000 Einwohner, welche jährlich 1,370 junge Soldaten zum Heere stellen. Es ist in 7 Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Mâcon, Châlons, Autun Charolles und Louhans.

Das Departement besteht eigentlich aus zweien großen Thälern, welche durch eine Bergkette getrennt, sich beide nach Süden öffnen, fruchtbar sind, den Wein reifen und überhaupt viele Pflanzen hervorbringen, welche südlicheren Regionen anzugehören scheinen, wohin besonders viele medizinische Kräuter zu zählen sind.

Die Wälder wimmeln von Wild aller Art, worunter auch viel schädliches oder Raubwild ist. Eine große Menge Fische hat zu einem eigenen Gewerbszweige Veranlassung gegeben. Aus den Schuppen der Weißfische nämlich bereitet man diejenige Substanz, mit welcher die falschen Perlen gefüllt werden, die man hier in großer Menge und von vorzüglicher Schönheit macht. Die Flüsse liefern eine eigene zweischaalige Muschelgattung, welche man Anodote nennt, und welche hier häufig gegessen wird. Von den Schnecken dienen verschiedene gleichfalls zur Nahrung, die grauen Gartenschnecken aber, welche in ungeheurer Menge vorkommen, und welche oft sogar den Aernten nachtheilig werden, ißt man nicht, noch weiß man sich ihrer auf andere Art zu entledigen.

Der Bergrücken, welcher die beiden Thäler, die das Land bilden, von einander scheidet, enthält Mineralien der Ausbeutung werth. Man gewinnt Eisen, Steinkohlen, Blei, Arsenik, Uran und Titan, ferner schöne

Hiazinthen, Flußspathkristalle, Quarz, Rauchtopas und Amethistkristalle (Quarz von verschiedener Färbung) Alabaster, Kalkschiefer zum lithografiren, Granit, Bausteine ꝛc. Dieses alles könnte indessen in viel größerer Menge aus den reichlich damit geschwängerten Bergen gezogen werden, wenn überhaupt die Franzosen Bergleute wären, sie lassen jedoch die Schätze ihres Bodens meist unangerührt.

Das Departement umschließt viele Alterthümer aus einer sehr frühen Zeit, man glaubt mehre derselben bis zu jener der Druiden zurückführen zu können. Viele alte Gewölbe, theils über, theils unter der Erde, aus unbehauenen Steinen zusammengesetzt, hält man für Tempel der ältesten Götter dieses Landes, oder für Wohnungen ihrer Priester. Ganze Felder sind nach den Urnen oder nach den Gräbern, die man daselbst gefunden hat, benannt. Allein große Bauwerke wie sie in andern Provinzen vorkommen, die Bewunderung der jetzigen Generation erregend, findet man dort nicht, sie scheinen untergegangen, zu früh zerstört.

Das Volk scheint in früherer Zeit eines sehr günstigen Rufes genossen zu haben. Saint Julien de Baleure erzählt, daß die Stadt Châlons durch die Reinheit ihrer Sitten, durch die Weisheit ihrer Einwohner, des höchsten Rufes genoß, ein wahres Utopien gewesen, man habe an jedem Morgen die Einwohner bei der Messe versammelt gefunden, am Sonntage habe kein Mensch gefehlt. Die Greise seien so hoch geehrt worden, wie jemals in dem alten verschollenen Sparta; daß eine Frau ihre Pflichten verletzt, ihrem Gatten untreu geworden, wußte kein Mensch, eine solche wäre für immer aus der Gesellschaft ehrlicher Leute ausgestoßen gewesen. Die Prozesse waren so selten, daß man im ganzen Orte nur 6 Advokaten zählte, während man zur Zeit des Autors schon 40 hatte und angab, daß ein volles Drittheil der Bewohner der Stadt, von der Feder lebe, (nun sage mir noch Einer, unsere Zeit sei eine schreibselige!) Die Handwerke waren auf bestimmte Straßen angewiesen, in der einen wohnten die Schmiede und Kupferschmiede, in der andern die Faßbinder und Kübler, in einer dritten die Schreiner ꝛc. Auch die Geistlichen und die Edelleute hatten ihre bestimmten Straßen; in dem übrigen Theile der Stadt wohnten die Kaufleute und die Bürger, welche Geschäfte trieben, die nicht durch den Lärm die Nachbarschaft störten.

Die Gerechtigkeit übte ihr strenges Richteramt gegen Jedermann, ohne Ansehen der Person. Guy Pape erzählt als Augenzeuge, daß eine Sau, welche ein Kind getödtet hatte, förmlich vor Gericht gezogen, verhört, vertheidigt und endlich zum Tode verurtheilt unter ernsthaften Zeremonien, gehänkt worden sei. Ein zweites Thier derselben Gattung, welches ein Kind gebissen, und dadurch den Tod veranlaßt hatte, ward durch einen andern Richter Johann Leclerc zum Feuertode verurtheilt,

nach der Exekution vertheilte man das Fleisch des gebratenen Schweines unter die Hunde und der Besitzer der Missethäterin mußte eine Wallfahrt zur heiligen Jungfrau von Pontoise thun, eine schwere Buße übernehmen, und den Dank des Himmels auf die Richter des Thieres herabflehen. Auch den Ratten wurde der Prozeß gemacht, sie wurden vor Gericht gefordert und ihnen der berühmte Chasseneux als Vertheidiger gegeben, da sie nicht erschienen, sollten sie in Contumaciam verurtheilt und exkommunizirt werden; der geschickte Vertheidiger bewirkte jedoch einen Aufschub dieses rigorosen Spruches, indem er bemerkte, daß der ihnen gesetzte Termin zu kurz gewesen und daß es auch keine Kleinigkeit für sie sei, sich vor Gericht zu stellen, da viele hundert Katzen auf allen Wegen aufpaßten, um sich ihrer zu bemächtigen. Ein anderer Schriftsteller, Bouhier, vertheidigt die Ehre seines Vaterlandes gegen so schmähliche Angriffe, und erklärt die ganze Erzählung für eine Fabel; er sagt, Chasseneux habe gar nicht von Mäusen und Ratten, sondern von Fliegen (muscis) gesprochen, welche die Weinberge verwüstet und deßhalb durch den Offizial exkommunizirt worden wären, welches Urtheil Chasseneux bestättigt habe — Als ob das besser wäre, wenn man Fliegen als wenn man Ratten aus der Gemeinschaft Kristi ausschließt!

Die jetzigen Bewohner dieser Provinz haben sich von den Sitten der älteren sehr entfernt, und unterscheiden sich wohl nur wenig von denen der benachbarten Provinzen — auch das Kostüm, welches in frühern Zeiten ein ganz eigenes gewesen sein soll, zeichnet sich heutigen Tages durch nichts mehr aus; nur das der Frauen hat eine Eleganz und eine Zierlichkeit, welche an das Kokette stößt.

Unter den Bewohnern ist eine Klasse ausgezeichnet in körperlicher Beschaffenheit wie in Sitten und Gebräuchen, diese heißt Chizerots, wohnt vorzugsweise um und in Boz, in Huchizi, und soll von den alten Mauren, welche das Land im achten Jahrhunderte überschwemmten, abstammen. In der That erinnert der Schnitt ihrer Kleider, die Bauart ihrer Häuser, die Absonderung beider Geschlechter bei Spielen und Festivitäten, der Fatalismus dem sie ergeben sind, ja selbst die Sprache, welche durchaus verschieden ist von dem Patois der Umgegend, und welche wirklich viele arabische Worte hat, an ihren orientalischen Ursprung. Ihre Gesichtsfarbe ist durchaus dunkel, ihr Haarwuchs stark, das Haar schwarz oder dunkelbraun; die Augenbraunen, schön geschweift, überschatten ein großes, schwarzes, überaus feuriges Auge; die Nase ist meistens stark gebogen, der ganze Schnitt des Gesichts sehr markirt, ihr Wesen ernst, stolz, kühn, sie sind durchaus nicht mit den unglücklichen, verachteten Menschen zu vergleichen, welche im südlichen Frankreiche wohnen, und ein Auswurf der Gesellschaft scheinen; im Gegentheile genießen sie aller Ach-

tung, und halten sich selbst für besser als andere Leute, vermischen sich auch nicht mit Personen, die nicht ihres Stammes sind, haben daher ihre Rasse rein erhalten. Um arme Mägdchen zu hindern, ein Eheband mit Fremden einzugehen, treten die wohlhabenden Leute zusammen und verschaffen denselben eine anständige Aussteuer, so daß sie Männer finden, daher denn die Originalität der fisischen Beschaffenheit sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Die Chizerots leben fast durchgängig vom Ackerbau, zeigen dabei viel Anstelligkeit für die kleinen Künste, welche zu ihren Bedürfnissen gehören, sie sind gastfreundschaftlich, erscheinen geistreich im Umgange, haben Fantasie, Dichtertalent und würden wahrscheinlich, in andere Verhältnisse, als die eines Ackerbürgers gebracht, ausgezeichnete Männer liefern; wenigstens sind mehre Soldaten und einige Gelehrte aus ihrer Mitte hervorgegangen, die zu den berühmtesten in Frankreich gehören.

Mâcon, Hauptstadt der Provinz, Sitz der Präfektur, zählt 11.000 Einwohner, liegt am rechten Ufer der Saône, hatte früher starke Befestigungen, welche jedoch niemals vollendet waren und in neuerer Zeit demolirt, in Spaziergänge verwandelt worden sind; der Ort ist alt, und weist unter andern Denkmalen, eine Kirche auf, die Karl der Große wieder herstellen ließ, nach dem sie von den Sarazenen zerstört worden war, die also viel älter als 1.000 Jahre ist. Der Ort liegt in einer fruchtbaren Gegend, erhebt sich an dem Abhange eines Hügels, welcher vortreffliche Weine trägt, hat Umgebungen von großer Schönheit, ist jedoch im Inneren, wie beinahe alle übrige französische Städte, höchst unregelmäßig und schlecht gebaut. Die alten Häuser sind sehr düster und geschmacklos, die neueren nicht viel geschmackvoller, verlieren den größten Theil ihrer Schönheit dadurch, daß sie in engen, winkeligen Straßen stehen. Unter den Bauten zeichnen sich das Rathhaus, der bischöfliche Palast und eine und die andere Kirche aus. Die Plätze sind zwar klein, doch nicht übel gebaut; die Quais bilden den schönsten Theil der Stadt, sie sind breit, mit schönen Häusern geziert und durch Handel und Gewerbtreibende sowohl, als durch Spaziergänger, immerfort sehr belebt.

Châlon sur Saône, am rechten Ufer des genannten Flusses gelegen, ist Hauptort des Departements, zählt 12.300 Einwohner, liegt in einer großen, wiesenreichen, von Weinhügeln unterbrochenen Ebene,

welche höchst fruchtbar ist. Obgleich der Fluß durch jährlich wiederkehrende Ueberschwemmungen oft Schaden veranlaßt, so liegt doch die Stadt hoch genug, um nichts davon zu befürchten. Durch die Vereinigung mehrer Hauptstraßen und durch den schiffbaren Fluß, der die Mauern der Stadt bewässert, wird der Handel sehr gehoben. Ein Kanal verbindet sie mit dem Weltmeere, die Saône mit dem mittelländischen Meere, die Straßen mit dem ganzen Innern von Frankreich und mit Italien. Leider werden diese Vortheile durch eine sehr ungesunde Luft, welche dem Orte häufig epidemische Krankheiten zuzieht, und welche der Pest, die zu verschiedenen Malen die Stadt heimgesucht, mächtig beisteht, aufgewogen. Die Ursachen davon sind die häufigen Ueberschwemmungen des Flusses, welche den Boden zwar fruchtbar und ergiebig, aber auch sumpfig machen, und eine Bergreihe, welche von dem Gebirge Côte d'Or herüberstreichend sich gegen Norden vor die Stadt lagert und den reinigenden Winden den Zugang wehrt. Der Ort ist schlecht gebaut, hat einige hübsche Häuser, doch viele miserable Straßen, nur die Quais, längs des Flusses sind breit und freundlich durch eine wogende Menschenmenge belegt. Mehre Kirchen, einige Hospitäler, das Rathhaus, das Gefängniß, sind Gebäude, welche Aufmerksamkeit verdienen.

Autun, am linken Ufer des Arroux gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, zählt über 10.000 Einwohner, und ist eine der ältesten Städte von Frankreich, indem sie schon 200 Jahre nach Roms Erbauung die Hauptstadt einer Völkerschaft gewesen, späterhin aber dem siegreichen Caesar als Stützpunkt für seine Unternehmungen gedient haben soll. Die Stadt liegt malerisch an dem steilen Abhange eines Berges wodurch die Häuser sich schön und frei übereinander erheben können, wodurch aber auch die Straßen überaus steil werden, und zu manchen Zeiten wirklich unbrauchbar sind. Einige Plätze, vorzugsweise das Marsfeld in der Mitte der Stadt, sind schön, das letztere ist mit Bäumen ringsumgeben, welche eine freundliche Promenade bilden, deren die Stadt überhaupt mehre hat. Einige römische Triumfbogen, ein Amfitheater, die Trümmer verschiedener Tempel, sind der Beachtung werth. Dem Fremden zeigt man die Kapelle, in welcher der berühmte Talleyrand als Bischof fungirte. Ein Epigramm gibt ihm nicht das beste Zeugniß, es lautet wie folgt:

Roquette dans son temps, Talleyrand dans le notre
Furent les Evèques d'Autun,
Tartuffe est le portrait de l'un
Ah si Molière eût connu l'autre.

Charolles, Hauptort des Arrondiſſements, iſt ein kleiner unbedeutender Ort, welcher nur 3.000 Einwohner hat, doch angenehm gelegen, freundlich und wohl gebaut iſt, und ſehr ſchöne Umgebungen hat. Ein benachbarter Hügel iſt durch die höchſt maleriſchen Ruinen eines großen Schloſſes gekrönt, deſſen Ueberbleibſel noch jetzt die Macht und den Reichthum der Herren dieſer Gegend bekunden.

Louhans, auf dem linken Ufer der Seille gelegen, iſt Hauptort des Arrondiſſements, zählt 8.500 Einwohner, liegt auf einer Halbinſel, welche durch den Zuſammenfluß der Seille mit der Salle und dem Soulevent gebildet wird. Die Stadt iſt lang und ſchmal gebaut, hat nichts Schönes, doch etwas Ausgezeichnetes in den ungeheuer weit hervorſpringenden Dächern der Häuſer, welche zwar für den Sommer und die Regenzeit nicht ganz zwecklos erſcheinen, jedoch die Straßen und die Wohnungen ungemein düſter machen.

LXX.

Das Departement der Loire.

Dieses Departement ist aus den ehemaligen Grafschaften Forez, Beaujolais und dem eigentlichen Lyonnais zusammengesetzt, umfaßt eine Oberfläche von 92 □Meilen und zählt 392.000 Einwohner, welche jährlich 1000 Soldaten zum Heere stellen. Es sendet fünf Deputirte zu den gesetzgebenden Versammlungen und ist demnach in fünf Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Saint-Etienne, Saint-Chamont, Feurs, Montbrison und Roanne.

Das Land ist bergig, von einem langen Zweige der Sevennen durchzogen, welche das Flußgebiet der Loire von dem der Rone scheiden, sich aber durch das ganze Departement verästeln und es uneben, hügeligt machen. Der höchste Punkt erhebt sich in dem Berge Pilat auf 3.700 Fuß über die Meeresfläche. Der Boden ist zum Theil sehr fruchtbar, zum Theil sandig und reich an Steinen, welche dem Ackerbau hinderlich sind. An vielen Stellen zeigen sich Spuren von vulkanischer Thätigkeit, wo diese vorhanden sind, läßt sich eine erhöhte Lebhaftigkeit der Vegetation nicht verkennen. Viele isolirt stehende, halbkugelförmige Hügel, sieht man als durch vulkanische Kräfte gehoben, an. Einige derselben sind mit den Ruinen alter Schlösser und Abteien bedeckt, auf andern findet man kleine Seen, die man für Krater hält, deren überhaupt 500 in dem Departement, und davon 450 in dem Arrondissement von Montbrison vorkommen. Die Loire durchstreicht das Departement von Süden nach Norden, in einer Länge von 25 Meilen; sie ist nicht segensreich für das Ländchen, da ihr reißender Fall die Schifffahrt nicht begünstigt, die Gebirge aber ihr häufig so viel Wasser zuführen, daß sie starke Ueberschwemmungen, und in diesen große Verwüstungen hervorbringt. Einige Kanäle von Bedeutnng, und mehre Eisenbahnen helfen dem Handel jedoch wieder

auf. Von letztgenannten schließen drei sich aneinander, um die Loire mit der Rone zu verbinden. Die erstere, fünf Stunden lang, geht von Andrezieux nach Saint-Etienne und ist so geneigt, daß zwei Pferde sechs Wagen, deren jeder 4800 Pfund trägt, bequem ziehen können, dergestalt, daß der Weg von fünf Meilen binnen zwei Stunden zurückgelegt ist, dieselben Wagen unbeladen werden von zwei Pferden in vier Stunden aufwärts gezogen. Die zweite Eisenbahn geht von Saint-Etienne nach Lyon, hat 15 Stunden Länge, hat eine doppelte Fahrbahn, läuft über 112 Brücken, durchbricht auf die Länge von $^1/_2$ Stunde einen Berg, und mehre andere auf kleineren Strecken. Die dritte Eisenbahn geht von dem erstgenannten Ort Andrezieux nach Roanne, hat 17 Stunden Länge und bildet so, mit den beiden andern, eine Länge von 37 Stunden, welche die mehrsten, in England existirenden, an Ausdehnung übertrifft.

Das Departement bietet weder im Pflanzen- noch im Thierreiche etwas Ausgezeichnetes dar, dagegen ist es mit Mineralien gesegnet, unter denen die Steinkohlen den ersten Rang einnehmen. Merkwürdig ist ein Steinkohlenbergwerk, westlich von Saint-Etienne, welches seit mehr als 300 Jahren schon im Brand ist, was dem Boden eine fühlbare Wärme mittheilt, und einen auffallenden Geruch in der Umgegend verbreitet. Blei, Eisen und Schwefel, ferner Arsenik und Feuerstein werden gebrochen; ehemals soll man auch Gold gefunden haben, jetzt indessen zeigt sich keine Spur mehr davon.

Mineralquellen kommen häufig vor, einige davon sind heiß, andere sollen ihre Temperatur wechseln, im Sommer heißer als im Winter, jeder Zeit aber um drei Grad wärmer sein als die Atmosfäre.

Sanftmuth und Güte scheinen vorzugsweise den Karakter des Volkes zu bilden. Viele Religiosität, leider nicht immer gut geleitet, geht in mehren Arrondissements in Frömmelei über. In den Städten ist dieses in etwas anders, der häufige Verkehr mit Fremden, Handel und Wandel, große Gewerbthätigkeit haben die Ansichten geändert, gemildert, abgeschliffen. Die Ansichten haben sich dem Zeitgeiste bequemt, und während der Landmann überall mit Eigensinn am Alten hängt, jagt man in den Städten den Neuerungen nach. Alle aber, Städter und Landbewohner, kommen in der Neigung für ihre Heimat, mit einander überein, sie verlassen nur ungerne das Vaterland, waren daher auch diejenigen, welche sich am wenigsten mit Napoleons großen Siegen zufrieden zeigten; dieß soll jedoch nicht andeuten, daß sie der Tapferkeit ermangeln, denn man hält sie im Gegentheil für recht tüchtige Soldaten, wenn sie es einmal sein müssen. Die Sprache ist ein eigenthümliches, nicht wohlklingendes Patois, welches jedoch der Naivetät des Ausdrucks keineswegs entbehrt.

Saint-Etienne, Hauptort des Arrondissements, liegt an dem Bache Furens, zählt 33.000 Einwohner und datirt seinen Ursprung aus der Römerzeit, ist jedoch erst in den letzten Jahren so bedeutend gestiegen, daß es die angegebene Bevölkerung erreicht, denn bis zum Jahre 1771 hatte es kaum 20.000 Einwohner. Es liegt in einem wenig vertieften Thale, am Fuße der Kette von Bergen, welche von dem Pilatberge ihren Namen hat. Der Ort ist ziemlich gut gebaut, hat gerade und breite Straßen, doch sind dieselben nur mit schwarz beräucherten Häusern besetzt, was ihnen ein höchst düsteres Ansehen giebt. Einige bedeutende Bauten, die gewöhnlichen, schon oft genannten, das Rathhaus, der Justizpalast, das Schauspielhaus sind der Beachtung werth. Auf dem Hauptplatze, auf welchen die Straße von Roanne mündet, steht eine schöne, mit einem großen Obelisk gezierte Fontaine; eine königliche Waffenfabrik ist auch der Beachtung werth, nicht minder die Eisenbahn, welche von hier zur Rone und Loire führt.

Saint-Chamont, am Zusammenflusse des Gier und des Janon gelegen, ist Hauptort eines Kantons, er zählt 7.500 Einwohner, ist ziemlich gut gebaut, hat einige hübsche Spaziergänge, öffentliche Bäder und eine schöne Kirche. Die arbeitsame Bevölkerung ernährt sich durch große Seidenbandwebereien. Bemerkenswerth ist das Schloß, welches, obschon beinahe in Ruinen, die Stadt von seiner steilen Höhe herab beherrscht. Der Fels, auf dem dasselbe steht, ist auf einer Seite beinahe senkrecht abgeschnitten, und bietet eine besondere Merkwürdigkeit in der Bauart der Kirche, oder vielmehr in der Wunderlichkeit des Baumeisters dar, welcher eine Kirche auf den ihr zugehörigen Glockenthurm, und eine Straße auf die Kirche setzte. Die beiden ersten stehen senkrecht über einander an dem schroffen Felsabhange, die Straße aber ist eine Verlängerung des oberen Plateaus, welche sich bis über die Kirche ausdehnt, und auf welcher man mit einem großen Wagen umherfahren und umwenden kann. Dieses flache Dach der Kirche war der eigentliche Hof des auf dem Felsen stehenden Schlosses.

Feurs, Hauptort des Kantons, zählt 2.300 Einwohner, und gilt für die älteste Stadt des Departements, dessen einem Theile, der Grafschaft Forez, sie zur Hauptstadt gedient, und welchem sie den Namen gegeben haben soll. Das Oertchen ist interessant durch die vielen Alterthümer, welche man daselbst oder in der Umgegend findet. Ruinen von Tempeln, Gräbern, Wasserleitungen, ferner Statuen, Mosaik-Fußböden, Säulen mit Inschriften, Waffen, Münzen findet man in Menge.

Montbrison, an der Vizezi gelegen, ist der Hauptort des ganzen Departements, obwohl viel kleiner als Saint-Etienne, Sitz der Präfektur, zählt 5.300 Einwohner, diente ehemals den Grafen vor Forez, welche

hier ein großes befestigtes Schloß hatten, zur Residenz. Die Stadt war ehemals befestigt und hatte während der bürgerlichen und Religions-Kriege viel zu leiden. Im Jahre 1562 ward sie von den Protestanten erobert, aus Rache über die an ihren Mitbrüdern verübten Gräuel, behandelte man nun die Katholiken mit gleicher Grausamkeit. Alles wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, die kriegsgefangene Garnison wurde gezwungen, sich von der Höhe eines mächtigen Thurmes in die Felsen, der Unterlage des Schlosses, hinabzustürzen. Ein Soldat konnte sich zu dem entsetzlichen Sprunge nicht entschließen, der grausame Befehlsbaber rief ihm zu, er solle fortmachen, zweimal ansetzen zu einem solchem Sprunge sei zu viel. Herr! rief der Soldat, ich erlaube euch zehnmal anzusetzen, wenn ihr den Sprung wagen wollt. Der wilde Baron lachte und schenkte dem Unglücklichen das Leben.

Das einzige merkwürdige Gebäude, ist die unvollendete Hauptkirche, deren schöner Stil bedauren läßt, daß sie nicht ausgebaut worden. Unfern der Stadt befinden sich drei eisenhaltige Sauerbrunnen, welche zwar von den Einwohnern der Umgegend zum Trinken benutzt werden, jedoch nicht zur Aufnahme von Fremden, eingerichtet sind.

Roanne, Hauptort des Arrondissements, liegt am linken Ufer der Loire, zählt 9.300 Einwohner, und hat nichts Bedeutendes aufzuweisen; die Stadt ist im Uebrigen ziemlich hübsch gebaut, die Straßen sind breit und licht und sind mit Häusern besetzt, welche nicht aller Zier ermangeln.

LXXI.

Das Departement des Puy de Dôme.

Das Departement besteht aus der ehemaligen Nieder-Auvergne, es hat 154 □Meilen, und darauf 574.000 Einwohner, welche jährlich 1.490 Soldaten zum Heere stellen. Es ist in sieben Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Clermont, Riom, Issoire, Thiers und Ambert.

Die Oberfläche dieses Departements besteht aus einem großen Thale, welches $^1/_3$ der Gesammtoberfläche einnimmt, und von beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen ist, die nicht mehr zu den ganz unbedeutenden gehören, sondern sich bis auf 5.000 Fuß erheben. Der Boden ist zum großen Theil sehr fruchtbar, Kalk und Mergel machen denselben feurig, nicht minder geschieht dieses durch unterirdische Wärme, welche die innere Thätigkeit äußerlich erloschen scheinender Vulkane bekundet. Die Gegenden sind durch die Abwechselung von schönen Felsengebirgen, mit nicht minder schönen Flußthälern, sehr reizend, die beiden Hauptbergketten durchlaufen das Departement von Süden nach Norden, und schicken nach allen Seiten starke Verzweigungen aus, welche das Innere von Frankreich bergig machen. Diese Ramificationen verbinden sich mit den Alpen und Pirenäen.

Drei Hauptflüsse bewässern das Departement: der Allier und die Dore sind schiffbar, die Sioule ist es nicht, alle drei aber werden zum Holzflößen gebraucht. Das Klima ist sehr wechselvoll, die Winter sind oft äußerst rauh, die Sommer in den Thälern fast unerträglich heiß, auf den Bergen wehen oft fürchterliche Stürme, besonders ist der Frühling und der Herbst dadurch belästigt. Erdbeben, wenn auch sehr leicht, werden doch manchmal verspürt und lassen besorgen, daß die Vulkane doch einmal irgend ein Unglück verursachen.

Das Thierreich zeigt nichts Besonderes. Der Pflanzen giebt es viele höchst verschiedene, wie es mit allen bergigen Ländern so zu sein pflegt, da sich hier die Klimate verschiedener Zonen auf einem kleinen Raume zusammmendrängen.

Das Mineralreich bietet Silber, Blei, Antimon, Alaun, Marmor, Granit, Porfir, Basalt ꝛc. dar.

Mehre Höhlen sind der Gegenstand der Neugier oder der Wißbegier der Reisenden. Viele Wasserfälle, mitunter von sehr bedeutender Höhr, machen die Gegenden höchst pittoresk: die Kaskade von Mont d'Or ist eine der schönsten die es giebt. Von einem weit überhängenden Felsen stürzt sich die Gesammtmasse des Flusses, in einem schönen Bogen herab, in einen engen Thalkessel; man kann hinter den Wasserfall gelangen, welcher, wenn man in der Nähe des Felsen steht, 30 Fuß weit, von dem Beobachter niederstürzt.

Merkwürdig ist auch der See von Pavin, welcher den Krater eines erloschenen Vulkans ausfüllt, er hat ungefähr $^3/_4$ Stunden im Umfang, und ist eingesenkt in eine schroffe Felsenmasse, die den obersten Rand des Kraters bildete. Die vulkanische Asche, welche, wenn sie verwittert ist, sich höchst fruchtbar zeigt, hat auch hier eine Menge verschiedener Pflanzen hervorgelockt, welche als Einfassung des Sees, ein höchst anmuthiges Bild geben.

Die Bewohner sind arbeitsam, doch etwas schwerfällig und gehören nicht zu den feinsten. Lebhafter und unternehmender sind die Bergbewohner, aber zugleich findet man bei ihnen einen Grad von Rohheit, der an die wilden Völkerschaften fremder Welttheile erinnert, dennoch sind die Leute eben nicht böse, nur muß man sich hüten, sie zum Zorn zu reizen, in welchem sie sich selbst nicht kennen und eine jede Beleidigung bringt sie in Zorn, denn ihr Ehrgefühl ist überaus empfindlich. Die Bewohner der Auvergne verzeihen niemals, eine Beleidigung dauert für das ganze Leben, und hallt immerfort in den Gedanken des Angefochtenen nach. Die Sitten des Volkes sind sehr rein, fleischliche Verbrechen etwas seltenes, Untreue der Ehegatten noch seltener, und unnatürliche Verbrechen, wie sie zur Schande der Menschheit leider ganze Länder selbst von Europa und wie sie die großen Städte der zivilisirten Staaten bergen, sind ganz unerhört. Das Volk ist arm, aber wohlthätig und gastfrei, es theilt gerne mit, was es besitzt. Freilich würde dieses dem verwöhnten Gaumen des Großstädters nicht behagen; die ganze Provinz, in der Kultur auffallend zurück, ist es auch darin, daß nicht einmal Mühlen vorhanden sind, sie scheinen wenigstens noch etwas seltenes, und der Bauer zieht vor, sein Getraide in seinem Hause durch die Frau, der die ganze Last der Geschäfte obliegt, zerstampfen zu lassen. Aus solchem gestoßenen

Getraide wird nun, und zwar ohne Hefe oder Sauerteig, ein Brod gebacken, welches fast ungenießbar ist. Nicht besser geht man mit der Bereitung der Gemüse oder der Fleischspeisen um; dennoch verachtet man das gute Essen eben nicht, und bei feierlichen Gelegenheiten, an großen Festtagen, ferner bei Trauungen, Kindtaufen oder Leichenbegängnissen, werden große Schmausereien gehalten. Schweinefleisch bildet dabei die Hauptsache. Die Schinken davon sind wiederum dasjenige, was von dem ganzen Schweine für das Köstlichste gilt. Jedesmal, wenn ein solches Thier geschlachtet wird, hängt man die beiden Schinken an der Decke des rauchigen Zimmers auf, die Zahl derselben vermehrt sich von Jahr zu Jahr; wenn nun eine solche festliche Gelegenheit eintritt, so nimmt man die ältesten von ihren Haken herab, und setzt das halb vertrocknete, halb verfaulte und von Würmern durchfressene Fleisch den Gästen als eine besondere Merkwürdigkeit vor, und ein jeder ist beglückt durch den herrlichen Genuß.

Die Zahl der so an den Decken aufgehängten Schinken giebt einen Maßstab für den Wohlstand der Familie. Bei zu schließenden Heirathen besuchen sich die beiden Familienväter immer, um einen prüfenden Blick auf die Zimmerdecke zu werfen.

Viel Gefühl scheinen die guten Leute übrigens nicht zu haben, denn bei dem Leichenschmause, den der am Leben gebliebene Ehegatte seinen Freunden und Verwandten giebt, wird nicht nur während die Leiche noch im Hause steht, nach Kräften gegessen und getrunken, sondern auch für die neue Verbindung der zurückgebliebenen Ehefrau oder des verwittweten Mannes gesorgt, und niemals verläßt die Gesellschaft das Trauerhaus, ohne daß man sich über den fraglichen Punkt förmlich vereinigt habe.

Das Volk ist durchaus nicht schön, die schlechten Lebensmittel machen es durchgängig kränklich und mager, eine fahle Gesichtsfarbe, ein schleichender Gang, eine gebeugte Haltung, zeigt ein allgemeines Uebelbefinden an. Ein wenig besser gebaut, und kräftiger sind die Bergbewohner, was man dem häufigen Genuß der Milch zuschreibt, die dort einen Haupttheil der Nahrung ausmacht, auch sind die Frauen und Mägdchen von etwas hübscherer Farbe, dennoch sieht man in dem abschreckend dicken Unterleibe, den Sitz aller möglichen Krankheiten, durch Unverdaulichkeit der Speisen hervorgebracht.

Clermont, Hauptort der Provinz und Sitz der Präfektur, zählt beinahe 30.000 Einwohner, muß in früherer Zeit sehr bedeutend gewesen sein, weiset indessen nur noch die Trümmer einer früheren Größe auf. Nach vielen Unglücksfällen und beinahe gänzlichem Untergange wieder erbaut, sind doch die einzelnen Theile, weder unter sich noch mit dem Ganzen in Uebereinstimmung, haben sie weder Schönheit, noch Größe, noch Regelmäßigkeit. Die Straßen sind eng und winkelig, und haben besonders noch dadurch, daß sie mit Lava gepflastert sind, woraus auch viele der älteren Häuser gebaut worden, ein überaus düsteres, trauriges Ansehen. Die Lage des Ortes ist übrigens ungemein schön, und man wird wenige in Frankreich finden, welche gleiche Vorzüge genößen. Die Stadt liegt auf einem Hügel, in der Mitte eines weit ausgedehnten herrlichen, sehr fruchtbaren Thales, welches von allen Seiten durch Gebirge begränzt, die reizendsten Aussichten darbietet. Eine Menge freundlicher Dörfer und Städte überschaut man aus den Fenstern beinahe eines jeden Hauses, welche mit ihren Thürmen und weit leuchtenden, geweißten Häusern aus einem Meer von grünen Wiesen, von Wein- und Fruchtbaumgärten auftauchen; nur lebendige Gewässer, wurmelnde Bäche oder ein Fluß, ein See fehlt der Gegend, um sie zu einer der reizendsten von ganz Frankreich zu machen.

Eine besondere Merkwürdigkeit der Stadt ist eine inkrustirende Quelle, welche in dem Stadtviertel Saint-Allyre entspringt, sie führt Kalk, Eisen und Magnesia in solcher Menge mit sich, daß alle Substanzen, die man der Wirkung dieses Wassers aussetzt, in ganz kurzer Zeit mit einer dicken Schichte festen Gesteines überzogen sind. Ein kleines Museum, unfern der Quelle erbaut, zeigt eine große Menge solcher scheinbarer Versteinerungen, es befindet sich unter diesen auch ein ganzer mit Kalksinter überzogener Ochse; der Besitzer der Quelle hat einen Handelszweig auf diese Eigenschaft des Wassers gegründet.

Von Gebäuden findet sich außer einer Kirche, dem Rathhause ꝛc. nichts Merkwürdiges; die Plätze sind geräumig, allein meistentheils öde, ohne schöne, ja mitunter ganz ohne Häuser.

Riom, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 12.400 Einwohner, ist eine gut gebaute, von breiten Straßen durchschnittene, mit schönen Spaziergängen umgebene Stadt, welche sich auf einem Hügel erhebt, an dessen Fuß das kleine Flüßchen Ambone sich schlängelt. Der Ort hat mehre hübsche Gebäude; doch sind die mehrsten von Lava aufgeführt, was ihnen etwas Schwermüthiges giebt; die Gegend, in welcher der Ort liegt, ist sehr angenehm, man genießt von demselben eine entzückende Aussicht auf die nahen Gebirge.

Issoire, Hauport des Arrondissements, zählt 6.000 Einwohner,

liegt an der Crouce, ist sehr alt, hat jedoch wiederholte Zerstörungen erlitten, wodurch der Ort eigentlich zu einem ganz neuen geworden ist, der ziemlich gut gebaut und geräumig erscheint, jedoch weder aus ältester noch aus jüngster Zeit etwas Merkwürdiges aufzuweisen hat.

Thiers, an der Durolle gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 10.000 Einwohner, gewährt von ferne einen äußerst freundlichen Anblick und verliert näher betrachtet, nicht in so hohem Grade, wie die meisten übrigen Städte von Frankreich; dennoch sind die Straßen keineswegs breit, und viele stark abschüssig. Die Gebäude sind großen Theils hübsch, doch ist der Ort für seine Bevölkerung viel zu ausgedehnt, was von einem Unglücke herrührt, welches unbedachtsame Spekulanten herbeiführten. Die weiten Ebenen hinlänglich bewässert, wurden in Reisfelder umgeschaffen, die Flüsse und Bäche gestauet und zum Übertreten gebracht, was zu dem Wachsthume dieser Pflanze nöthig ist. Die Gegend, in einen Sumpf verwandelt, hauchte nunmehr aber so böse Dünste aus, daß eine bösartige Epidemie die Einwohner nicht nur dezimirte, sondern die Stadt ganz entvölkerte. Die Reisfelder sind wohl aufgegeben, die Sümpfe aber noch nicht ganz verschwunden, und die Stadt empfindet noch immer die traurigen Folgen jenes unglücklichen Gedankens.

Ambert, am rechten Ufer der Dore, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 7.700 Einwohner, war früher bedeutender, hat jedoch in den Religionskriegen so sehr verloren, daß zwei ganze Jahrhunderte nicht vermocht haben, die Spuren der erlittenen Unglücksfälle ganz zu vertilgen. Der Ort hat nichts Merkwürdiges aufzuweisen.

LXXII.

Departement des Cantal.

Diese Provinz ist durchaus Gebirgsland, sie umfaßt die ehemalige Haute Auvergne, hat einen Flächenraum von 106 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 260.000 Seelen, welche jährlich 670 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wird eingetheit in 4 Wahlbezirke, deren Hauptorte sind: Saint Fluor, Aurillac, Mauriac und Murat.

Die Provinz ist die höchst gelegene und rauheste im Inneren von Frankreich. Die Gränzgebirge gegen Deutschland und die Schweiz, ferner gegen Spanien, sind allerdings viel höher, doch auch hier erreichen die ausgebrannten Vulkan=, die Basalt= und Lava=Gebirgsmassen eine solche Höhe, daß sie mehr als $^2/_3$ des Jahres mit festem Schnee bedeckt sind, und, daß nur während einiger Monate derselbe sich ganz verliert. Zwei Hauptgruppen lassen sich unterscheiden, von denen, wie aus Zentral=Punkten, die Linien der Berge nach allen Richtungen auslaufen. Es kann wohl eine Eigenthümlichkeit des Landes genannt werden, daß diese Bergmassen, obwohl sie vulkanisch sind, obwohl sie bei weitem nicht die Schneegränzen erreichen, obwohl sie endlich mitten in einem Lande liegend, das zu den wärmeren in der gemäßigten Zone gehört, doch einen so auffallenden Kältegrad bedingen. Man weiß die Ursache dieses Fänomens bis jetzt noch nicht zu erklären, um so weniger als man in andern Ländern das Gegentheil findet, wie z. B. das 5.000 Fuß hohe Bachergebirge, in Untersteiermark, obwohl es von den Gebirgen in Krain, Kärnthen und Obersteiermark eingeschlossen, nur nach Ungarn hin offen

ist, einer sehr milden Temperatur genießt, rundum an seinen Abhängen, Wein, und zwar guter Wein gebaut wird, die Berge bis zu 3.000 Fuß Höhe mit Wohnungen, und bis zu 4.000 Fuß noch mit Kornfeldern bedeckt sind.

Die vulkanische Thätigkeit dieses Landes muß furchtbar zerstörend, muß ungeheuer groß gewesen sein: man findet Lavastrecken von 4 Stunden Länge, in einem Gusse ununterbrochen fortlaufend, man findet ganze Reihen von ausgebrannten Feuerschlünden, findet um dieselben, hunderterweise, Aschenkegel aufgethürmt, welche die große Menge der aufeinander gefolgter Ausbrüche darthun. An andern Orten sieht man 600 Fuß breite Dämme, aus Lavablöcken aufgeschichtet, welche wiederum zeigen, daß spätere Eruptionen die früheren vulkanischen Gebilde zerstört und übereinander geworfen haben. Mächtige Basaltberge erheben sich aus diesen Gebirgszügen, sie steigen mit solcher Kühnheit empor, daß man über ihren Anblick wahrhaft erstaunt ist, sie sind von mehren Seiten fast senkrecht abgeschnitten, als wären sie mit Kunst, nach dem Bleiloth übereinandergeschichtet, dann vermindert sich ihr Umfang plötzlich, und ihr Gipfel läuft in eine Spitze von solcher Schärfe aus, daß man wiederum versucht ist, ein Werk von Menschenhänden darin zu sehen, indem die Natur gewöhnlich nicht so wunderbar mit den Formen zu spielen pflegt.

Einen äußerst schönen Anblick gewährt bei solcher Rauhheit der Felsenmassen, der ungemeine Reichthum, die Ueppigkeit der Vegetation; wo die vulkanischen Produkte verwittert sind, bilden sie ein höchst fruchtbares Erdreich, und wenn dieses hinlänglich befruchtet ist, so scheint es beinahe unerschöpfliche Zeugungskraft zu haben; denn alle möglichen Pflanzen grünen und blühen dort in üppiger Fülle, was mit den öden und rauhen Fels- und Lavamassen, was mit den schwarzen Basaltkegeln so wunderbar kontrastirt, daß man nicht leicht ein auffallenderes Bild findet.

Dieses ganze Nest von alten und jungen, erloschenen Vulkanen, liegt in dem nördlichen Theile der Auvergne den südlicheren Theil bedecken Gebirge von ganz anderer Formation, sie scheinen mehr abgerundet, minder schroff, und dabei, wie mit einem Gusse von Lava, wie mit einer steinernen Decke, die sich, noch weich, allen Gestalten des Gebirges anschmiegte, überzogen zu sein. Diese Basaltmasse, an vielen Orten so schön kristallisirt, daß tausende von 5seitigen Säulen in ununterbrochenen Massen nebeneinander liegen, bergen die herrlichsten Mineralquellen, woran überhaupt dieses Departement gleich dem vorigen überaus reich ist, wenn auch nur welche davon zu Bädern oder Brunnen benutzt werden. Der höchste Berg ist der 6.000 Fuß hohe Cantal, von welchem

das Departement den Namen hat, er liegt beinahe in der Mitte desselben, und steht durch untergeordnete Bergzüge mit anderen bedeutenden Gruppen dieser Provinz in Verbindung. Nach allen Seiten strömen Flüsse und Bäche von denselben hernieder, die das Land zur Genüge bewässern, auch eine große Menge von Seen ist durch dasselbe verbreitet. Die Forsten, welche auf den Gebirgen liegen, vermehren zweifelsohne die Ergiebigkeit der Quellen, indem sich an ihnen die Wasser der Atmosfäre niederschlagen können; doch sind die Flüsse des Departements alle nicht schiffbar, um sind auch nur flößbar zu machen.

Obwohl Gebirgsland, so findet man in dieser Provinz doch keine schönen Hausthiere, das Vieh ist sehr mittelmäßiger Rasse, des Wildes giebt es eine große Menge, auch Raubwild ist sehr zahlreich, in den höheren Regionen, sieht man Bären und Wölfe in einer Quantität, welche ernstliche Besorgnisse erregen könnten, auch Luchse hat man zu verschiedenen Malen gesehen und geschossen; ein Beweis des strengen Klimas ist wohl, daß man hier mitunter weiße Hasen, und weiße Rebhühner findet, welche, wie in dem nördlichen Rußland, ihr Kleid wechseln, während des Sommers von den andern Thieren ihrer Gattung nicht zu unterscheiden sind, zu Anfange des Winters aber sich durchaus verändern. Auch Vogelwild giebt es viel, Raubvögel aber, wie es scheint, in noch größerer Menge, so, daß dieselben sich nicht darauf beschränken, auf Feldhühner und Hasen Jagd zu machen, sondern sogar in die Bauernhöfe kommen, und wohl Lämmer oder junge Schweine rauben und entführen. Der große braune Adler, der Goldadler und der kahlhalsige eigentliche Geier, sind die gefürchtetsten und gefährlichsten Thiere dieser Gattung, denen nachzustellen, welche zu schießen, keineswegs eine gefahrloses Unternehmen ist, indem sie sich mit ihren scharfen Schnäbeln muthig vertheidigen, ja sogar auf den Menschen selbst losgehen; weniger bedeutend ist, was man hier an Fischen findet, nur was den Bächen, nicht was eigentlich den Flüssen angehört, kommt hier vor: Forellen, Schmerlen, sind daher nicht selten, wohl aber sind es Karpfen, Hechte, und alle größeren Fische.

Pflanzen der verschiedensten Art kommen in diesem Lande vor. Die Gebirge bringen die dem Norden angehörigen, die Ebenen die südlicheren Pflanzen hervor, daher eine große Mannichfaltigkeit im Reiche der Vegetabilien natürlich ist; besonders findet man viele höchst gewürzhafte medizinische Kräuter. Es ist zu verwundern, daß die Rinder keine reichlichere Milch liefern, denn alle Bedingungen zur Gewinnung oder Produktion einer solchen sind vorhanden. Es mag dieses wohl daher kommen, daß die Einwohner weder Alpwaiden aufzusuchen, noch überhaupt das Rindvieh nach Art der Schweizer, der Tiroler oder Steiermärker zu behandeln

wissen. Was die Mineralien betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß ihrer viele und schätzenswerthe vorkommen, doch haben die guten Leute, es noch nicht der Mühe werth gehalten, die Produkte ihrer Berge aufzusuchen. sie haben sich mit dem begnügt, was sie an der Oberfläche fanden, mit Mühlsteinen, mit Schiefer und allenfalls mit Steinkohlen. Schwefel und Alaun sind fast ganz unbenutzt geblieben, die Forschungen der Gelehrten haben deutliche Spuren von Arsenik, Silber, Kupfer und Blei nachgewiesen, doch ist bis jetzt nichts davon ausgebeutet worden. Unter den Merkwürdigkeiten des Departements wird die intermittirende Quelle von Bousdoüre genannt; sie entspringt aus einem Bassin von 30 Fuß im Durchmesser und geringer Tiefe, steigt in einer Menge kleinerer und größerer Strahlen auf, und nimmt weder ab noch zu, die Wassermasse ist stark genug, um eine Mühle zu treiben. Plötzlich verschwindet diese Quelle, ohne daß sie vorher ihr Aufhören durch eine Verringerung des Wasservorraths angezeigt hätte. Sie bleibt dann mehre Monate oder mehre Jahre gänzlich aus, bis sie plötzlich in all' ihrer früheren Stärke wieder erscheint. Der Wasserfall des Aure-Flusses, unfern Marevolles, ist sowohl durch seine Höhe, als durch seine Stärke interessant. Der Fluß stürzt, bei seinem Austritte aus dem Gebirge, in einen tiefen Abgrund, er hat einen senkrechten Fall von 130 Fuß, das Getöse des Sturzes kann man auf eine große Entfernung hören. Ein zwar beschwerlicher, doch ziemlich sicherer Weg, gestattet nicht nur bis dicht zu dem Falle selbst, sondern sogar noch hinter ihm herum zu gehen, so, daß man unter dem Wasserfalle hindurch von einem Ufer zum anderen gelangt.

Von den Bewohnern wurde bereits in dem vorigen Abschnitte gesprochen, daher ich dorthin zurückverweise, doch kann ich nicht umhin, noch etwas über das höchst elende Leben in dem höchst glücklichen Frankreich zu sagen.

Schwerlich würde der ärmste deutsche Tagelöhner sich so traurig behelfen; alle Lebensfreuden sind dem Bauern der Auvergne versagt, sein dürftiges Land, oder die Ungeschicklichkeit des Landes, Produkte zu benützen, zwingen ihn, zu den härtesten Entbehrungen, allein über alle Begriffe steigt das Elend während des Winters. An einen Ofen oder an einen Kamin, an das Einheizen des Zimmers, worin der Arme wohnt, ist gar nicht zu denken, kaum hat er so viel Reißig und Stroh, kaum hat er so viel mit Pferde- oder Kuhmist durchkneteten Thon, als nöthig ist, um die Potage oder den unverdaulichen Mehlbrei daran zu erwärmen. An Kleidern, welche gegen die oft sehr strenge Winterkälte schützten, leidet er auch Mangel; so kann er denn nichts thun, als während des ganzen Winters vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis Morgen im

Bette zu bleiben, worin er ißt und trinkt, nähet und strickt, und welches er nur verläßt, um nach seinem Vieh zu sehen. So sucht sich der Gebirgsbewohner zu helfen, noch anders muß es der Bewohner der Fläche machen; dieser hat gar keine Feuerung, und würde während des Winters durchaus nicht existiren können, wenn sie nicht ein gutes Mittel erfunden hätten, sich die natürliche Wärme ihrer Hausthiere zu nutz zu machen. Das Haus des Bewohners der Ebene, besteht aus dreien Theilen, deren mittelster das Wohnzimmer ist, auf dessen einer Seite sich der Stall, auf dessen anderer sich der Speicher oder die Scheuer befindet. Sobald der Winter heranrückt, wird das Wohnzimmer verlassen, man bezieht den Viehstall, und wohnt mit Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen in einem und dem nämlichen engen und sehr niedrigen Raume. Aus zweien Ursachen findet dieses letztere Statt: um einen möglichst großen Raum für Heu und Stroh zu gewinnen, welches über dem Stalle aufgespeichert wird; um die Wärme, welche das Vieh entwickelt, und von welcher der arme Auvergnate während des Winters existirt, möglichst eng zusammen zu halten. 2 kleine Fenster, in der Regel nicht mit Glas versehen, lassen höchst dürftig Licht in das Innere eines solchen Raumes, sie sind mit hölzernen Scheiben versehen, und werden gewöhnlich ganz verschlossen, so, daß der Raum, in dem sich die Leute aufhalten, absolut finster ist. Von Betten, im eigentlichen Sinne des Wortes, ist hier gar keine Rede; das Bett der armen Leute besteht in einem hölzernen mit Stroh gefüllten Kasten, in welchen sich die Leute verkriechen; reichere besitzen denn doch einen Strohsack, auf dem sie aber nicht liegen, sondern mit welchem sie sich bedecken, wenn in einem Bauernhause ein Federbett gefunden wird, so ist dieses schon ein Beweis von wirklichem Luxus, und die Tochter eines reichen Bauern setzt nicht ohne Stolz in ihrem Heirathskontrakte die Worte: „sie würde ihrem Mann nicht auf einem Strohsack, sondern auf Federn betten," ein Ausdruck, welcher niemals in dem Heirathskontrakte fehlt, wenn die Braut im Stande ist, ein solches Versprechen zu thun.

In solchen Ställen lebt das ganze Dorf, ohne Unterschied des Standes, des größern oder geringern Reichthums, um jedoch der Wärme recht zu genießen, begnügt sich nicht jeder Einzelne mit seinem Stalle, sondern man sucht sich in Dörfer einen gemeinschaftlichen Aufenthaltsort, d. h. den größten und bequemsten Stall aus. Um 8 Uhr Morgens erhebt sich die Frau aus dem Bette oder dem Stroh, die muthigste, die kühnste der Töchter oder der Mägde geht vor das Haus, um nach dem Wetter zu sehen, und zu erfahren ob der Weg zum Brunnen verschneiet ist oder nicht; im ersten Falle schürzt sie sich hoch auf, zieht die breitesten Holzschuhe an, und wandelt so lange von der Thüre zum Brunnen und vom

Brunnen zur Thüre, bis ein erträglicher Fußweg gebildet ist. Nun wird in dem kalten Zimmer, welches an den Stall stößt, das Mittagessen bereitet, das Vieh besorgt; um 10 Uhr erhebt sich der Herr mit seinen Knechten, sie setzen sich zu Tische und gehen, sobald sie gespeist haben, zu dem verabredeten Versammlungsorte. Die armen Weiber sind natürlich von einem solchen Glücke, sind von dieser Unterhaltung gänzlich ausgeschlossen; denn das Weib ist bei diesen Gebirgsleuten nur Sklave, und Gegenstand der tiefsten Verachtung, der Mann würde sich für immer entehrt halten, wollte er einmal Wasser holen oder irgend ein Geschäft versehen, das den Frauen gehört, ihm liegt nur die Besorgung des Ackers und der Verkauf der Feldfrüchte auf dem Markte ob; das verachtete Weib hat die Erlaubniß, den gnädigen Herren zu bedienen. Wenn die Männer von 10 Uhr des Morgens bis um 5 Uhr Abends mit einander politisirt und räsonnirt haben, so kehrt ein jeder in seine Wohnung zurück, um das Abendessen einzunehmen, und sich schlafen zu legen. Jetzt beginnt wieder das Regiment der Frauen, sie versammeln sich nun ihrerseits in dem größten Stalle des Dorfes, spinnen, singen, plaudern, schelten über ihre Männer und kommen in der Regel erst um Mitternacht in ihre Wohnungen zurück. In der Regel wird die ganze Unterhaltung im Dunkeln geführt, es wird auch im Dunkeln gesponnen und gehaspelt, freilich nicht besser, als die guten Leute es eben für ihr Haus brauchen, schlesische oder holländische Leinwand würde sich aus ihrem Gespinnst schwerlich machen lassen. Sind die Spinnerinnen sehr fleißig, so können sie wohl soviel von ihrem Verdienste erübrigen, um eine der ganzen weiblichen Dorfgemeinde gehörige Lampe davon zu unterhalten; dieses geschieht jedoch immer nur heimlich; denn die Männer würden sich gar sehr wundern, wenn die Weiber zu ihren unnützen Plaudereien (als ob die der guten Männer zu etwas nützten) Licht brauchen wollten. Bei festlichen Gelegenheiten versammelt sich Alles zum Tanze. Auch hier spielt der Mann die Hauptrolle, keiner möchte mit einem Weibe tanzen, er würde auch dadurch beschimpft zu sein glauben, die Frauen und Mägdchen bilden das Orchester, und begleiten mit ihren kreischenden Stimmen den Gewandtesten, den Vorsinger, welcher gemeinhin ein satirisches Lied anstimmt, das auf irgend eine Begebenheit, die der ganzen Versammlung bekannt ist, Beziehung hat, und so oft sie auch gehört sein mag, die Hörer doch immer wieder von Neuem zum Lachen reizt. Das Getöse, welches durch die trampelnden Holzschuhe, durch das wiehernde Gelächter der Tänzer, durch das Brüllen des Viehes, und das Kreischen der singenden Weiber gemacht wird, soll wahrhaft diabolisch sein. Der Tanz selbst gleicht auffallend den graziösen Bewegungen eines bekannten, schwarzbehaarten Thieres, welches von Polen oder Italien an einem Nasenringe umhergeführt,

seine Künste beim Schalle einer Trommel und einer eintönigen Pfeife produzirt.

Unter den Festlichkeiten zeichnet sich besonders eine zu Sulers, am Tage der Geburt der heiligen Jungfrau gehaltene, aus. Eine höchst pomphafte Prozession eröffnet die Feierlichkeiten, der ganze Zug wird von einem Könige und einer Königin angeführt, eine Ehre, welche gewöhnlich mit vielem Gelde bezahlt wird, das der Kirche zu gute kommt, dabei hat sich nicht selten der Käufer derselben gänzlich ruinirt, um so mehr, als nicht blos die sehr großen Kosten des Kaufes, sondern überhaupt die, des Festes, welche er zu tragen hat, den Beutel angriffen; denn seit dem es einem Thoren eingefallen war, an diesem Tage zu Verherrlichung des Festes und seiner eigenen werthen Person, auf öffentlichem Markte und in mehren Straßen Fontainen von Wein springen zu lassen, wurde es Sitte, von jedem königlichen Paare ein solches Opfer zu verlangen. Dieß hatte natürlich zur Folge, daß die Bauern sich in dem sehr beliebten, aber ungewohnten Getränke übernahmen. Berauscht ist der Auvergnate zankſüchtig, und der Stock, den er immer in der Hand führt, wird bei jeder Gelegenheit mit großer Energie geschwungen. So kam es, daß kein Geburtsfest der heiligen Jungfrau verlief, ohne daß man ein halbdutzend Todte und zehnmal soviel schwer, und hundertmal soviel leicht Verwundete zählte, und daß endlich die Polizei sich ins Mittel legte, die Wein-Fontainen gänzlich verbietend. Die Leute betranken sich nun in den Schenken, und trieben dort im Stillen, so arge Streiche, als nur je vorher öffentlich vorgefallen waren. Seitdem nun der allgemeinen Sicherheit wegen, die Polizei auch hier eingeschritten ist, hat sich der Ruhm des Festes, und haben sich die Pilger zu demselben fast gänzlich verloren. Es ist nichts mehr zu machen, sagt der prügelsüchtige Bauer zu seinem Nachbarn, wenn er gefragt wird, ob er das Fest besuche, und achselzuckend bestättigt der Fragende die Wahrheit dieses Satzes, weil auch er weiß, daß es keine blutige Köpfe mehr gibt.

Saint-Fluor. Hauptort des Arrondissements, zählt 6.500 Einwohner, gleicht in schlechtem Ansehen und düsterer Bauart den mehrsten übrigen französischen Städten, und ist nur durch seine Lage in einiger Art ausgezeichnet, indem sie den Gipfel eines runden fast ganz isolirten Hügels einnimmt, der von allen Seiten einen schroffen Abhang hat, und

die Stadt, welche ehemals eine Festung war, beinahe uneinnehmbar machte. Der Ort war sonst ein Bischofssitz, die bischöfliche Kirche erhebt sich aus der Mitte der Stadt, die Häuser, welche ringsum am Rande des schroffen Felsens stehen, scheinen wie Vogelnester in der Höhe desselben angeklebt, sie genießen einer äußerst reizenden Aussicht, wie denn auch die Stadt dem Nahenden sich in einer höchst malerischen Gestalt zeigt. Den Fuß des Felsens badet der Fluß Dauzan, an dessen Ufern eine Vorstadt liegt, welche mit der Stadt nur durch einen in den Felsen gemeißelten, sehr steilen Weg zusammenhängt.

Aurillac, auf dem rechten Ufer der Jordane, ist Hauptort der Provinz, Sitz der Präfectur, und zählt über 9.800 Einwohner. Die Bürgerkriege haben der Stadt großen Nachtheil gebracht, achtmal hintereinander genommen und wieder genommen, wurde sie stets von Freund und Feind geplündert und halb verbrannt. Starke Mauern und ein festes Schloß machten sie zu einem Gegenstande sich stets wiederholender Kämpfe; nach und nach sind diese Befestigungen eingegangen, und nur ein Theil des Schlosses blieb verschont. Die Stadt liegt an der Mündung des engen Flußthales, erhebt sich auf einem sanften Hügel, ist ziemlich gut gebaut, was die Häuser an sich betrifft, die Straßen anlangend, so sind diese eng, düster und winkelig, wie in allen französischen Städten. Zahlreiche Bäche, welche die Straßen durchlaufen, erhalten diese, obwohl immer feucht, doch auch immer ziemlich rein. An ausgezeichneten Gebäuden hat der Ort nichts aufzuweisen.

Mauriac, Hauptort des Arrondissements, zählt 3.600 Einwohner, und ist eine sehr unbedeutende Stadt, alt und schwarz wie die Berge, die sie umgeben (Basalt) und die Trümmer des Schlosses, welches die Stadt beherrscht.

Murat, auf dem linken Ufer des Alagon, ist eine kleine Stadt von 3.000 Einwohnern, Hauptort des Arrondissements und ehemals Hauptstadt einer Grafschaft gleichen Namens, sie liegt am Fuße eines kegelförmigen Basalthügels, auf dessen Gipfel die Trümmer eines ehemals sehr festen Schlosses stehen. Der Berg ist wegen der außerordentlichen Regelmäßigkeit seiner orgelartig zusammengesetzten Basaltsäulen merkwürdig; diese werden von den Bewohnern der Stadt zu Bausteinen gebraucht und da sie sich leicht spalten, wie Ziegelsteine behandeln lassen, so nennt man den Berg überhaupt die Ziegelei. Vom Gipfel desselben übersieht man die Stadt und das ganze überaus mannigfaltige, sehr schöne Thal.

Chaudes-Aigues, Hauptort eines Kantons von 2.400 Einwohnern, ist merkwürdig wegen seiner Bäder, welche schon zur Römerzeit bekannt, berühmt und mit denen von Bajae verglichen wurden. Die Quellen sind von zerschiedener Temperatur, einige haben die Hitze des siedenden

Waſſers, andere kommen nur bis auf 30 Grad; ſie ſind ſtark eiſenhaltig und legen eine große Menge gelbrothen Okkers ab. Im Orte ſelbſt bedient man ſich dieſes Waſſers täglich zum häuslichen Gebrauche, zum Kochen und Waſchen, im Winter wird daſſelbe angewendet um die Häuſer zu heizen, hölzerne Kanäle leiten daſſelbe durch alle Straßen, in jedem Hauſe hat man eine Verbindungsröhre, welche Waſſer aus dieſen Kanälen zuläßt. Es wird nun in einem ſteinernen oder eiſernen Reſervoir ſo viel davon aufgefangen, als man zu brauchen glaubt, um die Wohnung zu erwärmen, worauf man daſſelbe ablaufen läßt. Sparſam iſt dieſe Art zu heizen allerdings, doch verwandelt ſie die Zimmer in Dampfbäder, ruinirt alle Gegenſtände, welche von Feuchtigkeit leiden können, und iſt der Geſundheit höchſt nachtheilig.

LXXIII.

Das Departement der obern Loire.

Diese Provinz besteht aus Theilen von Languedoc, der Landschaft Velay, einem Stücke der Nieder-Auvergne und den Gemeinden von Gevaudan, Vivarais und Forez. Sie umfaßt einen Flächenraum von 88 □Meilen, und zählt darauf eine Bevölkerung von 293.000 Seelen. Jährlich werden 780 Soldaten zum Heere gestellt. Drei Wahlbezirke, in welche die Provinz getheilt ist, haben zu Hauptorten Le Puy, Brioude und Monistrol.

Die ganze Landschaft ist bergig, nirgends kommen Ebenen von größerer Ausdehnung vor; überall sieht man von den Flußthälern aus sich von mehr oder minder erhöhten Gebirgen eingeschlossen. Der nördliche Theil dieses Landes steht mit der Bergkette der Auvergne in Verbindung, die südlichen Theile gehören den Sevennen an. Fast alle Gebirge sind vulkanischen Ursprungs, Asche, Lava, Puzzolan-Erde, gebrannter Thon, bilden die Haupttheile des Bodens, der eben deßhalb ungemein fruchtbar ist. Obgleich kein Zweifel obwalten kann, daß Vulkane auf das Mächtigste bei der Bildung dieses Landstriches gewirkt haben, obgleich man überall, nicht nur noch die Spuren vulkanischer Thätigkeit erblickt, sondern die Vulkane selbst offen und im Innern wahrscheinlich selbst noch thätig da liegen, so hat man doch bis jetzt noch nirgends Mineral-Quellen entdeckt, welche schwefelhaltig und heiß wären, die vorkommenden sind alle salzhaltig oder säurehaltig. Dennoch muß die vulkanische Thätigkeit, welche hier waltete, überaus mächtig gewesen seln. Man findet ganze Gruppen von erloschenen Feuerbergen, die sich zu einer bedeutenden Höhe erheben, und eine weite Ausdehnung haben. War in den beiden früher betrachteten Departements

von vulkanischer Wirkung aus früherer Zeit die Rede, so findet man in diesem Departement die deutlichsten Anzeichen einer nicht seit lange unterdrückten Thätigkeit. Das Feuer scheint noch unter den Füßen der Einwohner fortzuglühen und nichts stellt sie sicher vor einem Schicksale, wie es Herculanum und Pompeji von Seiten des Vesuvs getroffen, welchen man zu der Zeit, da er so zerstörend, so furchtbar wirkte, auch für erloschen hielt, weil er seit einer Reihe von Jahrhunderten kein Feuer ausgeworfen und der jetzt schon wieder seit beinahe 2000 Jahren ununterbrochen brennt.

Das Thierreich zeigt wenig Auffallendes. Was die übrigen Provinzen des Landes besitzen, kommt auch hier vor: unter den Raubthieren ist die wilde Katze und der Luchs häufiger als anderer Orten. Hochwild und Schwarzwild ist beinahe ganz verschwunden, seitdem man die Wälder so stark gelichtet. Vogelwild ist sehr zahlreich; unter den Fischen kommt die geschätzte Lamprete vor. In den Flüssen findet man Muscheln, welche Perlen führen, die mitunter schön sind, wie die orientalischen und dann auch von den Juwelieren so hoch bezahlt werden.

Das Pflanzenreich liefert eine große Menge interessanter und seltener Species, unter denen besonders gewürzhafte und wohlriechende die Aufmerksamkeit der Einwohner auf sich ziehen, indem sie Behufs der Fabrikation von Parfumerien aufgesucht und in den Städten verkauft werden.

Das Mineralreich liefert Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Schwefel, Antimon, Steinkohlen; ferner mehre Edelsteine, Zirkone, Hiazinten, Amethisten, Granaten, Korunthe, Turmaline ꝛc. Obwohl dieses Alles sehr viel versprechend ist, und bei versuchter Ausbeutung auch stets nicht unbedeutenden Vortheil abgeworfen hat, so sind doch hier, wie beinahe in ganz Frankreich, die Schätze des ergiebigen Bodens unberührt geblieben und würde der Mangel an Brennmaterial die Leute nicht zwingen, nach Steinkohlen zu suchen, so wären wahrscheinlich auch diese unbenutzt.

Etwas Allgemeines über den Karakter des Volkes zu sagen, das diese Gegenden bewohnt, dürfte um so schwerer sein, als es aus Bruchstücken verschiedener andrer Provinzen besteht, die alle ehemals in sich abgeschlossene Reiche bildeten, jetzt aber, bunt durcheinander gewürfelt, ihre Eigenthümlichkeit verloren haben. So ist es natürlich, daß die verschiedensten Karaktere sich hier offenbaren, daß man in dem einen Gebirge Leute findet, welche an Thätigkeit gewöhnt, 8 Monate des Jahres außerhalb ihrer Dörfer zubringen, um Arbeit zu suchen, welche ihnen das Vaterland zu der Zeit, da tiefer, nicht weichender Schnee ihre Felder bedeckt, nicht bieten kann. Andre dagegen finden es viel vernünftiger, eben diese 8 Monate zu faullenzen und wollen diese Trägheit damit ent-

schuldigen, daß ihre arbeitsamen Brüder um nichts reicher sind, als sie selbst, weil, so wie dieselben ihr verdientes Geld nach Hause bringen, es ihnen durch die Abgaben- und Gefällpächter wieder abgenommen wird. Ein Theil der Bevölkerung ist gutmüthig, offen, verbindlich, dienstfertig, wird nur durch Brutalität und Hochmuth beleidigt, ein anderer Theil scheint einem viel glücklichern Klima anzugehören, scheint ein ganz anderes Volk. Die Bewohner von Meyenc, von Megal und der Umgegend sind düster, argwöhnisch, im höchsten Grade zur Eifersucht geneigt; und dieß letztere so sehr, daß ein Fremder, der es wagen wollte, mit einem Mägdchen zu tanzen, welches irgend ein Landmann zu der gegenwärtigen Festlichkeit geführt hatte, solch ein schreckliches Vergehen gewiß mit dem Tode büßen müßte, wenn nicht seine Rachsucht auch noch den Tod des Mägdchens forderte, welches das fragliche Vergehen beging. Diese wahren Korsikaner, in der Mitte von Frankreich, gehen niemals unbewaffnet, ihr Lieblings-Instrument ist ein scharfes, dolchartiges Messer, das sie immerfort bei sich führen, und das bei der geringsten Veranlassung in ihrer Hand blitzt. Sonst war es so arg, daß sie selbst zur Kirche nicht ohne ihre Flinte nebst Pulver und Kugeln kamen. In ihrer Rache, in ihrem Zorne haben sie nichts als ihre blinde Leidenschaft vor Augen, und sie schonen, wenn sie sich verletzt fühlen, weder Freunde noch Blutsverwandte. Die Franzosen wollen zwar behaupten, daß die Handhabung der Gesetze, namentlich aber das Aburtheilen der Strafbaren durch eine Jury den Karakter dieses Volkes ungemein verbessert habe; uns scheint es jedoch, als ob dieses eine von den vielen Täuschungen wäre, denen die Franzosen sich in ihrem Optimismus, in ihrer Ueberzeugung, von allem gerade das Beste erwischt zu haben, so gerne hingeben. Frankreich ist uns so wenig mehr eine terra incognita, als seine Gesetze uns noch als Muster aller Vortrefflichkeit erscheinen, und das Institut der Jury scheint nicht gemacht, um Recht zu sprechen, sondern nur um eines Landes Sitten in das gehörige Licht zu stellen. Wie ist es möglich, daß ein rachsüchtiger Korsikaner seinen rachsüchtigen Mitbruder um eines aus Rache begangenen Mordes willen verurtheile? er selbst sieht das Geschehene ja gar nicht als ein Verbrechen an, er selbst, der weise Richter, ist ja im Stande, in jedem Augenblicke dasselbe zu thun; dagegen wird er vielleicht dem armen Menschen, der aus Hunger ein Stück Brod oder ein Stück Geld, um sich Brod zu kaufen, gestohlen hat, kaltblütig zu den Galeeren, oder wohl gar zum Strange verurtheilen, weil der Begriff des Stehlens für ihn etwas höchst Infamirendes hat, und er, der wohlhabende Mann, sich in den Fall einer solcher Noth gar nicht zu setzen vermag.

Die Mitte des Departements, der Raum zwischen den beiden Gebirgen, beherbergt ein Volk, das, weit entfernt von der Rauhheit und

Wildheit der Gebirgsbewohner nicht im Schwingen des Dolches, wohl aber im Schwingen der gefüllten Gläser und lustiger Dirnen sein Vergnügen findet. Heiterkeit, Frohsinn lagert auf allen Gesichtern, die, wenn schon nicht schön, doch durch einen Ausdruck von herzlicher Gutmüthgkeit anziehend sind. Sonderbar ist es, daß diese Leute, so sehr sie den Tanz lieben, doch den unter ihresgleichen immer dem mit dem andern Geschlechte vorziehen. Wenn Tamburin und Pfeife erschallen, so wirft alles die Arbeitswerkzeuge in den Winkel und eilt zur Schenke, dort wird ein höchst grotesker und dabei nicht einmal komischer, sondern wahrhaft häßlicher Tanz aufgeführt, bei dem das wilde Stampfen des Bodens mit dem eisenbeschlagenen Holzschuh die Hauptsache zu sein scheint. Dann verläßt oft plötzlich der Tänzer seine Tänzerin, um allein oder mit ein paar gleich wilden Kameraden für sich den Tanz fortzusetzen, mit welchem denn nun nicht eher aufgehört wird, als bis gänzliche Erschöpfung die wilden Bachanten zwingt, inne zu halten und irgend einen Winkel zur Ruhe zu suchen. Vergebens sinnt der fremde Zuschauer über das nach, was wohl hier der Grund des Vergnügens sein könne, der Bauer vergnügt sich nun einmal, und fragt nicht darnach, wie dieses möglich sei. Im Uebrigen soll, was die Sittenreinheit betrifft, dieselbe nicht weit her sein, und man soll unter den Bauern vorzugsweise fleischliche Verbrechen finden, wie man sie in den Städten nicht sieht.

Le Puy, liegt auf dem rechten Ufer der Borne, ist Hauptstadt des Departements und zählt 15.000 Einwohner. Die Stadt ist durch die Eigenthümlichkeit ihrer Lage vielleicht die merkwürdigste in ganz Frankreich. Am Zusammenflusse dreier Thäler, von hohen Bergen rings umgeben, liegt ein mächtiger Fels, scharf ausgezackt, rund und beinahe senkrecht abgeschnitten; er bildet den Kern, die ehemalige Feste der Stadt, um ihn her lagert sich auf dem schroffen Abhange des Berges, aus welchem der kolossale Basaltfelsen emporsteigt, die Stadt in verschiedenen Abstufungen, welche alle über einander hervorragen, so daß ein jedes Haus vom Fuße des Felsen bis zum Fuße des Berges abwärts, die Aussicht ins Freie hat. Mehre schöne Gebäude, unter diesen die große Kathedralkirche auf dem höchsten Punkte liegend, zieren den Ort, der jedoch in seinem Innern wenig Merkwürdiges und gar nichts Schönes aufzuweisen hat. Eine alte Ruine wird für einen Tempel der Diana angesehen, ein Museum hat die Antiquitäten der Umgegend gesammelt.

Als besondere Merkwürdigkeit zeigt man dem Fremden noch ein Marigbild von schwarzem Ebenholz, welches durch Ludwig den Heiligen der Kirche geschenkt ist, dasselbe steht, mit einem Kleide von Goldbrocat angethan, auf dem Hochaltare der Kathedrale, war sonst der Gegenstand höchster Verehrung und das Ziel vieler Wallfahrten, hat jedoch jetzt in der Zeit des Skepticismus den größten Theil seines Ansehens verloren.

Die Gegend der Stadt ist reich an Merkwürdigkeiten, wohin besonders die schroffen, oft sehr eigenthümlich geformten Felsnadeln zu zählen sind, welche mitunter mit Kirchen geschmückt, etwas höchst Malerisches, aber auch zugleich so Sonderbares haben, daß, wenn man Gemälde davon sieht, man geneigt ist, sie für gebildete Fantasie des Zeichners zu halten. Einer dieser Felsen ist vorzugsweise berühmt, weil er, aus verschiedenen Standpunkten gesehen, ganz verschiedene Ansichten bildet. Von einer Seite will man ganz deutlich das Profil Heinrichs des IV. sehen, und in der That soll Nase, Knebel- und Stutzbart auffallende Aehnlichkeit mit den Büsten dieses großen Königs haben. Noch ein anderer Felsen steht nahe bei der Stadt, er ist zuckerhutförmig gestellt, und trägt auf seinem höchsten Gipfel eine Kapelle, in welcher jährlich einmal Messe gelesen wird. Der Felsen wäre durchaus unersteiglich, wenn nicht eine schlangenförmige Treppe von 260 Stufen in denselben gehauen wäre. Dort wo jetzt die Kirche steht, befand sich ehemals ein Tempel des Merkur, und erst im Jahr 965 ist die jetzige Kirche an die Stelle jenes Alterthums, dessen Trümmer man noch sieht, getreten.

Brioude, auf dem linken Ufer des Alliet, ist Hauptort eines Arrondissements, zählt 5.200 Einwohner, war ehemals ein berühmter Wallfahrtsort, zu welchem die Gebeine des heil. Julian, des Schutzpatrons der Stadt, viele Wallfahrer zogen, ist jedoch jetzt sehr herabgekommen. Der Ort ist schlecht gebaut, finster, schmutzig, das Angenehme an ihm besteht ganz allein in der schönen Lage, die jedoch in der That höchst malerisch ist.

Monistrol, Hauptort eines Kantons, zählt 4.200 Einwohner, ist sehr alt, hat auch beinahe nur ganz alte und daher sehr düstere Gebäude, einige davon, das Ursuliner-Nonnenkloster, der bischöfliche Palast, sind groß, und wegen ihrer eigenthümlichen Bauart wohl der Beachtung werth.

LIXXV.

Departement der Rone.

Dasselbe ist aus dem alten Lionnais und Beaujolais gebildet, umfaßt 54 □ Meilen mit 435.000 Einwohnern, welche jährlich 1.000 Soldaten zum Heere stellen. Es ernennt 5 Deputirte, und ist also in 5 Wahlbezirke getheilt, für welche jedoch nur zwei Hauptorte bestehen, weil Lyon für 4 zählt, indem der bedeutenden Volksmenge wegen, 3 Wahlbezirke auf die Stadt fallen, und einer für das Gebiet gerechnet wird. Der zweite Hauptort ist Ville Franche.

Die Provinz ist durchgängig sehr uneben und wenn auch nicht gebirgig, so doch bergig; die Hügelketten, welche von verschiedenen Höhenzügen hereinragen, lassen nur wenig Raum für enge, von Flüssen und Bächen durchschnittene Thäler; die Anhöhen haben einen steinigen, unfruchtbaren Boden, die Vertiefungen aber zeigen eine üppige Vegetation und wenn dort wenig für den Ackerbau gethan wird, so ist hier ein um so größerer Fleiß auf die Garten-Kultur gewendet. Man findet unabsehbare Maulbeer- und sonstige Baumpflanzungen, man findet ganze Felder von den allerfeinsten und kostbarsten Obstsorten. Die Umgegenden der Stadt Lyon sind auf das sorgfältigste für den Gemüsebau benutzt, die Anhöhen, welche die Flußthäler rechts und links begleiten, sind theils mit Wein, theils mit Maulbeerbäumen bepflanzt, überall schauen aus den Gärten höchst reizend gelegene Wohnungen, welche zwar selbst in der Regel des Reizes entbehren, das heißt weder schön noch bequem eingerichtet sind, doch mit ihrer heitern Außenseite, mit dem freundlichen Weiß

ihrer Wände, zur Verschönerung und Belebung der Gegend ungemein viel beitragen.

Die Hauptflüsse sind die Rone und die Saone; beide fließen nicht durch das Departement, sondern begränzen es, die erstere gegen das Departement Isère, die zweite gegen das der Aine. Beide sind schiffbar und an ihrem Zusammenflusse liegt Lyon, die größte Stadt Frankreichs nach Paris (166.000 Einwohner). Die übrigen Flüsse sind nicht bedeutend, und erreichen alle nach kurzem Laufe einen der beiden vorgenannten, was aber dadurch dem Departemente an innerer Verbindung abgeht, wird durch den Kanal von Givors, welcher die Rone mit der Loire verbindet, indem er sich an die große Eisenbahn anschließt, und durch fünf große Heerstraßen, sowie durch eine Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne ersetzt.

Das Klima ist nicht so milde als man nach der ziemlich südlichen Lage glauben sollte. Die benachbarten Gebirge, und die überhaupt sehr hohe Lage ist hier unbedingt von ungünstigem Einflusse, führt rauhe Nordwinde Winters oft eine sehr bedeutende Kälte herbei, sie steigt nicht selten bis zu 18 Grad. Die Sommerwärme ist gemäßigt und erreicht nicht mehr als 28 Grad.

Unter den Hausthieren nehmen Schafe und Ziegen den ersten Rang ein, da man sich bemühet, deren Haare und Wolle zu Gespinnsten zu verarbeiten, weshalb auch der berühmte Terneoux von Kaschmir große Ziegen-Heerden kommen ließ, welche bestimmt waren, theils die schlechte Rasse der Einheimischen zu veredeln, theils sich unter einander fortzupflanzen, und die Shawl-Fabrikation von dem Handel mit Kaschmir unabhängig zu machen. Nicht ganz so gut bestellt ist es mit dem Hornvieh, dagegen Pferde und Esel, sowohl in großer Menge vorhanden, als von ziemlich guter Rasse sind. An Wild ist so wenig Ueberfluß, als an Raubwild Mangel. Dieses Departement zählt leider eine große Menge von Wölfen, Füchsen, Mardern, Iltissen, Fischottern u. a. Auch Raubvögel kommen in Menge vor, doch haben sie den Stand des wilden Geflügels noch nicht so herabgebracht, wie die Wölfe ꝛc. den Wildstand überhaupt; Auerhähne, Fasanen, Birkhühner sind noch im Ueberflusse vorhanden. Die Flüsse wimmeln von Fischen, und als Merkwürdigkeit zeigt man ein im Hotel Dieu aufgehängtes Krokodill, welches an der Ronebrücke in Lyon, gefangen worden sein soll. Man glaubt, dieses Thier sei von Afrika herübergekommen; da das Krokodill jedoch dem süßen Wasser angehört, so ist eine solche Seereise, wie die vom Nil durch das ganze Mittelmeer bis in die Rone, nicht wohl glaublich, und die Sache vielleicht eine Fabel, die dann nichts Neues wäre, da man auch an andern Orten z. B. in Eßlingen bei Stuttgart, ein ausgestopftes Krokodill zeigte, welches dort selbst in einem Kanal des Nekarflusses

gefangen sein sollte. Die Flußmuscheln, welche in der Rone sehr häufig sind, bieten eine sehr beliebte Fastenspeise dar, manchmal findet man große Perlen in ihren Schaalen, da sie jedoch in der Regel erst nach dem Kochen geöffnet werden, sind sie werthlos, indem sie ihr Wasser, ihr schönes Farbenspiel verlieren. Reptilien sind zwar nicht stark verbreitet, doch findet man in den warmen Thälern leider noch zu viel Vipern. Unter den 3.000 Insekten, welche die Naturforscher in diesem Departement aufzählen, ist besonders der Seidenwurm anzuführen, dessen Pflege viele tausend Menschen beschäftigt.

Das Pflanzenreich hat eine große Menge verschiedener Spezies. Die Franzosen behaupten alle von ganz Frankreich, mit Ausnahme der Orangen und des Oelbaumes, diese beiden Namen aber sagen genug, denn wo Orangen und Oelbäume nicht fortkommen, da fehlen nebst Lorbeeren und Mirthen, nebst Aloen und indischen Feigen, überhaupt alle Südfrüchte und alle Pflanzen südlicher Zonen. Wie es denn auch ganz unmöglich ist, daß das hochgelegene Rone-Departement, in welchem die Winterkälte bis auf 18° steigt, in welchem mithin alle zartere Gewächse nothwendig erfrieren müssen, die Pflanzen hervorbringe, welche an den Rone-Mündungen, oder um Marseille, um Montpellier wachsen. Das Land bringt nichts hervor, was nicht im ganzen mittlern und südlichen Deutschlande auch fortkäme, ja der Maulbeerbaum, mit welchem die Franzosen sich so viel wissen, reicht bis Brandenburg und Mecklenburg, also bis in das nördliche Deutschland hinauf.

Das Mineralreich bietet bedeutende Schätze dar; einige Flüsse führen Gold, welches sonst ausgewaschen wurde; auch eine Goldmine ist lange Zeit, jedoch immer mit Nachtheil bebaut worden und daher endlich aufgegeben. Die Kupferminen von St. Bel sind die reichsten in ganz Frankreich, und scheinen unerschöpflich, denn man bearbeitet sie schon seit der Römer-Zeit. Auch Silber und Blei kommt häufig vor. Man gräbt ferner Steinkohlen, und findet große Schieferbänke, welche dadurch sehr interessant sind, daß sie in ihren Lagerungen die Abdrücke von Fischen aus einer frühern Zeit in großer Menge bewahrt haben. Edelsteine werden gleichfalls gefunden, jedoch nur solche von untergeordneter Art, wie Bergkristall, Amethist u. dergl. Bausteine bricht man an verschiedenen Orten und von sehr verschiedener Qualität.

Das Volk, welches dieses Departement bewohnt, hat durch den Einfluß der großen Stadt, welche mehr als ein Drittel seiner Einwohner umfaßt, viel von seiner Eigenthümlichkeit verloren; die Landleute sind fast immer zugleich Ackerbauern und Fabrikanten. Selten wird man ein Haus finden, in welchem nicht irgend ein Gewerbe getrieben wird. So prägt sich bei diesem Volke nichts entschieden aus, es nimmt Theil an den

sehr verschiedenen Qualitäten des Bauern, wie des Städters, wie denn auch die Tracht der Landleute sich, wenigstens in Hinsicht auf die Stoffe, zum Theil aber auch auf den Schnitt, den Moden der Hauptstadt nähert. Etwas sehr Wohlthätiges liegt zweifelsohne in dieser Vertheilung der Arbeit, hätte man sie vollständig bewirken können, so wäre schwerlich der Aufstand in Lyon vorgegangen, und viel Blut wäre erspart worden. Die Sitten sind in diesem Fabriklande bei weitem nicht so verdorben, als in einer Fabrikstadt, denn da die jungen Leute, welche Seide spinnen und weben, fast immer Kinder, Geschwister eines Hauses, stets unter der unmittelbaren Aufsicht der Aeltern sind, so können alle die Laster, welche das Zusammensein verschiedener Geschlechter und verschiedener Alterstufen in dem beschränkten Raume einer Fabrik mit sich bringt, eigentlich niemals zur Ausbildung kommen. Das Volk ist im Allgemeinen wohlhabend, weil es sich seine Bedürfnisse durch Acker- und Gartenbau verschaffen kann, und während des Winters noch Geld verdient, indem es den Fleiß seiner Hände an die Fabrikherrn abliefert. Ganz anders ist es mit dem Städter: sobald ihm die Arbeit fehlt, ist er plötzlich aller Mittel entblößt, in den Bettelstand versetzt; zur Zeit reichlichen Verdienstes an ein gutes Leben gewöhnt, fällt ihm jede Entbehrung so schwer, daß er sie nicht tragen zu können glaubt, darum greift er dann wirklich zum Bettelstabe, und zieht mit Weib und Kind, gemeinschaftlich oder vereinzelt im Lande umher, doch nicht um von den empfangenen milden Gaben seine Existenz zu fristen, sondern nur um dieselben sogleich zu verprassen. Mehre solcher Bettlerfamilien geben sich an einem gewissen Orte und zu einer bestimmten Zeit ein Rendezvous; hier wird das Geld, was sie erbettelt, in eine allgemeine Kasse gethan und davon gegessen und getrunken, getanzt und gespielt, so lange etwas davon da ist.

Die Wohnungen der Landleute haben in ihrer Bauart etwas Eigenthümliches: sie sind nämlich weder von Holz, noch von Stein, sondern meistentheils von Lehm erbaut, und zwar in der Art, welche man die Pisée-Construktion nennt. Das Fundament des Hauses wird von, auf die gewöhnliche Art aus gehauenen oder gebackenen, Steinen gebaut, hierauf setzt man Lehmwände, von höchst einfacher Zusammenfügung, indem man 2 Bretter parallel nebeneinander, und in dieser Lage, welche die Dicke der zu bauenden Wände bezeichnet, feststellt, und hierauf den Zwischenraum mit wohl durchknetetem, mit Kuh- oder Kälber-Haaren vermischtem Lehm vollschlägt. Ist dieses geschehen, so rückt man die beiden Bretter eine Strecke weiter und verfährt hier eben so. Hat man den Bau rundum fortgesetzt, so ist das erste Stück trocken geworden, und man setzt nun auf dieses eine zweite Lage und fährt so abermals fort über das ganze Fundament zu gehen, bis nach einem 4ten und 5ten, oder 10ten und 12ten

Umgange die Wände die beabsichtigte Höhe haben; dann läßt man sie trocknen, legt über ihre ganze Länge Balken, und bringt auf diese das Dach, oder auch ein zweites Geschoß, und gewinnt so einen ungemein wohlfeilen und doch sehr dauerhaften festen Bau; denn man setzt die mittlere Dauer eines solchen Hauses auf 150 Jahre; so lange steht ein ganz oder zum Theil von Holz gebautes nicht, und wenn auch ein steinernes viel längere Dauer verspricht, so kostet es doch so viele Mühe, daß man sich fürwahr verwundern muß, wie nicht schon längst diese Bauart allgemeiner geworden ist.

Lyon liegt ein wenig oberhalb der Vereinigung der Rone mit der Saône, auf einer Halbinsel, welche von diesen beiden Strömen gebildet wird. Beide Ströme haben einen durchaus verschiedenen Karakter; langsam fließt durch ein höchst anmuthiges Thal, von Rebenhügeln umgeben, von Baumgärten überschattet die Saône dahin, mit reißender Schnelligkeit wälzt die Rone ihr brausendes Wasser durch ein ebenes, sandiges Land an der Ostseite der Stadt vorbei. Die Südspitze der Halbinsel heißt Perache, enthält die neuesten Konstruktionen, die schönsten Plätze und den Plan zur Vergrößerung der Stadt. Hier werden, so wie in der Abtheilung am jenseitigen Ufer der Rone, welche man les Brotteaux nennt, die mehrsten neuen Gebäude aufgeführt; nach diesen beiden Richtungen vergrößert sich die Stadt zusehends, auch sind sie mit vielem Geschmacke angelegt, mit Baumpflanzungen umgeben oder durchzogen, und bilden den schönsten wenn auch keineswegs den lebhaftesten Theil der Stadt. Hierher gehört sowohl der an der Rone als der an der Saone gelegene Quai, da drängt sich immerfort eine thätige Menschenmenge, da sieht man keinen Müßiggänger, alles hat Eile, alles hat zu thun, will kaufen, verkaufen, Geschäfte machen; dagegen man auf dem Quai von St. Claire zwar die Paläste der reichsten Kaufleute stehen sieht, aber außer in den Morgenstunden, wo sich die schöne Welt zur Morgen-Promenade versammelt, kein solches Gewimmel findet. Dieser Quai liegt an dem nördlichsten Theile der Stadt und zieht sich unterhalb eines Berges, welcher das rothe Kreuz genannt wird und die eigentliche Zitadelle der Stadt trägt, längs der Rone hinauf, bezaubernde Ansichten auf den mit Schiffen bedeckten Fluß und auf die gegenüberliegenden, freundlich grünenden und anmuthig bebauten Ufer der sonst ziemlich öden Fläche, bietend. Ueber die beiden Flüsse führen acht Brücken, zwei derselben gehen über die Rone und

mehre davon sind Muster der Eleganz und der möglichsten mit Tüchtigkeit und Festigkeit verbundenen architektonischen Schönheit. Von diesen Punkten erhält man den günstigsten Eindruck von der großen Stadt. Von hier übersieht man die belebten Quais, die mit Schiffen bedeckten Flüsse, den Festungsberg, an welchem hinauf sich eine Menge der schönsten Häuser ziehen, von hier übersieht man das ganze rege Treiben des industriösen Völkchens, welches die Stadt bewohnt. Unter mehren ungemein schönen Plätzen, zeichnet sich der Platz belle Cour durch eine Länge von 1000 und eine Breite von 600 Fuß und darüber aus. Er ist zwar nicht ganz regelmäßig, hat jedoch auf einer Seite eine prächtige Lindenpflanzung, welche die Ungleichheit seiner Seiten und die ganze nach Süden gelegene Häuserreihe verbirgt. Diese Baumparthie bildet einen sehr angenehmen Spaziergang mitten in der Stadt. Auf dem Platze stand vor der Revolution die Reiterstatue Ludwigs XIV. von Bronze; sie war auf einem marmornen Fußgestelle errichtet, das unter vielen verschiedenen Bronze-Verzierungen auch die kolossalen Flußgötter der Rone und der Saône trug. Jetzt ist diese Statue erneuert worden, indem Lemot es übernahm, ein des Königes und des schönen Platzes würdiges Denkmal zu gießen. Die Plätze Ludwigs XVI. in der Vorstadt Brotteaux und Ludwigs XVIII. auf der Perache sind schöne viereckige Räume, der größte Platz aber liegt mitten in der Perache, ist 1500 Fuß lang und 800 breit, und ganz von herrlichen Baumpflanzungen umgeben; außer der genannten zählt Lyon noch 51 (im Ganzen 55) öffentliche Plätze, doch kann der allergrößte Theil derselben nur in Beziehung auf die Straßen, welche ihn umgeben, den Namen Platz erhalten. Diese Straßen aber sind auch so elend und winkelig, so überaus schmutzig und schlecht gebaut, daß sie ganz dieser großen Stadt würdig sind, — in den größten Städten findet man bekanntlich die elendesten Gäßchen — fast nirgends kann wegen der Höhe der Gebäude die Sonne bis auf das Straßenpflaster blicken; daß sie in irgend ein Fenster schiene, ist ganz unmöglich, daher eine immerfort feuchte übelriechende Luft in denselben ist und diese Nässe des schlechten Straßenpflasters niemals vergeht. Dazu thun die Einwohner noch alles Mögliche, um den Koth stets in hinlänglichem Vorrathe auf den Straßen zu sehen, und wenn nicht der Himmel sich manchmal der Sache annähme, durch einen tüchtigen Regenguß die Straßen reinigte, Lyon wäre längst, wie Herkulanum und Pompeji unter Lava und Asche, so unter Schmutz und Straßenkoth begraben worden.

Unter den Gebäuden zeichnet sich das Rathhaus, die Präfektur, die Münze, die Akademie, der Justiz-Palast, der bischöfliche Palast, das neue Gefängniß, der große Kornspeicher, aus, unter den Kirchen, deren Lyon

18 zählt, giebt es keine, welche vorzugsweise merkwürdig wäre; das Uebelste bei allen ist, daß sie dicht eingeklammert sind in einem Haufen anderer Häuser, so daß man sie zum Theil gar nicht sehen kann, und nur von ferne bemerkt, wie weit sie die angränzenden Häuser überragen. Die größte Kirche ist die, dem heiligen Johannes gewidmete Kathedrale. Ihre Bauart ist jedoch überaus schwerfällig, sie bildet ein länglichtes Viereck, aus dessen 4 Winkeln, Thürme, von solchem Umfange heraustreten, daß man glauben möchte, sie wären bestimmt 500 Fuß hohe Piramiden und Obelisken, auf ihren Platte-Formen zu tragen. Doch sind sie kaum um einige Fuß höher, als das Dach der Kirche. Einer dieser Thürme trägt die größte Glocke in Frankreich, sie wiegt 35.000 Pfund. Das Innere der Kirche ist zwar einfach, doch von großartigem Effekt, indem die Weite der Gewölbe, die Zahl der Säulen, die Höhe der, ganz mit Glasmalereien bedeckten Fenster, einen tiefen Eindruck macht. Das Theater ist eines der schönsten und großartigsten Gebäude der Stadt; es liegt dem Rathhause gegenüber, bildet ein schönes, großes Rechteck, und hat eine so zierliche, als geschmackvolle Façade; der Glanz der innern Einrichtung entspricht der Schönheit des Aeußern. Ein Kronleuchter von 50 Fuß Umfang und 18 Fuß Höhe, durch Gas-Lampen auf das prachtvollste erleuchtet, verbreitet blendendes Licht in dem glänzend ausgeschmückten Saale. Der große Vorhang ist so schön gemalt, daß man denselben für eine Draperie von blauem Sammt hält. Der Plafond, Gallerien, Logen, sind mit Malereien und Vergoldungen bedeckt. Leider ist das Theater nicht geeignet zur Darstellung kleiner Vaudevillen, Possen oder Lustspiele, und die großen Trauerspiele, die seriösen Opern, für welche diese Räume berechnet sind, sagen dem Geschmacke der lustigen Franzosen nicht zu.

Die wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten sind für eine Stadt von solcher Bedeutung, wie Lyon, nicht bedeutend. Die Bibliothek umfaßt nur 50.000 Bände, unter denen die Hälfte, Dissertationen sind. Die Gemälde-Gallerie hat außer einigen wenigen von Guido Reni, Paul Veronese, Poussin und Perrugino, nichts Bedeutendes, obwohl die Zahl der Bilder über 500 steigt. Nicht viel bedeutender sind die Sammlungen von Antiquitäten, von Naturalien, und wenn gleich man in dieser Stadt eine Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, eine Gesellschaft für den Ackerbau, eine Gesellschaft für Naturwissenschaften und praktische Künste, eine literarische Gesellschaft, eine Gesellschaft für Jurisprudenz, eine andere für Medizin, noch eine für Farmazie, und endlich eine Gesellschaft für Botanik, mit dem Namen Linné's findet, so ist, was für die Wissenschaften geschieht, doch im Grunde von geringem Belange; denn nichts wird mit dem Ernste betrieben, welcher durchaus nothwendig

ist, wenn aus der Pflege der Wissenschaften und Künste etwas Tüchtiges entspringen soll.

Lyon ist der Hauptsitz der Seidenmanufaktur in Frankreich. Sie wird daselbst nicht getrieben, wie in vielen andern Fabrikstädten, wo sich Tausende von Menschen in einem und demselben Hause versammeln, um ihre Spulen zu drehen, ihre Webstühle in Bewegung zu setzen, sondern, indem einzelne Meister von den großen Fabrikherren, die keine Fabrik haben, beauftragt, es übernehmen, eine gewisse Anzahl von Stücken, nach vorgelegten Mustern oder Zeichnungen zu verfertigen. Diese Meister nehmen nun wieder Gesellen an, und so vertheilt sich der Profit im Grunde um vieles besser und gleichförmiger. Allein, wenn man annimmt, daß 32.000 Stühle in Bewegung sind, und über 80.000 Menschen an der Seidenfabrikation Theil nehmen, jedoch nur die Meister den vollen Werth der Arbeit behalten, während die Gesellen, welche ihnen das Brod verdienen, kaum die Hälfte, oder den dritten Theil von dem bezahlten Gelde erhalten, so wäre beinahe zu wünschen, daß die Fabrikherrn sich an die Gesellen direkt wendeten, und diese in dazu erbauten Häusern arbeiten ließen. Wahrscheinlich würde aber in diesem Falle der Fabrikherr den Gewinnst haben wollen, und dann wäre der Geselle noch schlimmer daran. Die Quantität der verarbeiteten Seide ist ungeheuer, man berechnet ihren Werth auf 45 Millionen Franken jährlich, was beinahe so viel beträgt, als die Konsumtion des ganzen übrigen Frankreichs, die man auf 47 Millionen Franken anschlägt. Leider ist, trotz dieser ungeheuern Masse zu verarbeiteten Materials, nicht immer Arbeit genug vorhanden, und in diesem Falle machen die müßigen und brodlosen Arbeiter die Stadt durch ihre Drohungen erbeben. Kleine Revolten, bei denen nur ein paar Menschen das Leben lassen, kommen beinahe alle Jahre vor, größere zwar nicht so oft, doch sind sie desto furchtbarer, weil meistens ein 30. bis 40.000 Individuen, welche nichts zu verlieren haben, der Stadt drohend gegenüber stehen.

Ville Franche, Hauptort des Arrondissements, liegt in einer angenehmen Fläche am Ufer des Morgon, war die Hauptstadt von Beaujolais, und als solche, eine starke Festung, deren Mauern und Graben noch jetzt bestehen. Der Ort an sich hat nichts Merkwürdiges, wenn man nicht ein altes absurdes Gesetz dahin zählen will, welches die Bewohner ein Privilegium nennen, und nach welchem die Männer befugt sind, ihre Frauen bis aufs Blut zu schlagen, ohne dafür zur Verantwortung gezogen werden zu können, falls nur nicht der Tod auf die Mißhandlung folgt. Ein schönes Privilegium, ganz der feinen, galanten Franzosen würdig, doch eigentlich noch besser für Botokuden oder Guaraunos!

LXXV.

Das Departement der Dordogne.

Es gehört zum südwestlichen Theile von Frankreich, und besteht aus Theilen von Perigord, Agenois (Guyenne), Limousin und Angoumois, hat eine Oberfläche von 171 □ Meilen und darauf eine Bevölkerung von 483.000 Einwohnern, welche jährlich 1400 junge Soldaten zum Heere stellen. Es wird eingetheilt in sieben Arrondissements, deren Hauptorte sind: Perigueux, Exideuil, Bergerac, Lalinde, Nontron, Riberac und Sarlat.

Das Departement bildet ein Netz von sich kreuzenden kleinen Flußthälern, von ziemlich bedeutender Fruchtbarkeit mit daraus hervorragenden zahllosen Hügeln, Erhöhungen und Bergen, welche den größten Theil der Oberfläche, bedecken und beinahe durchgängig unfruchtbar sind, oder sich doch als sehr dürftig zeigen. Die Thäler werden meistentheils zuengend, von Wildbächen durchstürmteh Schluchten; auf den Höhen wüthen furchtbare Stürme, in den untern Gegenden gleich furchtbare Ueberschwemmungen, welche gar oft dem Fleiße des Landmannes, seinen Lohn rauben. Die Abhänge der Berge, zu denen Stürme und Gewässer nicht gelangen können, sind meistentheils mit Waldungen, oder an günstigen Stellen mit Reben bedeckt; dieß letztere findet man ziemlich häufig, und der Wein, der hier erzielt wird, ist von vorzüglicher Qualität. Die höher gelegenen Regionen aber bieten nicht selten den Anblick wahrer Wüsten dar; dort durchreist man oft Strecken von mehren Stunden, ohne ein Dorf, ja nur eine Hütte zu finden. Dort erblickt man nichts, als unfruchtbares Gestein, kaum mit spärlichem Moose oder mit Flechten überzogen, und halbverdorrtes, nahrungsloses Gesträuch, Geniste.

Das Thal der Dordogne ist etwas ausgedehnter als die übrigen, und bietet dem Auge, des vom südlichen Frankreich gar nicht entzückten Wanderers hin und wieder so reizende Landschaften dar, als er sie im benachbarten Deutschland beinahe auf jedem Schritte vor sich sieht, das heißt, Abhänge mit Fruchtbäumen und Reben besetzt, eine Ebene, in welcher Feldfrüchte mit den Gartenfrüchten abwechseln, in der Mitte ein kleiner, sich durch das Thal schlängender, Fluß, und hierüber gerathen die Franzosen vor Entzücken außer sich, und nennen es ein wahrhaftes Paradies.

Obgleich schon sehr glücklich gelegen, auf und abwärts vom 45ten Grad, ist doch das Klima weder freundlich noch milde, der Sommer ist überaus heiß und trocken, die Temperatur steigt nicht selten bis auf 32 Grad, der Winter ist sehr regnig, was auch mit dem Frühlinge der Fall ist; dabei sind im Winter Stürme der allerschrecklichsten Art sehr häufig, und die Kälte erreicht nicht selten 14 Grad; nur der Herbst ist schön zu nennen.

Die Produkte, welche dieses Land hervorbringt, sind daher auch in keiner Art ausgezeichnet.

Die Hausthiere sind alle sehr mittelmäßiger Art, Pferde selten, Esel, und Maulthiere häufiger; Hochwild ist fast gar nicht vorhanden, klein Wild dagegen in Menge. Unter dem Vogelwild werden besonders die Drosseln als etwas höchst vorzügliches gerühmt, sie bilden einen nicht unbedeutenden Handelszweig, indem sie nach Paris und durch ganz Frankreich verschickt werden, daher den französischen Gourmands so unmöglich scheint, andere Krammetsvögel, als die aus dieser Gegend kommenden, zu essen.

An Fischen ist kein großer Ueberfluß, und die beiden nützlichsten Insekten, die Biene und den Seidenwurm, läßt man fast ganz unbeachtet, obwohl der Maulbeerbaum hier sehr gut fortkommt, es also an Nahrung für die Seidenraupe nicht fehlen würde. Auch die Bienen finden, was sie brauchen, indem eine große Menge Blumen, Kräuter und gewürzreicher Pflanzen in der Provinz wachsen.

Das Pflanzenreich bietet keine große Mannigfaltigkeit dar, unter den Waldbäumen ist die Eiche vorwaltend, auch ganze Kastanienwälder zeugt diese Provinz, innerhalb derselben wachsen die berühmtesten Trüffeln, welche Frankreich hervorbringt. Auch Medezinalpflanzen kommen vor, da jedoch der größte Theil des Bodens unfruchtbar und nur Haideboden ist, so kommen auf demselben auch nur die Haidepflanzen fort, Geniste, Dorngesträuch bildet die eigentliche Pflanzendecke.

Das Mineralreich würde ohne Zweifel einem andern Volke Gegenstände von größerer Bedeutung liefern, die Franzosen finden jedoch nichts, was vorzugsweise ihrer Beachtung werth wäre; Eisen, Kupfer, Antimon

werden gebaut, hauptsächlich aber sind es verschiedene Steinarten, namentlich Schiefer und Kalksteinplatten zum lithografiren, welche man aufsucht.

Unter den Merkwürdigkeiten des Departements zählt man besonders verschiedene Quellen auf, deren Eigenthümlichkeit sie in einer oder der andern Art wirklich interessant macht. Eine derselben bei Perigueux quillt aus einem tiefen Abgrunde hervor, wovon sie auch den Namen hat: (Source de l'abîme) dessen Boden man bis jetzt noch durch kein Senkblei erreicht hat, das Wasser der Oberfläche ist ganz mit Wasserpflanzen bedeckt, und scheint völlig still zu stehen, quillt dabei doch in solcher Menge hervor, daß es gleich von Beginn an zwei Mühlen treibt. Eine andere Quelle ähnlicher Art ist noch größer, und wird für die bedeutendste des Departements gehalten; es ist die des Doux, sie liegt nahe bei Sarla, bildet ein Bassin von ungefähr 550 Fuß Umfang, dessen Oberfläche gleichfalls ganz eben und ruhig scheint, das aber bei der Tiefe der Quelle, die mehr als 300 Fuß beträgt, und bei der Tiefe des Schlundes, in welchem sie ruhet, beinahe ganz schwarz erscheint; es sticht auffallend ab von dem ungemein schönen Grün der stets frisch sich erhaltenden Ufer. Das Wasser ist klar, höchst durchsichtig, von einem erfrischenden Geschmacke, soll sehr gesund sein, und quillt in solcher Menge hervor, daß es einen beträchtlichen Bach bildet, wasserreich genug, um das Projekt, einen Kanal zur Vezere zu führen, zu unterstützen, welcher von der Quelle selbst beginnen soll. Eine andere Quelle, von beinahe gleicher Stärke, springt aus einem hohen Felsen heraus, eine äußerst schöne Kaskade von einigen 50 Fuß Höhe bildend, sie entspringt aus einem See von großer Breite und Tiefe, man kann zu demselben gelangen, wenn man durch die Oeffnung, aus welcher sie in einem weiten Bogen stürzt, in das Innere dringt; was zwar ein mühsames, doch durchaus gefahrloses Unternehmen. Noch mehre andere Quellen von gleicher Schönheit und gleicher Stärke hat dieses Departement aufzweisen; auch Höhlen von großer Ausdehnung kommen in demselben vor. Eine solche ist die von Miremont, welche man beinahe für die schönste von Frankreich erklärt. Sie liegt zwischen Sarlat und Perigueux, in der Seite eines unfruchtbaren Hügels; eine enge Oeffnung bildet den Eingang, durch welchen man sich mühsam drängen muß, um in das Innere zu gelangen, dann aber erweitert sich die Höhle mit jedem Schritte, und erreicht zuletzt bei einer sehr beträchtlichen Länge (in gerader Linie 3200 Fuß, mit Einschluß der Seitenverzweigungen aber mehr als 13.000 Fuß), eine ungewöhnliche Breite und Höhe. Durch mehre Säle und Gewölbe gelangt man zu zweien großen Räumen, welche die Muschelsäle heißen, sie führen diesen Namen mit vollem Rechte, denn nicht der Boden ist mit Muscheln bestreut, sondern zahllos findet

man sie in dem Felsen, welcher die Wände bildet, eingesprengt. Bis so weit scheint der Prodromus, der Vorplatz der Höhle zu gehen von hier beginnen die Verzweigungen, und zwar gelangt man zuerst zu dem großen Gange durch eine Gallerie, welche an einigen Stellen eine Breite von 18 und eine Höhe von 36 Fuß hat. In dem Gange bemerkt man mehre auf einander folgende große Kuppeln von sehr viel bedeutenderem Durchmesser und einer ungemeinen Höhe; man sieht auch einen sehr großen, viereckigen Stein, welcher Aehnlichkeit mit einem kolossalen Grabsteine hat, man nennt ihn daher das Grabmal des Gargantua. Gegen das Ende dieser Hauptgallerie kommt man zu einer andern, in welcher man viele Tropfsteingebilde, von der Form des Blumenkohls, welche von der Decke herabhängen, findet. Ueber einem steilen Abhange steigt man zu einem Saale herab, dessen Eingang zwar sehr eng ist, dessen Wölbung sich jedoch so ungemein hoch erhebt, und so weit ausdehnt, daß man ihn den Marktplatz nennt.

Der immer weiche und feuchte Boden enthält die Spuren der Besucher, welche hier weder durch den Wind noch durch Wellen vertilgt werden. Das bisher Beschriebene ist nur noch der Weg zu dem großen Gange. Sobald man den sogenannten Marktplatz verlassen hat, beginnt erst eben dieser Gang, welcher so lang ist, als der ganze übrige Theil dieser Höhle. Am Anfange desselben findet man zwei große Abgründe, welche durch Einsturz des Bodens entstanden zu sein scheinen, und auf große Höhlungen schließen lassen, die sich in noch größerer Tiefe befinden. Mächtige Haufen zertrümmerten Gesteines verhindern das Weiterdringen in jene Abgründe. Die einzelnen Theile des großen Ganges sind von ungemeiner Schönheit; sie alle aufzuzählen, wäre ein mühsames und undankbares Geschäft; doch muß man noch einer doppelten Gallerie erwähnen, welche von kannelirten Pfeilern gestützt wird, deren Eingang so regelmäßig ist, daß man beinahe glauben sollte, ein Werk von Menschenhand zu sehen. Es ist das von der Natur gegebene Vorbild des Tunnels in London. Ein anderer Raum von so kleinem Eingange, daß man sehr oft daran vorübergeht, ohne ihn zu sehen, ist im Innern auf das Schönste mit Stalaktyten verziert, welche im Scheine der Fackeln so herrlich glänzen, daß man beinahe glauben möchte, sie wären mit Diamanten übersäet. Am Ende dieser großen Gallerie befindet sich ein Bach von nicht geringer Tiefe und Breite, man gelangt zu ihm auf sehr gefährlich zu überschreitenden Stufen und wandert dann, nachdem er sich unter dem Felsen verloren, auf einem abschüssigen, steinigen Wege weiter fort, mit Verwunderung bemerkend, daß alle die Verzierungen von Tropfsteinen, welche die Wände der obern Theile der Höhle bedecken, hier gänzlich fehlen. Nachdem man durch verschiedene Windungen gedrungen, und den steinigten

Pfad nach seinen wunderlichen Richtungen verfolgt hat, stößt man wieder und immer wieder auf den unterirdischen Bach, welcher sich in meanderischen Schlingungen durch die unterirdischen Gegenden wälzt. Dieses ist das Wahre an der Sache, welches durch wundersüchtige Reisende sehr übertrieben worden ist. So soll der Bach ein reißender Fluß seyn, welcher wenigstens 120 Schritt Breite habe, und mit ungeheurer Wuth durch die finstere Räume stürme, so sollten sich hier Gegenden von einem eigenen, geheimnißvollen Lichte beschienen (wahrscheinlich von der Sonne herrührend, welche Nils Klim entdeckte, da er den Planeten Nazar auf seiner unterirdischen Reise besuchte) finden. Mährchen, dergleichen jeder wunderbare Ort aufzuweisen hat, weil nichts den gemeinen Leuten auffallend genug ist. Dringt man weiter vor in das Labirinth, welches aus sich kreuzenden, nach allen Richtungen abweichenden Gängen besteht, so vermehren sich die Schwierigkeiten, die Lichter beginnen schlecht zu brennen, und man ist genöthigt, hier umzukehren, wenn man nicht Gefahr laufen will, im Finstern zu bleiben und des jämmerlichsten Hungertodes zu sterben; da ohne Licht an das Auffinden des Ganges von hier aus gar nicht zu denken ist. Der Erste, welcher diese Höhle geometrisch aufnahm, um einen Plan von derselben zu entwerfen, rettete, als er bis hieher kam, nur durch seine Geistesgegenwart sich und die Begleiter, in dem er die verlöschenden Fackeln schnell zurück und auf einen Haufen bringen ließ, um sie wieder anzufachen. Unfern dieser Höhle befindet sich ein Berg, der für einen Vulkan gilt; man behauptet, daß im Jahr 1783 zur Mitternachtszeit, nach einem vorhergegangenen starken unterirdischen Getöse, die eine Seite des Berges sich plötzlich geöffnet habe, und eine Stunde lang Feuer und Rauch in großen Massen daraus hervorgequollen, daß zu gleicher Zeit eine nahe gelegene Quelle so angeschwollen sei, daß sie einen reißenden Bach gebildet, dessen schlammigtes Wasser eine Menge verbrannter Steine mit sich fortgeführt habe. Dieser Berg, la Meyssandrie genannt, theilt die vulkanische Eigenschaft mit der Höhle von Pomayssac. Dieselbe ist nahe bei Bugue, etwa drei Stunden von dem vorgenannten Berge gelegen. Man behauptet, dort häufig Flammen hervorbrechen gesehen zu haben. Dieser Abgrund liegt unfern einer Hauptstraße, und ward von Straßenräubern wiederholt benutzt, um die Leichen der von ihnen Ermordeten dort hinabzustürzen, und sich so der Zeugen ihrer Verbrechen zu entledigen. Die Einwohner versuchten das große Loch zu überwölben, um die Mörder zu verhindern, dasselbe ferner zur Niederlage von Leichen zu machen. Es wird behauptet, daß, obwohl dieses durch festes Mauerwerk geschehen sei, dasselbe doch keinen Bestand hatte, und daß das Feuer des Abgrundes, oder die sich daraus entwickelnden Dämpfe, es immer von Neuem abgeworfen haben.

Die Bevölkerung läßt sich entschieden in zwei Hauptstämme theilen; was von derselben auf den unfruchtbaren Höhen und in den Haiden wohnt, ist ein kleiner Menschenschlag, verkümmert, dürftig von der Natur ausgestattet. Das Aussehen derselben ist traurig; man glaubt ihnen ihre Noth auf der Stirne anzusehen, wogegen die Bewohner der Thäler, besonders die des Dordogne-Thales groß, wohl gewachsen, hübsch zu nennen sind. Die Frauen rühmt man als besonders schön; alle sind gewandt, kräftig, lebhaft, zeigen Geist und viel innere Thätigkeit, sind fleißig, müssen gute Bürger genannt werden, sollen jedoch große Abneigung gegen den Soldatenstand hegen, wiewohl, wenn sie einmal im Dienste sind, man ihnen weder Ausdauer noch Muth absprechen kann. Ihre Sitten sind einfach, rein, und was bei der Lebhaftigkeit des Geistes in Verwunderung setzt, ist, daß sie äußerst ernst erscheinen. Ihre Lebensart ist äußerst mäßig, sie essen das, was ihnen ihr Boden liefert, bedienen sich zum Getränk eines verdünnten Weines, und nur selten sieht man irgend einen betrunken. Sie haben große Anhänglichkeit an ihre Heimath, verlassen ungerne ihren Geburtsort (daher vielleicht ihre Abneigung gegen den Soldatenstand) und verheirathen sich auch selten außer demselben, daher die Dörfer alle eigentlich nur von einer Familie bewohnt sind.

Perugueux, auf dem rechten Ufer der Isle, ist der Hauptort des Departements und der Sitz der Präfektur, er zählt 9000 Einwohner, besteht eigentlich aus zweien vereinigten Städten, welche bis zum Jahre 1240 trotz ihrer großen Nachbarschaft doch in stetem Zwist, in Kampf und Fehde mit einander lebten. Erst gemeinsames Unglück vereinigte sie, eine Mauer umschließt nun beide, sie bildeten aus Feinden einen freundlichen und friedlichen Bürgerstand, der sich selbst seine Regenten gab und von Niemand abhieng als vom Könige, ja sogar das Recht hatte, Münzen zu schlagen, was in früheren Zeiten immer für eine Art von Souveränität galt. Die Lage des Ortes ist zwar sehr angenehm, die Stadt selbst aber überaus häßlich, und wohl nur durch die Trümmer einiger gothischen Bauten merkwürdig. Die neue Stadt hatte einige Zeit bedeutende Verschönerungen erhalten; auch die alten Mauern und Wälle sind abgetragen und in Spaziergänge verwandelt. Der Cours von Tourny ist in der höchsten Gegend der Stadt gelegen, beherrscht das ganze Thal der Isle und bildet den schönsten terassirten Spaziergang, überschattet von prächtigen Baumpflanzungen. Ein ehrenwerther Bürger der Stadt, ein Liebhaber von Alterthümern, hat, nachdem er eine große Menge derselben in der Stadt und in der Umgegend aufgefunden und zu

seinem Eigenthume gemacht hatte, den ganzen Garten, in dem dieselben aufgestellt sind, der Stadt geschenkt, und ihr so gewissermaßen ein archäologisches Museum gegeben. Unter den Bauten sind die Kathedrale, die Präfektur, der Justizpalast, das Schauspielhaus und einige Kasernen der Beachtung werth.

Exideuil, am rechten Ufer der Loue, Hauptstadt eines Marquisats für Talleyrand, Fürsten von Chalais errichtet, ist jetzt Hauptort des Kantons, zählt 1700 Einwohner und hat nichts Interessantes oder Merkwürdiges, außer den Trümmern eines alten Schlosses, auf welchem, wie die Sage berichtet, Richard Löwenherz verwundet und gefangen worden sein soll.

Bergerac, auf dem rechten Ufer der Dordogne, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 8600 Einwohner, und ist eine hübsche Stadt von fast neuem Ansehen. Sie liegt in der Mitte einer weiten, reichen Ebene, hat eine Brücke von fünf prächtigen Bogen über die Dordogne, gute Straßen, hübsche, freundliche Häuser, und scheint sich durch Landhäuser, die sich nach und nach an die Stadt anschließen, nach allen Seiten zu vergrößern. Die Festungswerke, welche den Ort umgeben, sind geschleift und in Spaziergänge verwandelt. Die öffentlichen Gebäude des Ortes sind nicht von Bedeutung.

Montron, Hauptort des Arrondissements, liegt am Bandiat, zählt 3500 Einwohner, ist ziemlich alt, und liegt, von Wiesen und Wäldern eingeschlossen äußerst angenehm, die Straßen aber sind schlecht, und die Häuser womöglich noch schlechter gebaut. Ein altes, sehr stark befestigtes Schloß ist durch die Zeit in Trümmer gelegt, endlich aber fast gänzlich hinweggeräumt worden, indem man auf den Fundamenten einen neuen und geschmackvollen Bau aufführte. Auch die alten Festungswerke sind verschwunden und haben neuen Spaziergängen Platz gemacht.

Riberac, Hauptort des Arrondissements, zählt 4000 Einwohner, ist sehr angenehm, in einer freundlichen Ebene am linken Ufer der Dronne gelegen; im Innern freundlich und hübsch gebaut, zeigt sie doch gar nichts, was der vorzüglichen Beachtung werth wäre.

Sarlat, Hauptort des Arrondissements, am Flusse Sarlat gelegen, zählt 6100 Einwohner, ist sehr alt und liegt in einem engen Thale, durch welches der Fluß oder Bach strömt, von dem sie den Namen hat. Die Stadt ist freundlich gebaut und offener, heiterer als ihre Lage; die vorzüglichsten Gegenstände, welche die Reisenden anziehen möchten, sind ein großes Hospital, eine schöne Schule, und ein Rathhaus.

LXXVI.

Departement des Lot.

Dasselbe besteht aus einem Theile der alten Guyenne, aus der Grafschaft Ober-Quercy, hat einen Flächenraum von 98 Quadratmeilen, und auf diesem eine Bevölkerung von 284.000 Seelen. Zum Heere stoßen jährlich 760 Soldaten; da das Departement fünf Deputirte ernennt, wird es in ebensoviele Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Cahors, Frigeac, Gourdon und Martel.

Die Oberfläche des Landes ist von sehr verschiedener Beschaffenheit, hügelig, zum Theile stark erhoben, ein Berg-Plateau bildend, zum Theile von tiefen Thälern durchzogen, bietet es sowohl sehr fruchtbare, als sehr unfruchtbare Gegenden dar. Die Berge sind eine Verzweigung des Canntal; sie erheben sich bis auf zweitausend und einige hundert Fuß Man kann drei Abstufungen unterscheiden; zu oberst sind steinige, waldreiche Gegenden; weiter abwärts findet man ein Plateau von ungefähr 1.200 Fuß mittlerer Erhöhung, welches man vorzüglich dem Ackerbaue gewidmet sieht. Die niedrigste Abstufung ist die der Thäler, durch welche der Lot und die Dordogne läuft. Hier baut man vorzügliche Weine, treffliche Obstsorten und sehr gute Gemüse. Zu den besondern Merkwürdigkeiten dieser Provinz gehört eine große Menge in die Gebirge tief eindringender Thäler, welche nicht mit Flußthälern in Verbindung stehen, sondern ringsum abgeschlossen und verschlossen sind; man möchte sie wie kolossale Erdfälle betrachten. Einige sind ziemlich lang gestreckt, und haben dann wohl einen Bach in ihrer Mitte, welcher, da er keinen Ausweg hat, sich in irgend einer Bergspalte, einer Kluft oder Höhle verliert. Ihre runde oder eleptische Form macht sie dem Innern eines Amfitheaters sehr ähnlich.

Die beiden Hauptflüsse des Departements sind: der Lot und die Dordogne. Die letztere wird beschifft, obwohl sie nicht mehr, als 3 1/2 Fuß Tiefe hat, das heißt, keine Schiffe tragen kann, welche mehr Wasser verlangen; an vielen Stellen ist sie, wie sich von selbst versteht, bedeutend tiefer. Der Lot ist nur während vier Monaten des Jahres schiffbar. Einige der Bäche sind bedeutend genug; doch außer den beiden genannten Flüssen gibt es keinen in der Provinz, der zu etwas mehr, als zum Treiben einer Mühle benützt werden könnte. Einer der stärksten Bäche, der von Theminetter, verliert sich durch drei Oeffnungen am Fuße eines Felsens in das Innere der Gebirge, um gleich vielen andern, ähnlicher Art, nicht wieder zu erscheinen. Jeder Regenguß macht diesen Bach periodisch anschwellen; er tritt dann über die Wiesen, die seine Ufer begränzen, und nimmt wohl, wenn es während der Heuerndte geschieht, das frisch gemähte Gras mit sich fort. Dann ist immer große Gefahr für das Thal vorhanden; denn nicht selten verstopfen sich durch das Heu eine oder ein paar Oeffnungen und nun verwandelt der Bach das ganze Thal in einen wallenden See. Bei einem solchen Falle kam ein Müller, der in dem Thale wohnte, in die größte Gefahr. Das Wasser trieb ihn aus seiner Behausung unter und endlich auf das Dach, wohin ihm die Ratten, welche auch nicht ertrinken wollten, folgten, und endlich, da das Wasser bis zum Gipfel stieg, allen Respekt so sehr aus den Augen setzten, daß sie an ihm selbst hinaufkletterten. In dieser höchsten Gefahr drängte der Druck der sich häufenden Wassermasse das Heu, welches die Oeffnungen verstopft, hindurch, und das Wasser begann zu sinken; doch brauchte es von da noch 16 Stunden bis zum völligen Verschwinden.

Noch manche andere Merkwürdigkeit zeigt dieses Departement: dahin gehören die sogenannten Puits, deren es eine Menge gibt. Der merkwürdigste derselben ist der von Padirac, ein Abgrund, welcher sich nahe bei der Straße von Figeac nach Souillac in der Mitte eines sanften Abhanges befindet. Es ist ein mit senkrechten Wänden versehener Abgrund von Kreisform, 100 Fuß im Durchmesser haltend, und wenigstens von doppelter Tiefe. Wenn man sich am Rande niederlegt, so kann man nach einiger Zeit bis auf den Boden dieser Höhlung schauen. Man sieht dort eine Menge anderer Höhlungen, welche in das tiefste Innere der Erde zu führen scheinen, daher, ohne Zweifel, die Meinung des Landvolkes, daß hier der Eingang zur Hölle sei. Man zeigt dem neugierigen Wanderer die Spuren zweier Roßhufe, welche sich an dem einen Rande befinden, sie rühren vom Teufel her, welchen der Engel Gabriel dort hinabstürzen wollte, was ihm jedoch nicht gelang, indem Satan mit einem mächtigen Satze über den Abgrund sprang; daher kommt es, daß der Teufel noch immer auf Erden wandelt, wenn auch, der Mode wegen, ohne Pferde-

hufe. Der obere Rand des Abgrundes ist mit dichten Schlingpflanzen und einem Gewölbe von Dornensträuchern und Genist umwachsen, hinter welchem sich zahllose Krähenscharen ihre unerreichbaren Nester gegraben haben.

Noch viel merkwürdiger sind zwei mächtige Springquellen: Bouley und Gourg. Sie entstehen an den entgegengesetzten Seiten des Pui-Martin, eines Berges nahe bei Souillac. Der Bouley springt aus einer neun Fuß tiefen Grotte durch zwei dreieckige Felsöffnungen. Nach einem Regen von einiger Stärke stürmen aus diesen Oeffnungen zwei mächtige divergirende Strahlen hervor, welche eine solche Menge Wasser ausspeien, daß in kurzer Zeit das Thal überschwemmt ist. So großartig einem Jeden der Anblick dieser kolossalen Wasserkunst erscheinen muß, so entsetzt man sich doch bei dem donnernden Geräusche, welches dem Springen des Quelles vorherzugehen pflegt; denn es genügt, daß dieser Wasservulkan einige Minuten lang tobe, um Bäume entwurzelt und Häuser mit fortgerissen zu sehen. Dauert der Regen lange, so hört die Quelle des Bouley zu springen auf, und der Gourg auf der andern Seite des Berges beginnt zu toben. Dieser gibt ein Nachbild des Geiser auf Island, eine senkrechte Wassersäule von 3 Fuß Durchmesser und von 20 und mehr Fuß Höhe, steigt mit donnerndem Getöse aus dem Felsboden hervor. Die Menge des ausgespienen Wassers ist so groß, daß die Ufer des Baches dasselbe nicht fassen können, und es sich mit Ungestüm über das Thal ausbreitet. Oft dauert ein solcher Ausbruch einen halben und einen ganzen Tag, sowie er aber aufhört, beginnt der Bouley wieder zu springen, und nicht selten dauert es 4 bis 5 Tage lang, daß die Springquellen so miteinander abwechseln, immer aber beginnt der Bouley zuerst.

Wenig Gutes findet man unter den Hausthieren, sie sind größtentheils von mittelmäßiger Rasse; auch Hochwild ist selten, desto mehr Raubwild findet man in der Provinz, und zwar ist es in ganzen Scharen, nicht bloß einzeln zerstreut zu finden. Man kann kaum begreifen, wie Frankreich zu dieser ungewöhnlichen Menge von schädlichen Thieren kommt; es ist beinahe so, als wollten die Leute nichts für die Ausrottung desselben thun, sonst müßte es bei einer so starken Bevölkerung, wie Frankreich sie durchschnittlich aufzuweisen hat, sehr leicht sein, diesem Uebel Schranken zu setzen. Des kleinen Wildes findet man genug. Hasen und Kaninchen scheinen die Hauptnahrung der Raubthiere zu machen; auch Vogelwild von aller Art ist in Menge da. Kraniche und Reiher versammeln sich häufig an den Ufern der Flüsse und Sümpfe und befreien das Land von vielem schädlichen Gewürme. Giftige und andere Schlangen, Wasser- und Land-Salamander werden von ihnen im Zaume

gehalten; ohne diese sehr thätigen und gefräßigen Vögel würde das Land bald den Reptilien mehr als den Menschen angehören, indem sie schon jetzt in großer Menge vorhanden sind, und bei ihrer sehr schnellen Vermehrung die Thäler wahrscheinlich bald unbewohnbar machen würden.

Das Pflanzenreich bietet einige Eigenthümlichkeiten dar; in vor Nordwinden geschützten Lagen, kommt der Granatbaum fort, auch der Terebinthinbaum, der Mastixbaum wächst daselbst, besonders an den Ufern des Lot. Die Wälder bestehen vorzugsweise aus Eichen; man findet jedoch eine Menge wilder Fruchtbäume mit denselben vermischt, wie denn dieses in Laubholzwaldungen überhaupt nichts Seltenes ist. Der Obstbau wird stark betrieben und man gewinnt mehre vorzügliche Kern- und Steinobstsorten, welche nach andern Gegenden zu verpflanzen wohl der Mühe lohnen dürfte. Die Trüffeln sind hier sehr verbreitet, auch eine Menge eßbarer Schwämme kommen vor.

Das Departement scheint nicht viel werthvolle Mineralien zu enthalten, nur Eisen und Blei wird gegraben, Steinbrüche liefern Material für die Mühlen und Lithografien; liefern Marmor und Granit zu Bausteinen, Serpentin, Alabaster, Schiefer, Ton, doch durchaus nichts besonders Werthvolles. Unter den Versteinerungen hat man vorzüglich Muscheln und Schnecken in großer Quantität gefunden. Bei dem Dorfe Olive, nahe bei Boussac, findet man eine 30 Fuß dicke Steinschichte, welche aus lauter Amonithen und kleinen Wasserthieren besteht. In einer Höhle des Kantons Livernon hat man Gebeine großer Quadrupeden entdeckt, den Kopf eines Rhinoceros, Geweihe von Hirschen, Elenn- und Rennthieren gefunden, doch glaubt man auch Spuren entdeckt zu haben, daß diese Gegenstände von Menschenhand dahin gebracht worden sind.

Die Bewohner theilen sich von selbst in zwei verschiedene Klassen; was auf den Bergen haust, verdient nicht das größte Lob, die Leute sind argwöhnisch, höchst reizbar, die geringste Kleinigkeit bringt sie in eine solche Wuth, daß sie die ärgsten Exzesse begehen. Man sieht ihnen an, daß sie etwas Heimtückisches, Hinterlistiges haben; ihre Fisiognomien verrathen Haß und Argwohn, dabei sind sie über alle Maßen abergläubisch, haben Hexen und Zauberer, fürchten sich vor ihnen so sehr, wie sie sie verabscheuen, fragen sie um Rath und bringen sie um. Bei diesen übeln Eigenschaften finden sich doch auch ein paar gute; sie sind arbeitsam, ausdauernd, lassen sich nicht von Hindernissen abschrecken, sondern suchen dieselben zu überwinden. Sie lieben den kargen Boden, der sie erzeugte, sind nicht leicht zum Auswandern geneigt, erdulden lieber alle Noth, als daß sie sich eine zweite Heimath in der Fremde suchten. Sie sind aufgeweckten Geistes, nicht scheu gegen das Neue, welches sie gerne annehmen, wenn sie sich überzeugt haben, daß dasselbe auch gut ist. Die

zweite Hälfte der Einwohner, die niederen Ebenen und die Flußthäler besitzend, theilen viele der schlimmen Eigenschaften mit den Bergbewohnern, dagegen ihnen das aufgeweckte Wesen, das mechanische Geschick abgeht. Sie haben eine blinde Anhänglichkeit an das Alte, einen blinden Abscheu gegen alle Neuerungen, sind höchst abergläubisch, und richten gerne ihre Feldarbeiten nach dem Stande des Mondes oder dem Feste irgend eines Heiligen, ohne daran zu denken, daß die Temperatur, daß die Witterung sich ihrem Vorhaben entgegenstellt. Fast nirgends sieht man die Leute sich ausschließlich mit einem Handwerke beschäftigen. Sie sind daneben immer noch Ackerbauer und zur Zeit der Feldarbeit, der Aussaat, der Aernte, sieht man den Schneider seine Nadel, den Schuster seinen Ahl, bei Seite werfen, um das ihm gehörige Stück Land zu bearbeiten. Einen großen Vorzug vor den Bergbewohnern haben die andern darin, daß sie nicht so streit- und zankſüchtig sind, sondern gerne in Ruhe und Frieden leben, gerne sich gesellig an ihres Gleichen anschließen. Auch sie haben übrigens einen großen Widerwillen vor dem Auswandern aus der Heimath; man sollte glauben, das Gedicht vom Peter in der Fremde, sei im Departemente Lot erfunden. Die Konskribirten müssen, wenn sie zu ihren Regimentern gebracht werden, in der Regel gebunden oder in Ketten sein, dieß hindert sie jedoch nicht, sich im Felde sehr tapfer zu zeigen; an kaltem Blute und an Ausdauer kommt ihnen nicht leicht ein anderer französischer Soldat gleich.

Cahors, auf dem rechten Ufer des Lot, Hauptstadt des Departements, Sitz der Präfektur, zählt 12.100 Einwohner, hat eine sehr freundliche Lage, auf einer Halbinsel des Flusses, welches gegen das Land hin durch starke Vertheidigungswerke befestigt war, wovon jedoch nur noch einige Thürme und Mauern übrig geblieben sind. Von den drei Brücken, welche über den Lot führen, ist die eine durch zwei Thürme an den Enden und einem in der Mitte vertheidigt. Sie haben kolossale Dimensionen, nehmen die größte Breite der Brückenpfeiler ein, lassen in ihrer Mitte nur mittelmäßig große Thore offen und haben zur Vertheidigung eine Menge Schießscharten. Die Brücke wurde in dem dreizehnten Jahrhunderte von den Abgaben aufgeführt, welche man den Wucherern auflegte, die, natürlich mit Hülfe des Teufels, eine Menge Leute um ihr Geld gebracht hatten, daher sie denn auch die Teufelsbrücke heißt. Der Ort ist keineswegs schön, doch durch einige Ueberbleibsel aus dem Alterthume merkwürdig.

Ein Portikus, von dem man glaubt, daß er zu den öffentlichen Bädern geführt habe, das Theater oder der Zirkus, dessen Reste einen höchst sorgfältigen Bau ankündigen, ferner die Theile einer großen Wasserleitung, welche eine Länge von 6 Meilen hatte, sind die Hauptstücke von dem, was noch vorhanden ist. Die Kathedrale ist ein sehr bedeutendes Werk alter Kunst, auch der ehemalige bischöfliche, der jetzige Präfektur-Palast, das alte Seminar, die alte Karthause, auf der Stelle eines Tempelherrn-Hauses erbaut, sind Gegenstände der Beachtung werth. Eine alte Universität von dem Papste Johann XXII. gestiftet, die Anstalt, an welcher Fenelon studirte, ist in ein Gimnasium verwandelt, welches als höchste Klasse eine Fakultät hat.

Figeac. Auf dem rechten Ufer des Celé, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 6.500 Einwohner, ist sehr alt, soll seine Entstehung einer Kirche, seinen Namen aber zweien aufgerichteten Nadeln (Figeacum) verdanken. Dichte Wälder umgeben den Ort, oft verirrten sich Pilger in demselben. Ein frommer Bischof ließ zwei achteckige hohe und spitze Thürme, sogenannte Aiguilles errichten, welche den Wanderern am Tage durch ihre weithin sichtbaren Spitzen, in der Nacht aber durch darauf angezündetem Feuer, den Weg zeigen sollten. Der ehemals stark befestigte Ort hat nichts, was ihn besonders auszeichnete. Seine Festungswerke sind geschleift, seine Straßen sind schmal und winkelig, die Häuser schlecht gebaut, die Plätze klein und unregelmäßig, und selbst die Kirchen haben nichts Großartiges oder Schönes.

Gourdon liegt an der Blau (la bleue), Hauptort des Arrondissements, zählt 5.200 Einwohner; auf einem sandigen Hügel erbaut, dessen Gipfel eine sehr schöne Kirche trägt, zeigt sich diese Stadt von der Ferne äußerst malerisch, ihre Umgebung ist sehr fruchtbar, von den Promenaden, welche rings um den Ort laufen, überschaut man ein äußerst freundliches Panorama. Wie die mehrsten Städte von Frankreich, war auch diese befestigt, hatte starke Mauern und Thürme, hatte vier von Bastionen vertheidigte Thore, und erhielt noch überdieß durch ihre Lage besondere Festigkeit. Auf einem Felsen über der Stadt sieht man noch die Trümmer eines alten, sehr festen Schlosses, welches im Jahre 1619 auf Befehl des Herzogs von Mayenne demolirt wurde. Einer der Herrn dieses Schlosses, Bertrand von Goudon, war es, der bei der Belagerung von Chalus, Richard Löwenherz tödlich verwundete. Das merkwürdigste Werk der Baukunst ist die Hauptkirche des Ortes, deren prächtiges Portal von zwei zwar nicht hohen, doch sehr schönen Thürmen geziert ist. Sie wird nicht sowohl durch Fenster erleuchtet, als durch lange Oeffnungen, welche gleich Glasthüren an Gartenhäusern bis auf den Boden heruntergehen, und sich erst hoch in der Biegung des Gewöl-

bes endigen. Dieses Gewölbe ist 70 Fuß hoch, und ungemein kühn und leicht.

Martel, Hauptort des Kantons, zählt beinahe 3.000 Einwohner, und leitet seinen Ursprung von Karl Martel her, welcher zu Erfüllung eines Gelübdes, bei einem Sieg über die Sarazenen, eine Kirche erbaute. Nach Martel floh Heinrich von England, Sohn Heinrich II., nachdem er sich gegen seinen Vater empörte, hierher. Man zeigt noch das Haus, in welchem der Flüchtling gestorben. Die Stadt ist früher von größerer Bedeutung gewesen, indem sie der Hauptort der Grafschaft Turenne war. Sie weißt sonst nichts Merkwürdiges auf.

Einer der merkwürdigsten Orte ist die kleine Stadt Roi-Amadour; nicht wegen ihrer Schönheit, sondern wegen ihrer eigenthümlichen Lage. Der heilige Zachäus, der treue Diener der Jungfrau Maria, kam im Jahre 70 unserer Zeitrechnung, in Palästina verfolgt, nach dem schönen Frankreich, dessen Ruhm bis zu ihm gedrungen war, (Christus selbst wäre gerne nach Frankreich gekommen, nur verstand er die Sprache nicht). Er ließ sich in dem reizenden Thale von Quercy nieder, und gründete daselbst, nachdem er eine große Menge wilder Bestien durch seine Gebete aus dem Thale vertrieben, ein Kloster. Dieses liegt auf einem hohen, höchst schroffen Felsen, und erhielt in späterer Zeit den Namen, welchen man Zachäus gegeben, Freund des Felsen, (Amiator rupis). Der Heilige ist unter der Thürschwelle seines Klosters begraben. Bald wirkte sein Leichnam Wunder, und wie der Teufel immer ein Wirthshaus dahin baut, wohin fromme Leute eine Kirche gesetzt haben, so entstand auch in der Nähe der Kirche bald ein solches, weil die vielen Pilger reichlichen Gewinn versprachen; aus dem einzelnen Hause ward ein Weiler, aus dem Weiler ein Dorf, und aus diesem eine Stadt. Die Lage derselben ist höchst malerisch, doch auch eben so gefährlich. Eine einzige Straße bildend, zieht der Ort sich vom Thale schräg am Berge hinauf, vier Thore schließen auf jeder Seite diese Straße; nur durch sie kann man zu der hochverehrten Kirche gelangen, welche aus zwei Theilen zusammen gesetzt ist, deren einer der heiligen Jungfrau, der andere halb unterirdisch, dicht unter der ersten, dem heiligen Amadour gewidmet ist. In dieser findet man den Altar und den Stuhl des Heiligen. Sie empfängt nur von der Vorderseite Licht. Die Kirche der heiligen Jungfrau ist durch ein Gemälde von Lukas kunstgeübter Hand, und durch eine schwarze Statue von Holz, die heilige Jungfrau vorstellend, und von ihrem alten treuen Diener selbst gemacht, geschmückt. Der Glaube an diese Wunderwerke versammelte hier Wallfahrer vom höchsten Range, welche durch kostbare Geschenke die Kirche bereicherten. Hier

versammelten sich die Notabilitäten der Provence, um von Gott die Vertilgung der Ketzer zu erflehen, welche ihrerseits sich damit begnügten, die Kirche zu plündern, und, wie man erzählt, 1.500 Zentner Gold hinweggeführt haben. Auf dem Gipfel des schroffen, halbverwitterten Felsen, sieht man die Ruinen einer Feste, von hier lösen sich sehr oft ungeheure Steinmassen los, nicht selten Häuser und ihre Einwohner niederschmetternd, vernichtend. Dennoch bauen sie sich, gleich den Bewohnern des Aetna, und des Vesuv, immer von Neuem auf den kaum verwüsteten Stellen an.

LXXVII.

Das Departement des Lot und der Garonne.

Dasselbe ist aus einem Theile der Guyenne, (Agenois und Bazadoir) und der Gascogne (die Herrschaften Comdomoir und Lomagne,) zusammengesetzt. Es umfaßt einen Flächenraum von 102 □ Meilen, und ist von 347.000 Einwohnern besetzt, welche jährlich 888 Soldaten zum Heere stellen. Es wird in 5 Wahlbezirke getheilt, die Hauptorte desselben sind: Agen, Marmande, Nérac und Villeneuve-d'Agen.

Die Flußthäler sind sehr fruchtbar, die höher gelegenen Gegenden und die Haiden dagegen fast gar nicht, nur dürres Kraut, salzigen oder bitteren Geschmackes, nur verkrüppeltes Gesträuch, drängt sich zwischen dem Gesteine hindurch; Berge findet man fast gar nicht, das Ganze ist eine Hochebene, vielfach gefurcht von Flußthälern, welche sehr verschiedene Tiefen haben, und oft von ganz entgegengesetzten Richtungen das Land durchschneiden; doch sind zwei Hauptrichtungen deutlich zu unterscheiden, indem ein Theil der Bewässerung der Garonne, der andere dem Lot zuströmt, wodurch in der Mitte eine Art von Wasserscheide entsteht,

die einem Höhenzuge ähnlich sieht. So fruchtbar die Gegenden sind, welche in der Nähe der Flüsse liegen, so wenig ist dieses mit den Haiden der Fall. Dort scheinen Pflanzen, Menschen und Thiere einer völlig degenerirten Rasse anzugehören, alles scheint verkümmert, und der Anblick dieses ganzen Landes ist so einförmig als traurig. Mehre Sümpfe befinden sich in eben diesem Theile der Provinz, und vermehren weder die Annehmlichkeit noch die Gesundheit derselben.

Das Thierreich ist von durchaus gewöhnlicher Beschaffenheit, in den freundlichen wohlgenährten Thälern findet man Rinder und Schafe vom Mittelschlage, auf den Höhen sind dieselben von der allerdürftigsten Beschaffenheit. Hoch- und Schwarzwild fehlt fast ganz, kleines Wild ist häufig, eben so Federwild. Gezogen wird in Menge das Hausgeflügel, besonders hat man viel welsche Hühner, die einen bedeutenden Handelszweig ausmachen. Eine große Menge sehr dreister Füchse, und eine nicht geringe Quantität von Wölfen, überhaupt von großem und kleinem Raubgethier, thut dem Vieh- und Wildstande des Departements vielen Schaden. In nicht geringer Menge sind auch giftige und andere Reptilien hier zu finden. Die Flüsse wimmeln von Fischen.

Von den Vegetabilien ist wenig Merkwürdiges zu finden, Wein und einige Obstgattungen von vorzüglicher Qualität dürften das Wichtigste sein. Die Höhen sind äußerst karg ausgestattet; nur Eichenwälder finden sich in größerer Ausdehnung vor.

Das Mineralreich bietet gar nichts dar, was man der Nachforschung werth hielte, man sagt, daß die Flüsse Goldblättchen mit sich führen; man sagt, daß sich Steinkohlen, daß sich Holzkohlen zeigen, daß man hier oder dort Eisen gefunden habe, doch nichts von Allem, das letztere ausgenommen, weiß man mit Gewißheit.

Man nennt die Bewohner dieses Departements, gutmüthig, mäßig, ruhig, geistreich, von schneller Fassungs- und von lebhafter Einbildungskraft, lernbegierig, den Künsten, den schönen Wissenschaften zugethan, und ertheilt ihnen überhaupt alles mögliche Lob. Wir sind nicht aufgestellt, dasselbe zu schmälern.

Agen, auf dem rechten Ufer der Garonne, Hauptort des Departements, Sitz der Präfektur, zählt 12.500 Einwohner, liegt äußerst angenehm, in einem Winkel, den der Fluß durch eine Biegung bildet, und ist überragt von einem ziemlich hohen Berge, welcher von der Seite der

Stadt sich kegelförmig zeigt. Die Straßen der alten Stadt sind überaus eng, düster, schlecht gepflastert, und von elenden Baraken gebildet; nur ein paar Straßen in der Nähe des Flusses sind etwas besser. Auch die Plätze sind eng und winkelig, das schönste Gebäude ist die Präfektur, der ehemalige bischöfliche Palast. Die Kathedrale von St. Stephan, ein sonst sehr schönes Gebäude, ist im Jahre 1793 fast ganz zerstört worden, so daß man nur noch die Façade und einige Pfeiler, die das Schiff der Kirche trugen, wahrnimmt. Die Brücke aus 11 Bogen von 70 Fuß Oeffnung bestehend, ist ein sehr schönes Werk der Baukunst. Zwischen der Garonne und der Stadt breitet sich die sehr schöne Promenade aus. Dichte, schattige Baum-Alleen, welche der Sonne keinen Durchgang gestatten, gewähren einen äußerst angenehmen Aufenthalt, der durch zwei Bäder, und mehre Kaffée-Häuser noch sehr gewinnt. Die vielen Kirchen, welche der Ort ehemals besaß, sind theils während der Revolution, theils schon früher zerstört worden.

Marmande, auf dem rechten Ufer der Garonne gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, und zählt 7.400 Einwohner. Die Stadt ist ziemlich hübsch gebaut, liegt auf einem steilen Hügel, welcher sich unmittelbar vom Ufer des Flusses erhebt. Auf der Südseite der Stadt zieht sich ein tiefer Einschnitt durch den Berg hin, den man einen Abgrund nennen könnte. Die Hauptstraße von Tonèins, führt über diesen Abgrund, welcher durch eine schöne Brücke von einem einzigen Bogen überwölbt ist. Die Häuser, welche den äußern Umfang der Stadt bilden, haben eine ungemein schöne Aussicht auf die Umgegend. Die Straße, durch welche der vorhin genannte Heerweg führt, ist breit, hübsch gebaut; die andern Straßen dagegen sind unregelmäßig und schlecht. Nicht unbedeutender Handel belebt den Ort, welcher einen Hafen hat, bis zu dem die Dampfschiffe von Bordeaux gelangen können.

Méracc, Hauptort des Arrondissements, zählt 6.400 Einwohner, ist sehr alt, hat jedoch die Beweise dafür erst in letzterer Zeit erhalten, indem ein Landmann mit dem etwas zu tief gestellten Pfluge, auf einen ausgezeichnet schönen Mosaik-Boden stieß. Dieses erweckte die Neugier vieler anderer Leute, und wie durch Zauberei waren plötzlich die Trümmer eines Palastes, eines Tempels, mehrer Bäder aufgedeckt, waren Münzen und Janschriften gefunden, und diese letzteren warfen ein helles Licht auf die frühere Geschichte des Ortes. Dieser liegt an der Baïse, auf dem rechten Ufer derselben die alte Stadt, welche sehr schlecht und düster gebaut, durch 2 steinerne Brücken mit der neuen Stadt, die auf dem linken Ufer liegt, verbunden, viel größer als die alte, und ziemlich gut gebaut ist. Von einem königlichen Schlosse, sieht man nur noch die geschwärzten und düstern Trümmer, indem dasselbe während der Revolu-

tion gänzlich zerstört worden ist. Zwei schöne Esplanaden sind in der Nähe des Schlosses, eine derselben ist durch eine prächtige Statue Heinrich IV. in Bronze auf einem Marmorgestelle, geziert. Das schönste Gebäude der Stadt ist die neue Hauptkirche. Sie hat zwar keinen Thurm, doch ist sie ungemein geschmackvoll und von Innen und Außen mit Marmor geschmückt. Ganz nahe an der Stadt, zwischen dem Flusse und einem langgedehnten Hügel sieht man die Quelle Fleurette, berühmt durch Heinrich IV. erste Liebe. Dort wurde ein Bad entdeckt, welches von dieser Quelle gespeißt worden ist, und in dessen weitläufigen Gemächern man die herrlichsten Mosaiken entdeckt hat. Auch Bruchstücke von schöner Bildhauer-Arbeit wurden gefunden, doch leider ergab sich nichts Ganzes.

Villeneuve-d'Agen, Hauptort des Arrondissements, zählt 10.700 Einwohner, liegt an dem Lot, welcher durch die Stadt strömt, und sie in 2 ungleiche Theile scheidet; sie ist im Allgemeinen hübsch gebaut, hat freundliche Spatziergänge, auf einem Theile der ehemaligen Festungswerke, (davon jetzt nur noch einige Trümmer übrig geblieben sind,) hat zwar keine eigentlich schönen Gebäude, doch eine Merkwürdigkeit in der bewunderungswürdigen Brücke, welche beide Theile des Ortes verbindet, und deren mittlerer Bogen eine Spannung von 110 Fuß hat, und sich 55 Fuß über dem Wasserspiegel erhebt.

LXXVIII.

Das Departement Corrèze.

Dasselbe ist gebildet aus dem ehemaligen Nieder-Limoüssin, hat eine Oberfläche von 105 □ Meilen, und eine Bevölkerung von 295.000 Seelen. Jährlich werden 833 Soldaten zum Heere gestellt. Vier Wahlbezirke haben zu Hauptorten: Tulle, Brive, Uzerche und Ussel.

Der Boden ist sehr ungleich erhöht; einzelne Punkte aus den benachbarten Gebirgen herüberragend, erheben sich zu sehr bedeutender Höhe, sie sollen dem Puy de Dome gleich kommen. Hier ist alles unfruchtbar, indem von den steilen Abhängen die Erde durch jeden Regenguß herabgeschwemmt wird; wo diese sich nun aber lagert, in den Niederungen und Flußthälern, da findet man eine reiche, herrliche Vegetation. Sie kann jedoch nicht ersetzen, was den Haiden abgeht, und diese vergrößern sich immerfort, wie sich mehr und mehr Erde von den Abhängen herunterschlammt. Schon jetzt nehmen sie viel über ein Drittheil der Provinz ein, und werden bald auch nicht mehr zu Viehwaiden gebraucht werden können, da die Verwüstung der Wälder den großen Nachtheil herbeiführt, daß die Quellen nicht mehr genährt werden, und die Bewässerung sich auffallend vermindert.

Interessant sind ein paar Naturmerkwürdigkeiten dieses Departements. Der Wasserfall des Gimel würde einer der schönsten von ganz Frankreich sein, wenn er so wasserreich wäre, als der Sturz hoch ist, denn er beträgt über 400 Fuß; allein er ist in drei Hauptfälle und drei kleinere getheilt. Diese sechsfache Spaltung der Wassermasse, des an sich schon nicht bedeutenden Flusses, raubt ihm viel von seiner wirklich großen Schönheit, indem man sie nicht alle zugleich übersehen kann, sondern

den einzelnen Richtungen folgen muß, welche sich das Wasser gegraben hat. Eine Höhe von 150 Fuß durchlaufen die drei Hauptfälle ununterbrochen, dann fällt ihr Wasser auf die geneigte Fläche eines einzigen, ungeheuren Felsenblockes von 80 Fuß Mächtigkeit, an welchem dasselbe herunterläuft, und sich in einem Abgrund verliert, dessen Tiefe zu ergründen man bis jetzt vergeblich versucht hat. Wenn lange anhaltender Regen die Wassermasse so bedeutend vermehrt, daß die drei Wasserstrahlen sich vereinigen, so bilden sie einen Fall von wahrhaft imposanter Größe. Die Landleute, welche diese Gegend bewohnen, behaupten, daß die Forellen, trotz der furchtbaren Gewalt des Wassers, dennoch den Strom hinaufsteigen, was aber ohne Zweifel ganz unmöglich ist. Die andern kleinen Fälle desselben Flusses sind noch höher, indem der Felsen, welcher den Hauptfall von der schrägen Fläche an abwärts bedeckt, dort nicht so hoch hinaufragt.

Ein anderer, nicht minder merkwürdiger Wasserfall ist der von Treignac. Die Gewässer der Vezere, nach dem sie lange Zeit durch einen Hohlweg, und eine Doppelmauer von nahe beisammen stehenden Felsen sich gedrängt hat, stürzen sich plötzlich in einen weiten Felsabgrund, der über 100 Fuß Tiefe hat; die Seiten dieses Abgrundes, oberhalb der Wasserfläche mit Gesträuch bewachsen, sind tiefer unten so zackig und zerrissen, daß das in großer Masse hinunterstürzende Wasser sich in lauter Schaum auflöst, welcher weiß und sprühend zu der Oeffnung sich wieder herausdrängt. Während des Winters ist der Anblick, den diese Kaskade gewährt, vorzüglich deßhalb so ungemein schön, weil der Wasserstaub, welcher von derselben aufsteigt, sich rund um an die Felsen setzt, und eine Stalaktitengrotte von der höchsten Schönheit bildet, welche einen Glanz verbreitet, der das Auge blendet. Man glaubt sich in die unterirdischen Feengärten versetzt, welche uns Aladins Wunderlampe vor Augen führt, es scheinen die Wände von lauter Brillanten zusammengesetzt. Während der schönen Jahreszeit hingegen sieht man zahlreiche Schaf- und Ziegenheerden hier umherirren, welche die frischen, saftigen Kräuter abwaiden, die in Menge an dem Abgrunde hervorsprießen; sie sind nicht schwindlicht und bedürfen keiner Warnung vor der Gefahr, wohl aber sieht man auf den Höhen die Schäfer stehen, mit spähendem Blicke die Gegend überschauend, und durch häufig wiederholtes Schreien, dessen gellender Klang das dumpfe Brausen des Wasserfalles übertönt, die nahenden Wölfe von der gehofften Beute zurückscheuchen.

Das Thierreich bietet vorzügliche Pferde dar, sie sind sehr muthig, kraftvoll, ausdauernd; doch ist die nicht sorgfältig genug erhaltene Rasse während und nach der Revolution degenerirt. Die Schafe gehören einer hier einheimischen Gattung an, welche sehr groß und von gutem Fleische ist,

doch keineswegs die feinste Wolle liefert; die Schweine sind schwer, können gut gemästet werden, und sind deßhalb als nützliche Hausthiere in großer Menge gehalten. Das Hornvieh ist schlecht und klein. Alles Raubwild scheint hier wie zu Hause, vom Wolfe bis zum Sperber, denn es ist sowohl vierfüßiges als Vogelwild sehr zahlreich, nur Hirsche und wilde Schweine sind selten geworden. Auch an Fischen ist kein Mangel, unter den Reptilien sind mehre Schlangen hier, welche zu den gefährlichsten gehören.

Das Pflanzenreich bietet nichts Ausgezeichnetes dar, wenn man nicht eine Einzelnheit dafür gelten lassen will, dieses ist die ungeheure Eiche von Treignac, deren Stamm am Fuße 55 Fuß Umfang hatte; er theilte sich erst bei beträchtlicher Höhe in vier Zweige, deren jeder einzelne noch 16 Fuß Umfang zeigte. Die Oberfläche, welche die zahlreichen Verzweigungen mit ihrem Schatten bedeckten, betrug 10 Are oder 280 □ Klafter, d. h. ungefähr 55.000 □ Fuß. Leider ist diese schöne Eiche im Jahre 1825 umgehauen worden.

Das Departement hat Kupfer-, Eisen-, Blei-, Silber-, Antimon- und Steinkohlen-Bergwerke; die Steinbrüche liefern viele, sehr nützliche Materialien. Die Nähe der Gebirge von Puy de Dome und von Cantal machen das Klima kälter als es seiner geografischen Breite nach sein sollte. Die Winter sind lang und strenge. Nicht selten bleibt der Schnee Monate lang liegen; die Thäler werden im Herbst und Frühlinge von drückenden Nebeln heimgesucht, der Sommer ist sehr heiß aber kurz.

Die Bewohner dieses Departements haben unter den Franzosen ein sehr gutes Prädikat; sie sind fleißig, heitern Sinnes, mittheilsam, doch kann man ihnen eine gewisse Feinheit, Listigkeit und Schelmerei nicht absprechen, welche so oft unter dem äußern Anscheine von Gutmüthigkeit verborgen ist. Die Bewohner der Städte sind in der Regel nicht sehr wohlhabend, und da es auch den sogenannten Reichen an Mitteln fehlt, so suchen sie nicht durch Handel und Gewerbe, sondern eher noch durch Ackerbau ihren Wohlstand zu vermehren. Die Aermeren vermiethen sich als Taglöhner, die Reicheren suchen ein Gütchen zu erlangen, um von dem Ertrage desselben wenigstens die Kosten ihrer Wirthschaft zu bestreiten. Ein übles Gesetz scheint die Harmonie, welche im Allgemeinen bei den Familien herrscht, stören zu wollen, das ist; die Bevorzugung des ältesten Kindes. (Hierunter versteht man immer nur Söhne; eine Frau, welche gefragt wird, ob sie Kinder habe, antwortet wohl: „nein, ich habe nur drei Töchter"). Dieß hat zur Folge, daß man nur den ältesten Sohn als etwas, die jüngern als sehr wenig und die Mägdchen als gar nichts betrachtet. Die Leute sind ziemlich stark und wohl gebaut, ihr lebhaftes Temperament ließe eher eine Zu- als eine Abneigung gegen den Militär-

ſtand vorausſetzen; dennoch iſt dieſe letztere ſo groß, daß ſie alles Erdenkliche verſuchen, um ſich von dem Unglücke, Soldat zu ſein, zu befreien; ſie verwunden ſich, ſie ſchneiden ſich den Daumen ab, um nicht im Felde verwundet zu werden, ſie machen ſich gefährliche Krankheiten, um nicht vielleicht einer leichten zu unterliegen, und nicht blos die jungen Leute, welche beſondere Anhänglichkeit an ihr Vaterland haben, ſondern auch die geſetzten Männer theilen dieſen ſonderbaren Abſcheu. Es hatte der kräftige, ausgewachſene Sohn eines Bauern, eine höchſt unglückliche Nummer, d. h. eine ſolche gezogen, die ihn nöthigte dem Soldatenſtande zu folgen. Der Vater ſetzt alle Mittel in Bewegung um, ihn zu befreien. Da nichts helfen wollte, fragte er plötzlich: „Der einzige Sohn einer Wittwe iſt doch frei vom Militärſtande?“ Allerdings, ward ihm geantwortet, „nun denn, mein Sohn! in einer halben Stunde wird man dir die Erlaubniß ertheilen, nach Hauſe zurückzukehren.“ Der liebevolle Vater verließ den Saal und ſtürzte ſich in den Abgrund der Corréze.

Ueber die Sprache dieſes und der benachbarten Departements, die langue limousine, iſt viel verhandelt, gefabelt und geforſcht worden, gefabelt, indem mehre Grammatiker behaupten, ſie und die franzöſiſche überhaupt, ſei keine Tochterſprache der lateiniſchen, ſie ſei nicht dadurch entſtanden, daß die galliſchen Völker der Sprache ihrer Ueberwinder ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt haben, ſondern ſie ſei viel älter, als die Invaſion dieſes italiſchen Volkes. Für die, welche ſo etwas behaupten, giebt es kein anderes Rettungsmittel, als auch noch die Behauptung hinzuzufügen, daß ſie überhaupt viel älter als die römiſche ſei, und daß die Römer ihre Sprache von den Franzoſen empfangen haben, denn daß eine aus der andern hervorgegangen iſt, wird kein Menſch in Abrede ſtellen wollen. Andere Sprachforſcher geben zu, daß die lateiniſche die Mutter der franzöſiſchen iſt, und dieſe machen denn auch die langue limousine zu einem franzöſiſchen Dialekte, der ſich auffallend genug nicht nur über einen großen Theil des ſüdlichen Frankreichs, ſondern auch über einen großen Theil von Spanien, verbreitete. Derſelbe, vor fünf bis ſechs Jahrhunderten Schriftſprache, ertönt jetzt nur noch im Munde des Landmannes oder der niederen Bürgerklaſſe; er iſt ſehr energiſch, für das Satiriſche, Beißende, für das Komiſche und Burleske höchſt ausdrucksvoll; daher eignet er ſich gar nicht für das Ernſte und Edle. Sein außerordentlicher Vokalreichthum macht ihn ſo tönend, ſo klangreich, wie nur das Italieniſche iſt. Bei dieſer letztern Sprache kann man z. B. mit größter Leichtigkeit reimen, indem faſt Alles mit Vokalen endigt. Man nehme Petrarcas Sonnette als die eines der älteſten italieniſchen Dichters, oder die Terzinen Dantes, der noch ein halbes Jahrhundert älter iſt; man nehme die Ueberſetzung von Schillers Maria Stuart, von Göthes Iſigenie

Digitized by Google

durch unsere Zeitgenossin die Dichterin Eduige de Battisti di St. Giorgio, so wird man immer hundert Reime finden, die mit Vokalen endigen, ehe man auf einen stößt, der mit einem Konsonanten schließt. Daher denn auch das Improvisiren in der italienischen Sprache so ungemein leicht ist; die Reime fallen von selbst, man kann bei keiner Wendung, bei keinem Gedanken um den Ausdruck verlegen sein. Aehnlich ist die langue limousine gebildet, wiewohl nicht in einem so auffallenden Grade.

Tulle, Hauptort des Departements, Sitz der Präfektur, liegt am Zusammenflusse der Corréze und der Solane, zählt 8.700 Einwohner, ist an den Abhängen eines sich gegen die Flüsse senkenden Thales, höchst unregelmäßig, doch auch höchst malerisch gebaut. Die Häuser sind häßlich und alt; allein die Bäume, welche dieselben halb verstecken, sind frisch und grün; wunderschöne Promenaden, lebhaft besuchte Quais ziehen sich längs der Flüsse durch die Stadt. Zahlreiche Brücken, worunter einige von großer Schönheit, verbinden die Ufer. Dabei haben die jetzigen Bewohner viel Geschmack an der Verschönerung ihrer Stadt, und derselbe beginnt sich durch Erneuerung der Häuser, durch äußern Schmuck bereits an vielen Orten zu zeigen. Merkwürdige Werke der Baukunst finden sich nicht vor.

Brive, Hauptort eines Arrondissements, zählt 8.100 Einwohner und liegt in einem äußerst lachenden Thale, am linken Ufer der Corréze. Die Stadt ist eine der hübschesten des Departements, die mehrsten Privatgebäude sind heiter und freundlich, die Spaziergänge schattig, und bieten schöne Aussichten dar. Ein Hospital und die Hauptkirche sind als Monumente der Baukunst wohl der Beachtung werth, außer diesen jedoch findet sich wenig Merkwürdiges. Die Stadt hat sich mehre Jahrhunderte mit der vorgenannten um das Recht gestritten, die Hauptstadt von Limousine genannt zu werden. Die Kränkung war nicht gering, als während des Kaiserreiches die geografische Lage, im Mittelpunkte des Departements, den Sitz auf die Seite von Tulle leitete. Die Stadt ist anstatt der früheren Festungswerke mit schattigen Boulevards umgeben.

Uzerche, an der Vezere, Hauptort des Kantons, zählt 3.250 Einwohner, war sonst stark befestigt und hatte auch Häuser, welche Festungen ähnlich waren, indem die mehrsten aus sehr dicken, mit Thürmen versehenen Mauern bestanden; daher das Sprichwort entstanden: „wer in Uzerche ein Haus besitzt, der hat ein Schloß in Limousine. Die Stadt

liegt auf einem isolirten Felsen, welcher von drei Seiten durch den tiefen Fluß umspühlt wird.

Ussel, Hauptort des Arrondissements, zählt 4000 Einwohner und liegt zwischen den beiden Flüssen Die und Sarzonne, war sonst mit Mauern umgeben und Hauptstadt und Residenz des Herzogthums Ventadour. Der Ort ist ziemlich alt, besitzt jedoch kein Bauwerk von einiger Merkwürdigkeit, denn das alte Schloß ist längst abgetragen und hat einer Markthalle Platz gemacht. Unter den Alterthümern, deren diese Gegend viele aufzuweisen hat, ist eine Römerstraße merkwürdig, welche durch die Stadt geführt zu haben scheint, ferner ein kolossaler Adler von Granit, der auf einem Fußgestelle aus eben demselben Steine mitten auf einem Platze steht, dessen größe Zierde er ist. Vor ungefähr einem Jahrhundert war die Stadt der Schauplatz einer argen Mistifikation, indem ein junger Abenteurer sich mit mehren Spießgesellen verband, um in fremdem Kostüme und mit außerordentlichem Pomp in die Stadt einzuziehen, in welcher er sich für einen griechischen Prinzen ausgab. Er ward vom Volke und den Behörden so empfangen, lebte herrlich und in Freuden, und — verschwand endlich. Es giebt in Deutschland Städte, wo dergleichen vorgekommen ist, wenn auch nicht gerade vor hundert Jahren. Etwas Aehnliches geschah in der obengenannten Stadt Brive, wo ein Sträfling in den Kleidern, und unter dem Titel des Erzbischofes von Toledo, auf Kosten der Stadt lebte, Geistliche ab- und einsetzte, Kontributionen einzog, die Stadt und besonders den Pfarrer, einen Herrn v. Cosnac, welcher seit der Zeit Erzbischof von Sens ist, brandschatzte, bis nach mehren Monaten man in dem Kardinal einen spanischen Gefangenen erkannte. Die Bewohner beider Städte, hören sehr ungerne von dieser Geschichte sprechen.

LXXIX.

Das Departement der Charente.

Dasselbe ist gebildet aus verschiedenen Theilen von Saintonge, von Poitou, von der Marche und aus Angoumois. Es hat 104 □ Meilen und eine Bevölkerung von 363.000 Einwohnern, welche jährlich 950 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement ist in fünf Arrondissements getheilt, deren Hauptorte sind: Angouleme, Barbezieux, Cognac, Confolens und Ruffec.

Der Boden dieses Departements besteht aus lauter Kalkhügeln, in denen man eine große Menge Versteinerungen, von Muscheln und Seethieren findet. Er ist daher überaus trocken, brennend und unfruchtbar. Beinahe die Hälfte des ganzen Departements besteht aus dürrem Haideland, an einigen Stellen hat dasselbe eine Bewässerung von stehenden Sümpfen, welche neben der Unfruchtbarkeit auch noch die Ungesundheit der Gegend bedingen, so daß sie sagar von dem Heerdenvieh gemieden werden. Die Flüsse sind nicht bedeutend, weder wasserreich noch von starkem Falle, weßhalb sie auch die stehenden Gewässer nicht fortschaffen können. Das Klima ist ziemlich angenehm und gemäßigt, und große Extreme der Kälte und Wärme kommen nicht häufig vor, doch sind die Winde ungemein heftig, und als besondere Merkwürdigkeit führt man wohl mit Recht die sehr häufig vorkommenden Unglücksfälle durch den Hagel an. Kein Jahr vergeht, das nicht mehre Beispiele der traurigsten Art aufzuweisen hätte, daher die Hagelversicherungs-Gesellschaften hier auch ungemein viele Theilnehmer finden, jedoch wenig Nutzen davon haben. Eine der furchtbarsten Natur-Erscheinungen ist die vom 3. August des Jahres 1812. Das Landvolk war auf dem Felde, mit der Aernte be-

schäftigt, alles kündigte einen reichen Segen an, das Wetter war vortrefflich, der Himmel vollkommen klar, und ein kühl wehender Nordwind versprach Beständigkeit desselben. Um drei Uhr Nachmittags sprang der Wind urplötzlich nach Süden um, blies mit großer Heftigkeit, bedeckte den Himmel in erschreckender Schnelligkeit mit schwarzen Gewitterwolken. Um fünf Uhr hörte der Wind gänzlich auf. Rollender Donner ließ sich von Ferne hören, immer stärker und stärker ward derselbe; der Himmel verfinsterte sich gänzlich und nun stürzte, unter furchtbaren Blitzen und im entsetzlichsten Krachen des Donners ein schwerer Hagel herab, dessen einzelne Körner die Größe von Hühnereiern hatten, und in solcher Menge fielen, daß am andern Morgen die ganze Gegend in eine Winterlandschaft verwandelt war. Die Ebenen und die Wege waren mehre Schuhe hoch mit Hagel bedeckt, in den Thälern stieg dieß auf viele Klafter, da die schweren Körner von den Seitenwänden herabgerollt waren. Die Bäume waren gänzlich entblättert, die Weinstöcke zerknickt und zerhackt, die Aernte war vernichtet, einige Menschen waren getödtet, der größte Theil des Heerdenviehes, besonders Schafe und Schweine, ward zerstümmelt, Hornvieh schwer verwundet, das kleine Wild getödtet und der ganze Wildstand ausgerottet; selbst Wölfe, die bekanntlich ein überaus zähes Leben haben, fand man in den Wäldern erschlagen, und um den Gipfel des Elendes herbeizuführen, waren die Weinstöcke ihrer Reproduktionskraft beraubt; der plötzliche Wechsel von Sommerhitze und Wintereis hatte das Mark ihres Lebens angegriffen, nachdem man mehre Jahre lang vergeblich auf eine Aernte gehofft, mußte man sie sämmtlich ausreuten und neue Anpflanzungen machen. Dergleichen Unglücksfälle kommen nun zwar überall vor, und können deßhalb nicht als besondere unglückliche Eigenschaften einer Provinz betrachtet werden; doch ist entschieden, daß Ereignisse der Art hier wirklich häufiger sind, als in vielen andern Gegenden des Landes.

Interessant ist eine sehr schöne Höhle unfern Larochefaucauld, deren Länge man noch nicht ermessen hat. Die mannigfaltigsten Tropfstein-Gebilde glänzen mit den verschiedensten Farben von den Wänden und Wölbungen herab und gewähren einen überaus reizenden Anblick. In der Tiefe der Höhle strömt ein starker Bach, dessen Gemurmel die mehrsten Personen für den Klang entfernter Glocken halten. Bis auf die Tiefe von mehren tausend Fuß ist man gedrungen, ohne das Ende erreichen zu können. Unfern des Dorfes Chez-Robi findet man eine ungeheure Vertiefung in den Felsen, welche trichterförmig zuläuft, sich aber in solcher Entfernung verliert, daß man sie noch nicht hat ergründen können. Der Abgrund ist groß genug, den ganzen Fluß Bandia zu verschlingen; nur ein starker Damm hält ihn von jenem Abgrunde zurück.

Die Gewässer, welche unter demselben hervorsickern, und sich zu einem Bache vereinigen, stürzen mit furchtbarem Getöse da hinab. Ein Mensch zum Tode verurtheilt, ward unter der Bedingung begnadigt, daß er in einem eisernen Käfig eingeschlossen, sich hinablasse, und erforsche, wie das Innere der Höhle gestaltet sei, und wohin sich das kleine Bächlein wende. Nach einiger Zeit ward er heraufgezogen und erzählte, daß er bei dem Scheine mehrer mitgenommenen Fackeln furchtbare Ungeheuer, monstreuse Fische von den schrecklichsten Gestalten gesehen habe, und daß er vor Furcht und Kälte gestorben sein würde, wenn man ihn nicht heraufgezogen hätte. Dieß ist nun ohne Zweifel eine fabelhafte Uebertreibung von Seiten des Berichterstatters; an einem Orte, an welchem Jahr aus Jahr ein fließende Gewässer von der Oberfläche der Erde gelangen, kann es nicht zum Erstarren kalt sein, und monstreuse Fische findet man wohl im Meere, doch nicht im süßen Wasser. Der Mann hat aus Dankbarkeit für seine Befreiung den Leuten etwas aufgeheftet.

Die Hausthiere dieses Departements sind von schlechter Art, Hochwild giebt es gar nicht, selbst das kleine Wild wird selten, dagegen mehren sich die Wölfe und Füchse auf eine erschreckende Weise, und fordern für sich ohne Nachsicht den Blutzehnten ein, d. h. der zehnte Theil des Heerdenviehes und des Geflügels wird Jahr aus Jahr ein ein Raub dieser wilden Thiere. Von Vogelwild wimmelt das Land, Kraniche, Reiher, Störche erscheinen häufig wegen der vielen Sümpfe und Seen, wo sie reichliche Nahrung finden. Fische sind nicht so häufig als in andern Departements, dagegen findet man schädliche Reptilien, gemeine und schwarze Vipern, und Blindschleichen in großer Menge.

Das Pflanzenreich hat nichts Ungewöhnliches. In den ausgedehnten Eichenwäldern sind die Trüffeln häufig.

Mineralien mancher Art kommen in dem Departement vor, Eisen, Kupfer, Blei, Silber und Antimon wird gefunden, doch bearbeitet man nur die Blei- und Eisen-Minen. Schleifsteine, Bausteine, Kalksteine zum Lithografiren werden gleichfalls gefunden.

Die Bewohner der Städte scheinen weit mehr zu allen möglichen Unterhaltungen als zu Geschäften aufgelegt. Sie wollen glänzen, und wo sie dieses nicht können, prahlen sie gerne; sie lieben lärmende Feste, treiben sich in den Wirthshäusern umher, moralisiren und politisiren, ohne selbst Moral oder Politik zu haben.

Die Landbewohner haben viele gute Eigenschaften, sie sind mäßig, sparsam, arbeitsam, ohne sich darum erlaubte Vergnügnungen zu versagen, sie sind gastfreundlich und zuvorkommend, damit aber vereinigt sich ein ungemeiner Hang zur Frömmelei, nicht nur, daß sie mit größter Bestimmtheit an alle die Seligkeiten und Martern glauben, welche ihnen

ihre Pfarrer für Himmel und Hölle versprechen, nicht nur, daß Zauberer und Hexen bei ihnen in großem Ansehen stehen, was immer ein Beweis von wahrer Frömmigkeit ist, nicht nur, daß sie um der Seligkeit theilhaftig zu werden, alle Feste der Heiligen auf das Gewissenhafteste feiern; auch ihre Thiere wollen sie daran Theil nehmen lassen, und wenn es einen Himmel für das liebe Vieh giebt, so muß das der Charenter nothwendigerweise hinein, denn es versündigt sich an keinem einzigen Feiertage, ja selbst an keinem Vorabende eines Festes durch Arbeit. Es faullenzt gleich seiner Herrschaft. Alle Heiligen haben irgend eine Krankheit als Vorsteher zu überwachen; an diese heiligen Wächter muß man sich wenden, wenn man von einer solchen befreit werden will, und um zu erfahren, welcher Patronus in dem oder jenem Falle anzurufen ist, so schneidet man ein Stück von den Kleidern des Kranken in mehre kleine Theile, wirft sie auf eine Schüssel mit Wasser und nennt nunmehr die Kirchen oder Kapellen, in denen irgend ein Heiliger in besonders hohem Ansehen steht. Diejenige Kapelle, bei deren Benennung das erste Stückchen von dem zerschnittenen Kleide zu Boden sinkt ist die fragliche. Dorthin muß man sich wenden, will man der Genesung des Kranken gewiß sein. Außer den religiösen Vorurtheilen haben sie auch noch andere, welche merkwürdig genug sind. Derjenige, welcher am Morgen des 1. Mai auf die Wiese seines Nachbarn geht, und ein Tuch mit dem Thau derselben tränkt, erhält eine doppelt so starke Aernte als gewöhnlich, und sein guter Nachbar geht leer aus. Wer am Johannistage eine Handvoll männlicher Hanfstengel von dem Felde seines Nachbarn ausrauft und auf das eigene Ackerfeld bringt, der hat in diesem Jahre so viel Kälber zu erwarten, als er Kühe in seinem Stalle hat. Ich möchte wohl wissen, wie sich alle Heiligen helfen, wenn sich die Nachbarn gegenseitig dergleichen thun, in große Verlegenheit müssen sie jedenfalls gerathen. Stiehlt einer während der Tage von Johannis bis St. Peter eine Handvoll Dünger, so verdoppelt er seine Aernte, während der Bestohlene nichts erhält. Wunderbar ists doch, daß alle diese Vortheile des Einen immer auf den Nachtheil des Andern gestützt sind; man ist übrigens von der Richtigkeit aller dieser abergläubigen Ideen so vollkommen überzeugt, daß während der genannten Zeiträume ein jeder Bauer in seinem Hofe, auf seinem Felde wacht, damit ihm kein solches Unglück geschehen könne, und wer es wagen wollte, auch nur zum Spaß etwas der Art zu thun, würde gewiß durch einen Flintenschuß zu Boden gestreckt; denn zu allem angeführten Aberglauben haben die guten Leute auch noch den, daß ein solches Verbrechen weder entdeckt noch gestraft werden könne. Noch unzählige abergläubische Gebräuche oder Ideen sind unter diesem Volke verbreitet; wer in dem Zeitraume von Weihnachten bis Neujahr Feuer anmacht, muß

im nächsten Jahre sterben, wer in der darauf folgenden Woche Lauge zur Wäsche bereitet, ist ein Kind des Todes, wer Brod bäckt an dem Tage, da jemand in seinem Hause gestorben ist, vergiftet alle, die davon genießen ꝛc.

Die Bewohner sind in der Regel von hübschem Körperbau, obwohl man bei den Frauen mitunter recht anmuthige Gesichter findet, so ist körperliche Schönheit doch bei den Männern mehr zu Hause als bei den Weibern. Im Uebrigen findet man sehr häufig dürftige, verkümmerte Gestalten, was man theils davon herleitet, daß Frauen ihre Kinder bis zum zurückgelegten zweiten, ja bis weit in das dritte Jahr hinein an der Brust haben, was sowohl den Kindern nachtheilig, als für die Mutter völlig entkräftend ist. Auch der überhaupt nicht guten Nahrung, und der sehr früh beginnenden, starken, körperlichen Anstrengung schreibt man das Zurückbleiben in körperlicher Ausbildung zu. Die Mägdchen entwickeln sich erst zwischen dem 18ten und 20ten Jahre zu Jungfrauen, was in einer so südlichen Lage im höchsten Grade auffallend ist.

Die Kostüms dieser Gegend haben nichts Auffallendes, nur in dem Arrondissement das an die Dordogne gränzt, sieht man die Männer mit langen herabwallenden Haaren, was in Frankreich auffällt, wo man durchgängig das Haar abgeschnitten trägt.

Angoulême, Hauptstadt der Provinz, Sitz der Präfektur, liegt auf einem Felsenhügel, an welchem die Charente vorbeifließt, zählt 15.000 Einwohner. Das Plateau, auf dem sich die Stadt in ovaler Form ausbreitet, erhebt sich 250 Fuß über der Wasserfläche und gewährt der Stadt eine eben so schöne Aussicht, als eine gesunde Luft, frisch genug, um sogar Leuten, die an der Brust leiden, zu schaden. Ein prächtiger Weg, beinahe 3.000 Fuß lang, führt aus der Ebene auf das Plateau. Derselbe ist mit den schönsten Bäumen besetzt, vier prächtige Treppen führen von andern Seiten zur Stadt. Das Innere derselben ist schlecht, die Straßen sind durch hohe Häuser düster und traurig, nur die neue Stadt, welche unter dem Schlosse am Abhange eines felsigen unfruchtbaren Hügels liegt, hat schönere Häuser, und wird täglich durch neue Bauten gehoben. Vier Hauptthore waren sonst durch mächtige Thüren, welche zu den Festungswerken gehörten, überragt, doch sind diese abgetragen. Mehre Thürme von ungemeiner Schwere, liegen mitten in der Stadt; von den Plätzen sind einige durch regelmäßige Baumpflanzungen in schöne Promenaden verwandelt, der größte Platz dient zur Abhaltung der Jahrmärkte, er heißt

das Marsfeld. Unter den Bauten zeichnet sich die Kathedrale, die Andreaskirche, der erzbischöfliche Palast (jetzt die Präfektur), das allgemeine Krankenhaus, das Rathhaus und das Theater aus. Ein paar Vorstädte, welche sich nahe an die Stadt schließen, sind bis jetzt noch von weniger Bedeutung.

Barbezieux, Hauptort des Arrondissements, zählt 2.800 Einwohner, ist amfitheatralisch auf der geneigten Fläche eines Hügels ausgebreitet, von welcher man eine weite Fläche übersieht. Das Innere der Stadt hat jedoch nichts Merkwürdiges. Die Trümmer eines alten Schlosses dienen jetzt zum Gefängnisse.

Cognac, auf dem linken Ufer der Charente, Hauptort des Arrondissements, zählt 3.500 Einwohner. Der Ort ist schlecht gebaut, die Straßen sind sehr abschüssig und kein einziges Gebäude, das der Beachtung werth wäre, ziert dieselben. Ein altes Schloß, früher von großer Bedeutung, ist jetzt ein Branntwein-Magazin. In dem Parke von Cognac war es, wo die Herzogin v. Angouleme unter einem prächtigen Ulmbaume im Jahre 1494 einen Knaben gebar, welcher bestimmt war, Frankreich umzugestalten, und den Geschmack seiner rauhen Bewohner den Künsten und Wissenschaften zuzuwenden. Franz I. hieß dieser Knabe als Mann.

Confolens, auf dem rechten Ufer der Vienne, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 2.700 Einwohner, ist sehr schlecht, meistentheils von Holz gebaut, die Straßen sind holperig und eng; von den alten Festungswerken sind nur noch Trümmer übrig. Oeffentliche Gebäude oder Kirchen, welche von Interesse wären, giebt es nicht.

Raffec, Hauptort des Arrondissements, am Lien gelegen, zählt 3.000 Einwohner, hat ein altes Schloß, ehemals stark befestigt, auf einem Felsenvorsprunge, zwischen zwei Armen des Flusses gelegen, welches jedoch dadurch, daß es in die Hände von Privatleuten übergieng, seinen alterthümlichen Karakter gänzlich verloren hat; auch der schöne Park, der dasselbe umgab, ist verschwunden. Die Stadt gewährt einen freundlichen Anblick, ist ziemlich gut gebaut, doch hat sie kein merkwürdiges Werk der Architektur aufzuweisen.

LXXX.

Das Departement des Cher.

Zusammengesetzt aus Theilen von Berri und Bourbonnais, hat einen Flächenraum von 133 □ Meilen, und eine Bevölkerung von 256.000 Menschen, welche jährlich 673 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wird in 4 Wahlbezirke getheilt; die Hauptorte derselben sind: Bourges, Saint Amand und Sancerie.

Im Allgemeinen flach und eben, außer im nördlichen Theile, wo Berge und Thäler mit einander wechseln, ist das Departement sehr fruchtbar, von freundlichem Anblicke, bietet vortrefflich gebaute Flächen, Obsthaine, Laubwaldungen dar, und zeigt nur in dem nordöstlichen Winkel ein sandiges, unbebaubares Erdreich. Mehr als 500 kleine Seen sind in dem Departement vertheilt. An schiffbaren Flüssen ist die Provinz nicht eben reich, nur die Loire, welche die nördliche Gränze bildet, kann dazu gezählt werden; doch bedeutende Kanalbauten durchschneiden die Provinz nach verschiedenen Richtungen, und ersetzen, was die Natur ihr versagt hat.

Das Klima ist feucht und unfreundlich, nicht selten sogar kalt und rauh zu nennen, daher auch katharrhalische und rheumatische Affektionen vorzugsweise häufig sind.

Das Thierreich bietet nur unter den Schafen eine veredelte Rasse dar, alles andere Vieh ist höchst mittelmäßig. Die Wälder bergen eine Menge Schwarz- und Rothwild, von Hasen und Kaninchen wimmeln die Flächen, eine große Menge von Igeln ist dem Lande nützlich, indem sie nicht wenig zur Verminderung der Schlangen beiträgt, welche bekanntlich

von diesem Thiere gerne gefressen werden, ohne daß der Biß derselben ihm schadet, vorausgesetzt, daß es im Freien sei, und sich ein ihm bekanntes Gegengift unter den Pflanzen aufsuchen könne. Der Maulwurf vermehrt sich auffallend, und thut in Wiesen und Gärten durch Aufwühlen des Bodens großen Schaden; da er jedoch nur Würmer und Insekten, und durchaus keine Vegetabilien frißt, so könnte es leicht sein, daß der Schaden, den er verursacht, durch seinen Nutzen wieder ausgeglichen würde. An Vogelwild fehlt es dem Lande um so weniger, als keine Raubvögel vorkommen. Häufig ist der Grünspecht, und der noch schöner gefiederte Blauspecht, welche die Wälder von Raupen und Käfern reinigen; wilde Gänse und Enten, Kraniche und Reiher kommen auf den vielen kleinen Seen in Menge vor. Unter den Reptilien sind Vipern und andere Schlangen, sind Salamander und Eidechsen nicht selten; die Flüsse wimmeln von Fischen, obwohl es auch Fischottern genug giebt. Die Bienenzucht ist versucht worden, doch hat sie keine günstigen Resultate geliefert, indem der Honig übelschmeckend, das Wachs schlechtaussehend ist. Vergebens hat man nach der Ursache dieser Erscheinung geforscht. Auch der Seidenbau hat keine Resultate geliefert, welche zum Verfolge dieses Industriezweiges aufmunterten.

Das Pflanzenreich bietet eine Menge sehr nützlicher Gegenstände dar, ganze Wälder von eßbaren Kastanien, und in den Ebenen wahre Fruchtbaumwälder, sieht man häufig; wo die Eiche vorwaltet, da ist auch die Trüffel zu Hause, welche einen nicht unbedeutenden Handels-Artikel bildet, wiewohl sie weder so aromatisch noch so wohlschmeckend ist, als die von Languedoc oder Perigord. Auf den Anhöhen findet man viele gewürzhafte und offizinelle Pflanzen. Die Gärten bringen die trefflichsten Gemüse, vorzüglich Blumenkohl und Spargel hervor, und saftreiche Melonen werden ohne große Kunst auf freiem Felde gezogen.

Die Reichthümer, welche der Boden des Departements verschließt, bestehen besonders in einem sehr guten Eisen; auch Kupfer und Blei soll, nach alten Traditionen, hier gefunden werden, doch giebt es keine Bergwerke darauf. Steinkohlen, Magnesia, Ocker, Gips, Porzellanerde, sind häufig; Bausteine, von vorzüglicher Güte, findet man in der Nähe der Hauptstadt, sie sind frisch gegraben, äußerst weich, verhärten jedoch an der Luft, und sind dann sehr dauerhaft.

Die allgemeine Meinung über das Volk schreibt demselben eine ungewöhnliche Reinheit der Sitten zu; sonderbar ist es dabei, daß in eben diesem Departemente ganz ungewöhnlich viel uneheliche Geburten vorkommen, welche denn doch für eben diese gerühmte Sittenreinheit nicht das beste Zeugniß ablegen. Gutmüthigkeit, Offenheit, Toleranz, sind übrigens wirklich ehrenwerthe Züge in dem Karakter des Volkes. Eine

natürlich richtige Beurtheilungskraft ist verbunden mit Rechtlichkeit, mit einem großen Widerwillen gegen Zänkereien, gegen Zwistigkeiten und Wortwechsel. Ruhige Vergnügungen werden sehr geliebt, denn die Leute sind gesellig, anhänglich an ihr Haus und ihr Land, und darum auch Feinde des Soldatenstandes. Ihr Verstand scheint nach dem Zeugniße älterer und neuerer Schriftsteller nicht der glänzendste zu sein; sie sind entschiedene Feinde aller Neuerungen, darum auch in Vielem bedeutend gegen die nördlichern Departements zurück.

Bourges, am Zusammenflusse des Auron mit dem Lijerre und dem Yevrette, und noch mehrer anderer kleiner Flüßchen, deren überhaupt sieben bei der Stadt zusammentreffen, welche 4 verschiedenen Kanälen, die eben dort ihren Vereinigungspunkt haben, Nahrung geben. Der Ort scheint sehr alt zu sein, und schon gegen Cäsar eine Belagerung bestanden zu haben. Vielfältiges Unglück traf denselben. Plünderungen, Mordbrennereien, gänzliche Verwüstung lößten einander ab, vernichteten Handel und Gewerbe, und machten die reiche und angesehene Stadt nach und nach zu einer armen und unbedeutenden. Erst seit einem Jahrhunderte hat sie sich mehr erhoben, demnach, obschon 20.000 Einwohner sich darin bewegen, scheint sie todt und verödet; denn die breiten Straßen, und die Ausdehnung der ganzen Stadt ist offenbar auf eine viel größere Menschenmenge berechnet. Der Umkreis der Stadt, eine Meile betragend, umschließt viele ländlich angebaute Plätze, und weil Raum genug vorhanden ist, liegen selbst in den Straßen die Häuser zwischen Hof und Garten. Die Hauptdenkmäler der Stadt sind: das Rathhaus, (die ehemalige Behausung von Jacques Coeur, einem berühmten Silberarbeiter Karls VII. Derselbe besaß unermeßliche Reichthümer, und leistete mit denselben und auf andere Weise, seinem Herrn große Dienste, so, daß dieser ihn in Allem mit seinem vollesten Vertrauen beschenkte, und ihn sogar als Gesandten nach Lausanne schickte, um den Streit zwischen den Gegenpäpsten Felix V. und Nikolaus V. beizulegen. Während seiner Abwesenheit verleumdeten ihn seine Feinde bei dem Könige, beschuldigten ihn der Münzverfälschung, der Vergiftung der schönen Agnes Sorel, und gaben so dem Könige die vielleicht willkommene Ursache, den reichen Mann zu brandschatzen. Ungehört ward er verurtheilt und des Landes verwiesen. Papst Kalixtus III., welcher sich mit Scanderbeg, zu Bekriegung der Türken verbunden, nahm den in Wissenschaft und Kunst,

seinem Zeitalter weit vorangeschrittenen Mann in seine Dienste, vertraute ihm den Befehl über die Flotte, in welcher Funktion er 1556 auf der Insel Chios starb. Die reiche Stadt Bourges fand zum Rathhause kein prächtigeres Haus, als das des vertriebenen Silberarbeiters.) ferner die Kathedrale, ein ehrwürdiges Gebäude, welches bis in die ersten Zeiten der Verbreitung des Kristenthums in Frankreich hinaufreicht; dann der bischöfliche Palast, dessen Garten durch den berühmten Lenotre angelegt ist. Die Präfektur, die Gefängnisse 2c. Die Stadt besitzt noch ein merkwürdiges Denkmal aus früherer Zeit, in den Trümmern der Kirche des heiligen Ursinus. Dieses besteht in einem Portale, in dessen Höhe ein alter Kalender gezeichnet ist, welcher aus einer viel früheren Zeit herstammt, als der unsrige von Papst Gregor veränderte; das Jahr fängt dort mit dem Februar an. Noch führt man als merkwürdig an das Haus, in welchem der berühmte Rechtslehrer Cuias gewohnt hat, und welches die Stadt gekauft, um darin eine Gensdarmerie-Kaserne einzurichten.

Saint-Amand, Hauptstadt des Arrondissements, liegt am Zusammenflusse des Marmanle und des Cher, zählt 7.000 Einwohner, und ist durchaus neu, indem sie erst im 15ten Jahrhunderte auf der Stelle erbaut wurde, auf welcher die Jahrmärkte des Fleckens Orval gehalten wurden. Die Stadt liegt unter dem Schutze des alten Schlosses Mont-Rond, welches jedoch jetzt in Trümmern liegt, und nur durch seine Ausdehnung ein Zeugniß für seine ehemalige Bedeutsamkeit liefert. Die Stadt ist ungemein freundlich, ist regelmaßig gebaut, und hat ziemlich hübsche Häuser, obwohl nichts auffallend Merkwürdiges. Einer der Zweige des großen Kanals von Berri geht an derselben vorbei.

Saucerie, unfern des linken Ufers der Loire, auf dem Gipfel eines Hügels gelegen, ist Hauptort des Arrondissements, und zählt 3.100 Einwohner. Die Straßen sind alle schlecht unterhalten, und weil sie den Berg herablaufen, fast durchgängig unfahrbar. Die Aussicht aber, welche man von den Höhen der Häuser genießt, entschädigt für das schlechte Innere der Stadt. Daß man das 14 Meilen entfernte Thal der Loire sehen könne, ist nicht glaublich, doch auch ohne diese ungeheure Ausdehnung des Gesichtskreises kann die Stadt sehr schöne Ansichten haben. Seit einigen Jahren vergrößert und verschönert sich der Ort auffallend; die alten Wälle sind in Spaziergänge verwandelt, die öffentlichen Plätze von entstellenden Baracken gereinigt, viele der alten häßlichen Häuser fortgeschafft, und durch neue schönere ersetzt worden.

LXXXI.

Das Departement der Nièvre.

Es ist gebildet aus Nivernois, und Theilen von Orléanais und von Gatinais, umfaßt 134 □ Meilen und hat eine Bevölkerung von 283.000 Einwohnern, welche jährlich 744 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wird eingetheilt in vier Wahlbezirke, deren Hauptorte sind: Nevers, Chateau-Chinon, Clamecy und Cosne.

Die Fruchtbarkeit des Landes ist im Allgemeinen sehr untergeordneter Art, und nur durchaus mittelmäßig zu nennen. Kalk und Granit bildet die Hauptsache, die ziemlich erhöhten Berge (einige steigen bis auf 2.700 Fuß) sind völlig unfruchtbar; dem undankbaren Boden der Thäler gewinnt man nur dadurch etwas ab, daß man die vielen Quellen, die von den Bergen niederrieseln, in kleine Sümpfe sammelt, und den Schlamm derselben auf die Aecker führt. Der sechste Theil der Oberfläche ungefähr ist mit Wald bedeckt. Ein noch viel größerer Theil ist ganz kahl, so daß man gar keine Pflanzen darauf sieht. Einzelne Strecken bestehen aus grobem Gerölle, welches bis in große Tiefen niedergeht. So wie sich ein Regen über diese Gegenden ergießt, so entspringt am Fuße der Berge eine zahlreiche Menge von Quellen, welche sogleich aufhören, wenn das Regenwetter nachläßt. Es findet sich in mehren Städten des Departements die sonderbare Erscheinung, daß nach einem Regen die Keller sich mit Wasser füllen. Diese hängt mit eben der vorhin erwähnten zusammen; der durchaus lockere Boden läßt das Wasser, das durch seine Zwischenräume dringt, in niedriger gelegene Theile gelangen. Ob man Recht hat, wenn man behauptet, der ganze Boden des Departements ruhe auf ungeheuer ausgedehnten Höhlungen, wollen wir unentschieden lassen.

Die Produkte des Departements betreffend, so müssen wir wiederholen, was beinahe 80 mal wiederholt worden ist, daß die Hausthiere

nur von mittelmäßiger Raſſe ſind, doch ſchätzt man in Frankreich ſelbſt, das Rindvieh von Niévre, vorzüglich hoch. Die Pferde ſind klein, haben aber viel Ausdauer. Wild giebt es ziemlich viel, Wölfe in ganz ungewöhnlicher Menge. Auch das Pflanzenreich unterſcheidet ſich wenig oder gar nicht von den benachbarten Provinzen. Eine große Menge Kirſchen giebt den Leuten Gelegenheit zur Bereitung des Kirſchwaſſers. Die Trüffeln, welche man in den Wäldern findet, ſind von vorzüglicher Qualität.

Das Mineralreich bietet Eiſengruben von großem Belange; ſie liefern ein ſehr gutes weiches Metall, und beſchäftigen in Hochöfen, Schmelzhütten und Hammerwerken eine außerordentliche Menge Leute; auch Blei und Kupfer findet man. Das Vorhandenſein von Silber wird vermuthet, doch beſtehen darauf keine Bergwerke. Viele Steinkohlen werden gefunden und zur Bearbeitung des Eiſens verbraucht, wodurch dieſes leider nicht verbeſſert wird, ſondern ſich kaltbrüchig zeigt. Man verſteht auf dem Feſtlande noch nicht die Behandlung des Eiſens mit Steinkohlen, wie man ſie in England kennt, wo, obgleich man kein anderes Brennmaterial hat, doch Hufnägel gegoſſen werden, was in der That ein Kunſtſtück ſcheint, weil man zu dieſem Behufe das allerweichſte und geſchmeidigſte Eiſen braucht. Steinbrüche liefern eine Menge verſchiedenartiger Materialien zu Bauten ꝛc.

Das Volk iſt träg, von rauhem Aeußern, man möchte beinahe ſagen, es iſt grob, wenn die Franzoſen im Allgemeinen grob ſein könnten. Eine eigenthümliche Verfaſſung aus der Zeit des Feudalismus mag wohl zu Einzelnheiten in der Veränderung des Volkskarakters Veranlaſſung gegeben haben. So iſt entſchieden, daß die Trägheit von dem verwerflichen Siſteme der Leibeigenſchaft herrührt, welches lange Zeit hier allgemein verbreitet war. Die Bauern beſaßen kein Land, es gehörte dem Edelmanne, dieſer überließ ein Stück deſſelben an irgend einen Bauern in Erbpacht; eine jährliche Abgabe in Naturalien oder in Geld, war ihm dafür aufgelegt; ſobald derſelbe jedoch ſeine Zahlungen nicht leiſtete, ſchickte ihn der Herr fort. Bei dem Todesfalle des Pächters ward das Gut zum Scheine verſteigert, der älteſte Sohn kaufte daſſelbe, und die Verſteigerung ward nur deßhalb vorgenommen, damit man deſſen jedesmaligen Werth kennen lerne; da denn der dritte Theil der Kaufsſumme dem Herrn gezahlt werden mußte; ſo erhielt derſelbe alle hundert Jahre den Werth des Gutes, und behielt doch auch das Gut ſelbſt als Eigenthum. Konnte der neue Käufer die fragliche Summe nicht zählen, ſo war das Gut ohnehin mit allen etwaigen Verbeſſerungen dem Edelmanne verfallen, und der Unglückliche mußte von Haus und Hof fort. Dieſe Unſicherheit des Beſitzes konnte nichts anders, als eine große Nachläßigkeit in der

Bearbeitung zur Folge haben, daher denn die Trägheit der Leute, welche nichts für sich, sondern nur für ihren Herrn arbeiteten. Seitdem dieses Sistem abgeschafft ist, hat sich der Ackerbau zusehends gehoben, sind auch die Leute von ihrer Apathie, von ihrer großen Faulheit zurückgekommen. Es giebt nicht mehr viele Leute, welche mit Absicht faullenzen, und nur an ihr Vergnügen denken, wie man sonst deren genug fand, und nicht nur der Ackerbau, auch die Industrie hat sich bedeutend gehoben, so daß man wohl Unrecht thut, diesem Departement vorzugsweise Mangel daran Schuld zu geben.

Nevers, Hauptort der Präfektur, zählt 15.200 Einwohner. Der Ort liegt in äußerst angenehmer Lage, amfitheatralisch über den Abhang eines Hügels ausgebreitet, ganz nahe bei dem Zusammenflusse der Loire mit der Nièvre. Der Anblick der Stadt ist äußerst malerisch, aber das Innere eines solches Lobes nicht werth. Da die Stadt auf einem sehr abschüssigen Terrain gebaut ist, so haben die Straßen meistens einen reißenden Fall, zudem sind die Häuser von sehr alterthümlichem Ansehen, haben durchaus keine freundliche Außenseite, und was sie noch düsterer macht, sind die wenigen Fenster. Der große Platz der Stadt ist ziemlich regelmäßig; an einer seiner Seiten liegt das große, alte Schloß der Herzoge von Nivernais; die Kathedralkirche ist sehr alt, von sehr großen Dimensionen, überragt von einem hohen Glockenthurme, welcher Stadt und Umgebung beherrscht; die Glasmalereien der Fenster sind von ungemeiner Schönheit und außerordentlicher Farbenpracht. Noch mehre andere Kirchen der Stadt sind wohl der Beachtung werth, indem sie, wie die Kathedrale, in gothischem Stile gebaut, Einzelnheiten in Schmuck und Anordnung zeigen, welche die Aufmerksamkeit eines Architekten zu fesseln vermögen. Sonstige öffentliche Gebäude sind zwar von minder auffallender Schönheit, doch gleichfalls sehr der Beachtung werth. Mehre öffentliche Spaziergänge umgeben die Stadt. Die Brücke über die Loire ist zwar etwas plump gebaut, doch sind ihre 20 Bogen von ungemeiner Stärke und Dauerhaftigkeit. Aus früherer Zeit merkwürdig ist das Haus des Dichters Adam Billaut, gewöhnlich Maître Adam, auch wohl der Schreiner von Nevers, oder der Virgil vom Hobel genannt. Er war der französische Hans Sachs, wenn auch weder so liederreich, noch in seinen Liedern so geistreich als der Deutsche. Von den alten Festungswerken ist noch ein altes Thor mit viereckigem Thurme wegen der eigenthümlichen Bauart merkwürdig. Der Thurm trägt ein, nach allen Seiten über die senkrechten Mauern hervorspringendes Kastell,

das von vier Thürmen, die beinahe frei in der Luft schweben, indem nur $^1/_4$ ihrer Masse auf der Mauerecke des Unterbaues ruhet, flankirt wird. Auch die Seitenmauern zwischen den Thürmen springen um mehre Fuß über den Unterbau vor. Einige wissenschaftliche Stiftungen sind an diesem Orte, worunter sich eine öffentliche Bibliothek aus 500 Bänden, lauter Büchern bestehend, auszeichnet.

Chateau-Chinon, auf dem linken Ufer der Thonne, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 3.900 Einwohner, liegt auf einer Höhe von 1.900 Fuß über dem Meer, genießt daher eines sehr gesunden, doch kalten Klimas. Die Stadt ist hübsch, hat jedoch nichts, was sie merkwürdig macht.

Clamecy, am Zusammenflusse des Beuvron und der Yonne, Hauptort des Arrondissements, zählt 5.600 Einwohner, ist die zweite Stadt des Departements und liegt von den beiden Flüssen durchströmt, am Fuße eines freundlichen Hügels. Der früher befestigte Ort hat seine ganze Wichtigkeit verloren, nur Trümmer von seiner alten Größe sind noch übrig. Von neueren Gebäuden ist ein Schloß vorhanden, welches an dem Platze Beauvert steht und von einem außerordentlich schönen Garten umgeben ist. In einer Vorstadt von Clamecy liegt der Bischofssitz von Bethlehem. Er wurde gegründet, da einer der frühesten Grafen v. Nevers in Palästina schwer verwundet, von seinem Sohne verlangte, er solle ihn in Bethlehem begraben lassen. Die Kreuzfahrer wurden geschlagen, die Erfüllung des Gelübdes schien unmöglich; da fand der Priester Raynaud, welcher mit dem jungen Grafen aus dem Morgenlande zurückkehrte, eine gute Ausflucht, woran es jenen Leuten niemals fehlte; bei Clamecy war ein Kloster Bethlehem, in diesem ward der Leichnam des verstorbenen Grafen beigesetzt, und der Rathgeber ward, nachdem man das Kloster zum Bischofssitze erhoben, der erste geistliche Beherrscher desselben, der erste Bischof von Bethlehem in partibus infidelium.

Cosne, auf dem rechten Ufer der Loire, dort wo sie den Nohain aufnimmt, ist Hauptort des Arrondissements, zählt 6.000 Einwohner, war sehr befestigt und litt darum in den bürgerlichen Kriegen außerordentlich viel. Die günstige Lage an einem der Hauptflüsse von Frankreich sowohl, als an der Hauptstraße von Lyon nach Paris machte, daß der Ort sein erlittenes Unglück immer wieder bald vergessen konnte. Die Stadt ist im Allgemeinen gut gebaut, hat viel Gewerbe, unter andern eine der größten Ankerschmieden für die Seeschiffe, in welcher Stücke von 7.000 Pfund Gewicht geschmiedet werden. Die reiche, schöne Gegend in einem lachenden Thale macht den Aufenthalt an diesem Orte sehr angenehm.

LXXXII.

Das Departement des Allier.

Dasselbe ist zusammengesetzt aus Theilen der ehemaligen Bourbonnais, und einem kleinen Stücke von Auvergne. Es hat einen Flächenraum von 130 □Meilen, darauf eine Bevölkerung von 298.000 Menschen, welche jährlich 850 Soldaten zur Armee geben. Das Departement wird in 4 Wahlbezirke eingetheilt, die Hauptorte derselben sind: Moulins, La Palisse, Gannat und Montluçon.

Das Land bietet einen wechselvollen Anblick dar, der Allier wälzt sich in einem breiten Thale dahin, welches sich oft so ausdehnt, daß es den Namen einer großen Fläche ansprechen darf, auch an mehren andern Orten sieht man große Ebenen, doch ist der größte Theil der Provinz bergig, von nicht unbedeutenden Ketten durchzogen, von Thälern durchschnitten, welche manchmal freundlich und fruchtreich, wohl bewässert und nicht sehr tief sind, doch auch mitunter mehr düstere enge Schluchten, als bewohnbare Thäler genannt werden können. Die Ebenen um die Flüsse her bieten einen äußerst fruchtbaren Boden, mit Getraide aller Art besäet, dar; an den Abhängen der Hügel findet man viel Wein, die Höhen aber sind rauh, mitunter kalt, haben wenig Erde, und verlangen viel Fleiß, welchen sie nur kärglich belohnen. So ist der Anblick des Ganzen höchst wechselvoll, an manchen Stellen so sehr alles Reizes ermangelnd, wie an andern reich mit jedem Reize geschmückt; ja einige der kleinen Thäler, welche in das Hauptthal des Allier auslaufen, stehen an Schönheit keinem Thale des Reines nach. Die Gebirgszüge kommen von der Auvergne und dem Forets, und erreichen eine Höhe von ungefähr 2.000

Fuß über dem Meere. Die Bergzüge, welche die Flüsse Allier und Cher von einander scheiden, sind etwas weniger hoch, der Hauptmasse nach bestehen sie aus Granit. Das Arrondissement von Moulins, welches beinahe den dritten Theil der Oberfläche des Departements einnimmt, hat ungefähr die mittlere Erhebung des ganzen Departements, und liegt nahe bei 1.200 Fuß über dem Meere. Die Bewässerung ist sehr stark; außer den beiden Hauptflüssen Allier und Loire durchströmen noch eine große Menge kleinerer minder bedeutenderer, das Land, welches zudem durch eine Anzahl von Sümpfen und Morästen, und kleinen Seen bedeckt ist. Diese letztern haben größtentheils Abflüsse, theils künstliche, theils von der Natur gebildete, sie bewässern daher bedeutende Landstrecken, dienen Mühlen zu treiben, und machen, da sie immer lebendiges Wasser haben, die Gegend nicht ungesund. Anders ist es mit den Sümpfen und Morästen, welche abzuleiten, oder trocken zu legen, Niemand versucht, und die daher auf die Gesundheit der Einwohner sehr nachtheilig einwirken. Hiezu kommt noch, daß Südwinde vorherrschend sind, welche, in der Regel feucht, nicht dazu dienen, die Luft zu reinigen. Die Temperaturunterschiede sind auch sehr bedeutend; man findet einen jährlichen Wechsel von 45 bis 50 Grad, denn die Kälte geht auf 15 — 20 Grad herunter, die Hitze steigt im Schatten bis auf 30 Grad, daher sind Katharrhe, Rheumatismen und schleichende Fieber die vorherrschenden Krankheiten.

Das Thierreich bietet unter dem Hausvieh nach und nach veredelte Rassen dar. Es sind zwar Pferde und Rinder noch keineswegs gut zu nennen, doch hat man auf Schaf-, Ziegen- und Schweinezucht viel Fleiß gewendet. Die Kaschemir-Ziegen und die langgestreckten Schweine von Siam sind hier heimisch geworden. Die wilden Schweine sind selten, anderes Wild dagegen im Ueberfluße, und Raubthiere in erschreckender Menge vorhanden. In den Flüssen, welche sehr fischreich sind, findet man Krebse von großer Schwere und vielem Wohlgeschmacke, die Bäche liefern Forellen, bis zu einem Gewichte von 25 Pfund. Leider wird dem Fischstande durch die häufig verbreiteten Fischottern großer Schaden zugefügt.

Das Pflanzenreich zeigt nichts besonders Merkwürdiges; dagegen ist das Mineralreich wohl versehen, Eisen, Antimon, Granit, Porfir, Kaolin und Petuntse, (die beiden Hauptbestandtheile des Porzellains,) feine Thongattungen und Marmorarten von verschiedener Farbe und Feinheit, sind sehr häufig. Unter den letztern zeichnet sich ein weißer Marmor aus, welcher an Farbe, feinem Korn, und innerer Festigkeit dem von Parvs gleich kommt, also besser ist, als der kararische, welcher lediglich durch seine ungemein frische Weiße besticht, doch auch zugleich viele graue

Flecken hat, die nicht selten, besonders wenn sie an unglücklichen Orten zum Vorscheine kommen, die ganze Arbeit entstellen. Die Steinkohlen-Gruben sind von großer Wichtigkeit; bei Conseuteury hat man ein Lager von 100 Fuß Mächtigkeit entdeckt; das Vorkommen von Porfir und Basalt hat auf das Erscheinen vulkanischer Gebilde aufmerksam gemacht.

Man beschuldigt die Bewohner des Departements der Nachläßigkeit, der Weichlichkeit und der Arbeitsscheue, doch haben sie, wenn diese Beschuldigungen gegründet sind, daneben auch viele Vorzüge; sie sind menschenfreundlich, wohlthätig, und sehr gutmüthig. Die Bewohner der Städte sind sehr geneigt, dem Fremden entgegen zu kommen, sind umgänglich, heitern Sinnes, haben wohlgefällige Sitten, und die Frauen, welche im Allgemeinen sehr hübsch genannt werden können, sind so geistreich als zuvorkommend, und der Umgang mit ihnen ist äußerst angenehm; auch die Landleute sind frohen Muthes, lieben gute Späße, sind äußerst gefällig gegen die Fremden, ja oft in einem solchen Grade, daß es ihnen Opfer kostet, und sie sich selbst Schaden thun, doch sind sie, so sehr ihnen der Umgang mit Fremden gefällt, nicht geneigt, von diesen etwas anzunehmen, zu lernen; sie hängen z. B. mit großer Hartnäckigkeit am alten Herkommen, an alten Gebräuchen, sie hängen eben so fest an der alten Manier, Feld und Garten zu bebauen, und würden sich um keinen Preiß eine Veränderung darin gefallen lassen; ja sie zürnen demjenigen, welcher ihnen eine Veränderung zumuthet, und sind dann nicht gut zu sprechen; doch ist ihr Zorn bald vorüber, und selbst wenn sie schwer beleidigt sind, tragen sie nicht lange nach, rächen sich nicht blutig, wie wohl die südlicher wohnenden Franzosen, wie die Pirenäen-Bewohner und die Korsen immer thun. Rache indessen müssen sie doch haben, und so verwüsten sie dann des Beleidigers Felder, oder hauen ihm ein paar Bäume um, sind aber bald wieder versöhnt. Auf den Höhen des Departements findet man ein arbeitsameres Völkchen; die Natur verlangt einen angestrengteren Fleiß, und so arbeiten sie denn auch nach Kräften um dem dürftigen Erdreiche etwas abzugewinnen. Diese aber, wie die Thalbewohner, haben gleich großen Hang zu Vergnügungen und ihre Dorffeste sind sehr besucht; gut Essen und Trinken, Singen und Tanzen sind die Hauptgegenstände ihrer Belustigungen.

Das Kostüm der Männer hat nichts Auffallendes, das der Frauen ist ziemlich elegant. Es besteht in einem kurzen Rocke von bunten Farben, einem Mieder, das eng um die Taille schließt, und Hals, Brust und Nacken frei läßt, welche nur durch ein leicht umschlungenes Tuch bedeckt sind; die weiten Aermel sind sehr kurz, und lassen den ganzen Arm blos; ein kokett auf dem Kopfe balancirendes Hütchen vollendet den Anzug. Die Bäuerinnen tragen in der Regel keine Schuhe, wodurch der Fuß

seine natürliche Form behält, wenigstens nicht die unangenehmen Schwielen und Knoten bekommt, welche der Gebrauch der schweren Holzschuhe mit sich bringt.

Die Wohnungen haben nichts besonders Ausgezeichnetes. Da die Provinz jedoch noch mehre alte Schlösser aufzuweisen hat, so möchte es nicht ohne Interesse sein, ein solches näher zu betrachten. Gewöhnlich erhebt sich von einem Felsenkegel, oder wenn dergleichen in der Fläche fehlt, vom ebenem Boden aus ein viereckiger Thurm von 50 bis 60 Fuß Breite und Dicke. Die Mauern messen 10 Fuß im Durchmesser. An der einen Ecke erhebt sich ein gleich hoher, doch runder Thurm, welcher die Treppe enthält, diese ist so schmal, daß nicht zwei Personen zugleich sie besteigen können. Sie führt zu den verschiedenen Geschossen des Hauptthurmes; ein anderes Gebäude findet sich nicht in der Nähe. Das Ganze ist von einem breiten und tiefen Wassergraben umgeben, über welchen eine Zug-Brücke führt. Das Erdgeschoß enthält den Stall und die Wohnungen der Bedienten, deren Schlafstätte nicht besser ist, als die der Rinder und Pferde, unter derselben befindet sich der Keller, und neben diesem, nicht selten auch unter ihm, ist das Gefängniß, zu welchem man nur mittelst eines Seiles gelangen kann, welches durch die einzige, in der Höhe des Gewölbes angebrachte, Oeffnung herabgelassen wird. Es ist meistens ohne Luft und Licht, oder hat höchstens einen 15 Zoll breiten und zwei Zoll hohen Spalt, durch welchen das Wasser des Sumpfes, der dem Schlosse als Festungs-Graben dient, langsam herabsickert; den Himmel durch einen solchen Spalt zu sehen, ist unmöglich, weil die ungeheure Dicke der Mauer es den Gefangenen verwehrt. Das erste Geschoß war die Wohnung des stolzen Barons aus dem Mittelalter. Sie bestand in einem einzigen ungeheuern Saale, dessen eine ganze Seite durch den Kamin eingenommen war; der Rauchfang maß wenigstens 15 Fuß Breite, der Mantel, welcher ihn umgab, und der Heerd das Doppelte. Er enthielt alle Küchen-Utensilien, und mußte so groß sein, weil er nicht allein Feuerheerd, sondern auch Brauhaus, Malz-Dörre, Rauch-Kammer, kurz alles umfaßte, was zu einer gut eingerichteten Wirthschaft gehört. An beiden Seiten war noch Raum übrig für die Armatur, nicht blos des Hausherrn, sondern überhaupt der gesammten waffenfähigen Mannschaft des Schlosses. Eine andere Seite des Saales war durch ein einziges Fenster eingenommen, welches tief in die Dicke der Mauer eingearbeitet, ein Kabinet bildete, worin gewöhnlich die Frauenzimmer sich aufhielten; die dritte Seite enthielt die Thüre; die vierte in der Regel nur ein kleines Fenster, durch welches man die Gegend überschauen konnte. Die Schlafstelle war ganz eigenthümlich eingerichtet. Mitten in dem ungeheuern Saale, befand sich ein kreisförmiger Raum,

von etwa 18 Fuß im Durchmesser, mit einer Mauer oder Holzwand umgeben. Der Boden war mit einer konzentrischen doppelten Eisenbahn belegt, auf derselben standen die eisernen Räder großer ringsum geschlossener Kasten, sie alle hiengen durch einen Balken mit dem Pfahle zusammen, der die Achse des gewaltigen Trettwerkes bildete. Die Thüren zu diesen Kasten waren auf der Seite der Umfassungsmauer angebracht, und waren numerirt, damit ein jeder Schlafgenosse die seinige erkennen konnte. Wollte man nun schlafen gehen, so drehte man so lange an der Maschine, bis die Nummer desjenigen zum Vorschein kam, der sich ins Bett begeben wollte; in seine Schiff-Koje geschlossen, ward er nunmehr von den Andern von dem Eingange fortgetrieben, und so gieng es rundum, bis alles im Bette lag. Einmal darin eingeschlossen, war es unmöglich aus diesen Gefängnissen zu kommen, und darum mußte der stärkste Mann zuletzt ins Bett, und die Thüre seiner Koje, der einzigen Oeffnung in der Mauer gegenüber lassen, damit er im Stande sei, beim Aufstehen sich und Andere in Freiheit zu setzen. Dieß war in der Regel der Hausherr, welcher so zugleich die Wache über alle seine Untergebenen ausübte. Die übrigen Geschosse, welche noch in solchem Thurme vorhanden waren, dienten als Vorrathskammern, als Speicher, auch wohl als Waffen-Magazine, waren aber nirgends eingerichtet, um bewohnt zu werden, kamen daher Gäste, welche übernachteten, so wurde die Familie des Hausherrn ausquartirt, lag auf einer großen Streue, an oder auf dem Heerdeplatze, und überließ die Betten in dem kreisförmigen Thurme den Gästen. Schwerlich würde ein anderer reicher Baron ein solches Leben reizend oder beneidenswerth finden.

Moulins, am Allier, ist Hauptort der Provinz, Sitz der Präfektur und zählt beinahe 15.000 Einwohner. Der Ort war früher bedeutender, wurde jedoch sechsmal durch die Pest und doppelt so oft durch den Krieg verwüstet; in frühern Zeiten stark befestigt sind diese Werke alle verschwunden und haben Spaziergängen Platz gemacht. Gerade Straßen, mit Sorgfalt unterhalten, durchlaufen die Stadt, doch sind die Häuser von Ziegelsteinen erbaut und nicht mit Mörtel beworfen, durch das Alter schwarz und ungemein finster. Einige öffentliche Gebäude, unter andern ein paar Kasernen sind das einzig Merkwürdige aus der neuern Zeit; aus frühern findet man einen Thurm, der zu dem demolirten Palaste der Herzoge v. Bourbon gehörte, ferner einige Kirchen, in deren größter das

Grabmal des Marschalls Montmorenci sich befindet. Er war ein Pathe Heinrich IV. Sein tapferer Arm machte ihn vor Tausend andern kenntlich. Ein Krieger erzählte von ihm, er habe mitten in dem Rauche und Feuer der Schlacht einen Mann gesehen, der sechs geharnischte Krieger in einer Viertelstunde niederschlug, und als er auch noch den siebenten niederschmetterte, gedacht, das könne Niemand anders sein, als ein Montmorenci. Heinrich IV. hatte einst gesagt, wenn jemals Frankreichs Königshaus aussterben sollte, so betrachtet Montmorenci und seht in ihm euern Herrscher. Auf einem der Plätze von Moulins erhebt sich ein großer viereckiger Glockenthurm, die freischwebenden Glocken werden durch vier Figuren angeschlagen, eine in früherer Zeit sehr beliebte Spielerei. Der Mann, die Frau und die Kinder, aus denen diese Gruppe besteht, gelten als Wahrzeichen der Stadt, und werden die Familie Jacquemart genannt. Eine prächtige Brücke verbindet die beiden Ufer des Allier. Man hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, um sie herzustellen, indem während des Laufes eines Jahrhunderts fünf Brücken, vier von Stein, und eine von Holz durch den Fluß zerstört worden waren. Der berühmte Ingenieur Regemortes baute die gegenwärtig stehende, indem er sich zuerst einen Boden bildete, auf welchem die neue Brücke stehen sollte. Dieses war eine flach liegende Mauer von außerordentlicher Breite und Dicke, welche über den ganzen Fluß lief, auf diese Mauer erst legte er die Fundamente zu den Pfeilern, und diese tragen die Bogen und die Brücke seit beinahe einem Jahrhunderte ruhig und unerschüttert, obwohl sie eine Spannung von 60 Fuß haben und ungemein flach sind.

La Palisse, an der Besbre, Hauptort des Arrondissements, zählt 2.300 Einwohner, und liegt in der Mitte eines schönen Wiesenthales, durch welches sich die Straße von Paris nach Lyon schlängelt. Ziemlich gut gebaut, hat sie sich durch Handel und Gewerbe in letzter Zeit so schnell erhoben, daß ihre Bevölkerung auf das dreifache gestiegen ist, daher eine Menge neuerbauter Häuser entstanden sind, welche hauptsächlich ihre Verschönerung ausmachen.

Gannat, am Andelot, ist der Hauptort des Arrondissements, zählt 5.200 Einwohner, war sonst befestigt, wovon jedoch nur noch Trümmer übrig sind, ist schlecht gebaut und hat nichts, was der besondern Betrachtung würdig wäre, doch ist die Lage in einem fruchtbaren wohlbewässerten Thale äußerst angenehm.

Montluçon, auf dem rechten Ufer des Cher, ist Hauptort des Arrondissements, und zählt über 5.000 Einwohner. Früher stark befestigt mit sehr breiten Graben, mit überaus dicken Mauern, welche von 50 Thürmen überragt, und nur von vier Thoren durchbrochen waren,

beherrscht durch ein starkes Schloß, sieht man doch von allem diesem nur noch wenig, und dieses Wenige nur in Trümmern. Der Ort ist an sich nicht schön gebaut, und hat nichts, was ihn auffallend machte. Eine steinerne Brücke führt über den Fluß, auch diese ist ohne großen Kunstwerth.

LXXXIII.

Das Departement der Creuse.

Dasselbe ist gebildet aus der ehemaligen Provinz Haute-Marche und aus Theilen von Poitou, von Bourbonnais, Limousine und Auvergne, hat eine Oberfläche von 106 □ Meilen und auf dieser eine Bevölkerung von 266.000 Einwohnern, welche jährlich 707 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement wird in vier Arrondissements eingetheilt, deren Hauptorte sind: Guéret, Aubusson, Bourganeuf und Boussac.

Es gehört nicht zu den fruchtbarsten Theilen des Reiches, ist fast durchgängig hügelig, scharf eingeschnitten, wechselt zwischen lang ausgedehnten Höhen und schroff abgeschnittenen Thalzügen, der Boden wird eingetheilt in trockenen und nassen, der erstere ist der hochgelegene; er ist fast ganz unfruchtbar, der andere bildet sich in den Thälern, durch das Herabschwemmen des Erdreiches, des verwitterten Gesteines von den Höhen, er ist der einzig fruchtbare Theil des Departements. Daher kommt es, daß die oberen Theile gänzlich ohne Kultur sind. Man findet auf große Strecken hin keine menschliche Wohnung, ja keine Spur von Bewohnbarkeit, denn die großen, dürren, öden Flächen, lassen eher glauben, daß man sich auf dem Gipfel eines ausgebrannten Mondvulkans, als in dem Herzen des sogenannten schönsten Landes der Erde befindet. Die Berge sind eine Verzweigung der Gebirgszüge der Auvergne, sie erreichen nirgends die Höhe von 1.000 Fuß, sind jedoch wegen des Mangels an Kultur, die überall das Klima milder macht, ungewöhnlich rauh. Erst von den Abhängen beginnt die Vegetation, mit Genist, mit Dornbüschen, mit stachlichen Kräutern, weiter abwärts finden

sich dann kleine und endlich größere Bäume dazu, bis in der Tiefe der Thäler man auf sehr anmuthige Parthieen stößt, welche dann doch zeigen, daß man in einem warmen Lande sich befindet, welche den Bewohnern von Wichtigkeit sind, da sie ihnen das sonst fehlende Brod liefern, man sieht Obstbäume, Weingärten und eine Bevölkerung, welche auf einem kleinen Raum zusammengedrängt, gewohnt ist, den möglichsten Vortheil von denselben zu ziehen. Die Flüsse sind zwar sehr zahlreich, denn ein Thal enthält einen mehr oder minder bedeutenden, alle aber sind von so geringer Größe, daß man sich vergeblich bemüht hat, sie schiffbar zu machen, nur drei derselben, die Creuse, von welcher das Departement den Namen hat, der Taurion und der Cher, sind auf eine kurze Strecke flößbar. Zwischen der Dordogne und der Loire ist ein Kanal gegraben, welcher durch die Provinz führt, das ist der einzige Wasserweg, den sie hat.

Das Thierreich ist im Durchschnitte nicht schön, die Pferde, welche zu veredeln man sich bemüht hat, werden nach und nach etwas besser, und können zur Noth als Remonte für die Kavallerie gebraucht werden. Esel und Maulthiere sind von kleiner Rasse, doch sind sie dauerhaft und für das Land in soferne von Wichtigkeit, als dessen unebener Boden Saumthiere nöthiger als Zugthiere machte. Die Rinderheerden sind weder zahlreich, noch sind die Rinder groß und schön, doch lassen sie sich leicht fett machen, und werden darum häufig nach der Hauptstadt gebracht. Die Schafe sind klein, haben gutes Fleisch aber eher Borsten als Wolle, nur die Schweine machen einen bedeutenden Zweig der Landwirthschaft aus, ihrer wird eine große Menge, sowohl für den innern Gebrauch, als für den Verkauf nach der Hauptstadt, gemästet. Wild aller Art ist in großer Menge vorhanden, leider auch Raubwild in eben solcher Quantität. Fische sind sehr zahlreich. Unter den Reptilien kommen keine schädlichen Schlangen vor, in den Bächen giebt es viel Blutegel. Von den Insekten wird nur die Biene benützt, diese liefert einen äußerst milden, lieblich schmeckenden und wohlriechenden Honig. Die Waldungen sind hauptsächlich durch Eichen, Buchen, Rüstern und Erlen gebildet, Birken kommen nicht häufig vor. Von den Kastanien ist bereits gesprochen worden, die andern Fruchtbäume sind zum Theil sehr guter Gattung, es erreichen unter andern die Renetten gleiche Größe und gleiche Ausdehnung mit denen in den südlichen Provinzen; Kirschen, eine Seltenheit in Frankreich, gelangen hier zu vorzüglichem Wohlgeschmacke. Schwämme und Flechten mancher Art, sind in den Waldungen zu finden. Die verschiedensten Getraidegattungen werden gebaut, doch deckt das so Erzielte bei Weitem nicht den Bedarf der Provinz, und man ist genöthigt, den größten Theil der Brodfrüchte aus andern Departements einzuführen.

Verschiedene Gemüse, mehre Rübengattungen gelangen zu vorzüglicher Vollkommenheit.

Das Mineralreich zeigt nicht viel Merkwürdiges, die Hauptsache reducirt sich auf ein paar Steinkohlengruben, man findet zwar auch silberhaltiges Blei und Antimon; allein dieß ist von sehr geringer Bedeutung. Ein hochgoldig gefärbter Glimmer wird gebrochen und gröblich zerstoßen, als Goldsand verkauft. Es ist dieser etwas ganz anderes, als man durch zerschneiden von Goldlahn erhält, der dann gewöhnlich unter schlechten weißen Sand gemischt wird. Hier sieht alles wie Goldstaub aus, im andern Fall aber hat man nur hin und wieder ein flimmerndes Messingblättchen, unter vielem ordinären Streusand.

Die Bewohner dieses Departements sind stark und robust, nicht lang gestreckt, sondern von in die Augen fallender Gedrungenheit, sie sind ziemlich gelehrig, zeigen Geist, zeigen Auffassungsgabe, haben viele Ausdauer, lassen sich durch mißlungene Versuche nicht leicht von Wiederholungen abschrecken, und sind daher im Stande, dem nicht reich bedachten Lande Produkte abzugewinnen, welche demselben von Natur aus nicht bestimmt scheinen. Sie haben viel Arbeitsamkeit, sind sehr industriös, verstehen sich auf den Handel, sind ziemlich gute Spekulanten, ermangeln der Vorsicht nicht, und daher kommt es, daß man in dem armen Lande meistens wohlhabende Bauern findet. Sie begnügen sich nicht damit, ihren Acker zu bebauen, sie suchen auf jede mögliche Weise von ihrem Besitzthume Vortheil zu ziehen, sind immer zu gleicher Zeit Bauern und Handwerker, und sind dieß Letztere nicht, wie es in der Regel jeder Bauer sein muß, bloß für sich, sondern sie wissen von ihrer Geschicklichkeit pecuniären Vortheil zu ziehen. Die Frauen und Mägdchen beschäftigen sich immerfort mit irgend einer Arbeit, welche ihnen von dem oder jenem Fabrikherrn zugeschickt worden ist. So wird der Verdienst vermehrt, und die Volksmenge, welche auf einem äußerst kleinen Raume zusammengedrängt leben muß, indem der bei Weitem größte Theil des Bodens unfruchtbar und unbenutzt ist, findet Mittel sich die nothwendigen Bedürfnisse, welche die Erde versagt anzuschaffen.

Man sollte meinen, daß so vielfach beschäftigte Leute, daß eine Menschenmasse, welche zum auffallend nahen Beisammensein genöthigt ist, friedliebend und ruhig sein müßte; kein Schluß wäre jedoch weniger richtig, man findet nirgends so streit- so prozeßsüchtige Leute, als gerade hier. Es dürfte wohl schwerlich ein Familienvater zu finden sein, der nicht in irgend einen gerichtlichen Zwist verwickelt wäre; daher es auch in diesem Departement eine außerordentliche Menge Advokaten, Notarien, Richter giebt, welche trotz ihrer Menge immerfort beschäftigt sind. Ein Theil derselben trägt auf der Stirne all' den hohen Ernst und die Würde, welche den Magistratspersonen angehört, ein anderer zeigt sich

listig, schlau, aufmerksam, und sucht durch lose Reden das Vertrauen des gemeinen Volkes zu gewinnen. Immer ist Verlängerung des Prozesses, Ausdehnung auf mehre Andere, der Zweck, den diese guten Leute bei ihren Prozessen haben. Da dieses Departement eine so große Menge von Handarbeitern und von Professionisten einschließt, so finden natürlich nicht alle Beschäftigung innerhalb der Gränzen ihrer Heimath, sie wandern daher, aus und suchen Arbeit und Verdienst, mit welchem letztern sie dann gegen den Winter zurückkehren. Man pflegt in der Regel 20—24.000 anzunehmen, und zwar waren unter einer Menge von 22.488, welches als die mittlere Zahl nach einer Berechnung für 20 Jahre gefunden worden ist, 13.425 Maurer oder Handlanger, 1.982 Steinsäger oder Steinmetze, 1.942 Zimmerleute, 1.847 Brettschneider, 944 Dachdecker, 803 Hanfschläger, Sailer, Wollenspinner, 803 Ziegelstreicher, 545 Pflasterer, 99 Hufschmiede, 63 Gipser und 45 Bergleute.

Merkwürdig ist, daß diese fortwährenden Auswanderungen auf die Sitten fast gar keinen Einfluß üben; die Leute lieben ihr Vaterland so sehr, daß sie immer wieder dahin zurückkehren, daß sie alles Andere, was sie außerhalb gesehen, in Vergleich mit der Heimath bringen, und daß sie diesen Vergleich immer zum Nachtheile des Auswärtigen anstellen. Liederlichkeit, Ausschweifung sonst so häufig bei Handarbeitern niederer Klasse, sind dort etwas überaus Seltenes, kaum, daß unter 23.000, welche jährlich auswandern, 50 eine polizeiliche Rüge empfangen, eine kleine Geldstrafe erlegen, oder ein paar Tage Gefängniß zu erdulden haben. Von Kindheit auf an die Auswanderungen gewöhnt, indem die Aeltern ihre zehnjährigen Söhne schon an irgend einen Meister vermiethen und fortziehen lassen, gewinnen sie doch das vagabundirende Leben keineswegs lieb, sie ziehen unter dem Schalle einer ländlichen Musik stets viel fröhlicher heim, als sie ausgezogen sind, bringen das ersparte Geld gewissenhaft mit heim, erlauben sich niemal irgend eine Depense, leben auf das Mäßigste, sie sind vielleicht eher geizig als sparsam zu nennen. Erst wenn sie daheim angelangt sind, überlassen sie sich einer ausgelassenen Freude. Es findet kein Eigenthumsrecht statt an das gewonnene Geld, dasselbe wird jederzeit dem Familienvater zur Verwendung in das Allgemeine der Haushaltung gegeben, ja dieser beschenkt nicht selten die Brüder des Ausgewanderten mit einem Theile des Verdienstes, gewissermaßen als Belohnung dafür, daß dieselben während so langer Zeit daheim gearbeitet und den Acker bestellt haben. Wenn ein Familienvater solch eine Reise macht, was eben so häufig ist, als daß junge Leute aus dem Kreise scheiden, so sorgt er auf das gewissenhafteste für die Unterhaltung derselben, während der Dauer seiner Abwesenheit, entweder dadurch, daß er einem wohlhabenden Nachbarn den Auftrag giebt, den

nöthigen Waizen zum Brod, das nöthige Fleisch ꝛc. zu geben, oder dadurch, daß er eine kleine Summe Geldes zurückläßt, welche er von Monat zu Monat durch Uebersendung seines Ersparten erneuert. Höchst selten nur bleibt Einer oder der Andere außer Landes, fast immer kehren die Ausgewanderten so schnell als möglich nach der Heimath zurück. Nur in dem Falle, daß ganz besonders glückliche Umstände Einen oder den Andern begünstigten, bleibt derselbe wohl in der Fremde, sucht jedoch gewiß im Laufe der Jahre es möglich zu machen, wieder unter sein väterliches Dach zurückzukehren und dort sein Leben zu beschließen. So werden auch außerhalb des Departements beinahe niemals Heirathen geschlossen, dieses geschieht immer, wenn die Auswanderer zurückgekehrt sind. Während der drei Wintermonate — denjenigen, welche sie in der Heimath zubringen, werden alle Familienangelegenheiten besprochen, alle Verbindungen geknüpft, welche man einzugehen vortheilhaft findet. Die jungen Leute, welche in ihrem Dorfe zurückbleiben, sind schwerer an den Mann oder vielmehr an die Frau zu bringen; jeder Vater sucht für seine Tochter einen rüstigen Handwerker, welcher neun Monate lang außerhalb des Dorfes Beschäftigung findet, welcher sein Hab und Gut zu vermehren weiß, auch ohne sich allein auf die Aernten, die leicht fehlschlagen, verlassen zu müssen. Die Schönheit des weiblichen Geschlechtes ist eben nicht sehr groß, allein darauf wird auch wenig oder gar nicht gesehen, fleißig und rüstig sollen die Mägdchen sein, denn ihre Arbeit beschränkt sich keineswegs allein auf die gewöhnliche des Hauses; während der langen Abwesenheit der Männer, müssen die Frauen sich dem schweren Geschäfte des Ackerbaues unterziehen, müssen sie pflügen, säen, ärnten, das Vieh versorgen und bedienen, und müssen noch überdieß durch Handarbeit Geld zu erwerben suchen, dabei genießen sie nicht der Erholung, welche sich die von den Reisen heimgekehrten Männer machen, sie dürfen nicht an jedem Sonn- und Feiertage in die Schenke gehen, oder, wenn sie von ihren Männern mitgenommen werden, so geschieht es nicht, um, wie diese zu essen, zu trinken, zu tanzen, sondern, um an der Thüre stehend, respektvoll zuzusehen, wie ihre gestrengen Herren sich erlustiren. Die Sitte hat dieses alles geheiligt, und keine Frau beklagt sich über ihr Loos, kein Mägdchen über das, was ihm bevorsteht.

Genaue Berechnungen haben gezeigt, daß die Summe Geldes, welche die wandernden Arbeiter alljährlich mit in ihre Heimath zurückbringen, 3.872.194 Franks beträgt, und daß diese Summe ungefähr eben so groß ist, als die Abgabenlast des Departements, ein schreckliches Resultat, was uns nicht bewegen kann, das glückliche Frankreich zu beneiden.

Das Volk steckt voller Vorurtheile, voll abergläubiger Ideen und Gebräuche, der Teufel unter hundert Gestalten, die Hexen, die Zauberer,

die Währwölfe spielen eine große Rolle; jeder Traum enthält eine wichtige Vorbedeutung; das Schrillen der Grille bringt Glück. Um die Weihnachtszeit gewissenhaft die Mitternachtsmessen zu besuchen, ist höchst nöthig, nicht sowohl um des Gottesdienstes willen, sondern um bei der Nachhausekunft das Vieh zu füttern, was demselben, wenn man es gewissenhaft thut, den größten Vortheil bringt. Am ersten Mai muß stets frische Butter gemacht werden, welche man das ganze Jahr hindurch sorgfältig aufbewahrt, indem solche Butter ein ganz untrügliches Mittel gegen jede erdenkliche Krankheit ist.

Das Kostüme bietet durchaus nichts Merkwürdiges dar; die Bauern haben ganz gewöhnliche Trachten der Landleute, die Handwerker kleiden sich ein wenig mehr städtisch, nur unter den Mägdchen findet man einen eigenthümlichen Gebrauch. Ihnen liegt die Besorgung des Stalles ob, sie können sich daher, auch wenn sie es gerne möchten und vermöchten, nicht hübsch kleiden, die groben Stoffe, welche sie bedecken, haben eine zweite Decke nicht der saubersten Art, und da das Vieh auch am Sonntage gefüttert, gemelkt, geputzt sein will, so sind die Mägdchen auch am Sonntage nicht geputzt. Ein einziger Tag in ihrem Leben macht einen Unterschied, das ist ihr Hochzeittag; an diesem möchten sie gerne recht schön sein, und suchen nun die Schönheit in den Kleidern, und das Mägdchen welches 20 Jahre lang nur Strümpfe von Kuhmist hatte, trägt jetzt die feinsten, weißseidenen Strümpfe, ihr Haupt, sonst mit Heu und Stroh garnirt, ist es jetzt mit Brüsseler-Spitzen, auf dem Leibe hängt ein Kleid vom schwersten Atlas, welches gewiß an demselben kleben bleiben würde, wenn man sie zum zweitenmal in ihrem Leben zu waschen nicht Sorge getragen hätte (das erstemal geschah es bei ihrer Geburt), Schuhe von Atlas schmücken die schwerfälligen Füße, weiße Glaçée-Handschuhe die rauhen Hände und Arme. So geschmückt geht die Braut zur Kirche, und ist sie am Abend ausgekleidet, so ist es für immer damit vorbei, denn zum zweitenmal den Hochzeitschmuck anzuziehen, liegt im Reiche der Unmöglichkeit.

Guéret, Hauptort des Departements, Sitz der Präfektur, zählt 4.000 Einwohner, liegt auf dem Abhange eines Hügels, zwischen der Creuse und der Gartempe, war ehemals befestigt und mochte damals wohl von größerer Bedeutung gewesen sein, jetzt aber weist die Stadt Hievon nicht das Mindeste auf, ja man findet nicht einmal irgend ein

Werk der Baukunst aus alter Zeit, das bemerkenswerth wäre. Ein neuerbautes Gefängniß zeichnet sich dadurch aus, daß die Korrektions- und die Strafgefangenen sowohl, als auch die alten und die jungen Verbrecher sorgfältig von einander geschieden sind, und daß die letzteren einen sorgfältigen religiösen und moralischen Unterricht genießen.

Aubusson, Hauptort des Arrondissements, zählt 4.900 Einwohner, liegt an der Creuze mitten in einer unfruchtbaren und unbebauten Gegend, in einer von Bergen und Felsen umschlossenen Schlucht, wodurch das äußere Ansehen des Ortes ungemein malerisch wird. Der Fluß ist ein höchst gefährlicher Nachbar, indem er bei jedem Regenguße heftige Ueberschwemmungen veranlaßt. Interessant ist an diesem Orte nur die große Tapeten-Fabrik, welche nach der von Gobbelin in Paris und der von Beauvais den ersten Rang einnimmt.

Bourganeuf, Hauptort des Arrondissements, zählt 2.100 Einwohner und liegt auf dem linken Ufer des Tournon. Der Ort ist berühmt in der Geschichte durch den Aufenthalt des Zizin, Bruder Bajazeth des II., welcher, der Nachgeborene, diesem den Thron von Konstantinopel streitig machte. Er fand an Peter v. Aubusson, Großmeister des Johanniter-Ordens auf Rhodus, einen großmüthigen Beschützer, der ihn, da sein Aufenthalt auf der Insel nicht sicher genug schien, nach der Stadt Bourganeuf schickte, woselbst der Orden eine Großpriorei hatte. Eben diesem Zizin schreibt man die Erbauung eines mächtigen Thurmes zu, welcher ihm zur Wohnung gedient haben soll. Die Mauern sind so ungeheuer dick, daß man innerhalb derselben eine Wendeltreppe anbringen konnte, die auf den Gipfel führt. Der Thurm ist in sechs Etagen getheilt, deren unterste die Bäder enthielt, welche Zizin auf orientalische Weise angelegt hatte.

Boussac, am Zusammenflusse des Verour mit der kleinen Creuze, liegt auf einem freistehenden Felsen, von Mauern und Thürmen umgeben, welche für die geringe Einwohneranzahl (noch nicht 900), viel zu gewaltig erscheinen; ein mächtiges altes Schloß beherrscht die Stadt, welche schon an sich beinahe unersteiglich ist, da die mehrsten ihrer Häuser, an dem steilen Felsabhange liegen. Nur ein einziger, sehr beschwerlicher Weg führt zu dem Orte hinauf.

LXXXIV.

Departement der Ober-Vienne.

Dasselbe besteht aus dem größten Theile von Ober-Limousin, zu welchem noch ein Stück von Ober-Poitou und der untern Manche gekommen ist. Es umfaßt einen Flächenraum von 102 □ Meilen und zählt darauf etwas mehr als 285.000 Einwohner, welche jährlich 790 Soldaten zum Heere stellen. Dasselbe wird in fünf Wahlbezirke getheilt, deren Hauptorte sind: Limoge, Bellac, Saint-Yrieix und Saint-Junien.

Das Departement ist stark bergig, so daß man nirgends eine Fläche von einiger Bedeutung sieht. Ueberall sind zusammenhängende Hügelgruppen von größerer oder geringerer Ausdehnung; viele derselben erheben sich auf 1.600 bis 1.700 Fuß über die Meeresfläche; der Boden ist nur von geringer Fruchtbarkeit, denn Schiefer und Granit verwittert, ferner Kieselgeschiebe und Sand bilden die Hauptbestandtheile desselben. Der allergrößte Theil der Oberfläche bleibt völlig unbebaut; von 350.000 Morgen, nach dem metrischen Sistem sind höchstens 100.000 einer ordentlichen Kultur fähig, 150.000 bleiben völlig wüst, und etwa 100.000 werden hier und dort als Waideplätze benutzt. Der Hauptgebirgszug reicht von Osten nach Westen, und gehört Auvergne an. Die beiden höchsten Spitzen, welche in dieser Provinz liegen, sind der Puy de Vieux und der Jargeant, welche auf 3.000 und 2.900 Fuß steigen.

Die Bewässerung ist sehr stark, eine ungewöhnliche Anzahl großer Bäche und kleiner Flüsse durchrauscht das Departement, doch sind sie

alle nicht schiffbar, denn selbst der größte derselben, von welchem das Departement den Namen hat, ist nur auf eine kurze Strecke flößbar.

In den Wäldern hausen eine große Menge von Wölfen, Füchsen und wilden Schweinen, welch letztere sich gegen die Anfälle jener bösen Nachbarn durch ihre mächtigen Hauer und überhaupt durch ihre große Stärke wohl zu vertheidigen wissen. Rehe und Hirsche sind ihnen häufig unterlegen. Kleines Wild ist stark verbreitet, aber auch kleines Raubwild, Iltis, Marder, wilde Katzen sind in Menge vorhanden. Die Hausthiere sind von ziemlich guter Rasse; Rinder, leicht die Mastung annehmend, führt man in bedeutender Anzahl zur Hauptstadt; die Pferde sind als dauerhaft sehr geschätzt, und werden häufig als Remonte für die Kavallerie verwendet, sie sind elegant, leicht gebaut, sehr flüchtig, und vereinigen zu äußerer Schönheit viele gute Eigenschaften; auch Maulthiere von vorzüglicher Schönheit werden hier gezogen, es wird damit ein bedeutender Handel nach Spanien hinüber getrieben. Unter dem Federvieh ist das Wild von vorzüglicher Qualität, zahmes Geflügel wird nur wenig gehalten. Die Flüsse sind sehr fischreich, Lampretten, Lachse, Forellen, Aale sind vorzugsweise geschätzt. Das Klima des Landes ist feucht, neblig, Regen fallen sehr häufig, gewaltige Stürme, ja Orkane brausen über kahlen Flächen hin, und thun nicht selten großen Schaden. Die Wärme ist nicht bedeutend, obwohl der Thermometer an einzelnen Tagen bis auf 30 Grade steigt, es folgen immer kalte Nächte darauf, und der Winter nicht selten 19 und 20 Grad Kälte bringend, vernichtet die bisher gehegten Hoffnungen, den Weinbau einzuführen.

Die Einwohner sollen sehr gutmüthig, von reinen Sitten, von großer Mäßigkeit und Keuschheit sein. Sparsamkeit ist eine ihrer Kardinal-Tugenden, doch geht sie nirgends bis zum Geiz; denn so sehr sie gewohnt und im Stande sind, sich selbst Alles zu versagen, so sind sie doch gegen den Fremden immer zuvorkommend und mittheilsam, was sie freilich nicht hindert, dieses noch in erhöhtem Grade zu werden, wenn sie eine gute Belohnung voraussehen. Arbeitsamkeit, verbunden mit viel Spekulationsgeiste, mit Sorgfalt in ihrem Haushalte, macht sie bald wohlhabend, selten fehlt ihnen Kredit, und selten mißbrauchen sie denselben. Das Vorgesagte gilt von den Städten, man könnte dasselbe über die Landleute sagen, doch sind hier gewisse Modifikationen nöthig. Man findet z. B. daß dieselben äußerlich etwas rauh und hart erscheinen, daß sie sehr dem Aberglauben ergeben sind; allein dieß hindert sie nicht, eben so arbeitsam, so mäßig, so ihren Worten getreu zu sein, wie nur die Städter es irgendwo sein können, und vielleicht mehr, indem man unter anderem findet, daß die Familienglieder sich gegenseitig auf das Herzlichste unter-

stützen, sich nie in Zeiten der Noth stecken lassen, niemals Bettelei dulden und dergleichen mehr.

Das Volk ist von Haus aus neugierig und leichtgläubig, wo nur irgend etwas zu schauen ist, findet man gewiß auch eine ungewöhnliche Menge von Zuschauern, und das Pestübel, welches an der Gesundheit des ganzen Volkes nagt, die rothröckigen gallonirten Charlatans, welche immerfort die gefährlichsten Arzneien, ohne Strafe zu befürchten verkaufen, sind stets umringt von einer schaulustigen, neugierigen Menge, die mit Begier auf die Possen des Jean Potage lauscht. Alle Schauspiele, welche auf den Dörfern häufig vorkommen, alle Bänkelsänger finden ein zahlreiches Publikum; dabei lassen die guten Leute sich selten aus ihrer Ruhe bringen. Nur zwei Laster scheinen vorzugsweise unter diesem Volke heimisch; diese sind das Spielen und der Trunk; beide gehören zu den Leidenschaften, denen sich die Männer ungezügelt hingeben. Nicht selten verspielt ein Familienvater in wenig Stunden seine ganze Baarschaft, alles Geld, wovon er mit seiner Familie während eines Winters leben soll, und stürzt sich und sie in die schrecklichste Noth. Der Wein und der Zider raffen auch nicht unbedeutende Geldsummen fort, und wenn Sonntags in den Schenken die Kinder nach einer schrecklich verstimmten Klarinette tanzen, und die Väter dabei zechen, kommt es nicht selten zu ernstlichen Zwistigkeiten, wiewohl die Gutmüthigkeit des Karakters der Leute es in der Regel nicht zum Blutvergießen treibt. Auch hier ist Aberglauben mancher Art sehr verbreitet, die Furcht vor Zauberer und Hexen beherrscht die armen Leute unaufhörlich, beim Hochzeitgange steckt man, aus Furcht vor dem Nestelknüpfen, geweihtes Salz in die Tasche und einen geweihten Ring an den Finger. Dergleichen wäre nun ziemlich unschuldig, aber manches giebt zu wahrem Skandal Anlaß. So unter anderem glaubt man, daß wenn mehre Paare während desselben Gottesdienstes getraut werden, derjenige zuerst stirbt, der die Kirche zuletzt verläßt; daher giebt es immer Schlägereien, ja förmliche blutige Bataillen, wenn ein solcher Fall eintritt. Bei Begräbnissen ist es durchaus nöthig, daß der Sarg aus völlig neuen Brettern gemacht, und daß das Leintuch, worin der Todte eingewickelt ist, völlig ungebraucht sei, auch zieht man ihm sein Hochzeithemd an, und befestigt an seinen rechten Arm ein Skapulier. Alle Lebensmittel, vorzugsweise Wasser und Milch, welche sich in dem Hause befinden, in dem ein Todter liegt, werden für giftig gehalten, und werden, sobald die Leiche entfernt ist, auf die Straße geworfen. Die jungen Mägdchen, welche gerne heirathen möchten, stellen Wallfahrten nach St. Junien des Tombes zum heiligen Eutropius an. Nach einer langen Prozession um ein Kreuz, welches vor dem heiligen

Bild steht, wird das wollene Strumpfband, welches das heirathslustige Mägdchen am linken Beine trägt, an das Kreuz geheftet, welches immerfort mit Tausenden von Bändern garnirt ist. Der Patron des Dorfes Darnac hat das Privilegium, alle Krankheiten zu heilen, welche sich auf einzelne Theile des Körpers werfen. Um die Heilung zu erlangen, muß man während der Messe zur Kirche gehen, den Heiligen um Gesundheit anflehen und dann von einer gewissen Entfernung aus, mit fest zusammen gewickelten Ballen aus guter Wolle, nach demjenigen Theile des Leibes des Heiligen werfen, an welchem man leidet. Mit jedem Balle darf nur einmal geworfen werden, und man muß so oft werfen, bis man die Stelle trifft, welche der leidenden entspricht. Nicht selten wird der Priester am Altare von den umherfliegenden Stücken getroffen; doch macht er sich daraus nichts, indem der Sakristan die Wolle für ihn aufsucht, welche eine nicht unbedeutende Revenue bildet. Ein sehr naives Gebet: „Gott befreie uns von allem Uebel und von der Justiz," jeden Abend herzusagen, unterläßt kein Bauer, weil er sonst glauben würde, am nächsten Tage einem Gensdarmen oder einem Richter in die Hände zu fallen.

Limoges, auf dem rechten Ufer der Vienne, ist Hauptstadt des Departements und Sitz der Präfektur. Sie zählt 27.000 Einwohner, liegt amfitheatralisch am Fuß und an dem Abhange eines Hügels und theilt sich in eine obere und niedere Stadt. Sie ist durchaus schlecht gebaut, besonders gilt dieses von dem untern ältern Theile, doch auch der andere ist wegen der Abschüssigkeit seiner Straßen sehr schlecht gebaut zu nennen, nur der oberste Theil der Stadt umschließt einige große Plätze, und ist von schattigen Boulevards, von schönen Spatziergängen eingefaßt. Die alten Häuser sind mit Ausnahme des Erzbischofssitzes, durchgängig von Holz, die neuern sind besser gebaut und haben ein freundliches Aeußere. Die Römer hatten die Stadt, welche ihnen von großer Wichtigkeit war, mit einer Menge der herrlichsten Denkmäler, mit prächtigen Bauten geschmückt, leider ist von alle diesem nichts mehr vorhanden, als eine unterirdische Wasserleitung. Eine andere, doch über der Erde laufend, und von mehr als einer französischen Meile Länge, versorgt die Stadt mit einem Ueberflusse an Wasser, so daß dasselbe in vielen Bächen durch die Straßen herabläuft, und noch die untere Stadt bewässert. Aus

dem Mittelalter finden sich mehre schöne Kirchen. Die öffentlichen Gebäude sind nicht von großem Belange.

Saint-Yrieix, auf dem linken Ufer der Loue, ist Hauptort eines Arrondissements, zählt 6.500 Einwohner, und dankt ihre Entstehung einem Kloster, welches in der Mitte des sechsten Jahrhunderts der heilige Yrieix gründete, welcher aus Limoges gebürtig war. Der Ort war stark befestigt, davon sieht man jedoch wenig, und jetzt ist derselbe durchaus offen, ist ein Handel- und Gewerbe treibender Ort.

St. Junien, am rechten Ufer der Vienne, Hauptort eines Kantons, zählt beinahe 6.000 Einwohner. Amfitheatralisch am Abhange eines Hügels gebaut, hat die Stadt mit ihren Boulevards und den schönen Baumpflanzungen, welche sie rings umgeben, eine sehr freundliche Ansicht. Besonders merkwürdig ist die Hauptkirche, welche eine der schönsten in der ganzen Provinz Limousin sein soll; unfern der Brücke über die Vienne befindet sich eine Kapelle der heiligen Jungfrau, vor welcher Ludwig XI. eine ganz besondere Verehrung hatte. Derselbe besuchte dieses Heiligthum zu verschiedenen Malen und gab wiederholte Befehle zur Verschönerung und Wiederherstellung des alten Baues.

Bellac, Hauptort des Arrondissents, am rechten Ufer des Vaincou gelegen, zählt 3.600 Einwohner, ist bei der Verbindung dreier Thäler mit einander, und dem Vereinigungspunkte zweier Flüsse am Abhange eines Hügels gebaut. Etwas Merkwürdiges findet sich nicht.

LXXXV.

Das Departement der Vienne.

Dasselbe ist aus einem Theile von Poitou, Loudunois, Mirebalais, und von den Marche-Gegenden von Anjou gebildet. Es hat 132 □Meilen Oberfläche, und hierauf eine Bevölkerung von 283.000 Seelen. Jährlich werden 705 Soldaten zum Heere gestellt. Die Provinz theilt man in 5 Wahlbezirke, deren Hauptorte sind: Poitiers, Thatellerault, Civray, Loudun, und Montmorillon.

Das Land ist im Allgemeinen ziemlich fruchtbar, meistens eben, nur von wenig nicht bedeutenden Hügelreihen durchzogen; die fettesten Gegenden findet man um Loudun, an andern Orten giebt es treffliche Wiesen und Weiden, doch findet man auch große Strecken, deren Boden aus Sand, oder Kräutern besteht, und die gar nichts tragen. Ferner findet man im Norden von Larignau, und in dem Kantone Vouillé eigentliche Haiden, ausgedehnte Strecken mit magerer Vegetation, mit dürftigem Gesträuche bewachsen, dasselbe findet noch an mehren Stellen des Departements statt. Die Bewässerung ist zum Theile sehr bedeutend, da wo dieses stattfindet, ist eine vorwaltende Fruchtbarkeit nicht zu verkennen. Nur zwei Flüsse sind schiffbar, und dieses nur auf eine sehr kurze Strecke; daher ist ein Kanal projektirt, welcher die Vienne durch den Fluß Clain mit der Charente verbinden soll. Große Sumpfstrecken hat man zu entwässern gesucht, und dadurch höchst fruchtbares Erdreich gewonnen, bei anderen ist der niedrigen Lage wegen dieses nicht gelungen.

Das Thierreich liefert nichts Merkwürdiges, beinahe ebenso ist es mit dem Pflanzenreiche bestellt, guter Wein wächst in dem Departement; in den Eichwäldern gedeihen Trüffeln. Nach einer Aufzählung des Präfekten Cauchon wachsen 24 hochstämmige Bäume, 28 Sträuche, 18 mehl-

tragende Gräser, 350 Medizinalpflanzen, 70 Küchenpflanzen, 80 zu den Künsten anwendbare und 46 gefährliche und giftige in diesem Departemente.

Das Mineralreich bietet gutes Eisen, bietet Mühl-, Schleif- und Bausteine dar, die lithografischen Steine sollen besser und von feinerem Korne sein, als die Münchner, und sollen sich vorzüglich zum tiefen Aetzen in Stein eignen. Die Kohlen-Minen sind nicht von Bedeutung. Einige Marmorbrüche liefern ein treffliches Baumaterial.

Hinsichtlich der Bewohner können wir fast ganz auf das vorige Kapitel zurückweisen, es verdient nur noch bemerkt zu werden, daß das weibliche Geschlecht dieses Departements vorzugsweise schön ist, und daß viel Geist dasselbe in Stand setzt, die leicht gemachten Eroberungen zu fesseln. Die berühmte Diana von Poitiers, deren Schönheit so lange dem gefährlichsten Feinde, der Zeit, widerstand und welche wie ein Kron-Juwel von einem Herrscher auf den andern übergieng, ferner die schöne und geistreiche Frau von Montespau und ihre berühmte Nebenbuhlerin Franziska von Aubigne, waren aus dieser Provinz gebürtig.

Das Arrondissement von Chattellerault umschließt eine, man möchte beinahe sagen, fremde Bevölkerung; es sind Franzosen, deren Väter ein Jahrhundert lang in Amerika in der Grafschaft Akadia wohnten, und welche, von dort vertrieben, nach Frankreich zurückgekehrt sind. Unfern des großen Busens St. Lorenz in einer Gegend, welche Fischfang, Jagd und Ackerbau begünstigte, hatten sie sich niedergelassen. Bald zeichneten sie sich durch ihre Einfachheit, durch ihre patriarchalischen Sitten aus. Der Frieden von Aachen übergab ihr Land an England. Sie wechselten den Namen, doch nicht die Gesinnungen, und weigerten sich daher standhaft, die Waffen gegen ihre Brüder in Kanada zu ergreifen; dieß erbitterte die Anglo-Amerikaner, und selbst Franklin, dessen Karakter so viel edle Züge aufweißt, ließ sich verführen, verfolgte sie auf das Heftigste, und erklärte, daß die Kolonien nicht zur Blühte kommen würden, bevor sie von diesen bösen Nachbarn befreit wären. Chatam befahl daher die Ausstoßung der Akadier. Am 5ten Dezember 1755 berief der englische Gouverneur alle Männer zu einer Versammlung, in dieser ward ihnen die Deportation angekündigt. Hätten sie den Streich ahnen können, so hätten sie wahrscheinlich mit den Waffen in der Hand, ihr Besitzthum, ihr neues Vaterland vertheidigt, und vielleicht nicht ohne Erfolg, denn fünf benachbarte Indianerstämme waren ihnen befreundet, und waren bereit für sie zu kämpfen. Dieß voraussehend, war alles mit der größten Verschwiegenheit betrieben worden, wurde nun alles mit der größten Eile betrieben. Die Großmuth des englisch-amerikanischen Volkes gestattete den Unglücklichen fünf volle Tage Zeit, man denke, damit sie jedoch nicht zu

schmerzlich sich von ihrem Besitzthum trennen möchten, half englisch-amerikanisches Mitleid (eine gute Waare) wirksam nach; ihre Häuser, ihre Scheunen, ihre Ställe wurden verbrannt; es blieb den Unglücklichen nichts, als das Kleid, das sie auf dem Leibe trugen, denn Geld hatten sie nicht; ihr ganzer Reichthum bestand in ihrem Acker. Fünfzehntausend Akadier wurden nun in verschiedene Schiffe geworfen, und da und dort an verschiedenen Küsten ausgesetzt. Viele derselben suchten in dem Vaterlande ihrer Vorfahren, in Frankreich eine Zuflucht, doch — hier fragt man staunend: welches Volk und welche Regierung sich größer gezeigt habe? — man ließ diese Unglücklichen fünfzehn Jahre lang im tiefsten Elende schmachten, sie baten nur um Land, welches sie bearbeiten dürften, und dessen jetzt noch tausendmal so viel unbebaut und unbenutzt daliegt, als jene Armen zu ihrer Existenz brauchten, und dessen damals, wie begreiflich, noch weit mehr vorhanden war, doch erst im Jahre 1772 ward auf die Anträge des Herrn von Perusse, eine Kolonie in den Umgegenden von Chatellerault angelegt, doch auch hier noch machte Gunst und Willkür den guten Willen zu nichts; man hatte mehre Landstrecken abgesteckt, man hatte Häuser erbaut, um die Kolonisten aufzunehmen: jetzt ward von den Regierungs-Kommissarien eine Auswahl getroffen, und wen wählten sie zur Kolonisirung? Schneider, Schuster, Uhrmacher, kurz Handwerker und Künstler, welche wohl einer Stadt von großem Nutzen sind, doch nicht einem Dorfe, das erst entstehen soll, welche wohl geschickt sind, seine Instrumenten aber nicht Hake und Karste, nicht Egge und Pflug zu führen. Die mehrsten der Unglücklichen kehrten jetzt nach Amerika zurück, doch diejenigen, welche wirklich in Frankreich sich niederließen, warfen ihre Künstlerwerkzeuge bei Seite, und widmeten sich mit allen ihren Kräften dem neuen Geschäfte, das ihnen zugewiesen war. Noch im Jahre 1820 gab es fünf unvermischte Akadische Familien, die andern waren bereits durch Verheirathung mit benachbarten und befreundeten Bauern in Frankreich akklimatisirt, wenn man so sagen darf; allein selbst diese, die nicht mehr ganz reinen Blutes sind, sehen sich halb und halb für Fremde an, und zeigen mit Stolz auf das fruchtbare Land, das sie aus einer Wüstenei geschaffen. Von denjenigen Akadiern, welche bei der Ausstoßung derselben nach anderen Theilen von Amerika versetzt wurden, stammen die Franzosen in Neuschottland her, die noch jetzt die Sprache ihrer Väter, das Französische des 17ten Jahrhunderts sprechen; ihre alten Trachten beibehalten haben, sich nur unter einander selbst verheirathen, und denjenigen verachten würden, der sich eine Gattin aus dem Volke englischen Stammes, das sie in tiefster Seele verabscheuen, wählen würde.

Poitiers, alte Hauptstadt der Provinz Poitou, Hauptort der Präfektur, zählt beinahe 24.000 Einwohner, liegt am Clainflusse, umgeben von schroffen Felsen, umkreißt von alten Mauern und Thürmen, durch welche sechs Thore führen, von denen vier Seiten des Flusses mit Brücken über denselben versehen sind. Der Ort ist sehr schlecht gebaut, die Straßen sind sehr schmutzig, eng, düster, ungesund, die Plätze ohne besondere Ausdehnung, die Häuser ohne Geschmäck und ohne alle architektonische Schönheit, nur die Kirchen zum Theil kolossal, zum Theil interessant durch die ungemeine Zartheit und Zierlichkeit des gothischen Schnitzwerks, welches sie schmückt, sind näherer Betrachtung werth. Eine sehr berühmte Rechtsschule befindet sich in diesem Orte, auch ein naturhistorisches Kabinet, eines für Fisik, ein botanischer Garten, und mehre von den ehemals sehr zahlreichen Alterthümern, sind nur noch die Ruinen eines Amfitheaters, einer Wasserleitung und eines Grabmals der Claudia, Tochter des Konsuls Claudius Varenus übrig.

Chatellerault, Hauptort des Arrondissements, zählt 9.500 Einwohner, und ist berühmt durch die großen Messerschmieden, welche hier etablirt sind, und sowohl als die königlichen Waffenfabriken einen beträchtlichen Theil von Frankreich versieht. Ueber die Vienne ist durch Tully eine prächtige Brücke gebaut, welche durch ein Schloß mit mächtigen runden Thürmen vertheidigt ist. Die Lage der Stadt ist ungemein angenehm, die Thäler, welche sie umgeben, sind sehr fruchtbar und durch verschiedene kleine Flüsse reichlich bewässert; der Ort selbst aber ist schlecht gebaut und hat außer ein paar schönen Promenaden nicht das Mindeste aufzuweisen, was auf Schönheit Ansprüche machen könnte.

Civray, am rechten Ufer der Charente, in einem fruchtbaren Thale gelegen, zählt 2.200 Einwohner und hat nichts Bemerkenswerthes, als die Ruinen eines Schlosses, welches die Stadt befestigte und beherrschte, und eine alte Kirche.

Loudun, Hauptort des Arrondissements, zählt 5.100 Einwohner, ist schlecht gebaut und hat nichts Merkwürdiges aufzuweisen. Auf dem Platze, welchen jetzt ein schattiger Spaziergang einnimmt, stand ehemals ein festes Schloß, welches auf den Befehl Ludwig des XIII. demolirt worden ist.

Montmorillon, Hauptort des Arrondissements, liegt an der Gartampe, zählt 3.600 Einwohner und hat gleich den vorigen, bei schlechtem inneren Bau, durchaus nichts Merkwürdiges, nur in dem Augustinerkloster befindet sich ein alter, wie man meint, gallischer Tempel, aus zwei Etagen bestehend, der zum Theil unterirdisch gebaut ist; von diesem letzten Raume führt ein 600 Fuß langer Gang zum Flusse, der obere Theil enthält mehre interessante Basreliefs.

LXXXVI.

Das Departement des Indre.

Es besteht aus Theilen von dem ehemaligen Unter-Berri, einem Theil der Sauraine, Orleans und der Marche, hat 103 □ Meilen mit 246.000 Einwohnern, welche jährlich 658 Soldaten zum Heere stellen. Das Departement ist in vier Wahlbezirke getheilt, die Hauptorte derselben sind: Chateauroux, Issoudun, La Chatre und Le Blanc.

Das Departement theilt sich seiner Natur nach in Haiden, ohne Baumwuchs, welche man Campagne nennt, und welche den östlichen Theil des Landes einnehmen, in Sumpf- und Morast-Gegenden, durch den geringen Fall der Gewässer entstehend, hier mit dem Namen Brenne bezeichnet, und in die sogenannten Bois-Chaud, ein durchschnittenes Terrain voller Hecken und Gräben, voller Gebüsche und kleiner Wälder, aus welchen die nicht großen kultivirten Stellen hervorsehen. Diese drei Abtheilungen der Provinz unterscheiden sich in allem von einander. Temperatur, Fruchtbarkeit, ja selbst die Sitten und Gebräuche der Bewohner stimmen nicht mit einander überein.

Das Thierreich bietet nur unter den Schafen Ausgezeichnetes dar, im Uebrigen ist alles mittelmäßig; groß und kleines Wild findet in dem gering bevölkerten Lande einen ungestörten Wohnsitz und hinlängliche Nahrung. Auch der Raubthiere giebt es leider nur zu viel. Alle Seen, Teiche und Flüsse haben Fische in größter Menge. Krebse von seltenem Wohlgeschmack und ausgezeichneter Größe kommen sehr häufig vor. In den Sumpfgegenden versammeln sich große Schaaren von Wasservögeln, welche der zu starken Vermehrung des schädlichen Gewürmes in einiger

Art Einhalt thun. Die Pflanzen, welche hier wachsen, sind die allgemeinen, in ganz Frankreich verbreiteten, nur der Wein ist seltener.

Aus dem Mineralreiche wird nur Eisen gewonnen, dieses aber ist von ausgezeichneter Vortrefflichkeit. Steinbrüche liefern verschiedene Materialien für den Häuserbau, für die Lithografien, für die Mühlen ꝛc. Die Bewohner werden nicht auf das Günstigste geschildert. Alfons, Präfekt dieses Departemens, erzählt uns, daß sie von mittelmäßigem Wuchse, von schwächlicher Konstitution, von blasser Gesichtsfarbe sind, daß sie wenig Ausdruck in den Fisiognomien, wenig oder gar kein Feuer in den Augen haben. Ihr Gang ist langsam und schwankend, ihre Aussprache gedehnt, ihr Geist beschränkt, ihre Einbildungskraft ohne Thätigkeit, Langsamkeit ist der Grundzug ihres Karakters, selbst ihre Arbeiten und ihre Vergnügungen sind langsam. Beim Tanze lassen sie die Arme schlaff am Körper herabhängen, stehen mit gebeugtem Nacken, mit niedergeschlagenen Augen da und heben langsam ein Bein nach dem andern empor, beinahe ohne sich von der Stelle zu bewegen, so daß es beinahe aussieht, als heben sie die schwerfälligen Gliedmaßen nur auf, um irgend einen Schmerz zu lindern, wie man ja wohl in solchen Fällen mit gekrümmtem Rücken und ängstlichem Stöhnen, die Beine dicht an den Leib zieht. Ihre einzigen Leidenschaften sind der Geiz, das Interesse verbunden mit Argwohn und Mißtrauen.

Beinahe noch übler ist es mit den Bewohnern der Brenne, der Sumpfgegenden, bestellt, denn ihre giftigen Ausdünstungen erstrecken sich nicht nur auf die Menschen, sondern sogar auf Thiere und Pflanzen, und machen somit schon die erste Nahrung schädlich, wohl gar giftig. Das Kind bringt einen ziemlich gesunden Körper zur Welt, die Gesichtsfarbe ist hell, das Auge ist freundlich und lebhaft, doch schon mit der Muttermilch saugt das unglückliche Geschöpf den schädlichen Einfluß der Sumpfluft, welche sein ganzes Leben verdüstert, ein. Bald beginnt es zu bleichen, die Augen bedecken sich mit einem Nebel, das Weiße darin wird gelblicht, zum Beispiele einer starken Gallen-Affektion, es magert ab, es entwickelt sich nicht, ein schleichendes Fieber ergreift dasselbe, es stirbt früh. Ueberlebt es das siebente Jahr, so vegetirt es, ist immerfort von Rheumatismen, von gichtischen Zufällen heimgesucht. Jeder neue Tag droht dem älter Werdenden neue Gefahr, entweder es dunset auf, bekommt Neigung zur Wassersucht, oder das schleichende Fieber hat den Keim der Schwindsucht in ihn gelegt. Skrofel-Krankheiten verderben sein ganzes Leben, an den Beinen brechen schwer heilende Geschwüre auf, Faulfieber, intermittirende Fieber, Auflösung, Verdorbenheit der Säfte verzehren ihn; erreicht der Mensch unter diesen Umständen das 25ste Jahr, so hat er den Gipfelpunkt des Lebens schon überschritten, und alles neigt sich zur

Abnahme, nur höchst selten erreichen die Leute das 50ste Jahr, das 40ste ist in der Regel das höchste Alter.

Die fruchtbarsten und am stärksten angebauten Gegenden, die Pays de Bois-chaud, bringen die gesündesten, robustesten Menschen hervor, dort findet man auch etwas mehr Lebhaftigkeit des Geistes, mehr durchgreifende Thätigkeit, mehr Energie der Karaktere, dort findet man auch noch mitleidige, wohlwollende, rechtschaffene Leute, Eigenschaften, welche in den andern Theilen der Provinz mit dem verderbten Körper unterzugehen scheinen. Die Frauen des ganzen Departements sind, was Aeußerlichkeit betrifft, von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt, es fehlt ihnen sowohl an körperlichen Reizen, als auch an den Talenten, welche einschmeicheln, die Geselligkeit erheben, welche das Leben schmücken und reizend machen, doch fehlt ihnen auch dieses, so sind sie dafür von der Natur auf andere Weise entschädigt, indem natürlicher Verstand, richtiges, klares Urtheil, dabei große Bescheidenheit und tiefes Zartgefühl sie schmückt, und das Leben mit ihnen angenehm macht. Sie sind ohne Neigung zum Luxus, zum Putze, zu rauschenden Vergnügungen, der Hauptgenuß, dem sie sich gerne hingeben, scheint vorzugsweise in der Pflege ihrer Kinder zu bestehen, etwas, das man ihnen gerne als Erholung gestatten wird, während andere Frauen es sich nur ungerne als Pflicht auferlegen lassen.

In keiner andern Provinz war das Feudalsistem vielleicht so verbreitet als hier; nicht der Mensch, die Scholle, an der er klebte, war der Gegenstand der Betrachtung. Man verkaufte die Leute, welche als Sklaven geboren, dem Eigenthümer gehörten, man verkaufte sie mit dem Boden, auf dem sie wohnten, von dem sie sich nicht trennen durften. Die Rechte, welche die Grundbesitzer über die Armen ausübten, gränzten an das barbarische. Unter anderem befahl eine alte Verfassungsurkunde dem Vorstande des geistlichen Kapitels von Levroux, falls ein Mensch, der zur Kirche gehöre, sterben sollte, sich alsbald in das Haus desselben zu verfügen, und sich aller seiner Hinterlassenschaft, aller seiner Mobilien, seines ganzen beweglichen Eigenthumes zu bemächtigen, dasselbe zum Vortheile der Kirche einzuziehen. Ein andermal wurden Leute mit jenen Personen förmlich beschenkt, was ihnen dann das Recht gab, mit denselben nach Belieben zu schalten. So schenkte ein Herr v. Déols dem vorhin genannten Kapitel, alle diejenigen Personen, welche von der Krankheit des heiligen Sylvan befallen, bei ihnen Hülfe suchen würden. Da dieses nun ohne alle nähere Bestimmung blieb, so behielten die Klostergeistlichen hübsche Frauen und Mägdchen sowohl, als kräftige, brauchbare Männer, und sandten nur diejenigen zurück, welche ihnen nicht des behaltens werth schienen, was in den Familien entsetzliche Unordnungen,

große Zerrüttungen hervorbrachte. Barok waren andere Gebräuche, so wie die vorigen verderblich genannt werden müssen; dafür, daß ein Herr v. Chateauroux den Einwohnern der Straße Indre erlaubt hatte, sich auf einer ihm zugehörigen Wiese anzubauen, mußte in jedem Jahre die jüngste der neuvermählten Wittwen dieser Straße sich vor dem Schlosse im höchsten Staate zeigen, sie mußte auf dem Kopfe einen mit Rosen und Bändern geschmückten Topf tragen, und so an die Pforte des Schlosses klopfen, worauf der Herr oder sein Bevollmächtigter heraustrat und ihr den Topf noch auf dem Kopfe entzweischlug. Dergleichen Thorheiten wurden in Menge ausgeübt, und galten noch bis zur großen Revolution als wichtige unveräußerliche Rechte.

Chateauroux, auf dem linken Ufer des Indre, Hauptstadt der Provinz, Sitz der Präfektur, hat eine Bevölkerung von 11.600 Seelen. Der Ort dankt seine Entstehung einem Fürsten oder Herrn v. Déols, Raoul, aus dem Hause der Herzoge v. Orleans, welcher an dem Ufer des Indre ein Schloß erbaute, das der Stadt zum Anhaltspunkte diente, indem sich anfangs nur einige Hütten, dann ein Dorf daselbst bildete und endlich die Stadt selbst entstand, welche im Laufe des 11ten Jahrhunderts den Namen Castrum Rodulfi annahm, woraus der jetzige Name entstand. Es dauerte lange bis einige Wichtigkeit der Stadt beigelegt werden konnte; man gründete zwar ein paar Klöster, man umgab sie zwar mit Mauern, allein inneres Leben fehlte; indem Industrie, Handel, Gewerbe nicht aufkommen wollten. Erst in neuerer Zeit hat dasselbe sich ein wenig gehoben, indem die merkantilische Thätigkeit, auf allen Seiten gesteigert, auch hier bedeutend gewann. An Verschönerungen fehlt es nicht, seitdem Chateauroux Hauptstadt der Provinz geworden ist, doch was man auch dafür gethan, es ist bis jetzt noch sehr wenig, und die Stadt viel eher eine durchaus häßliche als eine schöne zu nennen. Die alten Häuser sind größtentheils unregelmäßig und düster, die Straßen ohne gleiche Breite, ohne gerade Richtung, ohne erträgliches Pflaster, ohne Luft und ohne Licht, lauter negative Eigenschaften, welche keiner Stadt zur Zierde gereichen. Mit den Plätzen ist es eben so schlecht bestellt, doch sind einige derselben zu schattigen Spaziergängen gemacht, was, da sie im Innern der Stadt liegen, immer von Werth ist, und eine Zierde genannt werden kann. Bemerkenswerthe Gebäude sind: das alte Schloß selbst, das noch in ziemlich gutem Zustande, oberhalb der Stadt liegt, und der-

selben ein malerisches Ansehen giebt, doch hat es friedlichere Zwecke gewonnen, als diejenigen waren, für welche es gebaut ist. Man hat dasselbe nehmlich zum Rathhause gemacht; die Präfektur, unfern des Schlosses ist ein großes, schönes und ganz neues Gebäude, mehre gothische Kirchen sind bemerkenswerth. Das Schauspielhaus ist neu und ziemlich hübsch gebaut. Der äußere Anblick der Stadt verspricht viel mehr, als man wirklich findet. Eine Zierde, den mehrsten französischen Städten eigen, fehlt auch hier nicht. Dieß sind Baumpflanzungen, welche rings um die Stadt gehen.

Issodun, am Théons, ist Hauptort des Arrondissements und zählt 11.700 Einwohner, ist sehr alt und existirte schon zur Zeit der Römer. Mächtige Mauern, von Thürmen bestrichen, von tiefen Gräben umringt, von einer eigenen Veste vertheidigt, machte den Ort häufig zu einem militärischen Stützpunkte, was nicht wenig zu seinem großen Unglücke, zu wiederholt vorkommenden Einäscherungen, Plünderungen Anlaß gab. Dennoch erhob sich der Ort zu einer bedeutenden Höhe, indem die Industrie seiner Einwohner mit der benachbarter, entfernterer und größerer Städte wetteiferte. Die Wiederrufung des Edikts von Nantes brachte ihr einen tödtlichen Schlag bei. Die fleißigsten Einwohner verließen sie und der Ort sank immer mehr. Die wiederholten Unglücksfälle hatten übrigens zur Folge, daß man die neuen Bauten mit mehr Regelmäßigkeit aufführte, so daß der Ort jetzt zu den schönen in Frankreich gehört; die Straßen sind ziemlich gerade, breit, und was als eine ganz besondere, höchst seltene Merkwürdigkeit angeführt werden muß, reinlich.

La Chatre, am Indre, Hauptort des Arrondissements, zählt 4.500 Einwohner, ist zwar sehr unregelmäßig gebaut, hat jedoch viel Freundliches, indem die Lage auf einem Hügel eine herrliche Aussicht in die Umgegend gewährt, und schattige Spaziergänge rings um die Stadt führen. Ehemals war dieselbe durch Festungswerke und durch ein ungeheures Kastell vertheidigt; die ersteren sind abgetragen, von dem letzteren sieht man nur noch einige Ruinen und einen mächtigen Thurm, der zum Gefängnisse dient.

Le Blanc, an der Creuse, Hauptort des Arrondissements, zählt 4850 Einwohner, die Stadt ist durch den Fluß in die obere und untere getheilt; beide Theile sind gleich schlecht, und wenn ein Vorzug bei solcher Beschaffenheit obwalten kann, so hat ihn die obere Stadt, indem ihre Straßen noch überdieß steil und abschüssig sind. Die Stadt war ehemals sehr stark befestigt und durch drei mächtige Schlösser vertheidigt.

Kolonien Frankreichs außer Europa.

Die Wichtigkeit der französischen Kolonien erreicht zwar bei Weitem nicht jene der Engländer in den verschiedenen Weltheilen; dennoch ist der Vortheil, den Frankreich davon zieht, ungemein groß. Einer der wichtigsten Punkte ist, es bedarf der englischen Kolonialwaaren nicht; es hat derselben in dem eigenen Lande, und sein Geld geht nicht aus dem Reiche, um die Kräfte eines Fremden zu vermehren, und geht gewissermaßen nur aus einer Tasche in die andere. Der Handel wird ungemein gehoben, die Schifffahrt befördert, die Seestädte werden blühend, und nicht allein kommen die Produkte der Kolonien nach Frankreich, auch die Kunsterzeugnisse dieses Landes gehen nach Außen, es tritt demnach eine Art von Tauschhandel ein, wobei natürlich doppelter Gewinn auf beiden Seiten stattfindet. Von welcher Wichtigkeit die Kolonien für Frankreich sind, geht aus den bedeutenden Verlusten hervor, welche Frankreich erlitt, als die Engländer ihm während der Kriegsjahre seine Kolonien geraubt hatten.

In Nordamerika beschränken sie sich auf den sehr geringen Raum von $6^1/_2$ □Meilen, aus drei Inseln bestehend, Saint Pierre und Groß- und Klein Miquelon. Sie sind südlich von Neufundland, an der Mündung des Lorenzflusses gelegen. Sie haben ein Klima, welches dem von Neufundland gleich ist; sie sind flach, nur schwach bewaldet, doch findet man trotz der nördlichen und westlichen Lage, wodurch eine viel größere Kälte bedingt wird, als man dieselbe nach der gleichen in Europa erwarten sollte, mehre Bäume und Gesträuche, welche Frankreich angehören. Es kommt dieses natürlich auf Rechnung der See, welche die heftigen Temperatur-Unterschiede ausgleicht, so daß diese Bäume zwar der nöthigen Wärme entbehren werden, um reife Früchte zu tragen, doch auch nicht solchen Frost zu leiden haben, als nöthig wäre, um sie zu töden. Früchte, welche höhern Breiten angehören, Erdbeeren, Himbeeren u. dgl. sind ungemein saftreich und aromatisch. Treibpflanzen, vaccinium hispidulum und ledum latifolium werden als Thee gebraucht, sie sind von

sehr angenehmem Geschmack und Duft, und greifen das Nervensystem durchaus nicht an. Das Mineralreich bietet wenig Merkwürdiges; man findet, wie die Franzosen sich ausdrücken, Kristalle oder Steine von strahligem Bruche, von gelblichem Metallglanze, welche am Stahle Funken geben, und einen starken Schwefelgeruch verbreiten, das heißt kurz und einfach: man findet Schwefelkies, doch ist dessen so wenig vorhanden, daß man bis jetzt noch nicht Nachgrabungen veranstaltet hat. Die Ufer sind flach und vortrefflich gelegen, um Fischereien darauf zu gründen; dieß ist auch die Hauptursache, weßhalb die Franzosen dieselben festhalten, sie sind im Stande gleich den Engländern auf Neufundland, ihren Stockfischen, (ein sehr wichtiger Handelszweig), die gehörige Trockenheit zu geben.

Ansäßig sind auf diesen Inseln 900 Menschen, die Hälfte derselben stammt in gerader Linie von den unglücklichen, vertriebenen Akadiern her. Jährlich treten dazu, während des Winters, 300 Franzosen, welche mit dem beginnenden Sommer wieder nach Frankreich zurückkehren, hiezu kommen noch ungefähr 300, welche nur für die Zeit des Fischfanges daselbst sind und mithin, da das Schiff eigentlich ihre Heimath ist, nicht wohl zu den Einwohnern gerechnet werden können. Alt und jung beschäftigt sich mit Fischerei, einen andern Industriezweig giebt es beinahe gar nicht, wenn man nicht etwa die paar Handwerke, welche zum Bedarf der Einwohner in den kleinen Fischerörtchen getrieben werden, hieher rechnen will.

Die Franzosen pflegen auch Neufundland zu ihren Kolonien zu rechnen, doch ist schwer einzusehen, mit welchem Rechte sie dieß thun, indem sie nur die Erlaubniß haben, zur Zeit der großen Fischerei ein paar Trockenstände daselbst zu errichten. Von Bajonne, St. Malo, Granville, St. Valleri und Dieppe, gehen alljährlich 3 — 400 Schiffe ab, welche mit 10 — 11.000 Matrosen bemannt, ungefähr $^1/_2$ Million Zentner an Stockfischen heimbringen.

In der Mitte von Amerika, in Westindien, hat Frankreich Kolonien, welche mit Einschluß seines prätendirten Antheils an St. Domingo 623 □Meilen, mit ungefähr einer halben Million Menschen, umfassen, doch ist St. Domingo mit 563 □Meilen durch den Negeraufstand daselbst gänzlich verloren und der ganze Besitz der Franzosen reduzirt sich auf die kleinern Inseln Martinique und Guadeloupe, beide zusammen 47 □Meilen mit 260.000 Menschen umfassend. — Zum Gouvernement Guadeloupe gehören auch noch die Inseln Desirade von einer □Meile, ferner die Insel Marie Galante von vier □Meilen und die Insel Gruppe les Saintes, 6 an der Zahl, zusammen 6 □Meilen; diese alle sind bewohnt von ungefähr 16.000 Einwohnern. Die Insel Martinique

zeigt, vom Meere aus gesehen, eine Bergkette, deren Gipfel sich über 5000 Fuß erhebt, der Boden ist sehr verschieden, je nachdem er sich in der Nähe der Berge oder der Ufer befindet, die erstern sind größtentheils vulkanisch, und zeigen daher an ihren Abhängen eine ungemein lebhafte Vegetation, eine auffallende Fruchtbarkeit. An den Küsten findet man häufig unfruchtbaren Sand, doch einige Stellen besonders in der südlichen Gegend der Insel, sind außerordentlich fett. Die mittlere Region ist, so klein die Insel ist, doch noch ein fast undurchdringlicher Urwald. Derselbe bedeckt den dritten Theil der Oberfläche. Seine uralten mächtigen Bäume sind durch üppig rankende Schlingpflanzen mit einander verbunden, oft so eng und dicht, daß selbst die flüchtigen Marron-Neger sie nicht zu durchdringen vermögen. Sie dienen einer Menge Schlangen und vielem schädlichen Gewürme zum Aufenthalt.

Die Bewässerung ist außerordentlich stark, von allen Bergen laufen Bäche in Menge herab, welche zur Zeit der Regen gefährlich schwellen und große Verwüstungen veranlassen. Keiner derselben ist jedoch schiffbar, und man kann auf keine Weise in das Innere des Landes eindringen. Mehre Häfen, außerordentlich sicher, gegen jeden Wind geschützt, machen die Insel zu einem wichtigen Handelspunkte.

Im Jahre 1832 wurden eingeführt, Lebensmittel und Waaren aus

Frankreich	14.175.000	Frk. —	Ct.
An gleichen Gegenständen aus andern französischen Kolonien	771.186	„ 60	„
An eben denselben Gegenständen von dem Auslande durch ausländische Schiffe . .	2.021.300	„ 81	„
Vom Auslande durch französische Schiffe	414.493	„ 87	„
	17.381.981	„ 28	„

In demselben Jahre wurden von der Insel ausgeführt, an Lebensmitteln und Kolonial-Waaren nach Frankreich . . . . . 11.691.685 „ 52 „

Nach französischen Kolonien . . .	21.888	„ 45	„
In das Ausland	623.620	„ 18	„
Wieder ausgeführt, Lebensmittel und Waaren aus Frankreich	1.329.679	„ 52	„
Vom Auslande	280.067	„ 68	„
	13.946.941	„ 35	„

Der Ueberschuß der eingeführten Waaren über die ausgeführten betrug also damals 3.485.039 Frk. 93 Ct.

Guadeloupe, ist durch einen schmalen Kanal, welchen man gewöhnlich den giftigen Salzfluß nennt, in 2 fast gleiche Theile getheilt, einer derselben ist bergigt, meistens vulkanisch und erhebt sich im Mittel

auf 2200 Fuß; ungemeine Fruchtbarkeit belohnt die Arbeiten der Pflanzer; indem der durchgängig vulkanische Boden eine lebhafte Thätigkeit zeigt. Noch im vorigen Jahrhundert, auf der Schwelle des jetzigen, erlitt die Insel großen Schaden durch den Vulkan La Soufrière, welcher 4.500 Fuß hoch ist. Ein andrer Vulkan, den man schlechtweg der große Berg nennt, und welcher sich bis auf 3000 Fuß erhebt, hat die Nordspitze der Insel gebildet. Wenn man von diesen Kegelbergen herabsteigt, findet man höchst anmuthige Gegenden, höchst fruchtbaren Boden, eine äußerst gesunde Luft, doch sehr wenig bewohntes Land, indem nur an den Küsten Niederlassungen gemacht sind. Siebzig Flüsse fallen von den Bergen ab, einige davon haben sich so tiefe Betten gewaschen, daß sie am Boden von Abgründen strömen, welche oft über 150 Fuß bis zum Grunde messen.

Die nordöstliche Hälfte von Guadeloupe, welche man Grandeterre nennt, ist beinahe ganz flach und bietet nur sehr geringe Erhöhungen, der Boden ist von unerschöpflichem Reichthume, indem zu einer Fülle von Wasser, zu einer sehr hohen Temperatur, beides den Pflanzenwuchs außerordentlich befördernd, noch ein Erdreich fast ganz allein aus vulkanischer Asche und aus verwesten Pflanzen bestehend, kommt.

Auf beiden genannten Inseln, werden alle möglichen Pflanzen der heißen Zone, theils von Natur gefunden, theils künstlich gezogen. Die Handelsgegenstände sind dieselben für beide Inseln, hauptsächlich Zucker, Branntweine, Sirup und Konfituren, Kaffee, Kakao, Gewürznelken, Chinarinde, Baumwolle, Tabak, Farbeholz, rohe Thierhäute, Schildkröten-Schaalen ꝛc.

Im Jahre 1832 betrug die Einfuhr an Lebensmitteln und Waaren

von Frankreich aus	14.579.841	Frk. 96	Ct.
Aus andern französischen Kolonien .	644.176	„ 15	„
Fremde Waaren durch fremde Schiffe .	1.693.870	„ 19	„
Durch französische Schiffe . . .	878.037	„ 30	„
	17.795.925	„ 60	„

In dem nämlichen Jahre wurde an Lebensmitteln u. Kolonialwaaren ausgeführt:

nach Frankreich	14.803.723	„ 20	„
Nach den französischen Kolonien . .	17.840	„ —	„
Nach dem Auslande	473.158	„ 42	„
Lebensmittel u. Kolonialwaaren, welche die Franzosen réexportées nennen, welche von andern Kolonien über diese Kolonie gebracht werden, französ.	1.377.443	„ 91	„
Fremde	63.469	„ 25	„
	16.735.634	„ 78	„
Demnach bleibt ein Ueberschuß von	1.060.290	Frk. 82	Ct.

Die übrigen kleinen Inseln nehmen durchgängig Theil an der Beschaffenheit der beiden großen. Auf der Insel Désirade besteht ein von den Franzosen gegründetes Hospital für Aussätzige, eine Krankheit, welche dort häufig vorkommt.

Die Bevölkerung von Martinique betrug im Jahre 1833 an freien Männern . . . . . 13.047.
An Frauen . . . . . 15.417.
An männlichen Sklaven . . . . . 50.000.
An weiblichen Sklaven . . . . . 42.874.
Jährlich wurden 913 Freie geboren und es starben 877.
Guadeloupe enthielt zu eben der Zeit freie Männer 11.049.
Frauen . . . . . 12.806.
Männliche Sklaven . . . . . 47.959.
Weibliche Sklaven . . . . . 51.505.
Geboren wurden 877, es starben 658 Freie.
Auf der Insel Marie galante waren freie weiße Leute 1560.
Freie farbige Leute . . . . . 680.
Männliche und weibliche Sklaven . . . . . 9.600.

Die ganze Bevölkerung beträgt demnach . . . 11.840.
Die Insel la Désirade hat weiße freie Leute . 300.
Freie farbige 50
und Sklaven . . . . . 900.
Die Insel St. Martin zählt weiße und farbige Leute 600.
Davon $^1/_3$ farbige, Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechts . . . . . 3.000.
Auf den Inseln les Saintes zählt man weiße, freie Leute . . . . . 400.
Freie Farbige . . . . . 100.
Männliche und weibliche Sklaven . . . . . 750.

Im südlichen Amerika besitzt Frankreich einen Theil der Guyana. Sie liegt im nordöstlichsten Winkel der ganzen Provinz Guyane, welche zum Theil den Engländern und den Holländern gehört, davon die erstern den westlichsten Theil besitzen. Nach einigen Angaben beträgt die Oberfläche 430 □Meilen, nach denen der Franzosen aber eine Kleinigkeit mehr, nämlich 5.400 französische □Meilen.

Es bedarf nun zwar nur eines Blickes auf eine Generalkarte, um sich hierüber in Gewißheit zu setzen, die Franzosen aber helfen sich sehr einfach damit, daß sie sagen, die südlichen und östlichen Gränzen seien noch nicht gehörig festgesetzt, sie dehnten sich bis zum Amazonenstrome und bis zum schwarzen Flusse (rio negro) aus. In diesem Falle ist es

leicht für die Guyana nicht nur 5000 französische, sondern 10,000 deutsche QMeilen anzunehmen.

Die Küsten gegen den Ozean bilden ein flaches aufgeschwemmtes Land, das mit dichten Wäldern von Manglebäumen bedeckt ist. Diese Bäume lieben das Meerwasser, sie senken ihre Wurzeln weit in den durchweichten Boden, und gehen über die Gränze hinaus, welche ihnen das Meer durch Ebbe und Fluth vorzeichnet. Auf solche Art sichern sie sich ihre Eroberung, indem sie den Sand, den die Fluth heranschwemmt, immerfort befestigen. Das Meer ist in diesen Küsten äußerst flach; die Ströme aber, welche, aus dem Innern des Landes kommend, sehr wasserreich und mächtig sind, waschen sich tiefe Betten, wodurch den Schiffen, welche der Küste nahen wollen, ein sicherer Weg gebahnt wird. In der Nähe der Küsten sind auch die trefflichen und fruchtbaren Ländereien, welche allein von den Kolonisten bebaut werden. Je weiter man sich von den Küsten entfernt, desto üppiger wird der ungestörte Waldwuchs, desto reicher wird die ganz unvergleichliche Vegetation, welche hier alle Pracht der tropischen Regionen entfaltet, wobei noch eine seltene Reinheit der Luft den ungestörten Genuß aller dieser Reize möglich macht, während die brasilianischen Urwälder, überaus feucht und sumpfig, es beinahe gar nicht gestatten, daß man sich in ihrem Innern niederlasse. Die Wälder umschließen 260 verschiedene Spezies von Bäumen, welche nutzbar sind, indem man theils ihr Holz, theils ihre Früchte, ihre Blüthen, ihre Rinde, ihr Laub, zu verschiedenen Zwecken verwenden kann. Der Kolonist baut alle bei Guadeloupe aufgezählte Pflanzen für den Handel; überdieß wird aus den Wäldern aufgesucht der Saft, der Balsam verschiedener Pflanzen, welche medizinische Wirksamkeit haben, wie der Kopaibalsam, ferner gewinnt man Gummi elasticum, indem man die Rinde des Ficus, von welchem er kömmt, aufritzt und kleine oder größere Gefässe von trocknem Thon unter den Riß hängt, worauf der, bald an der Luft erhärtende Saft, sie mit einer dicken Schichte der bekannten brennbaren Substanz, welche man zum Firnißen, zum Bereiten elastischer Zeuge, zum Auswischen ꝛc. braucht, überkleidet; die so erhaltene Masse hat die Form der gebrauchten Gefässe, man hängt sie nunmehr in einen leichten Rauch, wodurch sie geschwärzt werden und den eigenthümlichen Geruch bekommen, den man an ihnen kennt. Später zerschlägt man die Thongefässe und bringt die Harzflaschen dann eingepackt in den Handel. Die Beeren des Quimadou lassen sich schmelzen, und liefern ein vortreffliches Wachs, welches ganz dem der Bienen gleich benutzt werden kann. Der Mango, Mangustin und der Brodfruchtbaum aus Asien und dem stillen Meere hieher verpflanzt, gedeihen vortrefflich; der Sagobaum gibt

sein Mark zu der bekannten, sehr nahrhaften Speise her, welche jetzt künstlich aus Kartoffeln bereitet wird.

Das Thierreich zeigt eine Menge Merkwürdigkeiten. Man findet dort den bekannten amerikanischen Tiger, ein ungemein schönes Thier, den Tapir, den großen Ameisenbären, zwei verschiedene Faulthiere, einen Dammhirsch, der beinahe dem europäischen gleicht, eine Menge verschiedener Affen, welche zum Wildbrät gerechnet werden, und welche man gleich diesem schießt und bratet, wiewohl ein Affenbraten für denjenigen, der nicht daran gewöhnt ist, etwas ungemein Zurückschreckendes hat, da er gerade aussieht, wie ein gebratenes Kind. Ein sehr schöner ganz rother Affe, ferner der kleine Sapajou, gehören zu den niedlichsten Thierchen, welche man, wie bei uns, zum Vergnügen im Hause hält. Man findet ferner in der Guyane eine Tigerkatze, welche dem zahmen Geflügel sehr gefährlich ist, eine Art von Wildschwein, nicht so groß wie das europäische, den Aguti, ein Thier von der Größe unseres Hasen, den Agustie, ein Thier, welches unserem Meerschweinchen gleicht und trefflich zum braten sich eignet, den Bac oder die amerikanische Ratte, von der Größe unserer Spanferkel, von sehr gutem Geschmacke, das Gürtelthier, dessen einziger Schutz ein knochiger Panzer, und die Fähigkeit, sich wie eine Kugel zusammen zu rollen, und das gleichfalls gegessen wird. Man findet ferner eine Menge Schildkröten, welche als Hausthiere gehalten werden, und deren Fleisch man als große Delikatesse speist; sowie beinahe alle europäische Hausthiere, doch alle mehr oder minder entartet, durch das Klima verändert. Nicht minder zahlreich ist das Geflügel, sowohl das zahme, als das wilde, und es wird nicht so häufig von gefährlichem Räubervolke heimgesucht, indem die mächtigen Geier, der Kondor und andre, mehr den Andes auf der Westküste von Südamerika, als den niederen Vorbergen auf der Ostküste angehören.

Besonders merkwürdig sind die Horos, die Papageien, die Kolibris, wegen ihres wunderschönen Gefieders, von den letztern zählt die Guyane 15 verschiedene Spezies, der Tukan mit dem mächtigen Schnabel, der so groß ist, wie der ganze übrige Körper, der Honigkukuk und viele hundert verschiedene andere Vögel, bevölkern die Wälder dieses Landstriches.

Die Flüsse sind überaus zahlreich mit Fischen besetzt und im Meere finden sich alle den Tropen angehörigen Seethiere, unter andern auch die Meerschildkröten, welche bis zu der Größe oder Schwere von 3 Zentnern gelangen. Ihr Fleisch ist vortrefflich, ihre Schale ist aber unbrauchbar. Die kleinen Seen und Dümpel sind mit dem merkwürdigen Thiere besetzt, das man Zitteraal nennt (gymnotus electricus). Das Thier hat die Gestalt unseres Aales, doch erreicht dasselbe mitunter die Größe von 6 Fuß; in seinem Innern hat es einen höchst merkwürdigen, elektrischen

Apparat, mittelst dessen es im Stande ist, heftige elektrische Schläge zu geben. Das Thier ist eine beliebte Speise, kann aber wegen dieser Eigenschaft nur mit Lebensgefahr gefangen werden, denn die Schläge sind von einer solchen Kraft, daß ein Mensch, der einmal einen solchen empfunden, auf keine Weise zu bewegen ist, sich demselben zum zweitenmale auszusetzen. Man sucht sich daher derselben auf eine eigenthümliche Art zu bemächtigen. Eine Schaar von wilden Pferden wird in den kleinen See gejagt, die Zitteraale werden unruhig, drängen sich an diese Thiere und entladen sich ihrer elektrischen Kraft, wenn dieses wiederholt geschehen ist, so erschöpfen sie sich nach und nach, und endlich kann man sie ohne Gefahr fangen und anfassen. Die Pferde aber, welche zufällig durch mehre Fische hintereinander mit voller Kraft geschlagen worden sind, werden für einige Zeit betäubt und völlig unbrauchbar, ertrinken nicht selten in dem kleinen Gewässer, dessen Boden sie mit den Füßen erreichen können, oder sterben später an den Folgen der zu heftigen Erschütterung. Unter den Reptilien ist die Klapperschlange besonders gefährlich und gefürchtet, weil sie leicht gereizt, durch einen höchst giftigen Biß verwundet, der immer tödlich wird, wenn man nicht augenblicklich das verletzte Glied vom Körper löst, eine Operation, welche die Wilden und die Neger iederzeit an sich selbst verrichten, indem sie den verwundeten Fuß, die verletzte Hand auf einen Klotz legen, und sie mit dem eisernen oder wohl gar steinernen Beile, das sie stets bei sich tregen, abhauen. Minder gefährlich, doch von Ansehen weit furchtbarer, ist die Riesenschlange, ein Unthier, das nicht selten 35 Fuß Länge erhält, und dann im Stande ist, ein junges Reh zu verschlingen, der Mensch hat beinahe niemals etwas von ihr zu befürchten. Eine Menge andrer kleiner, mitunter höchst giftiger Schlangen, hat ihren Aufenthalt in den feuchten und warmen Thälern der Urwälder, sie sind den armen Wilden, welche immer mit bloßen Füßen gehen, höchst gefährlich, den Europäern sind sie es bei weitem weniger, weil diese sich durch hohe Stiefel schützen können. Unter den Eidechsenarten giebt es einige, welche gegessen werden. So der große Leguan, welcher bei dem abschreckendsten, widrigsten Aussehen, das köstlichste Fleisch hat. Die Flüsse sind nicht selten von Kaimans bevölkert. Krokodille, viel gefährlicher als die afrikanischen, weil sie behender, beweglicher sind. Es ist eine Fabel, daß sie nur 4 Fuß lang werden, sie erreichen beinahe die Größe der Krokodille des Nils, sie werden 18 bis 20 Fuß lang. Man sagt, daß, wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben, sie jedes andere verschmähen, doch selbst wenn dieses nicht wahr sein würde, ist man mit ihnen übel daran, sie fassen die Thiere, welche zur Tränke kommen, bei der Schnauze und ziehen sie unter das

Wasser, um sie zu ersticken, worauf sie sie erst verzehren, ja sie kommen auf das Land unter die Heerden und suchen sich dort ihre Beute aus.

Mit einer beispiellosen Kühnheit gehen die Wilden zu ihrem eigenen Vergnügen, und die Neger gegen eine kleine Belohnung, auf die Jagd gegen diese Ungeheuer. Ihr sehr einfacher Apparat besteht in einem langen Strick und in einem Keil, welcher gestaltet ist wie ein Doppelkegel, dessen beide Grundflächen an einanderstoßen. Um diesen dicksten Theil ist der Strick geknüpft, die beiden Enden des Keiles sind scharf zugespitzt. Der Wilde nimmt den Keil und ein flatterndes Huhn in die linke Hand, schwimmt, wenn er das Krokodill erblickt, unter Wasser auf dasselbe zu, indem er nur die linke Hand mit der Lockspeise emporhält, über die Wasserfläche ragen läßt. Die Stellung der Augen am Obertheile des Kopfes, gestatten dem Unthier nicht unter sich zu sehen, daher es den Schwimmer nicht, wohl aber die dargebotene Beute erblickt, darauf zufährt und darnach schnappt. In diesem Augenblick dreht der Jäger den flachgehaltenen Keil um, so daß er senkrecht steht, und seine beiden Spitzen sich in den Ober- und Unterkiefer des mit voller Kraft zubeißenden Thieres, einsenken. Nunmehr erhebt sich der Schwimmer über das Wasser und eilt dem Ufer zu, das gefangene Ungeheuer hinter sich herziehend; hier wird es dann mit Knitteln und Keulen todtgeschlagen, was bei der zähen Lebenskraft desselben, immer eine Arbeit von mehren Stunden ist. So muthig der amerikanische Wilde auf das Krokodill und auf den Tiger losgeht, so unbesiegbar ist seine Scheu vor den Schlangen, er flieht dieselben, wo er sie erblickt, und man würde sich ganz vergeblich bemühen, ihn zu bewegen, selbst durch die größten Belohnungen, sich solch einer Kreatur zu nähern.

Der Insekten giebt es eine zahllose Menge, unter ihnen sind einige sehr schädliche, besonders sind die sogenannten Sandflöhe gefürchtet. Diese Thiere, besonders denjenigen Leuten gefährlich, welche mit bloßen Füßen gehen, also den Negern und den Wilden, bohren sich, ohne daß man etwas davon bemerkt, unter den Nagel des Fußes ein. Hier verursachen sie durchaus kein Gefühl, welches ihre Anwesenheit verriethe, bis nach einiger Zeit ein unerträgliches Jucken und bald darauf ein eben so fürchterlicher Schmerz die Entwicklung der Brut dieses kleinen Thieres anzeigt. Es bleibt in der Regel kein Mittel, sich von dem lästigen Gaste zu befreien, als das Ausschneiden von oben her, d. h. durch Hinwegnehmen des Nagels; unterläßt man dieses, so ist nicht selten der Brand eine Folge der Vernachläßigung. Auch der Fadenwurm ist ein höchst gefährliches Thier, sein Name entspricht seinem Aussehen, man möchte ihn für einen gebleichten Leinenfaden halten. Er sitzt in der Muskel-Substanz der untern Extremitäten, wird 12 Fuß lang und verhält sich mitunter

Monate lang ganz ruhig, so daß man nichts von seiner Anwesenheit weiß, bis er irgend ein Nervenende trifft oder umschlingt, dann verursacht er Schmerzen, welche sich bis zum Wahnsinn steigern sollen. Auch hier kann man durchaus nichts thun, als sich einer Operation unterwerfen, worin die Negerweiber von Süd-Amerika sehr geschickt sind. Man erweicht durch Umschläge die Stelle, an welcher man den Wurm bemerkt, dann macht man einen Einschnitt und sucht denselben mit einem Zängelchen zu erfassen, er wird nunmehr auf ein Stückchen Holz gerollt, doch muß dieses mit der größten Vorsicht geschehen, damit er nicht abreiße. Geschieht dieses, so schlüpft der Wurm in die Tiefe zurück, stirbt daselbst ab, und gewöhnlich folgt der Brand, wohl gar der Tod, wenn man nicht schnell das Glied abschneidet. Es dauert daher diese Operation viele Tage lang, nicht selten über einen Monat, damit der Wurm Zeit habe, immer wieder nachzurücken, wie man ihn herauszichet. Auch die Musquitos, Mücken von solcher Kleinheit, daß die in Europa heimischen dagegen wie Riesen erscheinen, sind böse Gäste, wenn sie auch nicht in solcher Menge vorhanden sind, daß ein Schiff, worauf sich eine Wolke niedergelassen, sich bemerklich senkte, wie ein berühmter Reisender erzählte, so sind ihrer doch genug, um Menschen und Thiere, durch ihren höchst schmerzhaften Stich zu tödten. Man schützt sich gegen dieselben, theils durch Zugwind in welchem sie sich nicht erhalten können, theils durch Tabakrauchen, was in Amerika Männer und Frauen unaufhörlich thun, Nachts aber dadurch, daß man seine Betten mit Gace-Schirmen umgiebt, welche wohl Luftwechsel zulassen, sonst aber von allen Seiten, so dicht verschlossen sind, daß keine Mücke in das Innere dringen kann. Der Stich dieses kleinen Thieres ist ungemein schmerzhaft, es scheint, als lasse dasselbe einige von den feinen Stacheln in der Wunde zurück, und als verursachten diese das Brennen und das schmerzhafte Aufschwellen der verwundeten Stelle. Gefährlich sind auch noch die riesenmäßigen Buschspinnen, von sehr dickem Leibe, von langen, starken, dickbehaarten Füßen, mächtig genug, um einen kleinen Kolibri zu fangen und zu würgen, wie unsere Spinnen eine Fliege fangen. Der Biß dieser Thiere soll sogar für den Menschen nicht ohne Gefahr sein. Nicht minder merkwürdig, doch bei weitem nicht so gefährlich, ist die Ausstattung dieses Landes mit andern Insekten, besonders mit Schmetterlingen und Käfern, von den allerglänzendsten, prächtigsten Farben. Viele der Letztern haben auf ihren harten Flügeldecken ein Email von reinstem Metall- oder Edelsteinglanz, so daß man glauben möchte, die Flügel seien mit der größten Kunst aus kleinen, farbigen Steinen zusammengesetzt. Die breiten Flügeldecken der Schmetterlinge sehen aus, als wären sie von Sammt oder glänzendem Atlas, es giebt keinen schönern Anblick, als der, den solch ein Thier gewährt, wenn man dasselbe

im Sonnenscheine spielen sieht, wie denn überhaupt die Natur in jenen Gegenden mit den glänzendsten Farben malt, und damit ungemein verschwenderisch umgeht.

Der Mineralreichthum dieses Landes ist wahrscheinlich außerordentlich groß, doch kennt man denselben noch nicht genau genug, indem die Pflanzer selbst auf keine Weise sich mit dem Bergbau befassen, andere Leute als diese aber keine Gelegenheit dazu fanden. Man glaubt nicht bezweifeln zu dürfen, daß edle Metalle, vorzugsweise Gold in den Bergen versteckt ist, doch selbst dieses hat die Habsucht der Bewohner noch nicht so gereizt, daß sie versucht hätten, darnach zu graben.

Die Bevölkerung dieser Kolonie besteht, wie die aller europäischen in Amerika, aus Europäern und aus Schwarzen, die erstere, bei Weitem die geringere Anzahl, sind die Herren, die andere sind Sklaven, das Land überhaupt ist ungemein schwach bevölkert, man glaubt freie Männer 1.880, und Frauen 1.890 zählen zu dürfen, welche 10.213 männliche und 8.890 weibliche Sklaven hatten; in Städten und Dörfern waren davon vereinigt 5.580 Einwohner, worunter 3.400 Sklaven, die übrigen lebten auf einzelnen ländlichen Wohnungen auf Pflanzungen zerstreut. Die Anzahl der eingebornen Amerikaner, auch nur Annäherungsweise zu geben, scheint beinahe unmöglich; ersteres, weil ihre Wohnsitze niemals so fest sind, daß sie, nicht fragend nach politischen Gränzen, nach der holländischen Guyana oder nach Brasilien selbst übergeben, wenn es ihnen gelegen ist; zweitens, weil es wirklich unmöglich scheint, die einzelnen Stämme, wollten sie sich auch an die Gränzen binden, aufzusuchen. Die Franzosen nehmen in Pausch und Bogen, 20.000 an.

Es kann nicht mein Zweck sein, hier eine Beschreibung dieser wilden Völkerstämme zu geben, dieselbe muß man bei Amerika suchen, daher nur soviel, daß die Wilden im Allgemeinen von einem viel bessern Naturel sind, als man ihnen gewöhnlich zuzuschreiben pflegt, und daß wohl die Europäer selbst Schuld an der Verderbtheit derselben sind, welche sich am Ende darauf beschränkt, daß sie sich für erlittene Beleidigungen rächen, etwas, das wir finden können, ohne soweit zu gehen. Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeil und Keile; die erstern wissen sie vortrefflich zu führen, und verfehlen damit nur selten ihr Ziel. Seitdem sie die Bedürfnisse der Europäer kennen gelernt haben, kommen sie häufig nach den Städten, um die Produkte des Landes zum Verkaufe zu bringen. Sie erscheinen dann gewöhnlich in ihrem höchsten Schmucke, dieser besteht in einem Ledermantel und einer Mütze von glänzenden Federn verschiedener Vögel, und in einem über den ganzen Körper gehenden rothen Anstrich von Arrow, welcher zwar sehr übel riecht, sie jedoch gegen den Insektenstich schützt. Diese sprechen meistentheils ein gebrochenes

Französisch, und unterhalten sich gerne mit den Weißen, vor denen sie ohne Scheu, ihre einfachen oder sonderbaren Sitten entfalten.

Der Handel der Kolonie ist sehr viel unbedeutender, als der auf den westindischen Inseln, alles was von Frankreich oder dem Auslande, von französischen oder fremden Schiffen eingeführt wird, beläuft sich auf 1.715.100 Franken. Alles, was auf dieselbe Weise von der Kolonie nach Frankreich oder andere Länder, durch französische oder fremde Schiffe ausgeführt wird, beläuft sich fast ganz genau auf dieselbe Summe; nämlich auf 1.709.842 Franken.

Die neueste Zeit hat die Franzosen mit einer Kolonie in Afrika beschenkt, welche von Bedeutung zu werden scheint. Das ist Algier. Der von den Franzosen besetzte Landstrich geht vom vierten Grad westlicher bis zum sechsten Grad östlicher Länge, oder von Oran bis Tabaska. Allerdings haben sie hier Konstantina mitgerechnet, welches noch nicht erobert ist, ja vor welchem sie nach beschwerlichen Märschen und vergeblichen Demonstrationen mit Schimpf abziehen mußten; doch ist der Küstenstrich von 200 französischen Meilen wirklich besetzt, und wenn auch dem Innern des Landes zu, nach dem Atlas, eine Menge unbezwungener und vielleicht um ihrer Lage willen, unbezwingbarer Völker wohnen, so ist doch die Kolonie von hinlänglicher Bedeutung, um von den Franzosen festgehalten zu werden. Obwohl umringt von Sandwüsten, ist das Land fruchtbar genug, um des Anbaues werth zu sein; besonders sind die Berge, welche sich der Atlaskette nähern, von ungemeiner Fruchtbarkeit. Nicht unbedeutend ist auch die Zahl der Flüsse, Bäche, welche von denselben herab dem Meere zuströmen und das Land bewässern. Noch viel größer ist freilich die Zahl derjenigen, welche sich im Sande verlieren oder sich zu kleinen Seen gestalten, deren Oberfläche sich nicht weiter vergrößert, da die hohe Temperatur die Verdunstung ungemein begünstigt, und durch diese des Wassers so viel hinweggeführt wird, als die ohnedieß nicht starken Quellen den Seen zuführen.

Das Klima ist außerordentlich heiß, doch gesund und in der Meergegend sogar angenehm. Das Wetter ist von einer solchen Beständigkeit, daß die Schwankungen des Barometers nicht mehr als einen Zoll und drei Linien betragen, während sie in unsern Gegenden das Doppelte erreichen. Die Regenzeit beginnt im Oktober und dauert bis zum April, während welcher Zeit die Wassermenge, welche sich niederschlägt, über 40 Zoll beträgt, d. h., wenn all der Regen, welcher auf einem Quadratfuß Oberfläche, während des Laufes dieser Zeit gefallen ist, aufgesammelt würde, so würde die Höhe der Wassersäule, vorausgesetzt, daß man durch Verdunstung nichts verloren hätte, über 40 Zoll betragen. Dieses ist sehr bedeutend, und wenn der Regen besser vertheilt, die ganze Masse

nicht in ein halb Jahr zusammengedrängt wäre, so würde man Algier kein dürres, trockenes Land nennen können.

Das Thierreich hat manches Eigenthümliche. Die Hausthiere sind aus anderer Rasse, als die europäischen, die Rinder beträchtlich kleiner, die Schafe ausgezeichnet durch einen auffallend langen Schwrif, welcher in einem Fettklumpen endigt, der, bei den sonst das Fett scheuenden Morgenländern, für eine der höchsten Delikatessen gilt. Pferde und Maulthiere sind ungemein schön. Die Rosse der Barbarei haben einen nicht zu besiegenden Muth, eine unglaubliche Ausdauer, ihre Leichtigkeit ist so groß, daß sie durch die tiefen Sandwüsten dahinjagen, als ob sie auf festem Boden giengen; das Einzige, was man an ihnen tadelt, ist, daß sie nicht die rechte Höhe für die Kavallerie haben; allein sie sind ja nicht für die europäische Kavallerie geschaffen, und für die kleineren und leichteren Menschen der Barbarei erscheinen sie vollkommen proportionirt. Es ist sonderbar, daß der eitle Mensch überall sich als das Maaß der Dinge betrachtet, und gleich sagt: sie passen nicht, wenn sie ihm nicht passen. Die Maulthiere sind von ungemeiner Größe und Stärke, und werden häufig als Lastthiere gebraucht, noch häufiger aber bedient man sich zu solchem Zwecke der Kamele und Dromedare, welche in ungemeiner Menge vorhanden sind. Die leichtgläubigen Franzosen hatten sich von ganzen Löwenheerden, welche das Land durchstreifen sollen, erzählen lassen. Bis jetzt hat man noch keine gesehen, wiewohl im Atlas viele zu Hause sind.

Die Meeresgegenden und die Hügel, welche dieselben begränzen, sind mit einer reichen Vegetation bedeckt, man findet hier alle Pflanzen, welche in den südlichsten Theilen von Europa fortkommen, einheimisch. Mirthen, Lorbern, Orangen, Zipressen, Oelbäume scheinen hier ihre Heimat zu haben, Ajaven, Kaktus mancher Art und Palmen kommen gleichfalls vor; doch liegt die eigentliche Heimat der letztgenannten Pflanzen noch jenseits des Atlas, und dort erst gedeihen die Datteln in größerer Menge, dort erst gelangen sie zu der Vollkommenheit, in welcher sie als eine höchst köstliche Frucht geschätzt werden. Die Obstsorten des Nordens kommen übrigens wie begreiflich dort gar nicht fort. Kirschen, Pflaumen, Aepfel könnte man nur in den höhern Regionen des Atlas suchen; hier kommen denn wirklich wilde Kirschen, die man in Deutschland Weichseln nennt, vor; doch ist eigentlich Persien das Land, dem sie angehören, wie wohl auch hier ihr Holz den bekannten, lieblichen Rosenduft hat, und deßhalb auch hier zu Pfeifenröhren gebraucht wird.

Von dem Mineralreiche weiß man soviel wie nichts; doch hat man in dem Bereiche der Regentschaft Minen von Eisen, Blei und Zinnober entdeckt, welche viel versprechen, wenn man einmal dazu kommen wird, sie gehörig zu bearbeiten.

Es ist schon längst die Zeit vorüber, in welcher man Algier gleich einem neuen Eldorado betrachtete. Das Land hat viel Schönes, doch scheint es noch vielmehr Trauriges, dem Sinne des Europäers nicht Zusagendes, zu haben, und die Unglücklichen, welche, wie man sagt verlockt durch die französische Regierung, die das Land um jeden Preis bevölkern wollte, und deßhalb Kolonisten aufforderte, dahingegangen sind, fanden ihre Erwartungen durchaus getäuscht, und kehrten elender zurück, als sie gegangen waren. Warum übrigens Afrika nicht eben so gut sollte kolonisirt werden können, wie Amerika kolonisirt worden ist, läßt sich nicht wohl einsehen; sollten allein klimatische Unterschiede die Sache unmöglich machen, so hätte man vollkommen Recht zu fragen: warum denn Amerika, welches wo möglich noch größere klimatische und Temperatur-Unterschiede darbietet, von Europäern kolonisirt werden könne.

Die Bevölkerung der Regentschaft Algier wird von dem Journal des Sciences militaires angegeben, wie folgt:

Mauren und Araber	1.200.000
Araber, welche unabhängig sind, während die obengenannten entweder Handwerker oder Ackerbauer zu sein pflegen	400.000
Berbern oder Kabylen, die eigentlichen Stamm- und Urbewohner des Landes	200.000
Juden	30.000
Türken und Renegaten	20.000
Kolouglis	20.000
Zusammen	1.870.000

Hiezu kommt nun noch die Okkupations-Armee, deren Stand wechselt. Zur Eroberung schifften sich ein 38.000 Menschen und beinahe 4.000 Pferde. Außer diesem Heere und dem zur Administration gehörigen Personal befanden sich vor einigen Jahren in Algier:

Franzosen	1.950
Engländer	430
Spanier	1.052
Sardinier	281
Deutsche	234
Toskaner	70
Neapolitaner	36
Zusammen	4.053

Der allerneueste Zustand der Dinge hat nicht ermittelt werden können.

Der Handel ist bis jetzt noch nicht bedeutend, doch scheint es, als sei der Zustand für Frankreich überhaupt vortheilhaft, indem die Administrationskosten nicht so bedeutend sind, als die Abgaben, welche in den Schatz von Frankreich fließen.

Noch andere Kolonien hat Frankreich in Afrika, unter diesen ist jene am Senegal die wichtigste. Durch den Friedensschluß von 1814 hat Frankreich das Recht, sich vom 21ten Grad bis zum 8ten Grad nördlicher Breite auf der Westküste von Afrika niederzulassen; allein der Raum, den die französische Niederlassungen wirklich einnehmen, ist sehr viel unbedeutender und beschränkt sich auf einige Inseln am Ausflusse des Senegal und auf geringe Stücke des festen Landes, welche von Pflanzern bebaut werden.

Der zweite Punkt von Wichtigkeit ist die Insel Goree, südlich vom grünen Vorgebirge mit Einschluß der Küste von der Bai von Joff bis nach Albreda an der Gambia. Drei mächtige Ströme bewässern dieses Land, zwei davon sind bereits genannt, und der dritte ist der Riogrande. Diese alle haben ihren Ursprung tief im Innern des Landes, und wären deßhalb ganz geeignet, Hauptstraßen abzugeben, auf denen man dahin dringen könnte, wohin zu gelangen bis jetzt alle Gelehrten, alle Forscher, alle Kaufleute vergebens versucht haben, obwohl das Land, so für die naturhistorischen Forschungen der einen, als für die Geld- und Handels-Spekulationen der andern vom höchsten Interesse wäre. Leider aber scheint die Eifersucht anderer Nationen, der Engländer wie der Araber, solches zu hintertreiben, als auch die Natur selbst, dem weitern Vordringen bedeutende Hindernisse in den Weg zu legen; indem diese Flüsse durch sehr starke Zuströmungen bereichert, einmal die Ufer weit überschwemmen, ein andermal den Lauf des Hauptflusses, die Beschaffenheit seines Bettes so verändern, daß jeder Versuch, dieselbe zu studiren und für die Schifffahrt zugänglich zu machen, vereitelt wird; noch überdieß haben die Hauptströme in der trockenen Jahreszeit kaum 2 Fuß Wasser, was denn freilich nicht genug ist, um Schiffe zu tragen, die mit vielen Menschen und mit Waffen zur Vertheidigung versehen sind.

Das Thierreich zeigt eine außerordentliche Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, und Frankreich kann sagen, es besitze Löwen und Elefanten in seinen Gränzen. Die Unze, die Tigerkatze, und alle Raubthiere der heißen Zone sind dort so gemein, wie im Innern von Frankreich Wölfe und Füchse. Es kommen ferner die schlanken Gazellen, Hirsche, Dammhirsche, Büffel, wilde Schweine vor, welche von ungewöhnlicher Größe und Stärke sind, die beiden letztgenannten kämpfen nicht selten mit Glück gegen die Raubthiere. Der Büffel hat zwar für den Kampf ungeschickt gestaltete, an der Stirne flachliegende Hörner, doch

ist sein Genick so mächtig stark, daß er mit den aufwärts stehenden Spitzen der Hörner den Löwen zerreißt, leichtere Thiere in die Luft wirft. Die Hausthiere sind von Europa dorthin eingeführt; die Esel sind stark und von schöner Rasse; die Pferde dagegen klein und unbedeutend, sie scheinen auch nicht Europa anzugehören, sondern dort geboren zu sein, wie man ja auch überhaupt in Afrika viele Pferde findet; eigentlich europäische Pferde sind selten, und stehen außerordentlich hoch im Preise, man bedient sich daher auch fast nur der Ochsen als Zugvieh. Diese sind ebenfalls ungemein stark und sehr schnell. Dressirte Ochsen, d. h., bereits zum Ziehen und zum Reiten abgerichtete, werden mit dem geringen Preise von 50 Franken bezahlt, junge oder nicht dressirte Thiere kosten kaum die Hälfte; noch billiger sind sie im eigentlichen Innern des Landes; denn die angeführten Preise gelten für das Fort Louis, die Hauptstadt der französischen Besitzungen am Senegal. Auch Ziegen mit sehr feinem Haare und Schaafe mit ziemlich brauchbarer Wolle bringt das Land hervor; ferner gehören noch zu den Hausthieren das Kameel, und das Schwein. Der Vögel giebt es außerordentlich viel, höchst interessante und höchst verschiedene Species. Die französischen Naturforscher haben Prachtwerke herausgegeben, deren Durchblättern mit Erstaunen erfüllt. Form, Farbe, Zeichnung dieser Thiere ist so bunt, so mannigfaltig, so auffallend schön, daß die lebhafteste Fantasie nichts Anmuthigeres erfinden könnte. Einer der merkwürdigsten Vögel ist der fliegende Strauß, eine Varietät des bekannten Vogels, der, wie man weiß, nicht fliegt, sondern nur läuft. Die am Senegal wohnende Varietät hat länger gestreckte Flügel, und vermag sich wie unsere schwerfälligen Gänse durch heftiges Schlagen mit denselben ein wenig vom Boden zu erheben; er wird nicht sowohl um seiner Federn, als um seines höchst schmackhaften Fleisches willen, gefangen. Es ist eine Fabel, daß er ein erhöhtes, piramidenförmiges Nest baut, und stehend die Eier ausbrütet, im Gegentheil besteht sein Nest in einer bloßen Vertiefung im Sande. Vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange überläßt der Vogel das Geschäft des Brütens dieser mächtigen, belebenden Mutter der Erde, nur Nachts und schlafend findet man den Strauß auf dem Neste; man kann ihn leicht schießen, doch thut man es nicht gerne, indem man die Federn schonen will. Die Araber jagen ihm auf ihren flüchtigen Pferden mehre Stunden nach, bis er ermüdet, nicht mehr weiter kann, und dann mit Knitteln todtgeschlagen wird; man sucht ihm auch wohl eine Schlinge um den Kopf, oder einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen; auch fängt man ihn durch List, indem man sich in eine Straußenhaut verhüllt dem schlafenden Thiere naht. Die Jagd ist jedoch gefährlich, weil ein Flügelschlag genug ist, einem Menschen die Brust aufzureißen,

indem er an den Flügelspitzen, gleich mehren Vögeln, einen gewaltigen, hornartigen Fortsatz, eine wahre Klaue hat. Auch ein Schlag von seinem sechs Schuh langen Beine, das die Dicke eines starken Mannsarmes hat, kann augenblicklich tödten. Der Strauß erreicht eine Höhe von 10 Fuß; in Paris, in Berlin und in Hamburg stehen die größten Exemplare. Der Pelikan, der Adler, eine Menge verschiedener Paradiesvögel, Bienenfresser, bevölkern die Wälder. Ein Honigkukuk soll durch sein Geschrei die Jäger aufmerksam auf die Nester wilder Bienen machen. Diese nehmen dann den Honig hinweg und geben dem Vogel, welcher ihnen die Beute verrathen, etwas davon ab, doch niemals so viel, daß er genug hat, worauf er dann sogleich fortfliegt und ein anderes Nest aufsucht, das er wiederum durch sein Geschrei den Leuten anzeigt.

Die Flüsse sind nicht nur von unglaublich vielen Fischen bevölkert, sondern auch von dem höchst gefährlichen Krokodill und von dem ungeheuren Hippopotamus (Nilpferd). Das Museum in Frankfurt besitzt ein solches mächtiges Thier, das an Größe und Ungeschicklichkeit dem Elefanten nicht viel nachgiebt. Das mächtige Gebiß dient ihm nicht sowohl zur Vertheidigung als zum Entwurzeln der Bäume und Gesträuche. In den Sumpfgegenden findet man auch das Rhinoceros, kleiner als das Nilpferd und der Elefant, doch ein höchst gefährlicher Feind beider Thiere. Oft vereinigen sich sechs Elefanten zum Kampfe gegen ein einziges Nashorn, und dieß letztere geht als Sieger davon. Die Schläge, welche der Elefant mit seinem Rüssel giebt, scheint das Nashorn nicht zu fühlen, wohl aber fühlt ganz unbezweifelt der Elefant den aufgeschlitzten Leib, indem das Nashorn stets mit niedrig gehaltenem Kopf seine furchtbare Waffe unter die Weichen des Elefanten bringt, und durch einen einzigen Druck, den mächtigen Gegner wehrlos niederwirft, und den Raubthieren überläßt, sich noch bei lebendigem Leibe in seine Haut zu theilen.

Alle Arten von Reptilien, unter diesen die größten und gefährlichsten, die 66 Fuß lange Riesenschlange und eine Menge anderer, deren Biß höchst giftig ist, bewohnen die sumpfigen Gegenden. Der moderne Vampirismus, welchem Frankreich huldigt, macht für dasselbe den Handel mit Blutegel zu einem sehr wichtigen Gegenstande, sie lassen bekanntlich diese Thiere mit Extrapost aus Ungarn und Siebenbürgen kommen. Der Senegal und die Flüsse und Bäche, welche demselben zuströmen, wimmeln von diesen, den Badenden sehr ungelegenen Gästen; daher die Franzosen versucht haben, ob sich diese, hier sehr wohlfeilen Thiere nicht zu Schiffe nach Frankreich bringen lassen, wie man sie schon seit langer Zeit nach den Antillen spedirt, und es werden wirklich die Seehospitäler jetzt mit Blutegeln vom Senegal versorgt.

Das Pflanzenreich bietet gleiche Merkwürdigkeiten dar. Hier findet man die Kolosse der Pflanzenwelt, die riesigen Boababs (Adansonia digitata) welche vielleicht die größte Ausdehnung erreichen, die irgend ein Körper der Pflanzenwelt bekommen kann. Man hat Bäume von 27 Fuß im Durchmesser gefunden, ja es soll deren noch größere geben; sie erreichen eine Höhe von 80 Fuß, die Zweige beugen sich zur Erde nieder, und bilden einen Wald von ein paar hundert Fuß Durchmesser. Als der venetianische Seefahrer Cadamosto im Jahre 1456 die Inseln des grünen Vorgebirges und die Westküste von Afrika untersuchte, da fand er am grünen Vorgebirge zuerst den ungeheuren Boabab, der 17 Ellen oder 36 Fuß Durchmesser hatte. Adanson berechnete das Alter dieses Baumes nach Exemplaren, welche er selbst gesehen hat, die damals sechs Fuß Durchmesser hatten, und von denen Tevet schon im Jahre 1555 spricht. Nun vermuthet Adanson, daß diese Bäume damals 3 — 4 Fuß Durchmesser hatten, daß sie also im Laufe von 200 Jahren um 2 — 3 Fuß Dicke zugenommen. Hieraus schließt er, daß der Baum in 550 Jahren 10 Schuh, in 1050 Jahren 14 Schuh, in 2800 Jahren [illegible] Schuh, in 5150 Jahren 30 Schuh in die Dicke wachse, Bäume von 27 Fuß Durchmesser haben also ein Alter von 4280 Jahren, und wenn Nimrod an den Senegal gekommen wäre, so könnte er dieselben gepflanzt haben und Abrahams Inschriften könnten wir sehr wohl lesen, denn der Baum müßte zu seiner Zeit schon 2 — 3 Fuß Durchmesser gehabt haben. Ein Baum von 36 Fuß Durchmesser wäre schon über 7000 Jahre alt, mithin viel älter, als die Erde, nach der mosaischen Urkunde.

Am Senegal wächst ferner der ächte Gummibaum, die eigentliche, feingefiederte Akazie, die Weinpalme, aus deren Saft die Neger sich ein berauschendes Getränk bereiten; der Ebenholzbaum, dort wächst die Sinnpflanze, deren Blätter sich bei der Berührung bewegen, und wie schmerzempfindend zusammenziehen, dort wächst die al Henna, mit deren Saft die Neger sich überaus reizend schmücken, indem sie sich Nägel und Hände orangegelb färben.

Das Mineralreich scheint keine große Zahl von verschiedenen Species darzubieten, das Land ist flach oder sumpfig, man hat daher nirgends Bergwerke, auch findet man nicht einmal Bausteine und bedient sich deßhalb durchgängig der Ziegel; nur eine einzige Bank von buntem Sandstein ist entdeckt worden, und diese hat nur einige Zoll Mächtigkeit; dennoch wird sie bearbeitet und man bedient sich der gefundenen Steine zum Bauen.

Der Handel beschränkt sich nach Angabe der Franzosen, fast ausschließlich auf Reis und Gummi; der erstere wird in den Sumpfgegenden gebaut und erreicht eine ungemeine Vortrefflichkeit, der andere wird

in den Wäldern aufgesucht. Die Neger bringen denselben in Körben, aus Palmblättern, zu den Niederlassungen der Franzosen, woselbst er gegen Kunstprodukte vertauscht wird; die Franzosen liefern Flinten, Pulver und Blei; ferner Tabak, Branntwein, Korallen, Leinwand, Glassachen, Eisen, Mehl, Bernstein ꝛc. Nebenzweige des Handels liefern auch noch Elfenbein, Goldstaub, Büffelhörner, Schildkrötenschaalen, Leder, Wachs, Bauholz. Man glaubt, daß das Gesammtkapital der Kaufleute, welche nach dem Senegal handeln, sich auf 12 Millionen Franken belaufe. So groß nun auch der Vortheil erscheint, indem sie für eine Flinte, welche in Lüttich 10 Franken kostet, in Senegal zwei Elfenbeinzähne, ein jeder von einem Zentner, eintauschen können, und diese in Paris mit 400 Frk. bezahlt werden, so sind doch auch wieder die Kosten der Hin- und Herfahrt, des Aufenthaltes, der Administration so bedeutend, daß die Größe des Gewinnes sich merklich verringert, und von dem 80fachen vielleicht auf das $1\frac{1}{2}$fache reduzirt. Etwas, was die Franzosen gerne verschweigen, und das ihrem Kaufmannsstande keine große Ehre macht, ist der Sklavenhandel. Dieser beschäftigt insgeheim noch immer viele Leute und wird mit um so mehr Eifer betrieben, als er strenge verboten wird, indem sich gerade dadurch der Profit um ein höchst bedeutendes vermehrt. Jeder Sklave kostet doppelt so viel, als in früherer Zeit, jedem derselben wird halb soviel Raum gegeben, als in früherer Zeit, wodurch der Transport sehr viel weniger Kosten macht. Der ganze Gewinn, den die Menschenfreunde also für die armen Sklaven errungen haben, beschränkt sich auf den nicht eben sehr hoch anzuschlagenden, daß die Unglücklichen noch etwas mehr gequält werden, als sonst.

Die ganze Bevölkerung der Senegalkolonie betrug im Jahre 1832 14.404, wovon 6726 Männer und 7678 Frauen.

Zu St. Louis wohnen freie Weiße und Farbige .	2.095.
Sklaven	7.045.
Zu Goree freie Weiße und Farbige	902.
Sklaven	4.362.
Geboren werden durchschnittlich	615
und es sterben	719.

Es findet also eine Verminderung Statt, welche sich auf 104 im Jahre beläuft, was wohl dem ungesunden Klima zuzuschreiben ist; der Verlust ersetzt sich übrigens durch jährliche Einwanderungen theils von Schwarzen, theils von Europäern.

An der Ostküste von Afrika im indischen Ozeane, und zwar nordöstlich von Madagaskar, liegt die kleine Insel Bourbon, unter dem 20 Grad, 51 Min. südlicher Breite, unter dem 53. Gr. 10 Min. östlicher Länge von Paris, (63 Grad, 10 Min. von Ferro). Die Insel ist bergig

und nach allen Richtungen zerrissen, die größten Höhen befinden sich im Mittelpunkte und steigen bis auf beinahe 10.000 Fuß. Stark vulkanisch, denn man findet überall Spuren erloschener, und noch mehre Krater thätiger Vulkane, besteht der Boden aus Asche, verwesten Pflanzen und Alluvionen und ist höchst fruchtbar. An mehren Stellen ist das Innere dieser Insel von so furchtbarem Ansehen, daß man in den Pirenäen und in der Schweiz nichts Aehnliches findet; es fehlt zwar der Schnee, indem die Gränze desselben mit 10.000 Fuß in dieser Breite bei Weitem noch nicht erreicht ist, doch alles Rauhe, alles Düstere, was eine wilde Natur durch Felsen, Abgründe, Wasserfälle und durch den gänzlichen Mangel an Vegetation hervorzubringen vermag, findet man hier. Der Krater des erloschenen Vulkans ist größer als irgend einer auf der ganzen Erde; das Gebiet dieses Berges nimmt mehr als die Hälfte der Oberfläche der Insel ein. Der zweite Vulkan, der noch in Thätigkeit ist, bildet in der Regel den Leuchtthurm, nach welchem die Schiffe ihren Lauf richten, indem selbst wenn er kein Feuer auswirft, seine Spitze doch 20 Meilen weit in die See gesehen werden kann, da sie immer mit einem leichten Schimmer umgeben ist, man möchte sagen fosforeszirt. Es scheint, als ob die Thätigkeit des Vulkans die Insel vor Erdbeben schütze, denn nur auf der Seite des erloschenen sind sie bemerklich, und gar nicht auf Seiten des noch thätigen Vulkans, eine Bemerkung, welche man schon in Italien gemacht hat, woselbst zur Zeit der Ausbrüche niemals Erdbeben stattfinden und wiederum, wenn sie erscheinen, der Ausbruch des Vulkanes sie sogleich aufhören macht.

Die Insel ist zu klein, als daß sie sehr bedeutende Thiere enthalten könnte; das größte unter den fleischfressenden ist ein Igel (Erinaceus ecaudatus), welcher überdieß erst seit ein paar Jahrzehnten eingeführt, und nicht einmal heimisch auf der Insel ist, man hofft durch ihn die Schlangen zu vertilgen, deren größter Feind er ist. Einheimisch scheint eine Ziege zu sein, welche viel Aehnlichkeit mit dem bei uns bekannten Hausthiere hat, und der Hase, welcher kleiner als der europäische und von längern Ohren ist; andre Angaben sagen, daß auch er von Afrika eingeführt sei. Die Hausthiere sind durchaus europäischen Ursprungs, mit Ausnahme der Pferde, welche man von Indien hieher gebracht hat. Zu einer Landplage werden Ratten, Feld- und Hausmäuse, welche in solcher Menge vorkommen, daß die Katzen noch nicht im Stande gewesen sind, sie zu überwältigen. Unter den Vögeln ist der schwarze Papagai interessant, der einzige unter einer ganzen zahlreichen Familie, der sich nicht durch glänzenden Federschmuck auszeichnet. Von großem Nutzen ist ein Vogel, den die Franzosen Martin nennen; er stellt den Insekten nach und befreit das Land von dieser Plage. Besonders schön ist das

Hausgeflügel, welches zum Theil von Frankreich, zum Theil von Indien und Persien eingeführt, in großer Mannigfaltigkeit vorhanden ist. Einige dieser Thiere, zum Hühnergeschlechte gehörig, haben die größte Aehnlichkeit mit den Fasanen, sowohl an Schönheit des Gefieders, als an Feinheit des Fleisches. Die Bäche und kleinen Flüsse sind sehr fischreich; Insekten in großer Menge vorhanden; die Bienen sind seit ungefähr 200 Jahren hiehergebracht; der Honig, den sie bereiten, sieht grün aus, und ist wegen seines lieblichen Geschmackes sehr geschätzt. Schadenbringend sind die Ameisen, die Termiten, welche außerordentliche Verwüstungen anrichten, nicht selten die ganze Aernte eines Pflanzers zerstören. Man sucht sie zu vertilgen, indem man den handbreiten Weg, den sie bahnen, verfolgt, um ihr Nest aufzusuchen, in dieses eine große Menge siedenden Wassers gießt und das ganze mit langen Stangen bis auf den Boden hinab umrührt, wodurch sich ein lehmigter Brei bildet, aus welchem die darin klebenden Insekten sich nicht befreien können. Man bedient sich ihrer aber auch um das Haus von andern schädlichen Thieren zu reinigen. Wenn sich eine Kolonie der Wohnung eines Pflanzers nähert, so verläßt er dieselbe mit seiner Familie und seiner Dienerschaft, und bezieht eine eilig erbaute Laubhütte. Was nun gegessen werden kann, das verzehren die gefräßigen Thiere und nach zwei Tagen haben sie reinen Tisch gemacht; man findet nicht das kleinste Brodkörnchen, kein Stäubchen Mehl, kein Oel, keine Seife, alles ist verschwunden, aber auch Wanzen und Flöhe, Skorpionen und Skolopendren, Ratten und Mäuse, was nicht floh, wurde verzehrt, kaum noch die Gerippe der kleinen vierfüßigen Thiere werden gefunden. An Seefischen und besonders an Muscheln, welche eßbar wären, ist die Insel nicht reich, und die Austern, welche man hier hat, kommen von der benachbarten Isle de France.

Die Vegetation ist nach dem Grade der Höhe der Insel, über dem Meere sehr verschieden, an den Seeufern herrscht das tropische Klima mit seiner nie aufhörenden Glut, auf den Berggipfeln geht das Thermometer während des Winters bis zum Nullpunkte herab, daher wachsen hier nur Gräser und Moose, welche Kälte ertragen können, und nur wenig Erde bedürfen, in den untern Gegenden aber wachsen alle Tropenpflanzen. Die trockne Jahreszeit dauert vom Mai bis zum November und scheint die Lebenskraft aller Pflanzen zu ertödten, man sieht nichts als verdorrtes Laub, zu Asche zerfallene Gräser, von der Sonnengluht halb verkohlte Stämme. Der erste Regen verändert urplötzlich das ganze Gemälde; die vertrockneten Samen saugen Saft ein, zersprengen ihre Hülle und keimen binnen 24 Stunden, die Erde bedeckt sich mit einem frischen Grün, die verschmachteten Pflanzen richten sich wieder auf, was nicht daran abgestorben ist, wird durch neue Triebe fortgestoßen, man

glaubt dem Wachsen der Pflanzen zusehen zu können. Ein in die Erde gestecktes Maiskorn ist binnen 4 Monaten vollkommen zur Reife gelangt, und so wie dasselbe geärntet ist, wird dieselbe Pflanze abermals ausgesäet und man gewinnt eine zweite Aernte dieser fruchtbarsten aller Cerealien, und zwar diese zweite in viel kürzerer Zeit, weil im Laufe des Wachsthumes die Regen aufhören, und die mächtig wirkende Sonne die Pflanze schneller reift. Es gibt mehre treffliche Holzgattungen, weißes Ebenholz, schwarzes Ebenholz, Guajakholz, Tekemanka, Gärberholz (welches außerordentlich reich an Gärbestoff ist und deßhalb, wie bei uns die Eichenrinde, verbraucht wird). Allein alles dieses ist nur in geringer Menge vorhanden, so daß es der Insel eigentlich an Brennmaterial fehlt, die Zweige von den Bäumen, mit deren Laub man das Vieh füttert, und das ausgepreßte Zuckerrohr, müssen, sowie Reis- und Maisstroh, das Fehlende ersetzen.

Wiesen kennt man dort nicht, sie sind, wie bekannt in den tropischen Klimaten nicht heimisch. Man füttert die Thiere mit den Blättern von verschiedenen Rohrgattungen und mit dem Laube von Bäumen, namentlich von dem schwarzen Holze. Unter den, vielleicht auf mehre 1000 steigenden Pflanzenspezies, werden zur Nahrung für die Menschen gebraucht 159, ausschließlich zur Nahrung für Thiere 56, für die Künste 5, für verschiedene Industriezweige sind anwendbar 86, medizinische Eigenschaften haben 191, Holz zum bauen, von Häusern und Schiffen, Maschinen ꝛc., liefern 41, als giftig sind erkannt 24. Genannt zu werden verdienen unter allen diesen der Baumwollen-, der Kaffeebaum, der Brodfrucht-, der Mangoustin-, der Zimmt-, der Muskatbaum, der Avogadobaum, der Kalebaßbaum, ferner auf den Höhen angepflanzt, der Aprikosen-, Erdbeer-, Birnen-, Mandel-, Pflaumen-, Kirsch-, Oel- und Theebaum, alsdann der Bergreis (welcher keinen Sumpf und keine Bewässerung braucht;) das Zuckerrohr, der Indigo, der Ingwer, die Kardemme, die Vanille, das Süßholz, die Quassia, die Koloquinten ꝛc.

Höchst wahrscheinlich ist das Mineralreich nicht von geringerer Wichtigkeit als das Pflanzenreich, doch hat man bis jetzt noch wenig andre als Bausteine, Basalt und mehre vulkanische Produkte gewonnen, Puzzolan-Erde kommt häufig vor, wird aber nicht gebraucht, indem man keine Wasserbauten anfängt. Muscheln sammelt man, um Kalk daraus zu brennen, auch bedient man sich der aus den Muschelbänken gewonnenen Steine.

Das eigentliche Hausvieh sind die schwarzen Sklaven; diese guten Menschen haben unglücklicherweise eine fast unbesiegbare Stärke, daher man sie auf jede mögliche Weise anspannt; sie müssen nicht allein den Acker, die Pflanzungen bestellen, sie werden auch als Lastthiere zum Trans-

port der Waaren nach den Schiffen, der Reisenden über die Gebirge und als Zugvieh zum Pflügen und Eggen gebraucht. Von 5 Uhr des Morgens bis 7 Uhr Abends dauert ihre Arbeitszeit, während dieser ist ihnen eine halbe Stunde zum Frühstück und eine ganze zum Mittage gegönnt. Die Nahrung, welche sie erhalten, besteht fast jeden Tag in Reis, ihre Kleidung ist äußerst bescheiden, sie haben nichts weiter als ein Stück Zeug um die Lenden geschlungen, müssen ohne Hut und ohne Strümpfe gehen, was beides sehr gefährlich ist, das eine wegen der Schlangen und Insekten, das andre wegen der glühenden Sonne. Die Sklaven, welche nicht sowohl als Vieh, sondern als Diener benutzt werden, führen ein besseres Leben, sie haben bessere Kost, und bessere Kleidungsstücke. Der Preiß eines Sklaven im Alter der höchsten Kraft ist 1.500 bis 2.000 Frk. Abschreckend ist das Bild eines Sklavenmarktes, welches man sich oft erneuern sieht, wenn ein Herr einer Plantage stirbt. Gewöhnlich befiehlt er in seinem Testamente; daß man seinen Lieblingssklaven freie Wahl über ihren künftigen Herrn lasse, die übrigen aber werden förmlich verauktionirt. Gesetze befehlen nun zwar, daß man Familienbande nicht zerreißen soll, daß namentlich Kinder unter 7 Jahren nicht von der Mutter getrennt werden dürfen, allein im letzten Falle erwächst das Kind plötzlich, wie die Söhne des Alkmäon und der Kaliroe in einer Nacht zu reifen Jahren. Das andere betreffend, so ignorirt man die Verbindung zweier Neger, weil sich kein Trauschein vorfindet, und dann giebt die Leidenschaftlichkeit dieser Menschen, welche meistens mit innigerer Liebe aneinander hängen als die Weißen, ein herzzerreißendes Schauspiel. Doch muß man zur Ehre der Franzosen sagen, daß der Herr, der die Frau gekauft hat, gewöhnlich auch ihren Mann kauft, oder umgekehrt. —

Die Insel **Bourbon** hat 97.500 Einwohner, davon sind Weiße 20.000.

Freie Farbige	7.500.
Indier zum Ackerbau angenommen	4.000.
Schwarze Sklaven	66.000.

Die Bevölkerung ist immerfort im Wachsen, sie betrug im Jahre 1767 — 27.576 und es waren zu jener Zeit gerade soviel schwarze Sklaven auf der Insel, als jetzt freie Weiße. Im Jahre 1788 hatte sich die Anzahl beinahe verdoppelt, sie betrug 56.016. Eine neue, beinahe völlige Verdoppelung fand im Jahre 1827 statt, wo die Zahl der Einwohner auf 88.581, gestiegen war, die oben angegebene Zahl von 97.000 gilt für das Jahr 1832, und jetzt soll sie bereits auf 106.000 gestiegen sein, wobei man bemerkt haben will, daß die Sklaverei abnimmt, das Miethen der Indier und Chinesen aber im Steigen begriffen ist.

Noch bleibt uns eine ehemals hochwichtige Kolonie zu betrachten übrig, die, welche die Franzosen in Indien hatten, und dem Namen nach auch noch besitzen, welche jedoch durch die Verrätherei der Engländer, die kein andres handeltreibendes Volk neben sich leiden können, beinahe der Vernichtung entgegengeführt worden ist; das ist Pondicheri, auf der Koromandelküste, der Halbinsel diesseits des Ganges, in dem eigentlichen Indien unfern Madras.

Das Land theilt alle Eigenschaften von Indien, hat alle Pflanzen und alle Thiere dieses reichen, von der Natur herrlich ausgestatteten Landes. Zu reich und zu großartig um hier beschrieben zu werden, muß man auf irgend ein Werk über Indien selbst verweisen, und kann nur anführen, daß, nachdem die Macht der französischen Besitzungen den Engländern im höchsten Grade gefährlich zu werden schien, sie auf alle mögliche Weise untergraben und endlich Pondicheri selbst zerstört war, die Franzosen erst im Jahre 1814 wieder in den Besitz ihres Antheils kamen, der ungefähr aus 30 □Meilen mit 130.000 Einwohnern besteht. Der Hauptort ist Pondicheri mit 45.000 Einwohnern, worunter nur 400 Europäer. Die Stadt hatte unter der frühern Regierung über 150.000 Einwohner. Es ist ein wichtiger Meereshafen, von welchem aus der französische Handel mit ganz Indien geleitet wurde. Eine zweite Niederlassung der Franzosen ist Karicä, sie zählt mit dem dazu gehörigen Gebiete 15.000 Einwohner. Eine dritte Niederlassung in der Provinz Orixa ist Janaon mit 18.000 Einwohnern, woselbst die vortrefflichste Leinwand aus Nesselgarn gemacht wird; von hier wandern die mehrsten Indier zur Arbeit nach der Insel Bourbon aus, doch lediglich in der Absicht, etwas zu verdienen, und dann zum heimatlichen Heerde zurückzukehren. Candernagour liegt schon in Bengalen, zählt 42.000 Einwohner, ist aber ganz ohne alle Wichtigkeit, weil es von den reichsten englischen Besitzungen umschlossen ist. Der Handel war sonst sehr bedeutend, auch noch jetzt ist er nicht soweit herunter, um gänzlich aufgegeben zu werden. Er verbreitet die Kunsterzeugnisse von Frankreich, so weit die Eifersucht der Engländer erlaubt, über die Inseln des indischen Ozeans, und führt die Produkte von Asien nach Frankreich.

Register

des fünften Bandes erste Abtheilung.

A.

Abbattis villa, 415.
Abbeville, Stdt. 415.
Adèch, Dep. 222.
Affriqne, Saint=, Stdt. 236.
Agen, Stdt. 515.
Agotac, 310.
Ajaccio, Stdt. 439.
Aigle, l' Stdt 396.
Aigues mortes, 277.
Ain, Dep. 85. 171.
Aisne, Dep. 84. 111.
Alais, Stdt. 221.
Albert, Höhle von, 412. 413.
Alby, Stdt. 241.
Alençon, Stdt. 395.
Allier, Dep. 86. 538.
Allonville, Eiche von, 405.
Alonga, 391.
Alpen, kottische, 28.
Alpen, niedere, Dep. 190.
Alpes hautes, Dep. 85.
Alpes maritimae, 5.
Altkirch, Stdt. 159.
Amand, Saint=, Stdt. 533.
Ambert, Stdt. 477.
Amiens, Stdt. 414.
Ancenis, 340. 348.
Andelys, les, Stdt. 400.
Angers, Stdt. 151.
Angouleme, Stdt. 528.
Annonay, Stdt. 226.
Aquitania prima, 6.
Aquitania secunda, 6.
Arcy sur Eure, 457.
Ardèche, Dep. 85.
Ardenner Wald, der, 30.
Ardennes, Dep. 84. 119.
Argentan, Stdt. 396.
Argentière, l' Stdt. 226.
Argonner Wald, der, 30.
Arles, Stdt. 200.
Arras, Stdt. 421.
Arriège, Dep. 85. 266.
Artois, 83.
Aube, Dep. 86. 452.
Aubusson, Stdt. 550.
Auch, Stdt. 256.
Aude, Dep. 85. 278.
Augusta Suessonum, 114.
Augusta Viromanduorum, 113.
Aurelianum, 103.
Aurillac, Stdt. 485.
Autun, Stdt. 467.
Auxerre, Stdt. 460.
Avallon, Stdt. 461.
Aveiron, Dep. 85. 231.
Avesnes, Stdt. 432.
Avignon, Stdt. 186.
Avranches, 392.
Aemilianum, 236.

B.

Bagnères, Stdt. 264.
Baiyeux, Stdt. 383.
Ballon de Sulz, 30.
Bangé, Stdt. 152.
Barbecieux, Stdt. 529.
Bar=le=Duc, Stdt. 128.
Barre, die, 403.
Barrèges, D. 263. 265.
Bar=sur=Aube, Stdt. 454.
Bar=sur=Seine, Stdt. 454.
Bastia, Stdt. 440.
Baume=les=Dames, Stdt. 165.
Bayonne, Stdt. 313.
Bazas, Stdt. 295.
Beare, 83.
Beaujolois, 83.
Beaulieu, 142.
Beaume, Stdt. 445.
Beaupréan, Stdt. 152.
Beauvais, Stdt., 108.
Beide Sèvres, Dep. 322.
Belfort, Stdt. 159.
Belgica prima, 7.
Belgica secunda, 7.
Bellac, Stdt. 555.
Belley, Stdt. 173.
Bergerac, Stdt. 506.
Berry, Kanal, von, 33.
Berthulasse, Ins. 186.
Besançon, Stdt. 164.
Béthune, Stdt. 422.
Béziers, Stdt. 214.
Biterra Septimanorum, 214.
Blanc, le, Stdt. 564.
Blanquefort, Ort, 285.
Blaye, Stdt. 295.
Blois, Stdt. 144.
Bordeaux, Stdt. 289.
Bouches du Rhone, Dep. 85.
Bouley, 509.
Boulogne, Stdt. 422.
Bourbonne=les Bains, 451.
Bourbon=Vendée, Stadt, 337.
Bourg, Stdt. 172.
Bourgeneuf, Stdt. 550.
Bourges, Stdt. 532.
Bourgogne, 83.
Bourgogne, Kanal von, 32.
Bouffac, Stdt. 550.
Brautkammer, die, Höhle, 23.
Brenne, la, 140.
Bressuire, Stdt. 328.
Brest, Stdt. 366.
Bretagne, 84.
Briare Kanal, 31.
Brie, 83.
Brieux, Saint, Stdt. 362.
Brignolles, Stdt. 209.
Brionne, Stdt. 401.

Brioude, Stdt. 491.
Britchut, Höhle, 28.
Briva, Stdt. 522.
Burdegala, 289.

C.

Caen, Stdt. 382.
Cagots, 49.
Cahors, Stdt. 511.
Caille, 28.
Calais, Saint, 147.
Calvados, Dep. 86. 318.
Cambrai, Stdt. 432.
Canigou, Berg, 272.
Cantal, Dep. 86. 478.
Carcassone, Stdt. 282.
Carentan, Stdt. 390.
Carnac, Stdt. 376.
Carpentras, Stdt. 188.
Cascarotac, 310.
Castelnaudary, Stdt. 283.
Castel-Sarrazin, Stdt. 253.
Castres, Stdt. 241.
Castres, Felsen von, 238.
Cavaux, Stdt. 242.
Cenabum, 103.
Centre, Kanal du, 32.
Ceret, Stdt. 277.
Cette, Stdt. 210.
Châlons sur Marne, Stdt. 122.
Châlon sur Saône, Stdt. 466.
Chamas, St. 195.
Chamont-Saint, 471.
Champagne, 83.
Champeigne, 140.
Charente, Dep. 86. 524.
Charent infer. Dep. 85. 315.
Charleville, Stdt. 121.
Charolles, Stdt. 468.
Chartres, Stdt. 106.
Chateaubriand, Stdt. 348.
Chateau-Chinon, Stdt. 537.
Chateaudun, 106. 107.
Chateau-Gontier, 149.
Chateau la fitte, Ort, 285.
Chateau margaux, Ort, 285.
Chateauroux, Stdt. 563.
Chateau Salins, Stdt. 134.
Chateau-Thierry 113.
Chatellerault, Stdt. 559.
Chatillon sur Seine, Stdt. 445.
Chatre, la, Stdt. 564.
Chaudes-Aigues, Stdt. 485.
Chaume, 339.
Chaumont, Stdt. 449.
Chennvari, Berg, 223.
Cher, Dep. 86. 530.
Cherbourg, Stdt. 390.
Chinon, Stdt. 141.
Chizerots, die 465.
Civray, Stdt. 559.
Claude, Saint, Stdt 171.
Clamecy, Stdt. 537.
Clermont, Stdt. 109. 476.
Cognac, Stdt. 529.
Commercy, Stdt. 129.
Compiegne, Stdt. 109.
Condate Portus, 295.
Condé sur Noireau, 381.
Condom, 257.
Confolens, Stdt. 529.
Constantia. 391.
Corberi, 28.
Cordouan, Leuchth. von 296.
Corrèze, Dep. 86. 518.
Corse, Dep. 86.
Corseul, 358.
Cosne, Stdt. 537.
Côte d'Or, Dep. 86. 441.
Cotentin, 390.
Cotes du Nord, Dep. 85. 387.
Coulommiers, Stdt. 117.
Coutances, Stdt. 391.
Cova d'en Pey, 28.
Crau, die. 193
Creno, See, 434.
Crest, Stdt. 177.
Creuse, Dep. 86. 544.
Crozat, Kanal von, 33.
Crozon, 365.

D.

Dauphiné, 83.
Dax, Stdt. 305.
Des Gers, Dep. 254.
Desirade, Ins. 566.
Des Maures, 28.
Dieppe, Stdt. 410.
Digne, Stdt. 191.
Dijon, Stdt. 444.
Dinan, Stdt. 362.
Dol, Ort, 353.
Dôle, Stdt. 170.
Domfront, Stdt. 396.
Dominikus-Höhle, 238.
Domremy-la-Pucelle, D. 139.
Dordogne, Dep. 86. 500.
Dordogne, die, Fl. 508.
Douai, Stdt. 431.
Doubs, Dep. 85, 162.
Doullens, Stdt. 416.
Douvres, Schlß. 378.
Draguignan, Stdt. 208.
Dreux, Stdt. 107.
Drone, Dep. 85. 176.
Dunkerque, Stdt. 431.
Dünkirchen, Stdt. 431.

E.

Elsaß, 84.
Embrun, Stdt. 182.
Epernay, Stdt. 123.
Epinal, Stdt. 138.
Ermenonville, D. 109.
Erqui, D. 358.
Escoublac, Flk. 339.
Espalion, Stdt. 236.
Essè D. 353.
Estese, Ort, 285.
Estrelle, 28.
Etampes, Stdt. 101.
Etangs, die, 194.
Etienne, Saint-, Stdt. 471.
Eure, Dep. 86. 397.
Eure und Loire, Dep. 84. 105.
Evreux, Stdt. 399.
Exideul, Stdt. 506.

F.

Falaise, Stdt. 383.
Fanum Martis, 358.
Fere-en-Tardenois, Stdt. 114.
Feurs, Stdt. 471.
Figeac, Stdt. 512.
Finistère, 364.
Finisterre, Dep. 86.
Florac, Stdt. 230.
Fluor-Saint, Stdt. 484.
Foix, Stdt. 270.
Fongères, 353. 354. 355.
Fontainebleau, Stdt. 117.
Fontenay, Stdt. 338.
Fontaine troublée, 266.
Fontestorbes, 266.
Franche-Comté, 84.
Frankreich, 3.

G.

Gaillac, Stdt. 242.
Gannat, Stdt. 543.
Gap, Stdt. 182.
Gard, Dep. 85. 216.
Garonne haut, Dep. 85.
Gascogne, 83.
Gatinois, 140.
Gaudens, Saint, 249.
Gave du Pau, 26.
Germain, St. en Loire, 100.
Germania prima, 7.

Gers, Dep. 85.
Gien, Stdt. 103.
Gimel, 518.
Gironde. Dep. 85. 284.
Girons, Saint, Stdt. 271.
Golfe du Lion, 39.
Gourdon, Stdt. 512.
Gourg, 509.
Grandeterre, Inſ. 568.
Grand Ventron, 30.
Graſſe, Stdt. 208.
Grau-d'Orgon, Inſel. 217.
Gravenne de Monpezat, 222.
Gray, Stdt. 161.
Grenoble, Stdt. 175.
Groß-Miquelon, Inſ. 565.
Groß-Trianon, Schl. 100.
Gaadeloupe, Inſ. 566.
Guéret, Stdt. 549.
Guernſey, 385.
Guienne, 83.
Guilhem, Saint-, D. 215.
Guingamp, Stdt. 363.

H.

Ham, Stdt. 417.
Haute Saonne, Dep. 160.
Havre de Grace, 409.
Hazebrouck, Stdt. 432.
Heas, Keſſel von, 27.
Herault, Dep. 85. 209.
Herbatilla, 338.
Herbiers, les, Stdt. 338.
Hochalpen, Dep. 178.
Hohe Pirenäen, 24.
Höhle von Rhodez, 231.
Hypolit Saint, Stdt. 165. 221.

I.

Jerſey, 385.
Ille, Kanal von, 33.
Ille und Vilaine, Dep. 85. 349.
Ina, See, 434.
Indre, Dep. 86. 560.
Indre und Loire, Dep. 84. 140.
Innien, St. Stdt. 555.
Joigny, Stdt. 461.
Jonzac. Stdt. 318.
Joſef, Saint, D. 210.
Iſère, Dep. 85. 174.
Isle de France, 83.
Iſſodun, Stdt. 564.
Isſoire, Stdt. 476.
Jura, Dep. 85. 166.
Juſſy, Stdt. 161.

K.

Kakunner, 49.
Kanal Briare, 31.
Kanal des Loing, 32
Kanal du Centre, 32.
Kanal du Midi, 32, 278.
Kanal Monſieur, 32.
Kanal von Berry, 33.
Kanal von Bourgogne, 32.
Kanal von Crozat, 33.
Kanal von Ille 33.
Kanal von Languedoc, 32.
Kanal von Nivernais, 33.
Kanal von Ouriq, 33.
Kanal von Rance, 33.
Kanal von St Quantin, 33.
Keſſel von Heas. 27.
Klein-Andelys, Stdt. 400.
Klein-Miquelon, Inſ. 565.
Klein Trianon, Schl. 100.
Kolmar, Stdt. 159.
Korroſiviſche Quelle 218.
Korſika, Dep. 433.
Kottiſche Alpen, 28.

L.

La Brenne, 140.
La Chatre, Stdt. 564.
La Flèche, Stdt. 147.
La Hogue, 390.
L'Aigle, Stdt. 396.
La Malgien, Fort, 207,
La Manche, Dep. 385.
La Meuse, Dep. 126.
Lamothe du Mirail, 296.
Landernau, Stdt. 370.
Lander, Dep. 85. 297.
Langres, Stdt. 449.
Languedoc, 83.
Languedoc, Kanal, von, 32.
Lanleff, Ort, 359.
Lannion, Stdt. 363.
Laon, Stdt. 112.
La Paliſſe, Stdt. 543.
La Porte du Rhône, 172.
La Réole, Stdt. 296.
L'Argentière, Stdt. 226.
La Rochelle, Stdt. 317.
Larochfeaucold, Höhle von, 525.
La ſeonde Aquitaine, 6.
La-Tour-du-Pin, Stdt. 175.
Latour, Ort, 285.
Laumontgebirg, 30.
Laval Stdt. 149.
Leberon, der, 29.
Le Blanc, Stdt. 564.
Lectoure, Stdt. 257.
Le Mans,, Stdt. 147.
Le Puy, Stdt. 490.
Les Andelys, Stdt. 400.
Lesbarre, Stdt. 295.
Les Herbiers, Stdt. 338.
Les Sables d'Olonne, 339.
Les Varennes, 140.
Le Véron, 140.
Lévézon, Berge von 231.
Libourne, Stdt. 295.
Lille, Stdt. 429.
Limoges, Stdt. 554.
Limour, Stdt. 283.
Liſieux, Stdt. 383.
Llo, Berg, 28.
Loches, Stdt. 142.
Lodève, Stdt. 216.
Loing, Kanal des, 32.
Loire, Dep. 85. 86. 469.
Loire, obere Dep. 487.
Loire, untere, Dep. 339.
Loiret, Dep. 84. 102.
Loir und Cher, Dep. 143.
L'Oiſe, Dep. 108.
Lombez, Stdt. 258.
Londéac, Stdt. 363.
Lons-le-Saulnier, Stdt. 170.
Lorient, Stdt. 375.
Lot, Dep. 86. 507.
Lot, der, Fl. 508.
Lot und Garonne, Dep. 86. 114.
Lotharingen, 84.
Loudun, Stdt. 559.
Louchans, Stdt. 468.
Loule de Heas, 27.
Louviers, Stdt. 400.
Lovi, 390.
Lozère, Dep. 85. 227.
Löwengolf, 39.
Luçon, Stdt. 337.
Lugdunensis prima, 6.
Lugdunensis quarta, 7.
Lugdunensis secunda, 7.
Lugdunensis tertia, 7.
Lüneville, Stdt. 135.
Lure, Stdt. 161.
Lyon, Stdt. 496.
Lyonnais, 83.

M.

Mâçon, Stdt. 466.
Maine und Loire, Dep. 85. 150.
Maladetta, Berg, 243.
Malgue, la Fort, 207.
Malmaiſon, Schl. 100.
Malo Saint, 355.
Mamers, Stdt. 147.
Manche, Dep. 86. 385.
Manleon, Stdt. 314.
Marboré, Thürme von, 26.

Mauritius, Island, 1847, 172, 1847 Blue, 172, 1847 Rose, 172, 1848 Rose, 172, 1859 Rose, 172, 1859 Blue, 172, 1859 Rose, 172, 1859 Blue, 172, Maximum Sheet, 172, Minimum Sheet, 172, Mexico, 1856, 173, 1856 Blue, 173, 1856 Rose, 173, 1856 Vermilion, 173, 1856 Brown, 173, 1856 Orange, 173, 1856 Yellow, 173, 1856 Green, 173, 1856 Blue, 173, 1856 Black, 173, 1856 Rose, 173, 1856 Vermilion, 173, 1856 Brown, 173, 1856 Orange, 173, 1856 Yellow, 173, 1856 Green, 173, 1856 Blue, 173, 1856 Black, 173, Minimum Sheet, 173, Modena, 1852, 174, 1852 Blue, 174, 1852 Rose, 174, 1852 Vermilion, 174, 1852 Brown, 174, 1852 Orange, 174, 1852 Yellow, 174, 1852 Green, 174, 1852 Blue, 174, 1852 Black, 174, 1852 Rose, 174, 1852 Vermilion, 174, 1852 Brown, 174, 1852 Orange, 174, 1852 Yellow, 174, 1852 Green, 174, 1852 Blue, 174, 1852 Black, 174, Minimum Sheet, 174, Naples, 1858, 175, 1858 Blue, 175, 1858 Rose, 175, 1858 Vermilion, 175, 1858 Brown, 175, 1858 Orange, 175, 1858 Yellow, 175, 1858 Green, 175, 1858 Blue, 175, 1858 Black, 175, 1858 Rose, 175, 1858 Vermilion, 175, 1858 Brown, 175, 1858 Orange, 175, 1858 Yellow, 175, 1858 Green, 175, 1858 Blue, 175, 1858 Black, 175, Minimum Sheet, 175, Nassau, 1860, 176, 1860 Blue, 176, 1860 Rose, 176, 1860 Vermilion, 176, 1860 Brown, 176, 1860 Orange, 176, 1860 Yellow, 176, 1860 Green, 176, 1860 Blue, 176, 1860 Black, 176, 1860 Rose, 176, 1860 Vermilion, 176, 1860 Brown, 176, 1860 Orange, 176, 1860 Yellow, 176, 1860 Green, 176, 1860 Blue, 176, 1860 Black, 176, Minimum Sheet, 176, Netherlands, 1852, 177, 1852 Blue, 177, 1852 Rose, 177, 1852 Vermilion, 177, 1852 Brown, 177, 1852 Orange, 177, 1852 Yellow, 177, 1852 Green, 177, 1852 Blue, 177, 1852 Black, 177, 1852 Rose, 177, 1852 Vermilion, 177, 1852 Brown, 177, 1852 Orange, 177, 1852 Yellow, 177, 1852 Green, 177, 1852 Blue, 177, 1852 Black, 177, Minimum Sheet, 177, New Brunswick, 178, 1851 Blue, 178, 1851 Rose, 178, 1851 Vermilion, 178, 1851 Brown, 178, 1851 Orange, 178, 1851 Yellow, 178, 1851 Green, 178, 1851 Blue, 178, 1851 Black, 178, 1851 Rose, 178, 1851 Vermilion, 178, 1851 Brown, 178, 1851 Orange, 178, 1851 Yellow, 178, 1851 Green, 178, 1851 Blue, 178, 1851 Black, 178, Minimum Sheet, 178, Newfoundland, 179, 1857 Blue, 179, 1857 Rose, 179, 1857 Vermilion, 179, 1857 Brown, 179, 1857 Orange, 179, 1857 Yellow, 179, 1857 Green, 179, 1857 Blue, 179, 1857 Black, 179, 1857 Rose, 179, 1857 Vermilion, 179, 1857 Brown, 179, 1857 Orange, 179, 1857 Yellow, 179, 1857 Green, 179, 1857 Blue, 179, 1857 Black, 179, Minimum Sheet, 179, New South Wales, 180, 1850 Blue, 180, 1850 Rose, 180, 1850 Vermilion, 180, 1850 Brown, 180, 1850 Orange, 180, 1850 Yellow, 180, 1850 Green, 180, 1850 Blue, 180, 1850 Black, 180, 1850 Rose, 180, 1850 Vermilion, 180, 1850 Brown, 180, 1850 Orange, 180, 1850 Yellow, 180, 1850 Green, 180, 1850 Blue, 180, 1850 Black, 180, Minimum Sheet, 180, New Zealand, 181, 1855 Blue, 181, 1855 Rose, 181, 1855 Vermilion, 181, 1855 Brown, 181, 1855 Orange, 181, 1855 Yellow, 181, 1855 Green, 181, 1855 Blue, 181, 1855 Black, 181, 1855 Rose, 181, 1855 Vermilion, 181, 1855 Brown, 181, 1855 Orange, 181, 1855 Yellow, 181, 1855 Green, 181, 1855 Blue, 181, 1855 Black, 181, Minimum Sheet, 181, Nicaragua, 182, 1862 Blue, 182, 1862 Rose, 182, 1862 Vermilion, 182, 1862 Brown, 182, 1862 Orange, 182, 1862 Yellow, 182, 1862 Green, 182, 1862 Blue, 182, 1862 Black, 182, 1862 Rose, 182, 1862 Vermilion, 182, 1862 Brown, 182, 1862 Orange, 182, 1862 Yellow, 182, 1862 Green, 182, 1862 Blue, 182, 1862 Black, 182, Minimum Sheet, 182, Norway, 183, 1855 Blue, 183, 1855 Rose, 183, 1855 Vermilion, 183, 1855 Brown, 183, 1855 Orange, 183, 1855 Yellow, 183, 1855 Green, 183, 1855 Blue, 183, 1855 Black, 183, 1855 Rose, 183, 1855 Vermilion, 183, 1855 Brown, 183, 1855 Orange, 183, 1855 Yellow, 183, 1855 Green, 183, 1855 Blue, 183, 1855 Black, 183, Minimum Sheet, 183, Nova Scotia, 184, 1851 Blue, 184, 1851 Rose, 184, 1851 Vermilion, 184, 1851 Brown, 184, 1851 Orange, 184, 1851 Yellow, 184, 1851 Green, 184, 1851 Blue, 184, 1851 Black, 184, 1851 Rose, 184, 1851 Vermilion, 184, 1851 Brown, 184, 1851 Orange, 184, 1851 Yellow, 184, 1851 Green, 184, 1851 Blue, 184, 1851 Black, 184, Minimum Sheet, 184, Oldenburg, 185, 1852 Blue, 185, 1852 Rose, 185, 1852 Vermilion, 185, 1852 Brown, 185, 1852 Orange, 185, 1852 Yellow, 185, 1852 Green, 185, 1852 Blue, 185, 1852 Black, 185, 1852 Rose, 185, 1852 Vermilion, 185, 1852 Brown, 185, 1852 Orange, 185, 1852 Yellow, 185, 1852 Green, 185, 1852 Blue, 185, 1852 Black, 185, Minimum Sheet, 185, Oregon, 186, 1851 Blue, 186, 1851 Rose, 186, 1851 Vermilion, 186, 1851 Brown, 186, 1851 Orange, 186, 1851 Yellow, 186, 1851 Green, 186, 1851 Blue, 186, 1851 Black, 186, 1851 Rose, 186, 1851 Vermilion, 186, 1851 Brown, 186, 1851 Orange, 186, 1851 Yellow, 186, 1851 Green, 186, 1851 Blue, 186, 1851 Black, 186, Minimum Sheet, 186, Parma, 187, 1852 Blue, 187, 1852 Rose, 187, 1852 Vermilion, 187, 1852 Brown, 187, 1852 Orange, 187, 1852 Yellow, 187, 1852 Green, 187, 1852 Blue, 187, 1852 Black, 187, 1852 Rose, 187, 1852 Vermilion, 187, 1852 Brown, 187, 1852 Orange, 187, 1852 Yellow, 187, 1852 Green, 187, 1852 Blue, 187, 1852 Black, 187, Minimum Sheet, 187, Peru, 188, 1858 Blue, 188, 1858 Rose, 188, 1858 Vermilion, 188, 1858 Brown, 188, 1858 Orange, 188, 1858 Yellow, 188, 1858 Green, 188, 1858 Blue, 188, 1858 Black, 188, 1858 Rose, 188, 1858 Vermilion, 188, 1858 Brown, 188, 1858 Orange, 188, 1858 Yellow, 188, 1858 Green, 188, 1858 Blue, 188, 1858 Black, 188, Minimum Sheet, 188, Portugal, 189, 1853 Blue, 189, 1853 Rose, 189, 1853 Vermilion, 189, 1853 Brown, 189, 1853 Orange, 189, 1853 Yellow, 189, 1853 Green, 189, 1853 Blue, 189, 1853 Black, 189, 1853 Rose, 189, 1853 Vermilion, 189, 1853 Brown, 189, 1853 Orange, 189, 1853 Yellow, 189, 1853 Green, 189, 1853 Blue, 189, 1853 Black, 189, Minimum Sheet, 189, Prussia, 190, 1850 Blue, 190, 1850 Rose, 190, 1850 Vermilion, 190, 1850 Brown, 190, 1850 Orange, 190, 1850 Yellow, 190, 1850 Green, 190, 1850 Blue, 190, 1850 Black, 190, 1850 Rose, 190, 1850 Vermilion, 190, 1850 Brown, 190, 1850 Orange, 190, 1850 Yellow, 190, 1850 Green, 190, 1850 Blue, 190, 1850 Black, 190, Minimum Sheet, 190, Prince Edward Island, 191, 1861 Blue, 191, 1861 Rose, 191, 1861 Vermilion, 191, 1861 Brown, 191, 1861 Orange, 191, 1861 Yellow, 191, 1861 Green, 191, 1861 Blue, 191, 1861 Black, 191, 1861 Rose, 191, 1861 Vermilion, 191, 1861 Brown, 191, 1861 Orange, 191, 1861 Yellow, 191, 1861 Green, 191, 1861 Blue, 191, 1861 Black, 191, Minimum Sheet, 191, Queensland, 192, 1860 Blue, 192, 1860 Rose, 192, 1860 Vermilion, 192, 1860 Brown, 192, 1860 Orange, 192, 1860 Yellow, 192, 1860 Green, 192, 1860 Blue, 192, 1860 Black, 192, 1860 Rose, 192, 1860 Vermilion, 192, 1860 Brown, 192, 1860 Orange, 192, 1860 Yellow, 192, 1860 Green, 192, 1860 Blue, 192, 1860 Black, 192, Minimum Sheet, 192, Reunion, 193, 1852 Blue, 193, 1852 Rose, 193, 1852 Vermilion, 193, 1852 Brown, 193, 1852 Orange, 193, 1852 Yellow, 193, 1852 Green, 193, 1852 Blue, 193, 1852 Black, 193, 1852 Rose, 193, 1852 Vermilion, 193, 1852 Brown, 193, 1852 Orange, 193, 1852 Yellow, 193, 1852 Green, 193, 1852 Blue, 193, 1852 Black, 193, Minimum Sheet, 193, Rhenish Prussia, 194, 1850 Blue, 194, 1850 Rose, 194, 1850 Vermilion, 194, 1850 Brown, 194, 1850 Orange, 194, 1850 Yellow, 194, 1850 Green, 194, 1850 Blue, 194, 1850 Black, 194, 1850 Rose, 194, 1850 Vermilion, 194, 1850 Brown, 194, 1850 Orange, 194, 1850 Yellow, 194, 1850 Green, 194, 1850 Blue, 194, 1850 Black, 194, Minimum Sheet, 194, Russia, 195, 1858 Blue, 195, 1858 Rose, 195, 1858 Vermilion, 195, 1858 Brown, 195, 1858 Orange, 195, 1858 Yellow, 195, 1858 Green, 195, 1858 Blue, 195, 1858 Black, 195, 1858 Rose, 195, 1858 Vermilion, 195, 1858 Brown, 195, 1858 Orange, 195, 1858 Yellow, 195, 1858 Green, 195, 1858 Blue, 195, 1858 Black, 195, Minimum Sheet, 195, Saxony, 196, 1850 Blue, 196, 1850 Rose, 196, 1850 Vermilion, 196, 1850 Brown, 196, 1850 Orange, 196, 1850 Yellow, 196, 1850 Green, 196, 1850 Blue, 196, 1850 Black, 196, 1850 Rose, 196, 1850 Vermilion, 196, 1850 Brown, 196, 1850 Orange, 196, 1850 Yellow, 196, 1850 Green, 196, 1850 Blue, 196, 1850 Black, 196, Minimum Sheet, 196, Sardinia, 197, 1851 Blue, 197, 1851 Rose, 197, 1851 Vermilion, 197, 1851 Brown, 197, 1851 Orange, 197, 1851 Yellow, 197, 1851 Green, 197, 1851 Blue, 197, 1851 Black, 197, 1851 Rose, 197, 1851 Vermilion, 197, 1851 Brown, 197, 1851 Orange, 197, 1851 Yellow, 197, 1851 Green, 197, 1851 Blue, 197, 1851 Black, 197, Minimum Sheet, 197, Sicily, 198, 1858 Blue, 198, 1858 Rose, 198, 1858 Vermilion, 198, 1858 Brown, 198, 1858 Orange, 198, 1858 Yellow, 198, 1858 Green, 198, 1858 Blue, 198, 1858 Black, 198, 1858 Rose, 198, 1858 Vermilion, 198, 1858 Brown, 198, 1858 Orange, 198, 1858 Yellow, 198, 1858 Green, 198, 1858 Blue, 198, 1858 Black, 198, Minimum Sheet, 198, Spain, 199, 1850 Blue, 199, 1850 Rose, 199, 1850 Vermilion, 199, 1850 Brown, 199, 1850 Orange, 199, 1850 Yellow, 199, 1850 Green, 199, 1850 Blue, 199, 1850 Black, 199, 1850 Rose, 199, 1850 Vermilion, 199, 1850 Brown, 199, 1850 Orange, 199, 1850 Yellow, 199, 1850 Green, 199, 1850 Blue, 199, 1850 Black, 199, Minimum Sheet, 199, Sweden, 200, 1855 Blue, 200, 1855 Rose, 200, 1855 Vermilion, 200, 1855 Brown, 200, 1855 Orange, 200, 1855 Yellow, 200, 1855 Green, 200, 1855 Blue, 200, 1855 Black, 200, 1855 Rose, 200, 1855 Vermilion, 200, 1855 Brown, 200, 1855 Orange, 200, 1855 Yellow, 200, 1855 Green, 200, 1855 Blue, 200, 1855 Black, 200, Minimum Sheet, 200, Switzerland, 201, 1854 Blue, 201, 1854 Rose, 201, 1854 Vermilion, 201, 1854 Brown, 201, 1854 Orange, 201, 1854 Yellow, 201, 1854 Green, 201, 1854 Blue, 201, 1854 Black, 201, 1854 Rose, 201, 1854 Vermilion, 201, 1854 Brown, 201, 1854 Orange, 201, 1854 Yellow, 201, 1854 Green, 201, 1854 Blue, 201, 1854 Black, 201, Minimum Sheet, 201, Tasmania, 202, 1853 Blue, 202, 1853 Rose, 202, 1853 Vermilion, 202, 1853 Brown, 202, 1853 Orange, 202, 1853 Yellow, 202, 1853 Green, 202, 1853 Blue, 202, 1853 Black, 202, 1853 Rose, 202, 1853 Vermilion, 202, 1853 Brown, 202, 1853 Orange, 202, 1853 Yellow, 202, 1853 Green, 202, 1853 Blue, 202, 1853 Black, 202, Minimum Sheet, 202, Tuscany, 203, 1851 Blue, 203, 1851 Rose, 203, 1851 Vermilion, 203, 1851 Brown, 203, 1851 Orange, 203, 1851 Yellow, 203, 1851 Green, 203, 1851 Blue, 203, 1851 Black, 203, 1851 Rose, 203, 1851 Vermilion, 203, 1851 Brown, 203, 1851 Orange, 203, 1851 Yellow, 203, 1851 Green, 203, 1851 Blue, 203, 1851 Black, 203, Minimum Sheet, 203, Two Sicilies, 204, 1858 Blue, 204, 1858 Rose, 204, 1858 Vermilion, 204, 1858 Brown, 204, 1858 Orange, 204, 1858 Yellow, 204, 1858 Green, 204, 1858 Blue, 204, 1858 Black, 204, 1858 Rose, 204, 1858 Vermilion, 204, 1858 Brown, 204, 1858 Orange, 204, 1858 Yellow, 204, 1858 Green, 204, 1858 Blue, 204, 1858 Black, 204, Minimum Sheet, 204, United States, 205, 1851 Blue, 205, 1851 Rose, 205, 1851 Vermilion, 205, 1851 Brown, 205, 1851 Orange, 205, 1851 Yellow, 205, 1851 Green, 205, 1851 Blue, 205, 1851 Black, 205, 1851 Rose, 205, 1851 Vermilion, 205, 1851 Brown, 205, 1851 Orange, 205, 1851 Yellow, 205, 1851 Green, 205, 1851 Blue, 205, 1851 Black, 205, Minimum Sheet, 205, Venezuela, 206, 1859 Blue, 206, 1859 Rose, 206, 1859 Vermilion, 206, 1859 Brown, 206, 1859 Orange, 206, 1859 Yellow, 206, 1859 Green, 206, 1859 Blue, 206, 1859 Black, 206, 1859 Rose, 206, 1859 Vermilion, 206, 1859 Brown, 206, 1859 Orange, 206, 1859 Yellow, 206, 1859 Green, 206, 1859 Blue, 206, 1859 Black, 206, Minimum Sheet, 206, Victoria, 207, 1851 Blue, 207, 1851 Rose, 207, 1851 Vermilion, 207, 1851 Brown, 207, 1851 Orange, 207, 1851 Yellow, 207, 1851 Green, 207, 1851 Blue, 207, 1851 Black, 207, 1851 Rose, 207, 1851 Vermilion, 207, 1851 Brown, 207, 1851 Orange, 207, 1851 Yellow, 207, 1851 Green, 207, 1851 Blue, 207, 1851 Black, 207, Minimum Sheet, 207, Wurtemberg, 208, 1851 Blue, 208, 1851 Rose, 208, 1851 Vermilion, 208, 1851 Brown, 208, 1851 Orange, 208, 1851 Yellow, 208, 1851 Green, 208, 1851 Blue, 208, 1851 Black, 208, 1851 Rose, 208, 1851 Vermilion, 208, 1851 Brown, 208, 1851 Orange, 208, 1851 Yellow, 208, 1851 Green, 208, 1851 Blue, 208, 1851 Black, 208, Minimum Sheet, 208.

Première Lyonnaise, 6.
Privas, Stdt. 225.
Provence, 83.
Provins, Stdt. 118.
Puy de Dome, Dep. 86. 473.
Puyle, Stdt. 490.

Q.

Quarré les Tombes, 462.
Quelle korrosivische, 218.
Quintin St. Kanal von, 33.
Quimper, Stdt. 370.
Quimperlé, Stdt. 371.

R.

Raffec, Stdt. 529.
Rambouillet, Stdt, 101.
Rance, Kanal von, 33.
Ré, 321.
Redom, Stdt. 356.
Reims. Stdt. 123.
Remiremont, Stdt, 138.
Rennes, Stdt. 354.
Réole, la, Stdt. 296.
Rethel, Stdt. 120.
Rheginea, 358.
Rhin bas, Dep. 85.
Rhin haut, 85.
Rhonegebirg, 29.
Rhodez, Stdt. 235.
Rhodez, Höhle von, 231.
Riberac, Stdt. 506.
Richelieu, D. 142.
Riesenstraße, die, 223.
Riom, Stdt. 476.
Roanne, Stdt. 472.
Rochefort, Stdt. 318.
Rochelle, la, Stdt. 317.
Roche-sur-Jon, 337.
Roche-sur-Yon, 337.
Roi-Amadour, Stdt. 513.
Rolandspforte, die 26.
Romans, Stdt. 177.
Romorantin, Stdt. 144.
Rone, Dep. 86, 492.
Rone Mündungen, Dep. 192.
Roscoff, 364. 365.
Raulmenil, 138.
Rouen, Stdt. 406.

S.

Sables, les d'Olone, 339.
Saint-Affrique, Stdt. 236.
Saint-Amaud, Stdt. 533.
Saint Breiur, Stdt. 362.
Saint Calais, Stdt. 147.
Saint-Chamont, Stdt. 471.
Saint Claude, Stdt. 171.
Saintes, Stdt. 320.
Saint-Etienne, Stdt. 471.
Saint-Felix-de-Palière, 218.
Saint-Flour, Stdt. 484.
Saint Gaudens, 249.
Saint, Girons, Stdt. 271.
Saint-Guilhem, D. 215.
Saint Hypolit, Stdt. 165. 221.
Saint Jean d'Angely, Stdt. 318.
Saint Josef, D. 210.
Saint Lô; Stdt. 390.
Saint Marcellin, Stdt. 175.
Saint Menehould, Stdt. 124.
Saint Malo, 355.
Saint Omer, Stdt. 423
Saint Pol, Stdt. 424.
Saint-Pons-de-Tanières, Stdt. 215.
Saint-Quentin, Stdt. 113.
Saint Sevre, Stdt. 306.
Saint Valery, Stdt. 411.
Saint-Yrinir, Stdt. 555.
Salces, Schlß. 277.
Samarobriva, Stdt. 113.
St. Chamas, 195.
St. Cloud, Ort, 101.
St. Germain en Laie, 100.
St. Innien, Stdt. 555.
St. Martin de Crau, D. 193.
St. Pierre, 116. 565.
Saonne, haut, Dep., 85. 160.
Saonne und Loire, Dep. 86. 463.
Sarlat, Stdt. 506.
Sarrebourg, Stdt. 135.
Sarreguemines, Stdt. 132.
Sarthe, Dep. 84. 145.
Saucerie, Stdt 533.
Saumane, Schl. 184.
Saunuer, Stdt. 152.
Saverne, 156. 484.
Schelstadt, 157.
Seculejo, See von, 244.
Sedan, Stdt. 121.
Seealpen, 28.
Seelis, Sdt. 109.
See von Seculejo, 244.
Segodunum, 235.
Segré. Stdt. 152.
Seine, Dep. 84. 86. 87.
Seine und Marne, Dep. 84. 115.
Seine und Oise, Dep. 84. 99.
Semur, Stdt. 445.
Sens, Stdt. 461.
Sever, Saint, 306.
Sèvres, 85. 101. 322.
Siracto, 28.
Sisteron, Stdt. 191.
Soissons, Stdt. 114.
Soligneus, 393.
Somme, Dep. 86. 412.
Straßburg, 156.

T.

Tain, Flk. 225.
Tarascon, Sdt. 200.
Tarbes, St. 263.
Tarn, Dep. 85. 337.
Tarn und Garonne, Dep. 85. 250.
Thiers, Stdt. 477.
Thionville, Stdt. 132.
Tonnerre, Stdt. 462.
Toul, Stdt. 134.
Toulon, Stdt. 205.
Toulouse, Stdt. 247.
Tournon, Stdt. 225.
Tours, Stdt. 141.
Treignac, 519.
Trevaux, Stdt. 173.
Trianon, 100.
Troumousse, Berg von, 27.
Troyes, Stdt. 453.
Tulle, Stdt. 522.

U.

Untere Loire, Dep. 339.
Ussel, Stdt. 523.
Uzerche. Stdt. 522.
Uzés, Stdt. 221.

V.

Valence, Stdt. 177.
Valenciennes, Stdt. 432.
Valery Saint, Stdt. 411.
Vallon, Höhle von, 224.
Valognes, 391.
Vannes, Stdt. 375.
Var, Dep. 85. 201.
Varennes, les, 140.
Vassy, Stdt. 451.
Vaucluse, Dep. 183.
Venasques, Pic de-, 243.
Vendée, Dep. 85. 329.
Vendôme, Stdt. 145.
Vennoise, 6.
Vent-du-Passe, 267.
Verdun. Stdt. 129.
Vernay, Stdt. 400.
Verneuil. Stdt. 399.
Veron, le, 140.

Digitized by Google

Verſailles, Stdt. 99.
Veſſoul, Stdt. 161.
Vienne, Dep. 86. 556.
Vienne, Ober=, Dep. 551.
Vienne, Stdt. 175.
Viennenſis, 6.
Vieux, D. 382.
Ville=Franche, Stdt. 236. 249. 499.
Villeneuve = d'Agen, Stdt. 517.
Vire, Stdt. 384.
Vitoire, 379.
Vitry, Stdt. 125.
Vitry en Perthois, 125.
Vitry=le=Brulé, 125.
Vitry le Francais, 125.
Vogeſen, Dep. 136.
Voiron, Stdt. 175.
Vosges, Dep. 84.
Vouziers, Stdt. 121.

W.

Wald, ardenner, 30.
Wald, argonner, 30.
Weißenburg, Stdt. 157.

Y.

Yonne, Dep. 86. 456.
Yrieix, Saint, Stdt. 555.
Yvetot, Stdt. 411

Z.

Zabern, Stdt. 157.

Inhalt
des
fünften Bandes
erste
Abtheilung.

I.

		Seite.
Das Königreich Frankreich		1.
Geschichtliche Einleitung		3. — 21.
Allgemeine Beschaffenheit des Landes		22. — 36.
Klima und Producte von Frankreich		37. — 46.
Bevölkerung		46. — 52.
Religion		52. — 54.
Wissenschaftliche Kultur		54. — 61.
Staatsverfassung		61. — 64.
Volkskarakter		65. — 66.
Industrie		66. — 72.
Handel		72. — 75.
Seemacht		75. — 80.
Eintheilung des französischen Reiches und Topografie.		81.
1. Departement	der Seine	87.
2. — —	der Seine und Oise	99.
3. — —	Loiret	101.
4. — —	Eure und Loire	105.
5. — —	de l'Oise	108.
6. — —	Aisne	111.
7. — —	Seine et Marne	115.
8. — —	der Ardennen	119.
9. — —	der Marne	122.
10. — —	de la Meuse (Maas)	126.
11. Mosel-Departement		130.
12. Departement	de la Meurthe	133.
13. — —	der Vogesen	136.
14. — —	der Indre und Loire	140.
15. — —	des Loir und Cher	143.
16. — —	der Sarthe	145.
17. — —	Mayen	148.
18. — —	der Maine und Loir	150.
19. — —	du bas Rhin (Nieder-Rein)	153.
20. — —	Ober-Rein	158.
21. — —	der Haut-Saone	160.
22. — —	des Doubs	162.
23. — —	des Jura	166.
24. — —	des Ain	171.
25. — —	der Isère	174.
26. — —	der Drôme	176.
27. — —	der Hochalpen	178.
28. — —	Vaucluse	183.
29. — —	der niedern Alpen	190.
30. — —	der Rone-Mündungen	192.
31. — —	Var	201.
32. — —	des Herault	109.

		Seite.
33.	Departement des Gard	216.
34.	— — der Ardèche	222.
35.	— — Logère	227.
36.	— — Aveyron	231.
37.	— — Tarn	237.
38.	— — Obergaronne . . .	243.
39.	— — des Tarn u. der Garonne.	250.
40.	— — des Gers	254.
41.	— — der obern Pirenäen .	259.
42.	— — Ariège	266.
43.	— — der östlichen Pirenäen.	272.
44.	— — Aude	278.
45.	— — der Gironde	284.
46.	— — der Haiden (des Landes.)	298.
47.	— — der niedern Pirenäen .	307.
48.	— — der Charente (Unter=).	315.
49.	— — der beiden Sèvres .	322.
50.	— — der Vendèe	329.
51.	— — der untern Loire . .	339.
52.	— — der Ille und Vilaine .	349.
53.	— — des Côtes du Nord (Nord=küsten)	357.
54.	— — Finistère	364.
55.	— — Morbihan	371.
56.	— — von Calvades . . .	378.
57.	— — de la Manche . . .	385.
58.	— — der Orne	393.
59.	— — der Eure	397.
60.	— — der niedern Seine . .	402.
61.	— — der Seine	412.
62.	— — Pas de Calais . . .	418.
63.	— — du Nord	424.
64.	— — Korsika	433.
65.	— — Côte d'Or	441.
66	— — der oberen Marne . .	446.
67.	— — der Aube	452.
68.	— — der Yonne	456.
69.	— — der Saone und Loire.	463.
70.	— — der Loire	469.
71.	— — des Puy de Dôme .	473.
72.	— — des Cantale	478.
73.	— — der obern Loire . .	487.
74.	— — der Rone	492.
75.	— — der Dorgogne . . .	500.
76.	— — des Lot	507.
77.	— — des Lot u. der Garonne.	514.
78.	— — Corrèze	518.
79.	— — der Charente . . .	524.
80.	— — des Cher	530.
81.	— — der Nièvre	534.
82.	— — der Allière	538.
83.	— — der Creuse	544.
84.	— — der Ober=Vienne . .	551.
85.	— — der Vienne	556.
86.	— — Des Indre	560.
Kolonien Frankreichs außer Europa . .		565.
Register		1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google